Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Herausgegeben von Friedrich Muckermann, S. J.

Inhaltsverzeichnis

1926 / 1927

*

21. Jahrgang

Verlag und Druck von Fredebeul & Koenen, Essen

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Auferstehungsgedanken. Von Josef Hachmann / Das Kind. Novelle von Jörg Breuer / Der Jäger aus Kurpfalz. Novelle von J. St. Schmitt / Dankbarer ich! Gedicht von H. F. Christians / Die Wetterhexe. Skizze von Sophie Habersack / Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit. Versuch einer Übersicht und Wertung. Von Dr. Ernst Alker / Heideblume. Gedicht von H. B–l / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Sieben Vögel. Gedicht von Heinrich Suso Waldeck / Die österlichen Mysterien. Von Gottfried Hasenkamp / Für Maria, Heute war nichts mein. Gedichte von Heinrich Suso Waldeck / Neue Romane. Von Dr. P. H. Keulers / Dämmerungen um Gott. Gedicht von Kurt Erich Rotter / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / „Die Antlitzgedichte" von Heinrich Suso Waldeck. Von Hermann Preindl, München / Stimmen des Auslandes. Von Charlotte Demmig / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: Peter Paul Rubens: Der ungläubige Thomas

21. Jahrgang **Heft 7** April 1927

Frederebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

AP4
.G74
v.21
no.7-12
INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Wertvolle Werke

aus dem Verlage

Fredebeul & Koenen

Essen (Ruhr)

Rheinische Legenden.
Mit Einbandzeichnungen und Buchschmuck von Hildegard Domizlaff. Herausgegeben von Adam Cüppers. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Preis 8.— Mk.

Wie's daheim war.
Geschichten aus meinem Jugendland von Schrönghamer-Heimdal. 250 S. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Ganzleinenband 5.50 Mk.

Das heimliche Hochwetter.
Eine Tiroler Erzählung von Hans Schrott-Fiechtl. Ganzleinenband. Auf weißem Büttenpapier gedruckt. Preis geb. 4.50 Mk.

Das Abenteurerbuch.
Von Will Kleinmann. 130 S. Oktav. Auf blütenweißem, völlig holzfreiem Papier, in Ganzleinen gebunden. Preis geb. 3.50 Mk., steif geheftet 2.— Mk.

Die Gotteswiese.
Von Peter Bauer. Legenden aus der Natur. In Ganzleinen geb. 1.50 Mk.

Bauers Erstlingsbuch „Die Gotteswiese" ist vielleicht das Schönste, was uns die katholische Literatur seit den glücklichen Tagen der Romantik geschenkt hat. Aus diesem innigen Legendenbuche spricht die Stimme eines echten Dichters von naivem Empfinden und sprachlicher Gewalt.
Dr. M. Fischer im Liter. Echo, Berlin.

Sibylle

Roman von Anna Freiin von Krane

Preis 5.— Mk.

Dieser hervorragende Erstlingsroman Anna von Kranes schildert den Werdegang eines begabten Malers und seine krausen Schicksale. Unter dem Einfluß eines dämonischen Weibes und seines eigenen Leichtsinns geht es mit seiner Künstlerschaft bergab, bis Sibylle, die von ihm verlassene ehemalige Braut, die in der Pflege der Kranken und Gebresten eine Lebensaufgabe gefunden, sich seiner annimmt und sein Künstlertum richtunggebend beeinflußt. Das von einer starken Leidenschaftlichkeit getragene Buch, das uns einen tiefen Einblick in das Gemüts- und Seelenleben der Menschen tun läßt, besitzt einen hohen literarischen Wert und wird noch nach Jahrzehnten reifen Lesern einen vollen Genuß gewähren.
Niederrhein. Volkszeitung.

*

Fredebeul & Koenen / Essen

Gabriele von Frentz-Gemmingen

Die selige Louise von Marillac

Mitstifterin der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul. 141 S., in Leinen geb. Mk. 3.— Mk.

*

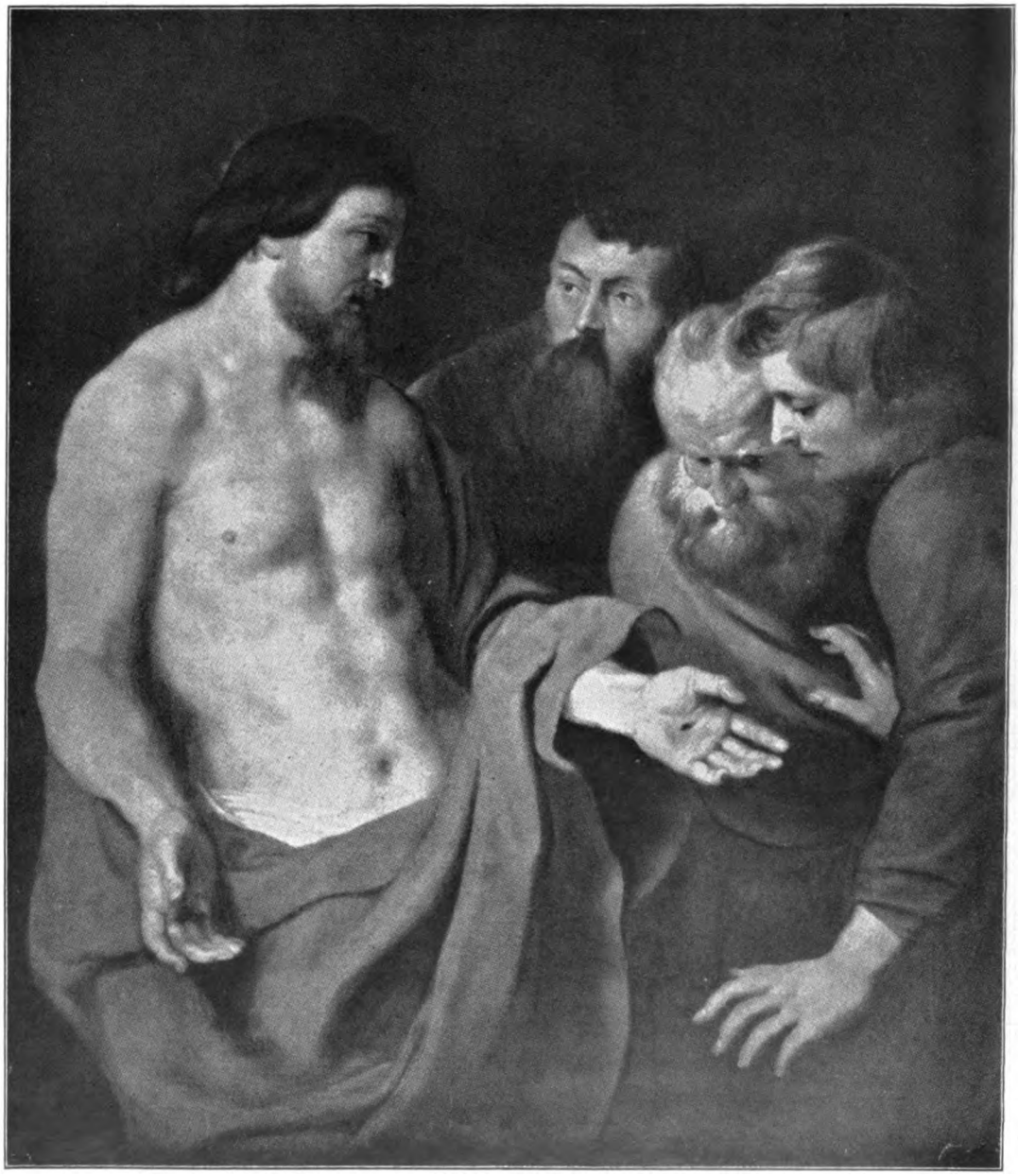
Aus dem Inhalt:

Vorwort der Übersetzerin. 1. Kapitel: Vinzenz von Paul. 2. Kapitel: Äußeres Glück und innere Leiden. 3. Kapitel: Heiliger Witwenstand. 4. Kapitel: Die Vereine von der christlichen Liebe. 5. Kapitel: Die Pest ist da. 6. Kapitel: Kreuzeslohn. 7. Kapitel: Die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern. 8. Kapitel: Das erste Schwesternhaus in La Chapelle. 9. Kapitel: In Angers. 10. Kapitel: Die ersten Gelübde. 11. Kapitel: Gefahrvolle Wege. Kriegsnot. 12. Kapitel: Päpstliche Bestätigung der Vinzentinerinnen. Es war unsere Absicht, einem deutschen Leserkreis das erbauliche Leben Louise von Marillacs vor einigen Jahren schon vorzulegen, durch Ungunst der Verhältnisse an der Ruhr wird der Druck erst jetzt ermöglicht.

Fredebeul & Koenen, Essen

Digitized by Google

Digitized by Google



Der ungläubige Thomas / Von Peter Paul Rubens

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 7 Essen, im April 1927

Auferstehungsgedanken

Von Josef Hachmann

Es ist wieder Frühling geworden. Wieder raunt es in allen Sträuchern und Bäumen, wieder flüstert es auf Wiesen, in Gärten und Feldern, als sei eine schlafende Sehnsucht wachgerüttelt und recke verlangend ihre Arme der Erfüllung entgegen. Und ein neues Hoffen springt von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast, hüpft von einem Grashalm zum andern, liegt wie ein verheißendes Lächeln über der schweren Ackerscholle.

Es ist wieder Frühling: Hoffnung geht um — auch bei den Menschen, auch bei den Menschen unserer Zeit, unserer gramgebeugten, hart geprüften Zeit.

Man spricht nicht viel davon, ein jeder trägt diese Hoffnung in seinem Herzen wie ein Kleinod, das nicht mit der Luft der Zeit in Berührung kommen darf, wenn es nicht verwehen soll — wie flüchtiger Rauch. Denn sie ist „nicht von dieser Welt . . .". Für den Menschen trägt die Frühlingsverheißung die Note der Ewigkeit, muß sie tragen . . . Denn niemals sonst würde eines Menschen Seele einer Hoffnung Heimat geben. Mit wahrhaft königlichem Zorne würde sie jede auf ein zeitbegrenztes Glück hinweisende Hoffnung zerdrücken — wie eine Seifenblase. Denn ihre letzte Sehnsucht will Unsterblichkeit. Keine zage Bitte ist diese Sehnsucht, sondern eine herrische Forderung. Gebieterisch verlangt die Seele ihr Recht, das ihr auf Grund ihrer Natur zukommt. Nicht ein Jota darf sie aufgeben von diesem ihrem königlichen Recht, wenn nicht ihr ganzes Sein zu einer banalen Lächerlichkeit zusammenstürzen soll. Denn nicht nur ihr Jenseits, sondern auch ihr Diesseits wäre mit dem Verzicht auf diese Forderung verspielt. „. . . . nicht das ist die größte Qual des Atheisten, daß er dereinst in die schwarze Grube des Nichts sinken muß, weil er seinen Jenseitsglauben verloren hat, sondern daß er sich auch das Diesseits vergiftet und abgetötet, weil mit dem Jenseits auch das Diesseits verlorengeht (trotz Nietzsches gewaltigem Diesseitsversuch, trotz der kleineren Diesseitsversuche der dogmatischen Kommunisten und demokratischen Evolutionäre)[1]."

So überschreitet jedes Menschen Hoffnung natur- und wesensnotwendig die irdischen Grenzen und weist hinüber in das Land der Ewigkeit. Der Ausklang ihres Liedes aber heißt: Auferstehung.

Das ist die letzte Entschleierung des glücklichen Geheimnisses, welches die Früh-

[1] *Max Mohr* im *„Ostwart-Jahrbuch"* (Verlag des Bühnenvolksbundes, 1926).

Digitized by Google

lingsmenschen mit sich tragen. Sie sprechen nicht viel davon, aber man sieht es am Glanz ihrer Augen, und man hört es am Klang ihrer Stimme, wenn sie zueinander „Bruder" sagen. „Es wird noch einmal alles gut werden", liegt in der Betonung, und ein Gefühl der Gemeinsamkeit schwingt in der Musik dieses Wortes, das Gefühl einer christlichen Bruderschaft, einer gemeinsamen Bestimmung, einer gemeinsamen Hoffnung auf Auferstehung.

Mehr als sonst hat die Gegenwart ein Verlangen nach dem Worte „Bruder". Das ist merkwürdig in einer Zeit der Technik und des Sports, merkwürdig in der Zeit eines Weltkrieges. Und doch war es gerade der Weltkrieg, der mit seinem unerklärlichen Dasein im Kulturzeitalter eines zwanzigsten Jahrhunderts die Menschen zusammenführte in dem gemeinsamen Gefühl einer schauerlichen Ehrfurcht vor einer höheren Macht, die göttlich—unbekümmert um menschliche Diplomatie und Berechnung die Fäden der Welt- und Menschheitsgeschichte in ihrer Hand hält. Und rührend ist es, daß gerade nach dem Kriege, in dem der Mensch mit der Waffe gegen den Menschen stand, das solange zurückgedämpfte und verschüttete Wort „Bruder" mit Gewalt sich auf die Lippen drängte und hervorquoll wie eine blutige Träne. Es klang wie ein „Verzeihe mir", und wenn ein rätselhaftes Warum erwachen wollte, wurde es abermals verdrängt durch das Wörtlein „Bruder", und diesmal war es, als wenn zwei Menschen sich die Hände reichen im Bewußtsein einer gemeinsamen Schuld.

Aber dieses Bewußtsein war für den Stolz eines zwanzigsten Jahrhunderts auf die Dauer unerträglich. Man suchte es abzuwälzen von dem Menschen. Man legte die Schuld auf den Tisch der Wissenschaften, beschnitt und übertünchte sie so lange, bis von ihr nur noch eine Ursache übrigblieb. Und unsere Dichter nahmen sie in ihre heißen Hände und leuchteten hinein in die Heimat der „Entrechteten", der „Eingeengten", in „Die Tiefen der Seele", und betteten die Schuld in das Mysterium des Weltgeschehens.

Aber dieses vollkommene Ausgeliefertsein des freien Menschenwillens konnte und durfte nicht genügen. Es mußte irgendwie die passive Resignation in die Aktivität des Positiven gerettet werden. Und so stürzte man sich mit wahrem Ungestüm auf das Wort des heiligen Augustinus: Felix culpa. Man berauscht sich geradezu an diesem Wort. Das „felix" wird künstlich so grell beleuchtet, daß die „culpa" kaum mehr sichtbar ist[1]. Aber durch die künstliche Helle zieht sich schwarz und schwer der massive Schatten eines Balkens. Wie ein ernstes Fragezeichen steht er da und fordert Antwort. Geschickt von dem Fuße des Kreuzes, von ihm, der dort oben verblaßte, der dort oben festgenagelt wurde von der — Schuld. Er kann und will sich nicht zufriedengeben mit der Gegenwartslösung des Schuldproblems und fordert Antwort auf die Frage: warum denn mußte ich sterben?

Man hatte ihn ganz vergessen — den Einsamen auf Golgatha. Man hatte ihn vergessen vor lauter Bemühungen, den Menschen zu entschuldigen. Man hatte ihn vergessen aus lauter Mitleid mit sich selbst und seinen Mitmenschen. Man wollte ihn vergessen im Übereifer für die Klasse der Entrechteten: „Gott ist tot. Der Mensch lebt. Der blut- und fleischgewordene Erlösungsgedanke ist der revolutionäre Klassenkampf . . .[2]".

In grausamer Tragik stellt sich hier das Wort vom Bruder und das Mitleid mit ihm

[1] Vgl. auch *Fr. W. Foerster:* „. . . die Reue ist mindestens ebenso ‚felix' wie die ‚culpa' . . ." („*Religion und Charakterbildung*", Rotapfel-Verlag, Zürich-Leipzig.)

[2] *Johannes R. Becher* im „*Ostwart-Jahrbuch*".

Digitized by Google

zwischen Schuld und Sühne. Trennend steht hier zwischen Gott und Mensch der Mensch. Die „Humanität", bis zur Grimasse verzerrt, wehrt dem Geschöpf den Zugang zu seinem Schöpfer. Die Liebe des Menschen zu dem Menschen ist zur Groteske geworden und klagt die göttliche Liebe an, daß sie es sei, die dem Menschen den Weg zu dem Menschen versperrte:

„So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es hinein in unsre Zeit,
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit."

(Th. Storm)

Es weht ein schauerlich-tiefes Geheimnis um das Wörtlein Bruder. Man sollte sich hüten, es zu dem Parteiwort eines „Genossen" zu degradieren, wie man sich hüten sollte, es mit einem allzu harten völkischen Panzer zu umgeben.

Es weht ein schauerlich-tiefes Geheimnis um das Wörtlein Bruder, aber nur dann birgt es jene Urweisheit, jene Urkraft in sich, wenn es durchleuchtet wird von dem göttlichen Strahl des Christentums. Dann hat es die Kraft, das persönliche kleine Leid versinken zu lassen in das größere Leid einer Gemeinschaft, in das größere Leid eines Volkes, in das Leid Europas, in das Leid der Menschheit. Und nur dann hat es die Kraft, das große gemeinsame Menschenleid wiederum unterzutauchen in das größere göttliche Leid, um mit dieser Golgatha-Erhöhung zugleich das Mysterium einer Läuterung und Erlösung von allem Leid zu erleben.

„. . . ich halte es für unsere Aufgabe, unterzugehen, nicht Werke und Worte hinzustellen, in denen wir einen Rest der sterbenden Kultur zu retten suchen." Das ist die Antwort, die *Hermann Hesse* dem Herausgeber des *„Ostwart-Jahrbuches"* auf die Frage nach einer christlichen Dichtung zu geben hat. Das Wort vom „Untergang des Abendlandes" ist heute nicht nur zum Schlagwort geworden, sondern fast zu einem gangbaren schlechten Witz, der mit dem Galgenhumor eines zum Tode Verurteilten verzweifelt viel Ähnlichkeit hat. Oder ist es etwas anderes, wenn man einem Volke seinen *Untergang* als seine *Aufgabe* bezeichnet? Schon lange vor Hermann Hesse sprach ein deutscher Dichter ein Wort, das ähnlich klang: „Europa wird keine Zukunft haben . . ." Aber er ließ dieses Wort nicht so grauenhaft einsam stehen und zeigte zugleich die Träger und hiermit die Rettung der Zukunft Europas, indem er hinzufügte: „— es sei denn, eine christliche".

Es ist wieder Frühling geworden: Hoffnung geht um — auch bei den Menschen, auch bei den Menschen unserer Zeit, unserer gramgebeugten, hart geprüften Zeit. Jedes Menschen Hoffnung aber überschreitet die Grenze des Diesseits und weist hinüber in das Land der Ewigkeit. Und der Ausklang ihres Liedes heißt: Auferstehung.

*

Digitized by Google

Das Kind

Novelle von Jörg Breuer

HANS Christof von Nesselwitz, Rittmeister im Waldsteinschen Dragonerregiment!"

Der Zeltvorhang schwappte auf, und die harte frische Regenluft blies den Kienspan in die Höhe.

Langsam hob der Rittmeister den Kopf und fuhr sich durch das sorgsam gestrählte Haar. War's ihm doch, als hätte jemand seinen Namen langsam und mit Bedacht dahergesagt.

„Zehne", sagte der neben ihm.

Gleichmütig und gelangweilt gab er den Würfelbecher weiter.

„Schluß", gähnte Hans Christof. Überstanden hatte sich ihm längst das ewige Gleiche. Auf das Zelt trappte der Regen. Gleichmäßig und immer an derselben Stelle hängte sich ein Tropfen an und splitterte zur Erde.

Aus einem Nachbarzelt zappelten Weiberstimmen.

Er war ihrer überdrüssig.

Was war er nicht alles überdrüssig!

Wortlos ließ er die Kameraden bei den Würfeln zurück.

Der Regen fegte ihm ins Gesicht.

Wolkenfetzen geisterten über die Kuppen.

Im Busch kochten die Nebelweiber.

Matt und trübe sind unten die Täler.

Kalt ist es.

Auf der Bergwiese reiht sich Zelt an Zelt. Dazwischen sind die Koppeln der Pferde. Klitschnaß stehen die Gäule und lassen die Köpfe hängen. Ab und zu tönt ihr Schnaufen herüber.

Hans Christof hat heute seinen melancholischen Tag.

Gestern gab's schweren Wein den Berg herauf, lange hatte er standgehalten, doch der Malvasier war stärker. — Na, und heute war die Welt so grau, doppelt grau durch den Regen.

Langsam patschte der Rittmeister zwischen den Zelten hindurch. Der lehmige Boden quietschte unter seinen hohen Reiterstiefeln.

Der Regen wurde schwächer. Der Bergwind jagte die schwarzen Wolken zu zerrissenen Fetzen und trieb mit ihnen sein wildes, tolles Spiel. Blau zitterte der Himmel hinter den brodelnden Wolken zaghaft und furchtsam nach, dann kecker, verschwand und tauchte an anderer Stelle wagemutiger wieder auf. Wütende, aber kurzatmige Regenschauer trieben zur Erde. Die Zelte blähten sich und einige ganz oben auf dem Berge fielen zusammen und wurden von dem übermütigen Winde hin und her gereckt.

Der Rittmeister grinste grimmig hinüber. Ihm machte das Stürmen Spaß. Außerdem pfiff es ihm auch den brummenden Schädel zurecht.

Seine Backen röteten sich, und härter wurden seine Züge. Er war wieder der — als der er galt und gelten wollte, — Kriegsmann.

Kriegsmann, über Gefühl und Erbarmen spottend. Erbarmen ist Schwäche, Mitleid ist Sünde, wenn man es nicht gerade mit sich selber hat.

So wie ich will, werde ich leben.

Digitized by Google

Das war seine Bibel, sein Evangelium.
Fragte ihn jemand nach seinem Bekenntnisse, lachte er.
Er war im Heere des Kaisers, diente dort, nun, weil er irgendwo dienen mußte. — Und ebenso war er katholisch.
Über Religion sprach er nicht gern. Es war auch zu langweilig. — Am liebsten sah er den Pfaffen auf seinem Esel zum Lager hinausreiten.
Weihrauch und Pulverrauch passen nicht zueinander. — Und da war ihm der scharfe Rauch des Pulvers lieber, denn da wußte man, woran man war, beim süßlichen Geruch des Weihrauchs hingegen, der ihm zuwider ist, geht über ein Husten nichts hinaus als öde Gefühlsduselei.
Überhaupt: Himmel, Hölle, Fegfeuer, heilig und nicht heilig, und dann noch Sünde und beten! (Was ist nicht alles Sünde — immer das, was nicht ganz langweilig ist.)
Er nannte das Katergedanken, zu denen man Zeit hat, wenn man als weinerlicher Greis hinter dem Ofen sitzen muß. Na, für ihn wird die Zeit nicht kommen, denn — der Zeit ein Lob — da sind die Säbel heut zu scharf geschliffen.
War's ein Wunder, dieses Denken? — Kaum den Kinderschuhen entwachsen, da begann der Krieg, dessen Ende jetzt noch nicht zu errechnen war.
Heute hatte er graue Schläfen, und sein Gesicht trägt nicht die einzigen Narben als Andenken an manche verteufelte Geschichte. — Ein Weib, wenn man die nicht rechnet, die sich nach gutem Kriegsrecht einfach hergeben mußten, hatte er nicht besessen und — auch nicht verlangt.
Einmal freilich — doch das — das — war eine dumme Sache, die vorbei ist, — Vorhang zu! —
— — Hans Christof hatte ein Pferdekoppel erreicht und langte sich seinen Schekken heraus. Schallend klatschte er über des Pferdes fette Schenkel und den runden Bauch. Der Schecke wieherte hell und freudig und beschnupperte seinen Herrn, der ihm nun den feisten Hals tätschelte und ihn zufrieden aus seinen stahlgrauen Augen betrachtete.
Der Rittmeister steckte zwei Finger in den Mund und tat einen gellenden Pfiff, der dem Kroaten galt, dem Pfleger des Pferdes.
Im Augenblick war der zur Stelle. Klein und untersetzt, aber flink wie ein Wiesel. Wehe ihm auch, wenn er einmal langsam sein würde. Er kannte seinen Rittmeister, der hatte den Teufel im Leibe, dazu einen Ewigkeitsfußtritt und ein paar Fäuste, die sauber malen konnten.
„Satteln!" — Der Bursche flitzte weg und brachte aus dem Zelt das Geschirr.
Sein Herr aber tändelte langsam zum Zelt zurück und holte sich den breitkrempigen Hut mit der roten und grünen Feder und dem spanischen Reitstecken. Als er wieder aus dem Zelt trat, stand der Kroate bereits mit dem gesattelten Schekken davor und half seinem Herrn auf den runden tänzelnden Gaul.
Hoppla hopp — ein paar wilde feurige Sätze, und dann ging's in schneller, aber ruhiger Gangart, erst ein Stück den Berg hinan, dann in den breiten Fahrweg hinein und durch die Schlucht zu Tale.
Zu Seiten des Weges standen hohe ernste Fichten und dann und wann eine Tanne mit ihrem glatten Stamm oder eine Buche.
Rechter Hand rauschte ein Wasser vorbei, verdeckt von den Haselstauden. Ein Stück hin kreuzte der Weg. Der eine ging nach Böhmen, der andere führte in einem großen Bogen um den Berg herum nach Schlesien.
Auf böhmischer Seite kam flaches Land, langweilig, zerstört und verwüstet. Zu-

Digitized by Google

dem hockte da ein Regiment am anderen, ein einziges großes Heerlager, solange es dem Waldsteiner noch gefiel. Der Kaiser freilich, so munkelte man,. . . doch Gott segne die verfluchte Politik und ihre Treiber miteinander. Hans hatte auch Böhmen satt und lenkte gen Schlesien, obwohl der Krieg auch dort sein verwanztes Lager aufgeschlagen hatte, also an Fruchtbarkeit seinem Nachbarn in nichts nachstand.
Aber was fragt die Laune danach, er wollte nun einmal dorthin, und der Gaul ließ sich willig lenken. Zu fürchten war außerdem auch nichts, denn der Schwede kämpfte jetzt mit billigeren Unterhändlern.
Also los.
Langsam ging's nun wieder in vielen Windungen den Berg hinan. Einmal links und einmal rechts, bot sich ein tiefer Blick in die bewaldeten Berge. Hoher riesenhafter Bestand zu beiden Seiten, über und unter ihm.
Dort im fernen blauen Dunst liegt das Riesengebirge. Jetzt versperrte der ansteigende Berg wieder die Aussicht.
Hans Christof kam in Gedanken, lässig hing in seiner Hand der Zügel, und der Schecke ließ sich tapfer Zeit.
Das Riesengebirge kannte er genau, lustige Zeit hatte er dort verlebt. Ganz anders als jetzt, wo ein Tag nach dem andern dahinkriecht und der öden Zeit durch Öde begegnet wird.
Man schlief, schimpfte, prügelte die Kerle durch, ließ seinen Ingrimm an der Umgebung aus und ärgerte sich, wenn man nicht gerade irgendein verstrolchtes Weib vor sich hatte, und da ärgerte man sich auch, denn die stahlen wie die Raben und waren eines Tages verschwunden.
Er lachte ingrimmig und kitzelte dem Gaule die Flanke.
Der Kamm oben ist erreicht.
Schnurstracks geht's jetzt die Straße hinunter.
Oben verhielt der Rittmeister einen Augenblick und schaute zurück.
Wald, Wald und Berge und Täler. Darüber weiße ballende Wolken und blauer Himmel, in dem feurig die Sonne im späten Nachmittag steht. — Noch eine Stunde, und sie wird hinter dem Berge verschwinden.
Langsam setzte er den Gaul wieder in Bewegung. Ein paar Schritte, da riß er den Zügel an.
Da unten am Ende der Straße — man kann weit sehen, denn die Luft ist nach dem Wetter haarscharf geworden —, da unten setzt es Keile.
Aber nun! — Die Reitpeitsche fuhr durch die Luft, und die Flanken des Schecken hatten's nicht gut.
Dafür galoppte er aber auch dahin, als gäb's da unten frischen Hafer. Der Rittmeister schnalzte mit der Zunge, hoffentlich gab's einen rechten Tanz da unten. Ach, es war nicht der Mühe wert!
Ein paar Kroaten zerrten an einem Mädel herum, das noch nicht einmal alt genug war, daß sich das Zerren lohnte.
Der Reitstecken fegte sie auseinander. Schreiend und weinend klammerte sich das Mädel an des Rittmeisters Stiefeln fest.
Ihre Hilferufe waren erstickt von der tränenwürgenden Stimme.
Der Rittmeister grinste teuflisch.
„Was habt ihr?" fragte er die Kroaten, die unverschämt grinsend beiseite standen.
Erst wollte kein Maul sich auftun, doch der drohende Blick des Offiziers öffnete

Digitized by Google

sie alle, so daß sie nun untereinander redeten, und der Rittmeister nicht klug daraus wurde.
Er griff daher einen heraus, einen langen, aufgeschossenen Kerl. „Sprich du!" Er faßte ihn derb an der Schulter. „Aber kurz und keinen Schwindel!" — Er kannte die Bande, aus der nur einmal im Jahre ein wahres Wort herauskam.
Der Kroate berichtete: „Die Kürassiere haben eine Kutsche angehalten, und da ist das Mädel daraus weggekratzt."
„Und was wollt ihr mit dem Mädel?"
„Zurückbringen", antwortete ein anderer.
„Halt dein ungewaschenes Maul, du Dreckschwein!"
Der Kerl fletschte in sich hinein.
„Also, wird's bald?" herrschte der Rittmeister den Langen an.
„Zurückbringen", stotterte der und krümmte seinen Buckel, denn er merkte die Bewegung, die der Rittmeister mit dem Stecken machte.
Er hatte sich auch nicht verrechnet. Der Stecken sauste durch die Luft und ergötzte den Anblick des Rittmeisters durch ein wutverzerrtes Gesicht und einen sich lustig verrenkenden Buckel. „Das hast du fürs Lügen, du Saukerl! — Weiß ich's doch, was ihr wollt, ohne daß ihr eure dreckigen Fressen aufzureißen braucht. Erzähl' weiter, aber hüte dich. Was für eine Kutsche?"
Der Kroate kauderwelschte nun, daß er das nicht wisse, daß aber die Kürassiere die Gefangenen ins Quartier bringen sollten.
Der Rittmeister blickte sie streng mit seinen starren, grauen Augen an. Er sah ein, daß mehr aus den Kerlen nicht herauszubringen sei.
Jetzt sah er an dem Mädchen herunter, das noch immer sich an seine Füße klammerte und hilflos weinte. Was sollte er mit dem Wurm?
„He, du!" Er zog ihr Gesicht an den Haaren zu sich herauf. „Wo kommst du her?"
Das Mädchen sah ihn mit tränenüberfluteten Augen an und antwortete etwas. Ihre Antwort ging aber unverständlich in ihrem Schluchzen unter. Ihre Brust schüttelte sich, so heftig ging es in ihr um.
Der Rittmeister versuchte erst nicht lange in das Mädchen einzudringen. Er konnte das Geflutsche nicht ausstehen. Am liebsten hätte er, um die Sache los zu sein, den Kerlen gesagt, macht mit dem Ding, was ihr wollt, und laßt mich in Frieden. Er konnte aber die Kroaten an sich nicht riechen, außerdem machte es ihm Spaß, andern ihren Spaß (und wollten die Kerle nicht nur ihren Spaß mit dem Mädel?) also ihnen den Spaß zu verderben.
„Macht daß ihr fortkommt!" schrie er daher die Burschen an. Als sie noch einen Augenblick zögerten, hieb er mit der Fuchtel nach ihnen. Sie machten daher lang und verschwanden in den Büschen.
Er aber packte wortlos das Mädel an den Haaren, daß es schrie, und zog es zu sich in den Sattel.
„So, und wenn du nicht gleich stille bist, Kröte, da schmeiß ich dich runter, da kannst du sehen, wo du bleibst!"
Also zärtlich und liebevoll war er keineswegs zu ihr. Wozu auch zum Teufel, die Krott sollte froh sein, daß sie die Kerle los war. Blödsinniger Gedanke von mir, so knurrte er, mich mit dem Dinge abzugeben. Er kämpfte mit dem Gedanken, das Ding hier wo auszusetzen. Na, loswerden mußte er sie auf alle Fälle, sobald wie möglich; wie, würde er schon sehen. Verärgert und verbost drehte er den Gaul herum und trabte gemächlich in das Lager zurück.

Digitized by Google

Das Mädchen schluckte noch oft um die Tränlein, fühlte sich aber an der breiten Reiterbrust geborgen, mehr als sie es war.
Es gefiel ihr auf dem runden hohen Buckel des Schecken sehr gut. Der wiegende Gang des Pferdes, die schöne Aussicht und dann der bunte Sattel und überhaupt der stattliche Reiter mit dem riesigen Hut und den wallenden Federn, eine grüne und eine rote, genau solche, wie sie die Mutter noch bis ganz vor kurzem besessen hatte.
Und dann der Reitstecken mit der Krücke aus ganz gewiß echtem Golde. Und dann, was hatte der Herr für einen wunderschönen Bart. Und so lang war der Bart. Und seine Spitzen waren in die Höhe gezwirbelt. Und so stolz sah das aus. Nur so böse dürfte der Herr nicht dreinschauen. Der hatte ganz gewiß keine Kinder, sonst wüßte er, daß man Kinder nicht an den Haaren emporziehen darf.
Sie hielt ihr blasses Gesichtchen zu dem Reiter empor und blickte mit ihren noch mit Tränen gefüllten Kinderaugen in seine harten und kalten. — Er spürte den forschenden Kinderblick und wich ihm aus, denn er mochte das Angegaffe nicht leiden. Aber immer wieder mußte er diesem Blick begegnen, so sehr er sich auch wegdrehte. Es wurde ihm immer lästiger. Sie aber schien in diesem Blick erstarrt zu sein. Nicht einen Augenblick senkte sie ihre Augen. Der Reiter mochte noch ein so grimmiges Gesicht machen.
Da gab er dem Gaule einen Schmitz mit dem Stecken, in weiten Sprüngen gehorchte das Tier. Aber die Kleine vor ihm auf dem Sattel ließ ihre großen Augen nicht von ihrem Retter ab. Die zehnjährige Dame bewunderte ihn wie einen Helden, am liebsten hätte sie ihn geküßt, wenn er nur nicht immer böser dreinschauen mochte. Warum mochte er nur so böse dreinschauen, ob ihm etwas weh tat? Sollte sie ihn danach fragen? Daß er auch gar nicht ein bißchen lieb zu ihr war, wie die anderen alle, die ihr Gutes wollten, und er hatte ihr doch auch Gutes gewollt.
Nein, meine Liebe, so hätte er antworten müssen, Gutes getan, werde ich dir wohl haben, aber gewollt habe ich nichts dabei. Dein Schicksal ist mir ebenso gleichgültig wie ein anderes oder meinetwegen wie das ewige Leben.
Aber er sagte nichts, sondern wurde immer wütender über den blassen Balg, wie er es auch nannte, dem es einfiel, ihn ewig zu begaffen.
Wie die Augen eines solchen Dinges lästig werden können. Am Ende hatte sie den bösen Blick — er würde sich gar nicht wundern, wenn sie ihm Unglück brächte. — — — Wehe ihr!
Er hatte das „Wehe ihr", laut gebrummt, das Mädchen aber verstand es nicht, sie war verliebt und träumte glücklich vor sich hin.
Es ist eine tatsächliche Liebe, die das kleine Ding erfaßt hat. Nur reiner ist sie als die der Großen, wenngleich auch sie nicht wunschlos. Sie schloß endlich die Augen, um es sich besser ausmalen zu können, wie es sein würde, wenn der Herr, der sie jetzt locker vor sich hatte auf dem Sattel, so locker, daß sie oft fürchtet, herunterzurutschen, wenn der Herr Offizier, vor dem die Burschen vorhin so furchtbar Respekt hatten, also wenn der Herr, der doch auch eine so herrliche Schärpe um die Hüfte hat — sie blinzelte ihn wieder mit den Augen an — also, ja, wenn er, wenn er sie fest in seine Arme drücken würde. Oder wenn er einen Mantel hätte, aber er hatte keinen, wie schade, und sie mit in seinem Mantel einhüllen würde.
Wenn er geahnt hätte, was ihre Gedanken waren! Jetzt waren sie an der Wegkreuzung angelangt, und der Weg ging wieder zu Berge.

Digitized by Google

Da nun das Pferd langsam den Berg hinaufschnauft, kommt der Abend stille dahergelangt und schickt seine Schatten über den Weg. Das Wasser an der Seite gluckst dunkel, und in den hohen Bäumen geht gesprächig der Wind und führt erregte Dispute. Die Bäume sagen bald ja dazu, bald schütteln sie ihre zersausten Häupter. Es wird empfindlich kühl, den Sattel wärmt wohl der gute Schecke und sein Dampf weht wohlig warm herauf, aber das Mädchen und sein Ritter spüren mehr die scharfe Luft, die der Abend schickt.

Das Mädel fröstelt, und, wie Kinder einmal sind, es denkt jetzt an seine Mutter. Erst muß es sich einige Zeit besinnen, ehe es ihr einfällt, wo sie diese gelassen.

Männer, von denen sie sagen, daß es der Schwede sei, sind gekommen, und in der Nacht war es ganz hell. Das Dorf brannte. Mutter sagte immer, das ist nicht unser Dorf, aber es war doch unser Dorf, denn sonst hätte sie nicht geweint, wie sie selber. Alle weinten, nur die Männer nicht, von denen sie sagten, daß es der Schwede sei, die nicht. Und glühende Funken sind herumgeflogen, das war so schön. Dann waren sie lange im Wald gelegen, oh, das war so gruselig des Nachts, aber wenn am Morgen die Sonne durch die Bäume funkelte, da wurde es herrlich. Mutter weinte viel, aber das Spielen am Bach war himmlisch. Und Forellen gab's da. Der Martin fing den ganzen Tag Forellen. Und dann war der Vetter gekommen und der schöne Wagen, und sie hatten sich hineingesetzt, und fort ging's. Einen Tag oder zwei oder drei. Dann waren Reiter gekommen, und der Vetter hatte geschimpft. Die Reiter aber lachten, und die Mutter weinte. Sie mußten aussteigen. Die Reiter waren grobe Gesellen, da war sie ausgerückt, und als sie Angst bekam allein im Walde und zurück zur Mutter laufen wollte, da waren die Mutter nicht und der Vetter nicht und die Reiter auch nicht mehr da. Geschrien hatte sie dann und „Mutter, Mutter" gerufen, immer lauter, aber die Mutter hatte sie nicht gehört und auch nicht der Herr Vetter.

„O meine Mutter", wimmerte sie jetzt vor sich hin. Dann kamen die Männer und haben sich gezankt, gräßlich geflucht und sie hin und her gerissen. Jeder wollte sie haben, sie aber wollte zu keinem. Die waren noch gröber als die Reiter vorher. Sie schrie, und auf einmal war der Ritter da, wie der heilige Georg, nur seine Reden waren gar nicht heilig.

Die Kälte stieg ihr jetzt den ganzen Körper hinan. Sie faßte den Ritter fester und begann zu weinen. Der sagte nichts, rührte auch keine Hand an sie, um sie fester an sich zu ziehen. Der Balg wird immer lästiger, dachte er, nur gut, daß er bald im Lager war.

*

Im Lager herrschte sonderbare Bewegung.

Der Rittmeister sperrte die Augen auf, aber das Wundern hatte er die lange Zeit über verlernt. Nur war es jetzt felsenfeste Überzeugung geworden, daß das Mädchen eine kleine Hexe war.

Ein Vernunftsmensch war er, sein ganzes Leben lang hatte er sich nicht von Gefühlen leiten lassen. Des Kriegslebens wechselvolle Schicksale hatten ihn, wie die meisten Soldaten, dabei die Offiziere, unter denen es doch manch geistiges Licht gab, abergläubisch gemacht.

Es geschah ja so viel, was man sich auf eine natürliche Weise nicht erklären konnte. Zum Fatalismus kommen alle Krieger einmal.

Gut, wer darüber hinaus ist, manche schaffen's nie.

— — Kaum stand der Schecke vor dem Zelt, welches die Dragoner schon abbrachen, kaum war der Reiter abgestiegen und das Mädchen heruntergehoben, da trat ein Eilkurier auf den Rittmeister zu.

Digitized by Google

„Geheimbefehl, Rittmeister von Nesselwitz!" so meldete er in breitbeiniger Achtungshaltung und seitwärts gestrecktem Hut.
„Gib her!" Gelassen nahm Hans Christof den Brief entgegen. Sorgfältig musterte er das Siegel und erbrach dann vorsichtig das Schreiben.
Ruhig blieben seine Mienen, als er den Befehl las. Er sollte mit seiner Schwadron gen Schlesien vorrücken und die Bewegungen des Gros verschleiern, über die er durch Staffeln unterrichtet würde.
Die Position bliebe ihm überlassen, doch sollte er nicht über die Höhe von F. einerseits und die Höhe von B. andererseits hinausgehen. Nicht weiter, als eine Stunde vor Striegau. Gefechte unter allen Umständen zu meiden. Die Verbindung mit den beiden Nachbarschwadronen, die in ähnlichen Aufträgen reiten, stellen die P.schen Kürassiere her. Man vertraue auf die bisher gezeigte . . . usw. Weiter las er nicht; den üblichen Formenkram konnten sich die Herren bei ihm schenken.
Er hatte dümmere Aufträge erwartet und war zufrieden, daß dieses verdammte Lagerleben aufhörte.
Jetzt fiel ihm das Mädel ein, daß indessen zwischen Decken und anderem Kram aus den Zelten eingeschlafen war.
Mochte sie vorläufig liegenbleiben.
Er suchte inzwischen die anderen Kommandeure auf, um ihre Aufträge zu erfahren und gleichzeitig zu hören, wer den Befehl zu dem Abbruch der Zelte erteilt hatte. Es ging ihm gegen den Strich, andere in seinem Bereich kommandieren zu spüren. Er erfuhr, daß der Lagerkommandant allgemeinen Abbruch befohlen hatte. Die anderen Chefs hatten Rückwärtsweisungen erhalten und tobten ihren Grimm recht unmanierlich aus.
Hans Christof war recht zufrieden. Er fühlte sich beneidet, und wer hatte das nicht gern. Neid und Mißgunst sind Triebfedern nach oben und nach unten in jeder Armee. — Je nachdem. —
An den Koppeln warteten indessen die Dragoner auf Befehl zum Satteln. Der Wachtmeister suchte den Rittmeister und rief die Furiere zusammen.
Der Mann spie Gift und Galle, und die Dragoner schnitten höhnische Fratzen. Im Lager war für den rundlichen Wachtmeister faule Zeit gewesen. Jetzt sollte es wieder Arbeit geben, daß der Buckel rauchte.
Was ihm in den Weg kam, mußte seine Laune empfinden. An der Stelle, wo des Rittmeisters Zelt gestanden, lief ihm das indessen aufgejagte Kind in den Weg. Da machte er Augen wie ein Frosch und stemmte die Hände in die Hüften. Die Kleine starrte ihn erst mit offenem Mund an, dann begann sie laut zu weinen. Es war nun fast ganz dunkel geworden. Das geschäftige Treiben der vielen Soldaten hatte ihr erst Spaß gemacht, doch jetzt hatte sie es mit der Angst zu tun bekommen. Zudem zitterte sie vor Kälte.
„Was büscht du für e auschgelassene? — Häh? — Willst net rede! — Magst wohl gar a Haselgert spüren? — Häh? — Wo kommscht überhaupt her?"
Das Kind antwortete nichts, so hatte sie Angst vor dem dicken Gestell, das in der Dunkelheit vor ihm stand und sie mit rauher Baßstimme anherrschte. — Die Kälte jagte ihr durch das dünne Röckchen das Klappern in die zarten Glieder. Wie sehr bereute sie es jetzt, ihrer Mutter auf und davon gegangen zu sein. Die Mutter hätte sie schon vor den vielen Männern beschützt, denen sie jetzt allein gegenüberstand. Auch vor dem Dicken da, sie hätte ihm gesagt: . . .
„Na, werd's bald, willst eh rede oder nit?" schrie ihr der Dicke in die Gedanken hinein.

Digitized by Google

„Ich will zu meiner Mutter!" Sie sagte es ziemlich energisch. Ihr weiblicher Mut war erwacht.

„So, zu deiner Mutter wilscht? Wo hatt denn der Krott sei Mudder gelasse? Welches Hurenbalg isch denn dei Mudder?"

„Meine Mutter ist die Freiin von Schwenning, und ich heiße nicht Krott!" Die Kälte hatte ihr die Angst ausgeblasen, dafür aber den Trotz in das Köpfchen gejagt.

„Alsdann, wie heischt denne da?" Wenn der Wachtmeister nicht von der Kardinalssünde aller Wachtmeister etwas abgekriegt hätte, nämlich eine gar sündhafte Neugierde, da hätte er das Ding schon längst in die Nacht hinausgejagt. Er spitzte die Ohren immer mehr und malte sich geschäftstüchtig, was ja auch alle Wachtmeister voneinander zu haben scheinen, einen tüchtigen Batzen Geld für das scheinbar verlorengegangene Kind aus. Vielleicht ließ es sich zu seiner Mutter bringen, die dann mit ihren zarten Händen eine feine gestickte Börse aufknüpfen würde, um einem gewissen Wachtmeister einen Goldfuchs oder zwei oder . . . na, wir wollen schon sehen. In diesen Gedanken überhörte er ganz, wie das Kind seinen Namen nannte. Er nahm die Kleine, die widerstrebend gehorchte, bei der Hand und führte sie mit sich weg. Unterwegs traf er den Kroaten des Rittmeisters, der ihm erzählte, daß das Mädchen mit dem Rittmeister gekommen sei. Nun suchte er diesen weiter, immer das Mädchen bei sich führend. Er glaubte, dem Rittmeister dadurch, daß er ihm das Kind brachte, einen Gefallen zu tun. Freilich, wie dieser zu dem Kind gekommen sei, konnte er sich nicht erklären, denn er kannte seinen Chef zu genau, als daß er ihm eine Vorliebe für Kinder zutraute.

Endlich fand er ihn. Der Rittmeister machte ein wütendes Gesicht, als er den dicken Wachtmeister mit dem Mädchen gewahrte. Er hatte schon beinahe den Balg vergessen und hoffte im stillen, es auf gute Art los zu sein, ohne sein Gewissen dadurch beschwert zu fühlen.

Nun hatte er es wieder auf dem Halse. Er ranzte den Wachtmeister an, daß dieser glauben konnte, die Posaunen des Jüngsten Gerichtes ertönten.

Hans Christof, der sich nun einmal in einen Zusammenhang mit dem Mädchen und dem plötzlichen Abrücken hineingefressen hatte, glaubte nun erst recht, daß das Mädchen sein böser oder auch sein guter Geist sei.

Das würde sich herausstellen.

Jedenfalls, das versprach er dem Mädchen jetzt schon, so wie es sich ihm bedeute, so wolle er auch zu ihr sein.

Damit war dessen Schicksal besiegelt. Der Rittmeister nahm das Mädchen mit, und das Schicksal würde sein Weiteres tun.

Gewohnt und sicher erteilte er seine Befehle.

Die Kerle kamen den Befehlen nach, daß es nur so knackte. Man merkte es ihnen an, daß auch sie die Veränderung mit Freude begrüßten. Die Bagage rückte, eskortiert von dem Wachtmeister und einem kleinen Fähnlein, ab, um vom Rücken aus die Verpflegung der Schwadron für die ersten Tage sicherzustellen. Der Wachtmeister wollte anfangs den Rittmeister fragen, ob er nicht das Mädchen auf der ungleich sicheren Bagage mitnehmen sollte. Er dachte jedoch an den Ranzer von vorhin und schwieg.

Der Rittmeister aber hatte schon beschlossen, sie bei sich auf dem Pferde zu behalten. Was machte ihm ein bißchen Unbequemlichkeit mehr oder weniger aus.

Digitized by Google

Er sorgte nun plötzlich für sie wie für eine Dame, und die Kleine war froh, wieder in den Händen ihres Retters zu sein. Sie ahnte ja auch nicht, daß seine ganze Fürsorge nicht ihr, dem kleinen Mädchen, sondern der Schicksalsbringerin galt. Die Dragoner machten weite Augen, fanden es aber als abgemachte Sache, denn ihr Alter wußte immer, was er tat.
Der Kroate half beiden Reitern, dem Herrn und auch der Dame, auf den Schekken, der Rittmeister sprengte an die Spitze der Schwadron, und nach kurzem Kommando setzten sich die sehnigen Reiter in Trab.
Nacht war's geworden, und die Sterne blinzelten herab. Schweigend trabten die hundert Reiter zu Tale und darauf den Weg nach Schlesien hinein.

— —

In Schlesien tauchten vor den Augen der Schweden plötzlich kaiserliche, oder besser, Waldsteinsche Reiter auf.
Schlaftrunken glotzte der Schwede aus seinen faulen Lagern. Bei dem Teufel, dem Waldsteiner, wußte man nie, woran man war.
Meldereiter brachten das plötzliche Erscheinen der Reiter nach hinten ins Hauptquartier.
Da verschwanden die Reiter wieder, und es tauchten andere auf. Gleichzeitig kamen Meldungen aus anderen Teilen der Armee, daß der Waldsteiner Truppen heranzuziehen scheine. Auch dort waren Reiter gesehen worden. Der Schwede wurde unruhig.
Der Waldsteiner aber lachte. Er schlug zwei Fliegen mit einem Schlag, machte dem Kaiser von der Ehrlichkeit seiner Absichten neuen Glauben und festigte dadurch wieder seine etwas wankend gewordene Position. Andererseits lehrte er den schwedischen Unterhändlern und deren Auftraggeber, mit denen er noch immer im geheimen unterhandelte, oder, besser, Katze und Maus spielte, Respekt. Je mehr sie vor ihm Respekt hatten, desto teurer mußte er ihnen sein, desto willfähriger seinen Bedingungen.

*

Hans Christof und seine Schwadron lebten ein lustiges Leben, erschien bald hier, bald da und war verschwunden, wenn man ihrer habhaft zu werden glaubte.
Das Mädchen wurde von den Reitern verwöhnt, und der Rittmeister duldete es stillschweigend.
Bisher hatte sie ihm weder Glück noch Unglück gebracht. Nur Leben, Bewegung herrschte seit ihrem Erscheinen in der Schwadron, woran sie natürlich nicht im geringsten schuld hatte.
Nur die Dragoner spürten den Einfluß, den das Mädchen auf ihren Alten ausübte, unbewußt ausübte. Freilich auch ohne ihr dabei das Verdienst zuzuschreiben. Der Rittmeister sah jetzt über manches hinweg, worüber er früher nie und nimmer gegangen wäre.
Zu dem Mädchen war er nach wie vor kalt und teilnahmslos. Er sorgte für sie ritterlich, sprach aber sonst kaum ein Wort mit ihr. Sie aber wagte ihn nicht anzusprechen. Am zweiten Tage hatte er sie kurz nach dem Namen gefragt und erfahren, daß sie Margrit heiße, mehr wollte er von ihr nicht wissen.
Die Soldaten waren weit freundlicher zu ihr, und sie wäre manchmal viel lieber mit einem von ihnen geritten. Ihr weiblicher Instinkt aber spürte rasch die gehobene Stellung, die sie an des Offiziers Seite innehatte, heraus. Das Reiten machte ihr überaus Spaß, und das bunte Leben ließ sie scheinbar schnell ihre Mutter vergessen.

Digitized by Google

Zu hungern brauchte sie nicht, sie war gesund, und ihre Bäcklein röteten sich immer mehr. Auch gab es Decken genug, um sie gegen die Kälte zu schützen. War sie müde, so schlief sie. Es wurde für sie gesorgt. Einer unter den Leuten war da, dem traute sie ihre Mädchengeheimnisse an und flüsterte ihm sonst verschwiegene Wünsche ins Ohr.

Eines Abends, die Schwadron hatte den ganzen Tag in einem noch leidlich erhaltenen Dorfe im Quartier gelegen, in dem die Einwohner noch mühevoll dem Boden das abzuringen versuchten, was sie zum Leben notwendig brauchten, waren sie am Rande eines Wäldchens abgesessen.

Eine Patrouille preschte in der Richtung auf Jauer. Der Rittmeister erwartete dieselbe mit Sorge zurück.

Am Abend vorher hatte er schon Besorgnis erregende Meldungen von den Bewegungen des Gegners empfangen, und die Seitenverbindungen hatten sich gelockert. Außerdem klappte der Nachschub nicht recht. Aufs ernstlichste befürchtete er den Zusammenbruch in der Verpflegung.

Freilich, er konnte requirieren, die ausgemergelten Bewohner zwingen, ihr Letztes an die Soldaten abzutreten; aber sein Verstand, beileibe nicht ein schlappes Mitleidsgefühl, hielt ihn davon ab. Bisher hatten sich diese Fourierungen der Truppen immer bitter gerächt.

Trafen die Meldungen über die Marschbewegungen des Gegners zu, so versuchte dieser ihn abzuschneiden. Es galt daher, ihm zuvorzukommen.

Es wurde Nacht, sternenklar und ruhig. Die Pferde standen im Schatten der Bäume, und die Mannschaften lagen dabei und unterhielten sich leise oder schliefen. Die Posten waren weit genug ausgestellt, man konnte also ohne Sorge sein.

Im Osten tauchte die mattgolde Scheibe des Mondes auf. Im Grase zirpte es, und vom nahen Wasser klang das Quaken der Frösche.

Der Rittmeister lag auf dem Bauche ausgestreckt und zerkaute eine Blume. Dabei dachte er an das Mädel. Einmal mußte das Mitgeschleife ja aufhören. Je eher, desto besser. Jetzt lag sie bei den Dragonern in warme Decken gehüllt und schlief. Noch wehrte sich in ihm etwas, das Mädel loszulassen. Zwar hatte sich noch nichts ereignet, was sich auf eine gute oder böse Beeinflussung des Schicksals deuten ließ. Oder sollte es jetzt kommen?

Müde schloß er die Augen und döste vor sich hin. Immer stiller wurde es ringsum, das leise Flüstern der Soldaten verstummte nach und nach.

Hans Christof schreckte jäh auf.

Ein Waldvogel hatte ihn durch sein Geschrei aufgeweckt. Gedankenverloren starrte er in die Dunkelheit. Die Blätter der Bäume über ihm raunten eindringlich auf ihn ein. Immer ewig gleichmäßig und geheimnisvoll. Ein nie gekannter Schauer durchrieselte ihn. Noch nie hatte er die Wunder der Nacht so in sich aufgenommen wie heute.

Im Walde rauschte der Wind und zerknackte die dürren Äste. Dann schirpte über ihm ein Vöglein.

Was mochte es träumen?

Er mußte lachen, daran hatte er nie gedacht, daß Vögel träumen. Oder war es nur ein zärtliches Liebesgestammel gewesen?

Er blickte hinauf und drehte sich schließlich auf den Rücken. Natürlich konnte er des Vogels Nest nicht sehen. Nur den Sternenhimmel sah er durch die Blätter auftauchen und verschwinden, aber er redete sich ein, das Nest zu sehen.

Digitized by Google

Dann stellte er sich vor, er sei der Vogel und im warmen Neste. Des Weibchens warme Nähe spürte er ganz deutlich durch seinen Federrock. Ein sehnsüchtiges Zärtlichkeitsgefühl übermannte ihn. In seine alten narbigen und faltigen Wangen stieg es heiß und stark.
Ein Seufzer, von dem der Verstand keine Ahnung hatte, entfloh seiner Brust. Doch sofort hatte er sich wieder angegängelt.
Als rechtschaffener Soldat holte ein kerniger Fluch den Teufel mitsamt seinem liebenswerten Anhang herbei. Laut und unharmonisch lachte er auf, und als Echo schrie aus dem Walde eine Eule.
Das Geunke hatte er aber jetzt auch satt. Er sprang auf, und wie immer, wenn er sich steif gelegen oder gefroren oder beides, hätte er den Degen aus dem Bandelier gerissen und Quinten und Quarten in die Luft geschlagen, daß es nur so geraucht hätte, aber dazu war die Luft zu hart und zu kalt.
Trotzdem wurde ihm heiß dabei, und der Atem sperrte sich. Da ließ er ab von dem hitzigen Geschäft und stellte sich mit dem entblößten Degen vor das Gehölz. Da schaute der Mond nun schon ganz bleich herunter und überhauchte die Gegend mit seinem milchigen Licht.
Und wieder, heute das zweite Mal, ertappte sich der sonst so nüchterne Soldat beim Träumen.
„Blitzreglement und Schusterpech", tobte es in ihm auf, „werde ich Esel alt oder bin ich, hm, ja, bin ich verliebt? Hans Christof, es ist keines von beiden, also sei vernünftig."
Er stocherte seinen Degen wieder an Ort und Stelle und ging die Wachen kontrollieren.
Das Gelände war günstig gewählt. Vor sich den breiten Bach, der wohl kein Schutz, so doch ein Hindernis. Im Hintergrund den spitzwinklig beginnenden Wald, der ein Ausweichen nach rechts und nach links ermöglichte, dabei doch so lang war, daß seine Enden in unbedingt von Kaiserlichen besetztes Gebiet führten. Also für den Notfall blieb immer noch ein günstiges Rückengelände.
Doch aus seiner durch den Befehl gebotenen Lage wollte er sich nur ungern herausdrängen lassen. Dieses verdammte Herumgestrolche, ohne die Kandare mitten reinzureißen und zuzuhauen, hatte er bald satt.
Dürfen! Ein Gefecht ist unter allen Umständen zu vermeiden, so stand in dem verdammten Wisch.
Dieser blödsinnige Befehl hatte ihn schon einige Male schwere Überwindung gekostet. Immer auszukneifen, wenn's dicke dransteht, war durchaus nicht seine Sache.
Vor einigen Tagen hatte er einen fetten schwedischen Krümperzug mit den so notwendigen Lebensmitteln fahren lassen müssen, der ihm schon so sicher war, bloß wegen dieses blödsinnig elenden Befehls und einiger lumpiger hundert Mann Fußvolk.
Hei, wie hätten seine Kerle dreingehauen, man sah ordentlich den Grimm, der in ihren Gesichtern stand, als es schimpfliches Retour galt.
Ja, wenn nicht der Befehl des Nichtdreinschlagens ausdrücklich erneuert worden wäre, den Teufel hätte er sich drum geschert, hatte es seine Schwadron bei Dessau doch schon mit der fünffachen Anzahl Mansfelderscher aufgenommen. Ja, damals, 26, da war noch ein Leben, jetzt weiß man kaum, wozu man eigentlich da ist.
Über die Wiesen kroch der Nebel silbrig heran.

Digitized by Google

Hans Christof hatte den ersten Doppelposten erreicht.
Unbeweglich hockten die Kerle auf ihren Gäulen, sie sahen ihn erst, als er schon dicht heran war und erkannten ihn sofort.
„Das soll der Teufel holen, Herr Rittmeister," sagte der graubärtige Karl Kümmelkutsch, der sich als einer der ältesten und verdientesten Reiter manches herausnehmen durfte, „immer hin und her und nie wird was draus, ich fürchte, heute rackern wir ab, wie immer. Wenn's wenigstens nicht so trocken wäre," so schloß er, wie immer, seinen Satz.
Der Rittmeister lachte mürrisch, es ging ihm nicht allein so. Der andere Reiter brummte sich etwas in den Bart, was nicht wie ein Segenswort klang. Unzufrieden waren alle.
Ganz leise, nur für einen geübten Feldsoldaten erkenntlich, erzitterte der Boden. Die drei hielten sich die Hand ans Ohr.
Trapp — trapp, — Stille. — Dann wieder trapp, verschlungen wieder. Nur die Geräusche der Nacht martern die empfindsam gespannten Sinne der Männer. Einer spürte, wie der Blick des anderen auf ihm ruhte, und sah dem andern selber scharf ins dunkle Gesicht, als wäre da die Antwort auf das verhallene Hufeklappen zu lesen.
„Geh rüber, laß antreten", befahl der Rittmeister dem alten Dragoner leise, damit ihm ja kein Laut verlorenginge.
Der Alte trabte langsam ab.
Die silbrige Nacht verschlang seine Umrisse.
Trapp, — — ein Luftzug wehte es nun ganz deutlich heran.
Die Fäuste geballt die Zähne zusammengebissen — den Körper leicht vornübergeneigt, der junge Reiter spürte ganz deutlich, wie es ihm in den Zehen kribbelte und das Herz kämpfte — spannten die beiden, der Reiter und der Offizier, beide jetzt nur mit jedem Blutstropfen Soldat, in die zittrige dunstige Nacht. Jeder Busch bewegte sich nun reitend auf sie zu. Alles lebte, das hohe Gras, die Büsche, der Wind, das Nachtgetier, alle schienen es darauf abgesehen zu haben, die Lauscher zu verhöhnen.
Das feine Schwanken des Bodens setzte nun, vom Rittmeister zuerst bemerkt, wieder ein. Dann klang es ganz still, aber deutlich vernehmbar: trapp — trapp — trapp — trapp — trapp — trapptrapptrapptrapp.
Der Rittmeister atmete auf, es waren nicht mehr als drei Reiter, es war also die zurückkommende Patrouille.
Jechend kamen die Reiter näher.
Die Pferde unter ihnen dampften, und der Schweiß lief ihnen über den Buckel in die Hosen. Der Führer ging in Trab über, und die andern verhielten mit. Dann brachten sie die Gäule, deren Flanken bebten, zum Stehen, um sich über die Gegend zu vergewissern.
Ganz recht, dort links ist der Bach, hier der Busch mit der Talsenke, und da gradaus muß das Waldeck liegen.
Die Gäule griffen wieder aus. Jetzt rissen sich die Linien des Waldes von der Nacht ab. Noch einige hundert Schritte, und es mußte erreicht sein.
„Halt! Wer da!" Hart und scharf peitschten die Worte durch den Nebel entgegen.
„Gut Freund!" keuchte einer. Sie rissen die Mähren herum. „Heinrich, bist du's?" schrie der eine der Reiter von seinem muckenden Gaul.

Digitized by Google

„No, ich bin der Gustav, Franz, seid ihr da?"
„Jawoi!" antwortete der biedere Schwabe auf die überflüssige Frage. Der Rittmeister trat nun aus dem Schatten der Bäume und rief den Führer an. Der sprang vom Pferde und zog es hinter sich her.
„Nun?"
„Eingespunnen, Herr Rittmeister!"
„Wie und wo?"
„Vor Jauer rechts nach Striegau hin hebt er Schanzen aus. Die Striegauer Truppen rücken auf, direktemang ins Grüne, können in einer Stunde hier sein. Die linke Schwadron neben uns ist fertig, beißt nicht mehr. Der alte Burger, der Rittmeister von sie, hat etwas über den Friedländer zu riechen gekriegt, so sagen die Leute, die Verwundete von ihnen gesprochen haben, und da hat er sich mittenmang unter die Schweden gehauen, daß kein Tulpenstengel mehr gepiept hat. Er selber ist auf die Art drauf, und die noch leben, hat der Schwede, aber ohne Aderlaß nicht."
Der Dragoner scheppte nach Luft.
Dem Rittmeister ging's wie ungenau im Kopf herum.
Der alte Burger, dessen Zunge nicht schärfer war als sein Degen, und dessen Herz genau so schlägt wie sein Wort klingt, nicht ohne Grund ist der geritten. Der gilt mir mehr als der falsche Friedländer, fuhr's ihm durch den Sinn.
Der falsche Friedländer? — Was wußte er, hatte er das Wort gesprochen? Es ist gleich, dachte er weiter, den Burger kenne ich als meinen Mann, der Waldsteiner ist ein Spieler, mögen sie mich braten, ich widersetze mich.
„Was weiter?"
„Von Löwenberg sind sie im Anmarsch, der Hinkebauer, den wir vor Jahren — ich glaube, es war 27 . . ."
„Zur Sache!"
„Er sagte es uns, Rittmeister!"
„Was noch?"
„Wir haben einen Kurier abgefangen, der . . ."
„Wo ist er?"
„Kuriert", lachte der Soldat, „er wollte es uns nicht glauben, daß er mitkommen sollte, und — da, — zuletzt taten wir seinen Willen."
„Hatte er was?"
„Ja, hier!" Er gab dem Rittmeister ein Papier, welches der im Scheine des Mondes zu entziffern suchte.
Der Soldat lachte still in sich hinein über den dummen Kerl, der durchaus heute wegen eines so dummen Wisches sterben wollte.
Viel ließ das Licht des Mondes nicht zu. Nur so viel sah der Rittmeister daraus, daß der Kurier aus Schweidnitz gekommen und nach Jauer sollte. Die Truppen um Schweidnitz sollten sich mit denen aus Jauer und Striegau vereinigen, um die Reste der so lästigen Kaiserlichen endgültig zu erledigen. Mehr konnte und wollte er nicht lesen.
„Posten einziehen!" Kurz und knapp gab er seine Befehle. Die Reiter flitzten davon. An der Waldecke war schon alles auf den Beinen.
Im Kopfe des Rittmeisters war ein Plan gereift, den er schon lange verwegen in sich wachsen ließ.
Er wollte mit seinen schnellen Reitern dort, wo es der Schwede am wenigsten

Digitized by Google

ahnte, nämlich in Striegau, einrücken und in der spärlichen Besatzung das größte Unheil anrichten. Darauf wieder mitten durch die Feinde hindurch seinen Rückzug antreten. Er hoffte dabei weniger Verluste zu erleiden als bei einem graden Rückzug, der seinem Gegner alle seine Absichten offenlassen mußte.
Verblüffen heißt schon halb siegen!
„Aufsitzen!"
Da fiel ihm das Mädchen ein.
Fauler Zauber, mich mit dem Dinge einzulassen, jetzt, wo es ernst wird.
Was half's. Er überlegte. Bis Striegau bringe ich sie wohl noch, dann aber mache ich Schluß.
Der Kroate brachte ihm den Schecken, reichte ihm das Mädchen, welches eben aus dem Schlaf erwacht und noch nicht wußte, was vorging.
Sie schmiegte sich an den Reiter auf dem Sattel. Es ging eine wohlige Wärme von ihr aus. Ein unbestimmtes, beinahe seliges Gefühl zwang ihn, sie fester an sich zu pressen. Man konnte der kleinen Krott bald gut sein, durchfuhr es ihn. Doch sofort lachte er kurz und sich selber verhöhnend auf.
Er fühlte jetzt plötzlich, welch eine komische Rolle er den Dragonern gegenüber spielen mußte.
Und was ist schlimmer für einen Mann als Lächerlichkeit? Er, bis in die Fingerspitzen hinein Herrennatur, und lächerlich vor seinen Dragonern. Sein Blut jagte, und die Wut kroch fingernd nach dem Verstand. Doch er biß die Zähne zusammen, er hatte sich in der Gewalt wie irgendeiner. Jetzt wollte er, nun ja, wenn er einmal lächerlich war, diese Lächerlichkeit konsequent auskosten.
Er lenkte an die Spitze der Schwadron. Ruhig, wie sonst immer, klang sein Kommando. Die Schwadron war in Trab.
Eben war sie dabei über den Bach zu setzen, als aus dem Rücken das Galoppieren eines Pferdes drang.
Ein leises Kommando, die Schwadron schwenkte und stand in der umgekehrten Front.
Ein schweißbedecktes Roß und ein halbtoter Reiter.
Der Rittmeister setzte dem Ankommenden entgegen.
Der keuchte: „Rittmeister von Nesselwitz, Befehl des Generalissimus. Sofortiger Rückzug bis in die Höhe von Braunau. Ein Zusammentreffen mit dem Gegner zu vermeiden. Wichtige Aufträge erhaltet Ihr in Friedland."
Hans Christof brummte sich etwas in den Bart. Wichtige Aufträge, dachte er — will mich der Friedländer zum Unterhändler? Oder wollte er endlich ernst machen? Der Weimarer sollte ja dick in Bayern stehen, vielleicht gings ihm an die Pelle.
Auf alle Fälle heißt es jetzt: „Pariert!"
Er winkte seinen Reitern, die den halbtoten Kurier vom Pferde hoben und zu trinken gaben und mit dem kalten Wasser des Baches bearbeiteten.
Nicht lange danach saß der Mann wieder auf einem Gaul, während seiner an dessen statt als Reserve mitgenommen wurde.
„Trrrab!" Schneidig klang's durch die Nacht. In Reitkolonne zu dritt trabten die Dragoner hinein.

(Schluß folgt)

*

Digitized by Google

Der Jäger aus Kurpfalz

Novelle von J. St. Schmitt

DER Kaplan war entschieden verwirrt. Das einzige Wort des Pfarrers hatte ihn wie ein Schlag aufs Haupt getroffen. Es war ihm ähnlich wie einem Jungen, der, auf dem Höhepunkt einer ungemein amüsanten Lausbuberei ertappt, eine hirnerschütternde Ohrfeige erhält, so daß sich seine noch lachenden Züge langsam und widerstrebend zu einem maskenhaften Grinsen umknittern. Der Kaplan strengte sich an, zu denken, was ihm sichtlich schwerfiel. Fluchtartig war er aus dem halbverdunkelten Krankenzimmer in den hellen, bücherumstarrten Raum gekommen, den er bewohnte, um schwer in den Armsessel vor dem Schreibtisch zu fallen. Jetzt aber mußte er aufstehen. Das verlangte die Denkarbeit. Wie er sich nun in Bewegung setzte und in der nicht allzu großen Kammer, in die die Rosenbäumchen des Gartens hereinsahen, gleichmäßig auf und ab schritt, daß sein langes schwarzes Priestergewand heftig rauschte und das breite festtägliche Zingulum in regelmäßiger Wiederkehr seine Schenkel schlug, begannen sich seine Gedanken allmählich in Reih und Glied zu stellen. Doch schien ihn ein plötzliches Hemmnis wieder zu irritieren, denn er blieb stehen, legte die Hand an den Hinterkopf, um dann sein Haupt kräftig zu schütteln. Darauf setzte er sich wieder, diesmal, wie es schien, bewußt langsam und ordnungsgemäß, in den Armsessel, den er eben so heftig verlassen hatte, daß er nun die Rückenlehne dem Schreibtisch zugekehrt fand. Er legte sich weit zurück, ließ die Arme über die Lehne hängen und steckte schließlich die Hände mit einer eigentümlichen Verkrümmung in die Hosentaschen. Sein Blick ging, von keinem Gegenstand im Zimmer behindert, hinaus über den Garten mit den Rosenbäumchen bis an die gegenüberliegende Kirchenmauer. Er starrte ein wenig ohne Gedanken, gab sich dann einen Ruck und sagte zu sich: „Fangen wir jetzt von vorne an! Es ist also heute Mariä Himmelfahrt."

Daß es sich bei dem Kaplan um eine sehr zerfahrene Natur handelt, geht daraus hervor, daß seine Gedanken, trotz der umständlichen Vorbereitungen, die er getroffen hatte, sofort wieder abschweiften. Denn „Wie schön", dachte er, „war doch von jeher dieser Tag. Nur mit verstreuten weißen Wolkenballen am strahlend blauen Himmel, mit sengender Sonne und kaum merklichem Wind kann ich mir ihn vorstellen. Mitten im August, mitten im Taumel der Ernte! Und dann in der Kirche: die Türen und Fenster weit offen, Kühle in den Hallen, grell abgeschnitten vom draußen lagernden Sonnenschein, Orgelschwall und feierliche Stille, Ehrfurcht und Beglückung in der heiligen Handlung, Weihrauchsäulen, langsam im Chor aufsteigend und von den leuchtenden Farben der besonnten Buntglasfenster, glühend durchsetzt, und über allem der freudig-gläubige Gedanke, die Erinnerung an die Himmelfahrt Mariä."

Wie wir schon andeuteten, brachten diese Bilder, so wertvoll sie uns und dem Kaplan auch sein mögen, diesen wieder von seinem eigentlichen Ziele ab. Denn er wollte sich ja nur klarmachen, wie es gekommen war, daß er sich in verwirrtem Zustand auf seinem Zimmer fand, womit, wie sich im Laufe dieser Geschichte zeigen wird, der Festtag nicht das geringste zu tun hat. Der Kaplan selbst bemerkte bald auch seine Abschweifung, und mit erneutem Vorsatz begann er von vorn: „Es ist also heute Mariä Himmelfahrt. Ein Sohn des Dorfes, der zu hohen geist-

Digitized by Google

lichen Würden gekommen ist, weilt in seiner Heimat. So ist es dem Pfarrer möglich, zusammen mit ihm und mir ein feierliches Levitenamt zu begehen. Nach dem Gottesdienst gehen wir unter frohem Geplauder durch den Garten ins Pfarrhaus zum gemeinsamen Frühstück. Der Briefträger kommt. Der Pfarrer, der im Gespräch mit anderen immer auf einen unbestimmten Punkt in der Luft sieht, was seinem Gesicht etwas von Verklärung gibt — hier lächelte der Kaplan schon wieder halb abwesend —, schiebt plaudernd seine Tasse zurück, besieht eine Postkarte, öffnet einen Brief, den ihm ein Freund aus Rom schreibt, und liest ruhig. Indes kommt des Pfarrers Schwester herein, geht schweigend umher, schenkt den Herren die Tassen wieder voll und sieht nach dem Rechten. Der Pfarrer reißt den zweiten Brief auf. Er hat ihn bis zuletzt aufgehoben, weil er aus der Heimat ist und die Handschrift der Mutter trägt. Seine Schwester hat den Brief gesehen, tritt etwas vom Tisch zurück und bleibt erwartend stehen. Aus des Pfarrers Gesicht schwindet allmählich jeder Schein von Verklärung, er liest hastiger, wird sehr ernst, legt dann den Brief neben sich und sieht schweigend in seine frisch gefüllte Kaffeetasse.

‚Was ist dir, Thomas? Was ist der Mutter?' ruft da seine Schwester Christine. Langsam sinkt sie auf das Sofa, vor dem sie gerade steht, und während der Pfarrer spricht, sitzt sie reglos da, die großen kinderblauen Augen weit aufgerissen, einen rührend hilflosen Zug im Gesicht, und nimmt ihrem Bruder jedes Wort von den Lippen.

Es muß bemerkt werden, daß an diesem Punkt die an und für sich weitschweifenden Gedanken des Kaplans wieder in Unordnung gerieten, und zwar auf eine Art und Weise, wie es bisher nicht der Fall gewesen war. Denn er ging nicht wieder auf Gegenstände über, die mit seinem Gedankenspiel überhaupt nichts zu tun hatten, sondern er übersprang plötzlich ein großes Stück des Weges, den die Ereignisse nacheinander gegangen waren. Anstatt sich die Worte des Pfarrers ins Gedächtnis zurückzurufen, die dieser nun nach der Lektüre des Briefes sprach, sah er immer nur des Pfarrers Schwester knapp und weit nach vorn gerückt mit einem ängstlichen und hilflosen Ausdruck auf dem Sofa sitzen. Dieses Bild aber vermengte sich mit einem anderen, das er erst vor wenigen Augenblicken verlassen hatte: er sah ein halbverdunkeltes Zimmer, in dem die Läden nach der Straße hin geschlossen waren. Die abendliche Sonne lag auf ihnen und ließ einzelne Fäden auf den Zimmerboden durchsickern. Das Fenster nach dem Garten aber, der schon im Schatten lag, war offen. Mitten im Zimmer stand ein niedriges Bett, und darin lag des Pfarrers Schwester. Eine leichte Wolldecke, auf der blaugeädert ihre weißen, ungewöhnlich großen Hände lagen, umhüllte sie bis zur Brust. Die Arme waren, soweit sie aus den bauschigen Ärmeln des Hemdes hervorsahen, mit weißen Mullbinden umwickelt. Auch die obere Partie des Kopfes war fast ganz mit weißen Tüchern umwunden und hatte überdies einen kleinen Aufbau von Eisbeuteln, die zusammen mit den Tüchern einen turbanähnlichen Anblick boten. Ein Streifen des aschblonden Haares war über der Stirn sichtbar und zog sich hinab bis über die kleinen Ohrmuscheln, die immer den Eindruck einer halb zufälligen Verzierung gemacht hatten. Dieser schmale Haarstreifen, aschblond und irgendwie silbergrau schimmernd, gab dem Gesicht einen gewissen, zeitlosen Charakter, und es würde schwer gewesen sein, einigermaßen richtig das Alter des Mädchens zu erraten, zumal das vom Leben in jeder Einzelheit geprägte Antlitz ohne Furchen und Falten war. Vielmehr war die

Digitized by Google

Neigung der einzelnen Flächen einfach und klar ohne jede Überschärfung gegeneinandergestellt, und nun, da die Augen, die in sicher- und großgeschwungenen Buchten lagen, geschlossen und die Züge ganz ruhig waren, konnte man zweifeln, ob der Ausdruck des Gesichtes kindlich oder reif genannt werden mußte. Die Zeichnung des Mundes war überaus klar und fast ebenmäßig, nur fiel der Bogen der Oberlippe nach der einen Seite etwas schneller ab als nach der anderen, wodurch das Lippenpaar auf der einen Seite etwas schmäler erschien und den zwiespältigen Eindruck verstärkte, den diese Züge, die nicht eigentlich schön waren, hervorriefen. In zierlichen, etwas altmodisch anmutenden Festonbögen, die in blaßblauer Seide ausgeführt waren, umschloß das Hemd den schlank aufsteigenden Hals und vervollständigte das gehaltene und geordnete Bild, das von einem unfaßbaren Schimmer in sich gebunden war, den wir wohl Friede oder Reinheit zu nennen gewohnt sind.

Längst hatte sich der Kaplan von der geraden grauen Landstraße des Denkens entfernt und sich in den Wiesengründen des Träumens verloren. Er sah nur noch und fühlte. Er verweilte bei dem einen Bilde und empfand eine große Ehrfurcht. Und obwohl er nur immer das schwach atmende stille Mädchen vor sich sah, fielen ihm Szenen aus dem Leben der Heiligen ein, in denen eine himmlische Verklärung schon in diesem Leben sichtbar geworden war. Bilder zogen durch den Grund seiner Seele, in denen namenloses Leid von namenloser Geduld verzehrt wurde, so daß der Leib in unaufhörlicher Helle stand, aus der Gottes Unnahbarkeit glänzte. Er sah auch Lebensbahnen, die in freundlichem, weltfernem Gleichmaß flossen und friedvoll mündeten. Schließlich aber trat durch die nebelhaften Wandlungen Jesus in das dämmrige Krankenzimmer und sprach in die Stille: „Mädchen, ich sage dir, stehe auf!"

In seinen Träumen kam dem Kaplan kein Gedanke mehr daran, was denn dieses Mädchen, das sich noch am Morgen so sorgsam im Hauswesen gerührt, so schnell aufs Krankenbett geworfen, daß nun alles im Hause verstört war und alle sich nur noch um sie sorgten. Ja, er vergaß sogar das peinliche Ereignis, das seine Verstörung ob des Unglücks zur vollkommenen Verwirrung und Ratlosigkeit gesteigert und um dessenwillen er seine ganzen Erwägungen begonnen hatte. Es ist daher für uns vorläufig aussichtslos, uns nur an die Person des Kaplans zu halten, und indes wir ihn seinen Träumen überlassen, tragen wir die Ereignisse nach, die zwischen jenem Morgenkaffee, bis zu dem der Kaplan klar zurückdachte, und dem Bild des abendlichen Krankenzimmers liegen.

„Ein schreckliches Unwetter hat vorgestern meinen Heimatsort überfallen," hatte der Pfarrer, nachdem er den Brief in sich aufgenommen, gesagt, indem er sich nicht nur an seine ängstlich fragende Schwester, sondern auch an den hohen Würdenträger und den Kaplan wandte, „die ganze Ernte ist zerstört."

„Aber was ist mit der Mutter? Das ist noch nicht alles?" rief seine Schwester. Der Pfarrer überlegte ein wenig. Dann sagte er ruhig und in wohlgesetzter Form, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den hohen Würdenträger dem er seine Erregung nicht zeigen wollte: „Der Hagel hat nicht nur alle Frucht zerschlagen, sondern auch im ganzen Dorf kein einziges Dachfenster gelassen. Der Wind hat die Obstbäume nur so umgeknickt und viele Dächer abgedeckt. Unser Vaterhaus war nicht mehr fest, baufällig beinahe, könnte man sagen. Es hat stark Schaden gelitten."

„Und die Mutter?" fragte wiederum Christine. „Ist mit dem Schreck davon-

Digitized by Google

gekommen", sagte der Pfarrer, wobei ihm einfiel, daß er diese Redewendung schon oft gelesen habe. „Allerdings," fügte er dann zögernd hinzu, „sie mußte ausziehen."
Daraufhin wurde es still. Der hohe Würdenträger fühlte sich etwas beengt und wußte nichts Rechtes zu sagen, weshalb er sich räusperte. Der Kaplan aber lebte schon so in der Situation, die der Pfarrer nur so karg andeutete, daß er gar nicht ans Reden dachte. Den Geschwistern dagegen war jedes weitere Wort vor Bangigkeit abgeschnitten, denn sie wußten, was es ihrer Mutter bedeutete, das Vaterhaus, das sie seit langem allein bewohnte, zu verlassen. Sie erinnerten sich noch, wie krank sie umhergegangen war, als sie auf Bitten des Pfarrers einmal ein paar Wochen bei ihm verbrachte, und daß sie, nach Hause zurückgekehrt, plötzlich wieder gesund wurde.
Der Kaplan benutzte das Schweigen, um sich zu entfernen. Christine nahm nun den Brief der Mutter und las ihn selber. Dann räumte sie stumm den Frühstückstisch ab und begab sich hinaus in die Küche. Dort schüttete sie ihr Herz der alten Barbara aus, die ihr das Hauswesen bestellen half. Der hohe Würdenträger aber mühte sich um ein paar Trostesworte, die um so gesuchter klangen, als er die übergroße Bangnis, die sich auf den Gesichtern der Geschwister malte, nicht begriff und eigentlich zu innerst etwas automatisch und sozusagen von Berufswegen dachte, der Mensch solle sein Herz nicht an irdischen Besitz hängen. Daraufhin fühlte er sich überflüssig und machte Anstalten, sich zu entfernen.
Als der Pfarrer von der Türe zurückkam, wohin er den Gast begleitet hatte, trat Christine aus der Küche heraus und sagte:
„Du mußt dich heute mittag allein behelfen, die Barbara und ich wollen nach Mariafeld."
Der Pfarrer nickte nur, sagte: „Ja, ja" und verschwand in seinem Studierzimmer.
Mariafeld war ein kleiner Wallfahrtsort, von der Pfarrei eine gute Stunde entfernt. Es stand dort, etwas abseits von der Landstraße, eine Kapelle, ein kleines Gebäude, das aus der Landschaft gewachsen schien, mit einem etwas windschiefen Dachreiter, der eine Glocke von minimalen Ausmaßen beschützte. Die Obstbäume der Nachbarfelder drängten sich bis zu den gedrückten Mauern, die weiß gekalkt waren, heran. Diese umschlossen ein altes Muttergottesbild, eine steife, puppenhafte Figur, die in einen verblichenen roten Samt gekleidet war, auf dem dicke Goldstickereien einen im Verhältnis zur Größe der Gestalt übertriebenen Prunk entfalteten. Nur Hände und Gesicht sahen aus der weit abstehenden Gewandung hervor, und als besonders merkwürdig fiel an ihnen auf, daß sie kohlschwarz waren, so daß ein Unkundiger wohl kaum auf den Gedanken gekommen wäre, daß diese Statue die Gottesmutter versinnbilden sollte. Dies war das Gnadenbild, das schon vor zwei Jahrhunderten, so erzählte man in der Umgegend, bei dem durch Blitzschlag entstandenen Brand einer Kapelle, die der Überlieferung nach am gleichen Ort stand, allein unversehrt übriggeblieben war. Die große Verehrung, die das Bild nach diesem Ereignis in einem neuerbauten Kirchlein erfuhr, habe die Himmelsmutter, so erzählte man überall, stets reich belohnt. Wunderbare Heilung, Hilfe in großen und kleinen Nöten sei vielen schon zuteil geworden, die das Opfer nicht scheuten, die Wegstunde zurückzulegen und dort draußen inmitten der leicht hügelig auf und ab wogenden Felder vor dem unbeholfenen Bild gläubigen und einfachen Sinnes zu beten. Nicht nur von Mund zu Mund ging die Kunde davon, sondern auch zahlreiche Täfelchen an den Wänden der

Digitized by Google

Kapelle berichteten von den wundersamen Wirkungen, die von diesem Orte ausgegangen. Zwischen ihnen waren kindliche Symbole der Nöte, von denen man hier Abhilfe fand, aufgehängt.

Als sich Christine und Barbara bald nach der Mittagszeit nach Mariafeld aufmachten, brannte die Sonne mit der ganzen Glut, die sie im halben August noch aufbringt, vom Himmel. Langsam bewegten sich die beiden Frauen auf der staubigen Landstraße, zu deren Seite das Gras mit einem stumpfen Grau überzogen war, fort. Weiß, fast silbrig flimmerte vor ihnen der Weg. Nur selten warf ein Obstbaum, dessen Blätter gilbend den reifenden Früchten Raum gaben, seinen spärlichen Schatten auf den Chausseerand. Daß der Schritt der wallfahrenden Frauen immer langsamer und schwerer wurde, daran war außer der Hitze nicht nur Barbara schuld, die schon in dem Alter war, in dem man bedächtig schreiten gelernt hat; auch das Beten, das in gleichmäßigem Silbenfall von den Lippen der Frauen kam und den größten Teil ihrer Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, hatte daran seinen Anteil. Die Frauen beteten abwechselnd den Rosenkranz, jenes Gebet, das in seiner beschaulichen Breite und Gleichmäßigkeit eigens für Prozessionen und Wallfahrten erdacht scheint. So mochten sie schon ungefähr die Hälfte des Weges, ohne jemand zu begegnen, zurückgelegt haben, als sie zwischen den Obstbäumen hindurch in der Ferne auf der Landstraße hinziehend und sich immer mehr nähernd eine breite Staubfahne sahen, die, wie sie bald deutlicher sehen konnten, hinter einem großen Lastauto daherschleifte, erst wie undurchdringlicher Rauch, dann dünner werdend wie aufsteigender Nebel und schließlich als silbriger Lichtdunst über den Äckern zu beiden Seiten der Straße verschwimmend. Bald vernahmen sie auch das Schnaufen und Rattern des Wagens und hörten auf, zu beten. Mit mäßiger Schnelligkeit kam das Gefährt heran. Bisher hatten sich die Frauen auf der Mitte der Straße gehalten. Sie bogen nun, als das Auto, das um eine kleine Kurve kommen mußte, noch wenige dreißig Meter entfernt war, nach links aus.

Es wäre überflüssig, dies alles mit umständlicher Genauigkeit zu berichten, wenn nicht im nächsten Augenblick etwas gänzlich Unerwartetes geschehen wäre. Geradezu hastig müßten wir erzählen, wollten wir nur einigermaßen die Schnelle der jetzt folgenden Ereignisse einfangen.

Die Frauen waren vor dem herankommenden Wagen zur linken Seite der Landstraße schon in Sicherheit. Wer weiß, was da mit dem Chauffeur des Autos vor sich ging! Vielleicht hatte er in der Hitze ein wenig geduselt und handelte im aufschreckenden Erwachen, vielleicht auch sah er die Frauen erst jetzt und glaubte, daß sie es nötig hätten, auch ihn erst zu bemerken; möglicherweise war er eine überängstliche Natur, die eher etwas mehr tun als etwas versäumen wollte; oder, wer weiß, vielleicht hatte er Schrullen und umwob seinen Beruf mit einer gewissen Poesie, hatte eine Art Berufszeremoniell, und seine Handlung, die nun erfolgte, war ihm eine Art und Weise, Menschen, die ihm auf einsamer Fahrt begegneten, zu begrüßen: kurzum, er tutete mit der Autohupe fünf-, sechsmal sehr schnell hintereinander mit großer Heftigkeit, obwohl kein verkehrstechnischer Anlaß dazu vorlag. Hätte er den Erfolg auch nur im leisesten geahnt, das Tuten wäre sicher unterblieben.

Barbara, die, des heranziehenden Staubes wegen auf einem Ackerrain stehend, der Straße den Rücken kehrte und in die Felder hinaussah, drehte sich nur halb gegen das Auto um. Christine aber, in Dingen des Verkehrs vollkommen uner-

Digitized by Google

fahren, verstört von den trüben Nachrichten des Morgens her und noch halb hingenommen vom Gebet, fuhr aufgeschreckt jäh herum und rannte, ihren sicheren Ort auf den ersten Ackerschollen verlassend, man muß schon sagen ohne Sinn und Verstand, mitten auf die Straße, auf der das Auto in mäßig schnellem Tempo fuhr, wahrscheinlich in der dunklen Absicht, den jenseitigen Straßenrand zu gewinnen. Der Chauffeur, maßlos erschreckt, das Mädchen zwei Meter vor dem Wagen zu sehen, bremste und suchte zugleich nach der Seite auszubiegen, von der Christine gekommen war. Diese aber, durch die unmittelbare Gefahr noch kopfloser gemacht, wollte wieder dorthin zurückrennen und lief gerade in die Vorderräder des Autos, das sie ein Stück weit schleifte und dann, infolge der überscharfen Kurve und des gleichzeitigen Bremsens, selbst seitwärts kippte und in den Acker umstürzte, wodurch der Körper des Mädchens fast bis zum gegenüberliegenden Straßenrand geschleudert wurde.

Barbara hatte während des ganzen, mit großer Schnelligkeit ablaufenden Vorgangs buchstäblich nur Mund und Nase aufgerissen, und zwar so, daß sie zu gleicher Zeit vor Entsetzen die Augenbrauen übermäßig in die Höhe zog, wodurch sich von der Nase zu den Augenwinkeln hin und von dort über die ganze Stirn ein wirres Faltenspiel bildete. Der Schrei, der sich dazu lösen wollte, wurde in der Kehle zu einem würgenden Gurgeln. Erst als die großen leeren Kisten, mit denen das Auto beladen war, bei dessen Fall mit dumpfem Plumpsen um sie herum in den Acker kollerten, kam sie in Bewegung und näherte sich nach einem erschreckten Satz mit schlotternden Knien dem Körper des Mädchens, das mit seitwärts gewandtem Gesicht dalag. Die Kleider waren über und über mit Staub bedeckt und an vielen Stellen zerfetzt. Der Rock war von den Unterschenkeln zurückgeschlagen, und große, schwärzlich beschmutzte Schürfwunden waren zwischen den Rissen der Strümpfe zu sehen. Auch in den Poren der Arme, von denen die Bluse zum Teil abgeschlitzt war, stand Blut, das sich mit dem Staub zu einem brandigen Überzug vermischte. An Kopf und Gesicht ließen sich keine Verletzungen wahrnehmen. Doch unheimlich war es anzusehen, wie aus dem einen Mundwinkel, der etwas nach unten gezogen war, ein dünnes Blutfädchen hervorsickerte. Die Verunglückte rührte sich nicht. Das Gesicht war vollkommen ruhig, und der hängende Mundwinkel brachte eine unendliche Müdigkeit in die Züge. Die Augen waren geschlossen. Der Atem ging schwach. Sie war bewußtlos. Manchmal jedoch zuckte es merkwürdig über die Züge hin, die Brust hob sich krampfhaft und angestrengt, und man hätte glauben können, nun werde das Mädchen mit einem schmerzlichen Laut die Augen aufschlagen. Aber nichts dergleichen geschah. Nur das Blutbächlein, das aus dem linken Mundwinkel hervorkam, floß etwas stärker nach den krampfhaften Atemstößen.

Der Chauffeur war unterdessen aus dem umgestürzten Wagen hervorgekrochen. Er hatte keine nennenswerten Verletzungen erlitten. Die Glasscheibe vor seinem Gesicht war beim Aufschlagen des Wagens zersplittert und hatte ihm Nase und Hände etwas zerkratzt. Seinen blöd blickenden Augen war anzusehen, daß er sich noch nicht ganz von der Erschütterung, die er beim Umstürzen erlitt, erholt hatte. Er tappte wie ein Schwindliger mit haltsuchendem Blick und halbausgebreiteten Armen heran und gab dem einzigen Gedanken, den sein Hirn zu fassen vermochte, dadurch Ausdruck, daß er immer wieder in weinerlichem Tonfall sagte:

„Ich kann nichts dafür, ich kann nichts dafür."

Digitized by Google

Barbara hörte kaum hin, sondern forderte ihn auf, im nächsten Dorf, das wohl zwanzig Minuten entfernt sein mochte, einen Arzt und Leute zu holen, die die Verunglückte wegtragen hülfen. Er besann sich auch nicht lang, denn es war ihm inzwischen klargeworden, daß auch er Hilfe brauche, wenn er seinen Wagen wieder instand setzen wolle.

Die Sonne brannte mit unveränderter Glut. Auf der Landstraße, wo sich noch eben so laute und furchtbare Ereignisse abgespielt hatten, wurde es nach dem Weggang des Chauffeurs wieder so mittagstill, daß man das Sengen der Sonne umso stärker zu fühlen glaubte. Barbara trug den Körper Christinens vorsichtig zum Straßenrand, der mit einem niederen Graben, einer Art Regenrinne, abschloß. Dieser führte zurzeit kein Wasser, sondern war ganz mit Feldblumen und Gras zugewachsen. Barbara legte den Körper, der wie tot an ihr niederhing, hinein. Ihr großes schwarzes Tuch, das sie nach Art alter Leute immer mit sich trug, formte sie zu einem Kissen und schob es der Bewußtlosen unter den Kopf. Die Wunden an Armen und Beinen legte sie vollends frei, so daß sie mit den bestaubten Kleidern nicht in Berührung kamen. Dann setzte sie sich zu Häupten der Todwunden und wartete. Es war ein Glück, daß Barbara mit ihrem großen schwarzen Regenschirm, den sie ähnlich wie das schwarze Tuch mit sich führte, ohne daß ein Anzeichen auf Regen deutete, den Kopf Christinens gegen die unerbittlichen Sonnenstrahlen schützen konnte. Diese rührte sich immer noch nicht, und nur der schwache Atem und Puls gaben Zeugnis, daß noch Leben in ihr war.

Erst jetzt, als Barbara wartend saß und auf die Ruhende hinabsah, fühlte sie eine lähmende Bangigkeit. Sie wurde zu einem herzbeklemmenden Grauen, als sich nach einiger Zeit die Augendeckel Christinens langsam aufklappten und die Augen sehen ließen, deren Pupillen seitwärts nach oben so stark verdreht waren, daß sie vor dem Weißen des Augapfels fast ganz verschwanden. Dieser Anblick wurde für Barbara um so grauenhafter, als sich die Augen, die keine Spur von Bewußtsein verrieten, nicht wieder schließen lassen wollten. In ihrer Herzensangst hub Barbara an zu beten, und mit halb abgewandtem Gesicht ließ sie die Perlen des Rosenkranzes wieder durch ihre zermürbten Finger laufen.

Plötzlich waren sie da. Zuerst der Arzt, der auf einem Rad vorausgefahren war, dann eine Chaise, die man im Dorf aufgetrieben hatte. Während der Arzt seine stumme Arbeit verrichtete, trafen nacheinander der Chauffeur mit einigen kräftigen Männern, der Gendarm, der an Ort und Stelle den Tatbestand aufnehmen wollte, und schließlich ein Trupp Neugieriger ein, die von dem Unfall gehört hatten. Der Gendarm forderte Barbara auf, den Hergang des Unglücks zu erzählen. Da aber aus ihr kaum etwas herauszubringen war, ergriff der Chauffeur umso eifriger das Wort, indem er zwischenhinein immer mit zwingender Geste an Barbara appellierte, daß sie seinen Bericht bestätige. In der Tat war die Darstellung der Wirklichkeit entsprechend. Nur vergaßen sowohl der Chauffeur als auch Barbara, des unmotivierten heftigen Tutens Erwähnung zu tun, mit dem alles Unheil seinen Anfang genommen hatte. Doch hätte auch die Beibringung dieser Tatsache das polizeiliche Resultat, das der Chauffeur wiederholt und mit starkem Nachdruck vorwegnahm, kaum geändert. Denn selbst der Gendarm, der während der ganzen Vernehmung ein Gesicht wie das Objektive selbst gemacht hatte, nickte zustimmend, als der Chauffeur am Ende nochmals versicherte: „Ich kann nichts dafür."

Digitized by Google

Die Aufmerksamkeit der neugierigen Gaffer, die herzugelaufen waren, wurde ziemlich von dem Verhör in Anspruch genommen, so daß der Arzt während seiner kurzen Untersuchung kaum gestört war. Es schien ihm nicht geeignet, an der Unglücksstätte schon Hilfe oder Linderung zu versuchen. Er brachte vielmehr sofort, unterstützt von Barbara, das reglose Mädchen in der Chaise unter, in die er selbst einstieg, während Barbara neben dem Bauernburschen, den man als Kutscher mitgebracht hatte, auf dem Bock Platz nahm. Fast langsamer als sie gekommen waren, fuhren die Frauen den gleichen Weg zurück, die eine stumm vor nachdenklichem Grauen, still die andere, da durch ihren zerstörten Leib schon der Tod sickerte.

Wir kehren zu dem träumenden Kaplan zurück. Wenn wir uns das Bild, das ihm vorschwebte, vergegenwärtigen, so wissen wir auch, was weiter geschah. Das Mädchen war ins Pfarrhaus gebracht und dort gebettet. Die äußeren Wunden wurden gewaschen und mit Mullbinden umwickelt. Doch geschah dies nicht, weil es einen großen Sinn gehabt hätte, sondern nur ordnungshalber sozusagen. Denn was bedeuteten die Schürfwunden gegen die schweren inneren Verletzungen, von denen uns das schmale Blutbächlein, das aus dem linken Mundwinkel kam, schon etwas ahnen ließ! Sie waren daran schuld, daß der Arzt dem Pfarrer auf dessen Fragen sagen mußte, daß er keine Hoffnung habe, das Leben des Mädchens zu erhalten. Gegen sie konnte er kein Mittel nennen, er mußte sie auf sich beruhen lassen. Nur die Qualen der Gehirnerschütterung konnte er durch das Auflegen von Eisbeuteln lindern.

Aber wer sagt uns denn, daß Christine litt? Jedenfalls ließ ihr ruhiges Gesicht nichts davon sehen. Und vielleicht hatte der Kaplan, dessen schönes, den Tatsachen abgekehrtes Träumen uns beim Rückblick über die grausamen Ereignisse etwa empören möchte, doch recht, wenn er nicht Wunden und Qualen, sondern nur Friede und Reinheit sah. Andererseits jedoch können wir unsere Entrüstung über das flatterhafte Betragen des Kaplans nicht unterdrücken, wenn wir bedenken, daß er über all seinem Sinnen immer noch nicht dorthin gekommen war, wohin er mit seinen Gedanken wollte. Ja, unsere Entrüstung wird zum fassungslosen Staunen, wenn wir die Aufgeregtheit und Verwirrung bedenken, mit der wir ihn am Anfang unserer Erzählung in seinem Zimmer auf und ab rennen sahen und die von jenem höchst sonderbaren Vorfall im Zimmer der Kranken herrührte, den er sich selber klar und verständlich machen wollte. Wie konnte er sein geradezu unerhörtes Benehmen, das er dort an den Tag gelegt, nun da er dieses Ungewollte und Unerkannte erkennen und vor sich rechtfertigen wollte, vergessen? Wie konnte ein Mensch von einiger Selbstzucht sich so von jedem Bilde, das in ihm aufstieg, hinnehmen lassen, daß er alles, auch was ihm eben noch als große und dunkle Schuld erschien, liegen ließ? Wir begreifen das kaum und wollen deshalb kein Urteil fällen. Aber dem neuen Ereignis, das jetzt eintrat und den Kaplan doch an das Ende seines Gedankenganges führte oder, besser gesagt, ihm alles plötzlich in einem einzigen Bilde zeigte, wenn auch nicht erklärte, müssen wir dankbar sein.

Die Dämmerung war schon eingefallen und hatte die Gegenstände des Zimmers verwischt. Der Kaplan hatte längst seine Haltung geändert. Seine Ellbogen stützten sich auf die Lehne des Armsessels, und zwischen den Händen stak sein Kopf. Sein Blick ging starr und abwesend durch das Zimmer, das vor ihm leer war, hinaus in den Garten, wo sich die dunklen Konturen der Bäume vor

Digitized by Google

die Kirchenmauer drängten, die viel näher gerückt schien. Von der Straße, die an der anderen Seite des Pfarrhauses vorbeizog, hörte man mitunter das leichte Klingen eines Schrittes, ein Geräusch, das jedoch nicht geeignet war, den Kaplan aufmerken zu lassen. Auch als sich im harten Gleichtakt Schritte dem Pfarrhaus näherten, merkte er nicht das mindeste. Um so mächtiger und eigenartiger war die Wirkung auf ihn, als plötzlich auf der Straße laut und etwas roh schallend Blechinstrumente das Lied intonierten:

„Nun ade, du mein lieb' Heimatland,
Lieb' Heimatland, ade!"

Der Kaplan rührte sich nicht. Doch plötzlich wußte er, daß er diese Blechmusik heute, als er drüben im Krankenzimmer weilte, schon einmal gehört, und daß sie im Zusammenhang stand mit seinem sonderbaren Benehmen. Mit einem Schlage ging ihm alles auf, was vorgefallen war. Die Bilder, die er gesehen und in Schönheit zerträumt hatte, kamen unter den schmetternden Klängen plötzlich zu einer harten Wirklichkeit zusammen. Jetzt erst ging es ihm auf, daß der Tod, der unerbittliche Tod, schon in der Umfriedung des Pfarrhauses stand. Er saß reglos und lauschte: Lieb' Heimatland, ade! Dabei wurden seine Augen ungeheuer weit, und plötzlich liefen, ohne daß man sonst eine Bewegung von ihm wahrnahm, die Tränen über seine Wangen. Dabei sah er klar, was vor einer Stunde geschehen war: Er hatte da in der Fensternische des Krankenzimmers gelehnt und durch einen schmalen Lichtspalt, den die Läden frei ließen, hinausgeblickt. Die Dorfstraße herab kamen vier verwegene Gestalten mit Musikinstrumenten und — ein irrsinniger Zufall — gerade vor dem Fenster, hinter dem die Todwunde lag, blieben sie stehen und fingen an zu spielen. Und was spielten sie? Er war erschrocken. Er hatte das Fenster aufreißen wollen, um ihnen Einhalt zu gebieten. Aber schon waren sie mitten drin:

„Der Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald
Und schießt das Wild daher,
Gleich wie es ihm gefällt. Trari, trara . . ."

Da war das Merkwürdigste geschehen. Noch eben erfüllt von dem Bild der Kranken und willens, den Gesellen das Spielen zu verbieten, hatte sich sein ernstes Gesicht im nächsten Augenblicke erheitert, und die folgende Verszeile hatte er mitgesummt. Er hatte, ohne zu wissen, weshalb, einen ungeheuren Lachreiz empfunden, dem er dadurch abhalf, daß er, als die Musikanten eine zweite Strophe zu spielen anfingen, mit heiterster Miene in die Stille des Krankenzimmers halblaut zu der Melodie sang. Während er aber die Worte sprach „Der Jäger aus Kurpfalz", fiel ihm plötzlich ein anderer, ziemlich einfältiger Text ein, den er in seiner Heimat früher oft gehört hatte, und er fuhr halblaut trällernd fort:

„Der stolpert über den Krummbeersack
und bricht dabei den Hals . . ."

Hier war ihm der Text ausgegangen, und im gleichen Augenblick hörte er sich selber. Wie aufgescheucht blickte er um sich ins dämmrige Krankenzimmer hinein. Da lag Christine. Sie war nicht aufgewacht. Während er sie entgeistert anstarrte, dachte er nochmals mechanisch, was er eben gesungen, und während ihn ein Grauen faßte, murmelte er abwesend: „Und bricht dabei den Hals."

Da hatte der Pfarrer vor ihm gestanden. Hatte er irgendwo im halbdunklen Krankenzimmer still gesessen oder war er gerade noch dazugekommen, um die

Digitized by Google

sonderbare Szene, die sich hier abspielte, mitzuerleben; kurz, der Pfarrer war da; Schmerz, Wut, Verachtung und Nicht-verstehen-können waren in seiner Miene. Lange sah er ihn an, wandte sich schließlich langsam und mit übergroßer Beherrschung um und sagte so gepreßt, daß es wie ein Zischen klang, über die Schulter zurück nur das eine Wort: „Hanswurst!"

Dieser ganze sonderbare Vorfall, über den er so wenig Herr gewesen, daß er in der größten Verwirrung in sein Zimmer gekommen war, stand dem Kaplan nun mit großer Deutlichkeit vor Augen. Doch er wußte auch jetzt nichts mit ihm anzufangen. Es war ihm, als ob der ganze Vorgang nicht zu ihm gehöre. So sehr er sich sein merkwürdiges Betragen zu erklären suchte, er ward nicht klug daraus. Er hatte nur das sonderliche Gefühl, daß alles leichter und besser werde, und daß sich die ganze Verwirrung löse, wenn er nur weine.

So rannen denn seine Tränen immer noch ungehemmt über seine Wangen, als die Musikanten schon längst abgezogen waren und plötzlich die Tür seines Zimmers weit geöffnet wurde. Über den Flur hinüber sah man in einen Raum, in dessen Mitte, von sechs Kerzen in hohen Leuchtern umgeben, ein schneeweißes Bett stand. Unter der Tür aber lehnte der Pfarrer und sagte ganz einfach:

„Sie ist tot."

*

Dankbarer ich!

Dankbares Kind!
Dein belohnendes Lächeln,
Wenn ich mich neige über dein Schlummerbett!
Kleiner Schrei der Lust,
Wenn ich dich necke mit spielenden Händen!
Gläubiges du, nicht wissendes,
Was kann ich dir schenken —
Was du gibst, ist tausendmal mehr!
Ach, ich bin nur ein Bettler vor dir,
Bin nur ein armer, armer Mann
Vor deinem Reichtum!

Oh, wie sind wir verirrt,
Die wir heimwollen!

Sieh, ich lege mein Herz
Dir in die unentweihten Hände.
Hüte es, hab' es lieb! —

Dankbarer ich!

H. F. Christians

Digitized by Google

Die Wetterhexe

Skizze von Sophie Habersack

DIE Wetterhexe hatte den Pappelbaum kahlgeschüttelt, und nun saß sie darauf. Zusammengekauert hockte sie in den Ästen, und ihr Kichern erklang, wie wenn die Schloßen auf der dürren rissigen Erde aufspringen. Ja, so klang das Kichern der Wetterhexe! Ihr sehniger Arm umklammerte das spitze Knie und ihr schlohweißes Zöpfchen stach in die blaue Luft.

Da schlug sie mit dem entblätterten Pappelzweig nach den segelnden Wolkenfetzchen: „hoi, hott!", und sie ballten sich zu riesigen Burgen.

„Hoi, hott!", und der wirbelnde Wind trieb den Staub der Landstraßen zu ihnen empor, dumpf murrte der Donner, und der Blitz fuhr mitten im Walde hernieder.

„Hoi, hott, hoi, hott, hoi, hott!", wie peitschte die Wetterhexe! Wie rannten die Menschen, ihr Vieh und ihr Leben zu bergen! Und wie prasselte der Regen!

Die Wetterhexe aber stand jetzt frei auf dem obersten, auf dem schwankenden Ast der Pappel, ein grauer Mantel wehte klatschend um ihre Glieder, das Zöpfchen hatte sich gelöst, und die flatternden Strähne zogen mit dem Sturm.

„Hoi hott, hoi hott!" schrie sie, und dann warf sie sich jauchzend in die Lüfte.

Wie ein ungeheures Segel trug ihr Mantel sie dahin über die blühende Flur, über Wälder und Flüsse, und harte Schloßen erschlugen die junge Saat, pfeifender Sturmwind beugte den ächzenden Wald, und rauschende Regenfluten drängten die Flüsse aus ihrem Bett, daß sie die Ufer überschäumten und Verderben trugen über die grünende Erde.

„Hoi hott! Hussa!", so jauchzte die Wetterhexe, ihr Mantel ward wie der schwarze Samtmantel des Königs, und die Blitze umzogen ihn mit goldenen Borden.

So jagte sie hin über die Lande. —

Doch nun ward es ihr, als hinge sich eine Last an ihren Königsmantel, der so weithin gebreitet war!

„Hoi hott!" schrie sie wütend und peitschte die Wolken mit ihrer Gerte, daß sie dahinstürmten gleich fliehenden Rossen, deren Hufe bleichblaue Funken sprühen.

Und doch ward sie matt, schwer faltete sich der Königsmantel und trug sie nicht mehr, und sie stürzte herab in sausendem Fall — und fand sich in Mutter Christins Nelkengärtchen.

Da hüllte sie sich in die grauen Falten ihres zerschlissenen Mantels und trat wild und gebietend über die hölzerne Schwelle. Die kleine Hütte ächzte, als das geschah. Aber Mutter Christin kniete unbewegt am Boden und betete beim Licht der geweihten Kerze, und also betete sie:

„Vor Blitz, Hagel und Ungewitter, Alleluja,
Erlöse uns Herr Jesu Christe, Alleluja!
Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn,
Der Himmel und Erde gemacht hat,"

und das Enkeltöchterchen patschte in die Händchen und lallte: Amen.

Da bückte sich die wilde Wetterhexe tief unter Mutter Christins Tür, und niemand sah, wie sie entwich. —

*

Digitized by Google

Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit

Versuch einer Übersicht und Wertung / Von Dr. Ernst Alker

III

MAN darf wohl *Dänemark* als das kultivierteste Land Europas bezeichnen. Seine Bücherproduktion übertrifft (natürlich relativ genommen) die aller anderen Nationen, es verfügt über eine Armee guter Schriftsteller, das literarische Niveau seiner Durchschnittsproduktion steht hoch über dem der Alten Welt. Aber in diesem durchgeistigten Reich fehlen die großen Persönlichkeiten. Sören Kierkegaard war die letzte. Auch wenn man den übernationalen Einfluß eines Jacobsen, eines Bang, eines Pontoppidan, eines Gjellerup, eines Andersen Nexö so hoch wie nur möglich wertet. Gewiß, weder ein *Henrik Pontoppidan* noch ein *Martin Andersen Nexö* haben möglicherweise ihr letztes, ihr entscheidendes Wort gesprochen, und in ihren bisherigen Werken liegen Ansätze das unheroisch Dänische der Gegenwart zu überwinden, um so mehr, als ihre Bücher Ausdrücke gefestigter Weltanschauungen sind, nicht nur ein virtuos beherrschtes Spiel der Form, nicht nur Produkt einer kaum mehr zu überbietenden Wortkunst, welche der urbansten und treffendsten Expression alles Menschlichen fähig ist. Aber letzte innerliche Vollendung (der äußeren kann man bei diesem Volk fast stets sicher sein), Werke voll Sinngebung, wegweisende und darum überzeugende, soll man im Inselreiche nicht erwarten. Zu stark ist der angeborene Relativismus, zu groß die Liebe zum Detail, zu fest die nationale Neigung zu kluger und intelligenter Ironie, die sich auch in ein bitteres kaltes Grinsen allen Äußerungen und Werten des Lebens gegenüber verwandeln kann. Der Däne, Analytiker *κατ' ἐξοχήν*, ist zu sehr Skeptiker, als daß ihm die großen Worte, die großen Gebärden, die großen Programme gefallen könnten; aber er vermag sich auch nur schwer — von einigen überragenden, regelbestätigenden Persönlichkeiten der Vergangenheit abgesehen — zu Menschheitsdichtungen aufzuschwingen, reich an Ewigkeitszügen. Deshalb ist das Werk eines Andersen Nexö, der in seinen Romanen mit seltener Kraft ein sozialistisches Weltbild aufzubauen sich bestrebt, deshalb sind die Leistungen *Johannes V. Jensens*, der in seinem Roman-Zyklus „Die lange Reise" auf merkwürdige Art hohe Künstlerschaft mit untiefer, metaphysikfreier Evolutions-Dogmatik und englisch orientiertem Darwinismus verschmilzt, deshalb ist die unklare religiöse Sehnsucht und Mystik eines *Jens Anker Larsens* und sogar der echt männliche, gehaltene Pessimismus eines Pontoppidan nicht von jener Art, daß ihnen die große Problematik unserer Zeit fernbliebe, ich meine, die Gefahr der Vergänglichkeit.

Die kleineren Sonnen und ihre Trabanten sind so zahlreich, daß die auf typologischer Grundlage erfolgende Nennung der wichtigsten noch wählerischer sein muß als in den vorhergehenden Abschnitten.

Auf dem Gebiet des großen Gesellschaftsromanes scheint mir *Frederik Poulsen*, der gelehrte Kenner antiker Kunst, der auch fesselnde Reiseberichte schrieb, das stärkste Talent zu sein. Sein Roman „Et Midas-Dögn gik over Landet" ist ein Werk voll subtiler Verfeinerung, virtuoser Charakteristik, überlegener und menschlich warmer Ironie, von sicherer Formgebung. Poulsen steht in

Digitized by Google

diesem Werk höher als Thomas Mann in seiner besten Zeit. Unzweifelhaft gibt es gerade auf diesem Gebiete manchen bedeutenden Rivalen, so *Laurids Bruun, Otto Rung, Ejnar Rousthöi, Poul Levin, Jakob Paludan, Johannes Buchholtz, Agnes Henningsen, Svend Leopold, Harald Kidde* († 1918) und *Harald Bergstedt*, welcher, trotz seiner Neigung zur Tendenz, sicher zu den stärksten Hoffnungen des Landes gehört. Daneben ist auch eine Gruppe von bedeutenden Bauernschilderern vorhanden, repräsentiert durch die Namen: *Johan Skjoldborg, Jeppe Aakjär, Jakob Knudsen, Thorkild Gravlund.* Um die Form der umfangreichen, mehrbändigen Prosa-Epopöe bemühen sich manche Schriftsteller, so *Aage von Kohl, Harry Söiberg, Knud Hjortö*, und auch mancher der oben genannten Autoren. Daneben ist eine Reihe von „Spezialisten", oft ausgezeichnet in ihrer Eigenart, vorhanden, die Elendsschilderer *Christian Staun, Johanne Madsen* und natürlich auch Andersen Nexö, die „Exotisten" *Aage Barfoed, Emil Rasmussen, Georg Rönberg, Sophus Michaelis, Josef Petersen*, Gestalter nordischer Fernensehnsucht, welche die Dänen besser als alle anderen Skandinavier zu Kunstwerken zu verdichten verstehen (auch Kohl, Bruun, Jensen, Rung haben sich auf diesem Gebiete hervorragend betätigt), und ferner die Arktikfreunde *Ejnar Mikkelsen, Aksel Sandemose, Knud Rasmussen.* Als Tierschilderer hat *Svend Fleuron* Weltruf erlangt, und *Hans Kaarsberg* steht ihm nicht sehr nach, übertrifft ihn als mitleidsvollen Menschengestalter.

Unter den Dramatikern und Lyrikern scheint *Helge Rode* der tiefste und bedeutendste zu sein, der, nicht ohne einen religiösen Akzent, seine Gedanken und Gefühle um das Geschwisterpaar: Tod und Leben kreisen läßt. Als die stärkste religiöse Persönlichkeit des heutigen Dänemarks muß man wohl *Johannes Jörgensen*, den Konvertiten, betrachten, der mit seiner Autobiographie „Mit Livs Legende" das monumentalste und menschlich reichste Memoirenbuch der letzten Jahre schrieb. Seine Versbände verschmelzen religiöse Inbrunst und leidenschaftliche Hingabe an die Schönheit der Welt mit strenger Zucht der Form. Sonst sind zu nennen: *Kai Hoffmann, L. C. Nielsen*, der eigenartige stille Dichter *Ludvig Holstein, Thöger Larsen* und der Patriot *Valdemar Rördam*, dessen „Sangen om Danmark" das Hohelied echter Heimatliebe ist.

Ich habe nicht versucht, die Generationen der neueren dänischen Literatur gegeneinander abzugrenzen, denn wirkliche Kontraste sind, was das angeht, nicht zu bemerken. Hier liegt eine Erscheinung vor, die sehr typisch für dieses Land ist; nicht weniger als das Faktum, daß es nun eigentlich kein Drama gibt in Dänemark, trotz der vielen, technisch oft vorzüglichen Lustspiele, die manchmal ihren Weg durch ganz Europa machen, und der echten und alten Theaterkultur Kopenhagens.

Alle Achtung vor der hohen und organisch gewordenen Kultur dieses Landes, seinem sehr bedeutenden, um nicht zu sagen einzigartigen, Durchschnittsniveau der literarischen Leistungen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß raffinierte und idyllische Vollendung in Stagnation überzugehen anfängt. Würdige Erben werden auch in Zukunft den vorhandenen Reichtum verwalten können, sicher auf gebührende Weise, doch zu Sehern und Propheten werden sie nicht heranwachsen.

IV

In der *isländischen* schreibenden Welt gibt es eine Gruppe, welche mit Rücksicht auf das geringe Geltungsgebiet der nationalen Zunge (zirka 90 000 Personen) des

Digitized by Google

Gebrauches der Muttersprache bei künstlerischen Arbeiten entsagt und als Mittel der Verständigung und Gestaltung das Dänische benützt.

Der extrem isländische Flügel, der allem Geiste Kopenhagens bitter feind ist — er besitzt übrigens die Vorherrschaft in der Politik —, muß seine Haltung mit einem teuren Preis bezahlen: daß sein Singen und Sagen in Skandinavien ungekannt und unbeachtet bleibt und in Europa nicht minder. Denn ungewöhnlich klein ist die Anzahl jener Personen, welche hinreichende Kenntnis des Neu-Isländischen mit der Möglichkeit vereinigen, Produkte des isländischen Verlagsbuchhandels zu erhalten. So bleibt bis auf weiteres die neue eigensprachliche Dichtung des Edda-Landes eine ausgesprochen insulare Angelegenheit, besonders nun, da J. Poestion, der große Island-Spezialist, diese Welt verlassen hat. Und die „Zeitschrift der Islandfreunde", dieser lebende Ausdruck deutscher Sympathie für das Volk auf der Saga-Insel, ist so wenig bekannt, daß dem deutschen Publikum, selbst dem, welches seinen Blick auf den Norden gewendet hat, ihre Existenz meistens nicht bewußt wird.

Nichts Auffallendes also, wenn ein Teil der Dichter sich des Dänischen bedient, um so mehr, da der größte Teil der isländischen Intellektuellen seine Ausbildung in Kopenhagen vollendet, welches manchem zur zweiten Heimat wird. Unter ihnen ist wohl *Gunnar Gunnarsson* die führende Persönlichkeit, die in ihren weitgespannten epischen Werken eigentümliche Stilstärke, selbständige Menschheits- und Landschaftsauffassung und die tiefe Ruhe echter Epik zeigt, Eigenschaften, die nur wenig durch dänische und norwegische Einflüsse modifiziert sind. Der hoffnungsvolle Dramatiker *Jóhann Sigurjónsson*, der vielleicht dazu berufen gewesen wäre, einen speziell isländischen Tragödienstil auszubilden, starb im Alter von noch nicht vierzig Jahren, ebenso der bedeutende Lyriker und Novellist *Jónas Gudlaugsson*. *Gudmundur Kamban*, ein Dramatiker von starker Begabung, hat sich dem deutschen Publikum soeben mit dem Roman „Ragnar Finnsson" vorgestellt, welcher nun in Übertragung vorliegt. *E. Hjoerleifsson* dagegen ist in Deutschland schon seit Jahren durch den Roman „Die Übermacht" bekannt.

V

Dadurch, daß Schweden 1809 *Finnland* an Rußland verlor, wurden nicht unbedeutende schwedische Minoritäten (heute etwa 350 000 Köpfe zählend) vom Mutterlande abgetrennt. Infolge des Nationalismus des 19. Jahrhunderts und infolge der sehr vorsichtigen und unaktiven Haltung Stockholms in der finnischen Frage entstand ein Sprachenkampf, welcher, als die auf Finnen und Schweden gemeinsam lastende russische Bedrückung, die einen dämpfenden Einfluß ausübte, im Jahre 1917 aufhörte, in vollen Flammen ausbrach. Angeblasen wurde er noch durch die Erbitterung der Finnen, die sich von Schweden — trotz freiwilliger Hilfstruppen, die gegen den Willen der Stockholmer Regierung ihr Blut für Finnlands Freiheit vergossen — verraten fühlten, und durch den Ålandsinseln-Konflikt, der die beiden Staaten in ein sehr gespanntes Verhältnis brachte. Diesen nationalen Zwist muß man in Rechnung stellen, wenn man die finnländische Literatur der Gegenwart betrachtet. Bis auf weiteres darf sie wohl als eine Einheit betrachtet werden, denn: noch immer wird alles ausgesprochen Finnische durch die überlegene schwedische Kultur, welche ja überhaupt grundlegend war im Land der tausend Seen, in stärkster Weise beeinflußt, eine große Zahl der „finn-finnischen" Schriftsteller entstammt ursprünglich schwedischen Familien, welche ihre Namen verändert haben, und anderseits hat das schwe-

Digitized by Google

disch-finnische Schrifttum unverkennbar Eigentümlichkeiten angenommen, welche dem des Mutterlandes fehlen.

Jenes hat im vorigen Jahrhundert zwei bedeutende Dichter hervorgebracht, *Johan Ludvig Runeberg* und *Zacharias Topelius*, denen zumindest noch die ältere Generation der Heutigen verpflichtet ist. Auch der jüngere *Bertil Gripenberg*, der gefeierte und skandinavienbekannte Lyriker, steht noch etwas unter dem Schatten Runebergs. Auf dem Gebiete des Romans haben *Ragnar Jändel*, *Arvid Mörne*, *Jarl Hemmer*, *Ture Jansson* starke Erfolge erzielt; sie verfügen über eine Breite und Sicherheit der epischen Welterschauung, welche der reichsschwedischen Literatur im allgemeinen abgeht. Anderseits bieten die erzählenden Werke *Anna Söderhjelms* und *Runar Schildts* Darstellung und Ausdruck jener seelischen Verfeinerung, Raffiniertheit und Dekadenz, welche der schwedischen Oberklasse in Finnland eigen ist (und die kaum irgendwo in Europa übertroffen wird), Expression einer Morbidität, welcher innerhalb der Grenzen des Königreiches nicht nachgewiesen werden kann.

Als ein sehr charakteristisches Symptom fasse ich es auf, daß es nun in Finnland eine nicht unbedeutende Gruppe unverkennbarer und radikaler lyrischer Expressionisten gibt, eine ungewöhnliche Erscheinung im Umkreise der literarischen Welt Skandinaviens, in der bis jetzt nur einzelne Norweger und Norwegerinnen sowie der Schwede Per Lagerkvist nach ähnlichen, doch gemäßigteren Ausdrucksformen strebten. Auch *Bertil Gripenberg* hat, entschlossen ins dunkle Reich der Anonymität untertauchend (die indiskrete Presse holte ihn allerdings rasch wieder zum Vorschein), einen Vorstoß nach Neuland unternommen. Unter dem Namen *åke Erikson* gab er Gedichte heraus, die Pariser, Berliner und Wiener Vorbilder nicht ganz verleugnen können, die aber in jedem Fall für das Talent ihres Urhebers zeugen. Vorher schon hatte die hochbegabte, vielverkannte und frühverstorbene *Edith Södergran*, deren Weltanschauung zwischen einem krankhaften Sensualismus (sie starb an dem morbus finnicus: Tuberkulose) und einem aristokratischen Nietzscheanismus schwankte, ihre dunklen Lieder gesungen. Ebenso der blutrote und ehrliche Proletarierdichter *Elmer Diktonius*, von dem sogar Schriftsteller etwas lernen können, welche der K. P. D. nahestehen. Ich hebe das Werk dieser drei Persönlichkeiten nachdrücklich hervor, nicht deshalb, weil ich den unzweifelhaft vorhandenen Leistungen „idealen" Wert zuschreibe, sondern darum: es ist vielleicht berufen, in die prachtvollen, fast unabsehbaren, doch bei aller Schönheit etwas stagnierenden Seen reichsschwedischer Lyrik Bewegung hineinzubringen; wage aber nicht voraussagen, ob das schließliche Resultat Gewinn oder Schaden sein wird.

Die finn-finnische (ich übernehme diese deutliche Bezeichnung aus dem schwedischen Sprachgebrauch) Literatur ist nur wenig in Deutschland bekanntgeworden. Übersetzt wurden von bedeutenden Leistungen nur — soweit ich weiß — die Hauptwerke des in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wirkenden Realisten *Juhani Aho*, welcher neben dem etwas älteren humoristischen und pessimistischen Naturalisten *Aleksis Kivi* der Grundleger des Schrifttums von Suomi war, welches sonst nur auf das gewaltige Nationalepos „Kalevala" hinweisen konnte. Aho ist auch in mehr als einer Hinsicht der Neuschöpfer der finnischen Literatursprache. Die einzige zuverlässige Übersicht, welche in der letzten Zeit erschien, ist — abgesehen von der Anthologie „Suomis Sang" (1923) — der in schwedischer Sprache geschriebene Aufsatz Professor Gunnar Castréns „Die

Digitized by Google

neuere finnische Literatur", der in dem von einer schwedischen Literaturgesellschaft herausgegebenen Jahrbuch „Vår tid" (1924) publiziert wurde. Im Anschluß an diesen Essay soll auf ein paar wichtige und charakteristische Repräsentanten der Dichtkunst in der jungen Republik hingewiesen werden, mit der Bemerkung, daß die meisten Werke der genannten Verfasser auch in schwedischer Übersetzung zugänglich sind.

Johannes Linnankoski, der die Befreiung seines Vaterlandes nicht mehr erlebte, wurde skandinavienbekannt durch sein „Lied von der blutroten Blume", eine bedeutende Dichtung, getragen vom neuromantischen Geist der Jahrhundertwende. Tiefer war er in seinem Drama „Der ewige Streit" und in „Die Flüchtlinge"; besonders das letztgenannte Werk spiegelt die starke, pflichtbewußte und ethisch orientierte Männlichkeit wider, welche seinem Volke eignet. *Maila Talvio*, welche als die bedeutendste Schriftstellerin ihrer Heimat betrachtet wird, sucht in ihrem umfangreichen Œuvre die großen Konturen festzuhalten und erweist sich als hervorragende Begabung, welche die Fülle des Lebens durch Breite der Darstellung — eine Eigentümlichkeit, welche oft finnischer Dichtung anhaftet — widerzuspiegeln strebt. Neben ihr bemühen sich *Maria Jotuni* und *Joel Lehtonen*, beide ausgezeichnet durch die romantikfreie Nüchternheit ihres durch und durch ehrlichen Blickes, der sich von den Fehlern des eigenen Volkes nicht schamhaft abwendet (was bisweilen in den Literaturen sehr junger Republiken vorkommen soll). *P. E. Sillanpää* gibt, besonders im Roman „Das fromme Elend", dem östlichen Zug in der finnischen Seele Ausdruck, der fatalistischen, klaglosen und eigentlich heldenhaften Ergebung in dunkle Schicksalsmächte. Durch ein ähnliches Weltgefühl ist ihm deutlich *L. Onerva* verwandt, die mit fast russischer Intensität sich der Darstellung krankhafter Psychen widmet. Großen Ruhm hat sich *Eino Leino* erworben, der Lyriker, welcher sich auf fast allen Gebieten der Literatur betätigte; sein Umkreis der lyrischen Erlebnisfähigkeit ist der denkbar weitestgespannte; der daraus sich ergebenden Gefahr, der Formvernachlässigung, ist er ebensowenig entgangen wie der frische und populäre Balladendichter *Larin Kyösti*. Ihnen steht *Otto Manninen* gegenüber, der formenstrenge Ästhet, der tiefe Dichter stolzer Einsamkeit. Und der berühmteste Poet unter den Jüngeren, *V. A. Koskenniemi*, der unermüdliche Pfleger vollendeter Form, der Verherrlicher alles Schönen und Edlen dieser Welt, der, auf dem Werke ästhetischer Symbolisten um 1900, *Volter Kilpi* und *Aino Kallas*, bauend, ist allmählich zur überragenden — vielleicht darf man sagen — europäischen Kulturpersönlichkeit (übrigens, wie der größte Teil der Intellektuellen, ausgesprochen deutsch orientiert) in Suomis Welt geworden ist.

Nicht nur auf politischem Gebiet hat sich Finnland — trotz des unsäglich grausamen Bürgerkrieges, den es durchlitten — zum bedeutendsten der Randstaaten (Polen nicht ausgenommen) entwickelt; auch als kulturelle Symbiose — seine rasch und doch organisch sich entwickelnde Literatur, die sich stetig größer werdende Ziele setzt, beweist das — hat es eine führende Stellung errungen. Man wird im Westen gut tun, mehr als bisher auf den künstlerischen Ausdruck eines begabten und tapferen Volkes zu achten, das in Waffen Wache hält an den Grenzen Europas, das bereit ist zu Kampf und zu Tod.

VI

Die Literaturen des Nordens bieten, in ihrer Gesamtheit betrachtet, trotz mancher Wenn und Aber, ein nicht unerfreuliches Bild, ein anziehenderes, als man es

Digitized by Google

sonst wohl in Europa findet. In Skandinavien gibt es auf kulturell-literarischem Gebiet große Persönlichkeiten — wenn auch nicht allzu viele — und einen Durchschnitt von sehr achtenswerter Höhe. Ein Zufall ist das nicht. Denn mehr als ein Umstand deutet darauf hin, daß der europäische Kulturschwerpunkt, dessen geheimnisvolle Wanderungen immer wieder das Interesse der Historiker erregt, die Tendenz hat, sich nach Norden zu verlegen, ja, daß man ihn gegenwärtig vielleicht in den skandinavischen Ländern suchen muß.

*

Heideblume

Heideblümchen, Heideblümchen,
Hörst du, hörst du, sum sum sum . . .
Süßer Honig, süß're Kelche . . .
Rote Lippen um und um.

Lockt mich's zu dem braunen Kleide?
Zu dem Sonnengold darin?
Zum Gespiel der bunten Käfer?
Bienlein flügelt her und hin . . .

Sag, was sinnst du all die Nächte?
Immer nur von Licht und Tau?
Ach, man spricht vom grauen Alltag . . .
Oft ist auch die Heide grau.

Und die Föhren spinnen einsam
Sich in feuchten Nebel ein;
Nasse Kleidchen, kalte Winde,
Ach, zum Frieren muß das sein.

Heideblümchen, Heideblümchen,
Lächelst heimlich immerzu . . .
Kenn ich doch dein schönes Märchen . . .
Die Prinzessin, das bist du . . .

Heideblümchen, Heideblümchen,
Honig hat es so und so.
Sum sum sum, auf Wiedersehen . . .
Bienlein ist nicht immer froh . . .

H. B—l

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

GEORG *Brandes* ist gestorben. Eine Lücke reißt dieser Tod in das europäische Literaturleben nicht mehr. War er ein Greis, der vielleicht persönlich jung geblieben, so war diese späte Jugend doch nicht die Jugend der Zeit. Seine letzten Besuche und Vorträge in Deutschland weckten nur ein schwaches Echo in der Öffentlichkeit. Und auch das hatte noch etwas von jener zaghaften Höflichkeit, mit der man einem begegnet, der zu groß war, als daß man ihm den Fall ins Wesenlose anrechnen dürfte. Wie die Beisetzung der Asche in Dänemark verlaufen ist, weiß ich nicht. Eine europäische Träne ist jedenfalls an dieser Urne nicht geweint worden. Es war wohl wie in Weimar am Morgen von Schillers Begräbnistag, so eine fröstelnde Mischung von Kühle, Verlassenheit und Hast, über die Maßen verstört und traurig. Sic transit . . .

Georg Morris Cohn Brandes ist der erste neuzeitliche Europäer in der dänischen Literatur, wenn man nicht seinen Widerpart Grundtvig am Ende doch für den größeren Europäer halten will. Es war vor ihm in Dänemark wie bei uns vor dem neuen Realismus. Dünn und träge liefen noch die Wasser der bürgerlichen Poesie, von den Quellen der Romantik notdürftig gespeist. Für das, was still und mächtig in den Grundtvigschen Volkshochschulen und, mehr religiös aufpeitschend, in der inneren Mission lebte, hatte eine Jugend, die im kleinen Hause auf den dänischen Inseln schon die mächtigen geistigen Bewegungen da draußen in den großen Ländern witterte, kein lebendiges Interesse. Man war allgemein müde und geradezu gelangweilt. Da trat er unter sie. Ein glänzender Redner — man sagte später von ihm, daß er die Gesten vor dem Spiegel übe —, ein brillanter Essayist, ein Hochschullehrer mit dem Feuer des Agitators. Er spricht von den Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts. Er reißt Fenster auf, daß ganze Mauerstücke mitfliegen. Stuart Mill, Spencer, Darwin, Taine und der Geist der neuen Wissenschaftlichkeit, der Geist eines Lebens, das alle Bezirke in neuer Einheit umfaßt, der ganze unheilige Geist der Neuzeit braust herein. Von jenseits des Sundes helfen Björnstjerne Björnson und Ibsen. Georg Brandes verlangt eine Literatur, die sich mit den Zeitproblemen beschäftigte, und eine Dichtung, die zur Angelegenheit der modernen Gesellschaft werden müsse, zum Spiegelbild ihrer Tendenzen. Die Jugend horcht auf. Sie ist begeistert. Das Alte wird lebendig in der Abwehr. In Stoß und Gegenstoß tobt die heiße Schlacht. Daß nun auch Dichter erwachten wie Holger Drachmann, J. P. Jakobsen, Sophus Schandorph, Karl Gjellerup u. a. — Dichter, die mehr in sich hatten als das Programm, durch das sie geweckt wurden —, das war ein glücklicher Zufall. Aber es brachte Schwung in die neue Bewegung, die mit dem Christentum so gut fertigzuwerden hoffte wie mit dem Nationalgefühl und ähnlichen verbrauchten Dingen. So ging es einige Jahre. Es muß damals ein Genuß gewesen sein, mit Georg Brandes zu verkehren. Er war viel in einer Person, die noch am besten mit dem Worte des großen Publizisten und europäischen Kritikers bezeichnet wird. Dabei war seine tiefste Liebe doch wohl die zur Kunst, die zur Schönheit, zur Sprache und zur Dichtung. Seine scharfe Dialektik war darum immer umspielt von jenem „optimistischen Humanismus", wie er auch anderen künstlerisch empfindenden Positivisten eignete. Mitten im Parteikampfe blieb

Digitized by Google

Georg Brandes doch immer über den Parteien, ein Kämpfer von dem Ausmaß des Genies. Tief verstrickt in die heimischen Verhältnisse, war er doch mehr noch zu Hause in den Brennpunkten der modernen Literatur, ein geistiger Mäzen allergrößten Stiles. Und doch hat sich dieser bedeutende Geist im Wesentlichsten verrechnet. „Politikken" und „Extrablad" sowie der ganze Brandesianismus vermochten wohl die Großstadt für eine Zeitlang zu bewegen, zumal Demokratie und Radikalismus geschichtlich an der Reihe waren, nach der abebbenden Romantik eine neue realistische Flutwelle zu bringen. Aber an der „Eisenstirn" der jütländischen Bauern zerschellte der so sieghaft vorgetragene Angriff. Grundtvig und seine Volkshochschulen erwiesen sich als eine uneinnehmbare Festung. P. V. Vinther schreibt in der nordischen Literaturgeschichte, die Ejnar Skovrup herausgegeben hat: „Und doch ist die Behauptung, daß die Literatur davon leben solle, Probleme in die Debatte zu ziehen, ein sehr zweifelhafter Satz. Niemand kann es als das Ziel oder die Aufgabe der Dichtung bezeichnen, daß sie sich mit möglichst vielen Fragen beschäftigen solle, die in der Gegenwart brennend geworden sind. Nur eine Frage ist ewig, die große Frage des Lebens selber, wie ich es bewahre, oder wie ich es verschleudere. Die Dichtung, die mir hilft, das Leben zu verstehen und zu leben, leistet mir auch dann eine unendlich wertvolle Hilfe, wenn sie nicht eine einzige Frage zur Debatte stellt, die über die rein persönliche hinausginge. Man darf sogar behaupten, daß die Dichtung, die am stärksten und am unbedingtesten mit Problemen knallt, dem Tage und der vorübergehenden Zeit angehört. Es geht mit ihr wie mit Tageblattartikeln, die heute Streit wecken und morgen schon wie vertrocknete Blumen anmuten."

Derselbe Gelehrte zeigt dann, wie die von Georg Brandes angeregte Bewegung erlahmt. Gewiß, sie hat den Reichtum an Charakteren und Typen in der Dichtung gesteigert und auch die Sprache mit neuen Wort- und Versformen ausgestattet. Aber schon 1879 rief Kaalund den jungen Dichtern die ernste Warnung zu: „Ihr setzt die Trompete zu oft an den Mund." Als man ihn nötigen wollte, noch klarer Stellung zu nehmen, antwortete er witzig: „Ich will warten, bis die Zukunftspropheten die Spucke aus der Trompete nehmen" . . . 1877 reist Georg Brandes enttäuscht nach Berlin. Die Jüngeren wenden sich daheim ernsteren, tieferen Fragen zu, nicht zuletzt den religiösen. So J. P. Jakobsen, der freilich im Zweifel steckenbleibt und überlegt, ob es wirklich möglich sei, ohne Gott zu sterben, und Johannes Jörgensen, der sich selbst bis zum Katholizismus durchringt. Vinther stellt die Frage, warum und wie eine so gewaltige Bewegung so schnell hat versanden können, und gibt die Antwort: „Der Grund liegt darin, daß die moderne Dichtung zuviel Tiefe und ursprüngliche Kräfte vom Leben abgeschnitten hat. Ihr fehlte im großen und ganzen das tiefe nationale und volkhafte Fühlen mit unserem Volk, ein Gemeinschaftsgefühl, das der romantischen Dichtung in hohem Grade eigen war, sowie ein Wurzelgefühl oder ein Lebensinstinkt. Und sie hatte auch keinen Sinn weder für Unendlichkeit und Ewigkeit noch für Gott. Verzichtet man aber auf das Unendlichkeitsgefühl, so kommt man bald auf den Grund und endet in einer Kreisbewegung um alles Endliche und Begrenzte, wo es denn schließlich nur noch um die alte tiefsinnige Weisheit geht, daß da nichts Neues ist unter der Sonne . . ." Verständlich genug, daß sich der am Volk gescheiterte liberale Führer nun von der „Masse" zurückzieht und sich dem Heroenkult ergibt. Nietzsche, Voltaire, Goethe, Cäsar und Michelangelo fesseln ihn. Im übrigen bleibt er Minerva treu, auch als es einsam wird auf der Akropolis. Ja, auch dann noch,

Digitized by Google

als die Entwicklung der Neuzeit in Krieg und Revolution ein fürchterliches Fragezeichen hinter das Ideal seiner Humanität setzen. Der gute Mensch ohne Gott und Christentum, wo blieb er denn? Das in Kunst und Wissenschaft geschulte Europa, wie kam es nur dazu, Bomben zu werfen und Giftgase zu erfinden? Der späte Brandes, schon ein Greis, macht eine heilige Wallfahrt nach Athen und beschwört die alten Götter. Es hat etwas Heroisches, dieses Ausharren im heiligen Tempel der vergötterten Kunst, von dem der Sturm der Ereignisse nur noch Trümmer übriggelassen hatte. Heroisch ist das um so mehr, wenn der Held nicht einmal jene Höhen besteigen darf, von denen wenigstens der Blick ins Gelobte Land eines anderen Europas geht. Ja, heroisch ist es, stehenzubleiben in der Wüste des Positivismus bis ans Ende, um darin zu versteinern und zu versanden. Heroisch ist es, es sei noch einmal gesagt . . . Ich erinnere mich, daß einer der Freunde von Georg Brandes mir einst, schon nach 1900, in Dänemark versicherte, wie der große Europäer einmal gesagt habe: „Nun, was wollen Sie? Solange noch eine Flasche Wein vor mir steht und eine hübsche Dame mir gegenübersitzt, ist das Leben zu ertragen . . ." Hätte das ein Philister gesagt, so wäre es eine Banalität. Im Munde von Georg Brandes wird es zu einer heroischen Resignation.

*

Von Zeit zu Zeit liest man einen Artikel, bei dem man es bedauert, daß es unmöglich ist, gleich im Anschluß daran mit seinem Verfasser über zahlreiche darin angeregte Fragen zu sprechen. So erging es mir mit dem Artikel „*Rembrandt als Erzieher*?" im „*Neuen Ufer*" vom 26. Februar, den *Reinhold Lindemann* verfaßt hat. Gestehe ich es gleich, was hier gesagt werden muß, kann man nur persönlich sagen, das heißt, ich fürchte die Möglichkeit, es könnte meinerseits Einseitigkeit vorliegen . . . Ein paar Worte zunächst, die das Problem enthüllen. Ganz im Sinne des jüngst erschienenen Buches über *Rembrandt*, von *Wilhelm Hausenstein*, fragt Reinhold Lindemann, ob Rembrandt uns Erzieher sein könne. Diese Frage wird von beiden verneint. Der Verfasser erinnert — auch ganz persönlich schreibend — an einen Aufenthalt in Florenz. Es ist ihm die „Stadt, die nichts Äußerstes, Grenzenloses, kein Geheimnis, kein verschwimmendes Helldunkel kennt, nur die herb-grazilen Linien einer Architektur, deren Schatten noch von klarer Größe reden, die unbarocke Stadt". Diesem klaren, in seiner Art normativen Florenz stellt sich nun der Norden gegenüber. Der Wanderer sieht sich plötzlich vor drei Rembrandt-Selbstporträts und sagt: „Was keine nordische Gemäldesammlung mit Dutzenden von Rembrandts vermocht hätte, hier, im Bannkreis einer fremden, rembrandtfernen Welt ward mir blitzartig sein Geheimnis klar: diese sinnende Beschattung, dieser Abgrund von Traurigkeit im groben Antlitz des Mannes, diese irre Fratze, Maske des Todes schon, mit der uns das Greisenbild anblickt, dies und letztlich alles, was an Fragwürdigem Rembrandts Werk umwittert — es bedeutet weit mehr als bloß Niederschlag einer persönlichen Konfession, einer Lebenspassion ohnegleichen . . . Nein, hier trauert der Norden selbst — so empfand ich es bei jener Florentiner Begegnung mit Rembrandt —, klagt alles Nordische überhaupt über den tragischen Mangel an Bildhaftigkeit, Durchgeklärtheit, gestalthafter Verwirklichung, dessen Inbegriff gerade Florenz in jedem Bauwerk, jeder plastischen Figur, jedem Bilde zu sein scheint."

Hier springt mein Widerspruch auf. Freilich geht es nicht mehr um feste Begriffe, viel eher um vielleicht recht dunkle Gefühle. So sehe ich den Weg des Deutschen:

Digitized by Google

Er trägt die Sehnsucht nach dem Süden mit um so heißerer Glut in sich, je dunkler die Wolken seinen eigenen Himmel beschatten. Ihn weist alles nach innen, wo das Draußen ihn nicht lockt. Nun aber, im Innern des Menschen, muß denn da gleich Bildlosigkeit und Chaos sein? Wölbt sich nicht der Sternenhimmel von da draußen, wo er in ruhiger Klarheit steht, nicht ebenso in den Tiefen des eigenen Ich? Aber nicht darum geht es, sondern um die Bildhaftigkeit, die wir für gewöhnlich mit dem Sinn des Auges aufnehmen, das nach außen gerichtet ist und die klaren Linien der südlichen Landschaft naturhaft zu suchen scheint. Aber auch hier habe ich meine Zweifel. Elemente des Bildes finden sich bei uns wie dort, denn ohne alle Farbe und ohne allen Ton ist unser nordisches Thule doch nicht. Keineswegs fehlen auch darin die großen Linien, die aller Natur ein geistiges Gepräge geben, in der Mitte der Welt sowohl wie an ihren Polen. Ja, ist letzten Endes nicht ein wenig Sonne mehr oder weniger eine gleichgültige Sache? Aber auch davon sei jetzt abgesehen. Wie kommt der Deutsche zur Bildhaftigkeit? Ich denke an Jakob Böhme. Es gibt da einen Punkt, wo persönlichstes Innenerlebnis zur kosmischen Schau wird. Aus innerer Verworrenheit und aus dunklem Drang steigen plötzlich Gesichter auf. Sie haben wohl das Gepräge der äußeren Natur, denn alle unsere Bilder stammen schließlich daher, aber ihre besondere Form wird nicht so sehr durch das Außen bestimmt als vielmehr durch das Innen, weshalb die grellen Farben sich ins Halbdunkel flüchten und die hellen Töne in die gedämpfte Melodie. Das Bild ist nicht so schnell fertig, weil der Künstler so viel mehr von sich aus dazutun muß, als ihm die äußere Natur nicht schenkt. Indem er sich aber in einem längeren, schwereren Schöpfungsprozeß in das eigene Innere versenkt, entdeckt er doch am Ende mehr als der Südländer im Lichte seines sonnigen Himmels. Das Dämonische bricht auf, der Abgrund spielt hinein. Es geht mit Faust bis zu den Müttern. Und da, an den Grenzen alles Geschöpflichen, dem grausigen Schicksal gegenüber, da liegt auf einmal der tiefste Sinn der Welt. Sie wird nicht beherrscht von Maß und Norm. Herrscher sind in ihr die gewaltigen Leidenschaften, die urgewaltig aus den Tiefen heraufschäumen. Die Kunst des Südens wird diesem Nordländer ein täuschendes Spiel. Sie gibt das Leben nicht, sie gibt nur die äußere Wirklichkeit, wenn auch noch so platonisch idealisiert. Sie zeigt die sonnenbeglänzte Fläche des Sees, nicht aber seine gurgelnden Tiefen. Das Bild nun, das aus diesen Tiefen geboren wird, es ist nicht mehr ein reines Gebilde der Anschauung. Es ist verflochten mit Zweifel und Kampf. Es ist durchleuchtet von den beruhigenden Mächten des Vertrauens und der Liebe, heimlich von innen durchleuchtet, nicht so, daß es darüber ganz strahlend würde, kaum so, daß in ihm eben das Licht über die Finsternis siegt. „Nur die Norm ist erzieherisch, nicht das Abnorme." Was aber ist Norm und was ist abnorm? Man könnte ja dahin kommen, das als die Norm zu empfinden, was eben dem Oberflächenmenschen abnorm erscheint. Man hat soviel von dem Gleichmaß als der ewigen Norm gesprochen, und es ist doch nur die Norm der Humanität. Wenn aber im fernen Asien ein Regengott steht, der in seinen ungeheuren Maßen mehr vom Mysterium der fruchtbaren Natur sagt als irgendeine Ceres oder ihre bezaubernde Tochter, warum soll das abnorm sein? Kein menschlicher Ausdruck ist Norm, denn keiner erfüllt die ihm innewohnende Aufgabe, das Rätsel der Welt auszusprechen. Dieses Rätsel nämlich ist göttlich. Je mehr Mysterium ich entdecke, um so mehr weiß ich vom Göttlichen. Vielleicht fühlen und ahnen wir in unseren dunklen Wäldern mehr vom Göttlichen, als man in der lachenden Sonne des Südens sich träumt. Viel-

Digitized by Google

leicht sind wir darum immer die Stärkeren, weil wir den Mut hatten zur Schau auf das Grauenhafte. Und die nordische Hybris? Wilhelm Hausenstein nennt das Rembrandtbuch „ein Stück von jener großen Hybris des Nordens, die sich unterfängt, Mitte einer Welt sein zu wollen, wo sie doch nur Rand einer Welt sein kann — ein äußerstes Thule." Vielleicht ist jene Hybris doch größer, die von ihren Kunstwerken sagt, sie seien die Norm der Welt und die Geburt der ewigen Mitte, und vielleicht ist jene Hybris doch kleiner, die im grausenden Blick auf die unheimlichen Untergründe des Lebens das Kindhafte wiederfindet, das allein davor rettet. Und so begegnen sich bei uns Held und Kind, denn in der Entfernung vom Geheimnis der Welt oder in der Nähe zu ihm sind Held und Kind auf einer Ebene und in einer Linie. Vielleicht sind wir eben darum so furchtbar und nicht selten der Schrecken der Welt gewesen . . . Wir können nicht unser Inneres preisgeben, um die klare Größe von Florenz zu besitzen. Das können wir nicht. Nach der seelischen Schönheit steht unser Sinn, und in der Schönheit begrüßen wir zugleich den Triumph des ethischen Heldenideals. Der Weg dahin ist lang und steil und voller Fährnis, voll Nacht sogar und voller Finsternis. Immer werden wir darum im Dunkel und im Halbdunkel wandern, und immer werden wir den Schatten lieben, aber doch nur, weil sie uns Hülle, naturnotwendige Hülle sind um das köstlichste, um das lichteste Geheimnis. Was kann ich dafür, wenn ich mich nicht nach dem Lande sehne, wo die Zitronen blühn, sondern nach der noch größeren Einsamkeit der Fjelde mit den endlosen Schneeflächen oder nach der Stille jener schwedischen Seen, an deren träumenden Ufern die Buchenwälder sich dehnen, dorthin, wo die Töchter Birgittas sich Tag für Tag in ihren Sarg niederlegten, um des Lebens Ernst und die letzten großen Dinge nicht zu vergessen? Wohl weht um diese Schönheit, wenn sie schon ein Künstler gestaltet, eine ungeheure Schwermut. Aber vielleicht ist das eben die dem Geschöpf gemäßeste Stimmung, das sich ewig sehnen muß nach seinem Ursprung. Es darf nur keine Schwermut sein, die erdrückt, und darum umklammern wir mit doppelter Inbrunst das Kreuz. Und es kommt schließlich das Lächeln in das Antlitz jener Mater dolorosa, dem christlichsten Symbol nordischer Schönheit, das von einer solchen Güte, von solch verklärter Mütterlichkeit, von so kindhafter Seligkeit zugleich spricht, daß es schon niemand mehr begreift, wenn es auch jedermann seltsam lockt. Noch viel, viel wäre hier zu sagen . . . Aber man hüte sich, all zu schnell von einer allverbindlichen, südlichen Norm der Schönheit und der Erziehung zu sprechen. Die Forma Christi, die im Schlußsatz „der abgesprengten nordischen Welt" gegenübergestellt wird, hat wahrlich mehr in sich als die noch so entzückende Helle des Südens. Geradezu rätselhaft liegen in ihr Klarheit und Geheimnis nebeneinander, göttlich ineinander verschlungen. Wir brauchen nicht erst eine Varusschlacht zu verlieren, um uns auch am Teutoburger Wald eine erzieherische porta nigra zu errichten. Genug. Es sind ja nur so persönliche Gefühle, die nicht ernst zu nehmen braucht, wer sie aus Erfahrung nicht kennt. Mögen sie nur germanisch verdämmern . . . Das Waldkreuz, von Efeu umsponnen, ist auch schön, nicht nur idyllisch schön, sondern in einem abgründig tragischen Sinne schön . . . Ist es Hybris, dies mehr lieben zu müssen als das stolze Lächeln der Sixtinischen Madonna? . . .

*

Arthur Luther, unsern Lesern längst als einer der besten Rußlandkenner vorgestellt, hat uns einen Band, betitelt „Dostojewski, Briefe", geschenkt. Ist das an sich

Digitized by Google

schon ein Verdienst, da es eine Gesamtausgabe bisher bei uns nicht gab und eine Reihe von Briefen in Deutschland überhaupt unbekannt geblieben waren, so hat der Verfasser doch noch viel mehr geleistet, als er verspricht. Er hat mit seinen kurzen Einleitungen und der durchgeführten biographischen Anordnung eine geradezu vorbildliche Lebensbeschreibung des großen Russen geboten. Die Biographie von Nötzel, die schon länger vorliegt, ist zu tiefsinnig und zu umfangreich, als daß sie für breitere Schichten in Frage käme. Meyer-Graeffe hat sich allzu sehr auf das Ästhetische beschränkt, was diesem Dichter gegenüber notwendig war, ihm aber andererseits nicht in allem, zumal nicht im Tiefsten, gerecht wird. Arthur Luther bietet einen Dostojewski, der besser als alle anderen in des Dichters Wesen und Werk einführt. Als Probe aus den späteren, wundervoll gütigen und reifen Briefen Dostojewskis sei nur eine Stelle angeführt, die eine Antwort an eine Studentin darstellt. „Warum aber lassen Sie den Mut sinken? Sie sind nicht die einzige, die ihren Glauben verloren hat — und wie viele von diesen haben sich zuletzt noch gerettet! Sie schreiben, daß man Ihnen den Glauben an Christus zerstört habe. Aber wie kommt es, daß Sie nicht zu allererst die Frage stellten: wer sind diese Menschen, die Christus als Erlöser leugnen? Ich frage nicht, ob sie gut oder schlecht sind, sondern nur, ob sie denn Christus seinem Wesen nach überhaupt kennen? Glauben Sie mir, daß es nicht der Fall ist — denn wenn man ihn nur ein wenig erkannt hat, so sieht man ein ungewöhnliches Wesen, kein alltägliches, das allen guten oder besseren Menschen ähnlich ist. Zweitens sind diese Menschen alle so oberflächlich, daß sie nicht einmal wissenschaftliche Grundlagen für ihre Verneinung besitzen. Sie verneinen einfach aus ihrem persönlichen Verstand heraus. Ist ihr Verstand aber rein und ihr Herz erleuchtet? Ich sage wiederum nicht, daß sie schlechte Menschen sind, aber sie sind von der allgemeinen Modekrankheit aller intelligenten Russen angesteckt: einer gewissen Leichtfertigkeit im Verhalten zu den Dingen, einem ungewöhnlichen Eigendünkel, wie er stärksten Geistern Europas nicht in den Sinn gekommen ist, und einer phänomenalen Unwissenheit in den Dingen, über die sie urteilen . . . Ich kenne eine große Anzahl von Verneinern, die sich schließlich mit ihrem ganzen Sein Christus zugewandt haben. Doch diese lechzen nicht fälschlich nach der Wahrheit, und wer da sucht, der wird finden . . ."

Es sei in diesem Zusammenhang noch aufmerksam gemacht auf ein schon früher erschienenes tiefsinniges Werk über Dostojewski von Dr. Hans Prager. Große Dichter gleichen oft gewaltigen Landschaften, die der eine so sieht, der andere anders. Prager sieht sie im Lichte der Ideen. Er zeigt Linien auf, die ein psychologisch wie logisch vollkommen entwickeltes System in Dostojewski erkennen lassen. Vielleicht ist diese Weltanschauung als solche dem Dichter nicht bewußt gewesen. Aber darum kann sie doch vorhanden sein, und jedenfalls ist eines richtig, daß Prager Wesentliches neu gesehen hat. Das Buch stellt hohe Anforderungen an den Geist und die Aufmerksamkeit des Lesers, lohnt aber reichlich die Mühe. Leichter geschrieben ist der Dostojewski von D. Paul Fischer. Es handelt sich um die Darstellung der praktischen Religion beim Dichter, die vor allem durch klug ausgewählte Stellen aus seinen Werken erläutert wird. Da, wo der Kirchenbegriff in Frage kommt, hat der protestantische Verfasser zu protestantisch gesehen, was weiter kein Vorwurf sein soll. Gerade aber der Großinquisitor will doch aus tieferer Schau heraus begriffen werden.

*

Digitized by Google

Aufmerksam gemacht sei auf das 11. Heft der Zeitschrift „Orplid", das Dr. Froberger zusammengestellt hat. Es behandelt das junge Spanien und ergänzt das früher erschienene 6. Heft der gleichen Zeitschrift. Beide zusammen wurden mit Recht als die beste in Deutschland bestehende Anthologie spanischer Dichtung der Gegenwart bezeichnet.

*

Vornehm in der Ausstattung, hochgeistig im Niveau ist der katholische, bei Kösel-Pustet erschienene Almanach. Er steht zum größeren Teil unter dem Zeichen von Thomas von Aquin und Augustinus. Unter den angesehenen Mitarbeitern ist u. a. Garrigou-Lagrange (Mystik und Übernatürlichkeit des Glaubens).

Luther, Arthur: „*Dostojewski, Briefe*". Bibliographisches Institut, Leipzig. Geb. in Leinen 5 Mk.
Prager, Dr. Hans: „*Die Weltanschauung Dostojewskis*". Mit einem Vorwort von *Stefan Zweig*. F. Borgmeyer, Hildesheim 1925. Gr.-8°. 215 S. geb. 6,50 und 9 Mk.
Fischer, D. Paul: „*Dostojewski*". J. F. Steinkopf, Stuttgart. Geb. 3 Mk.

*

Sieben Vögel

Wie rot im Teich der Abend ruht!
Wolkenbilder sind starre Wogen.
Blut, viel Blut
Hat dieser eine Tag gesogen.
Nun schweift es über Wasser und Au
Siebenmal grau:
Gottes Vögel kommen schweren Flugs gezogen.
Sie sind vorbeigeflogen
An manchem Sterbehaus,
Mit dunklem Singen
Gericht zu künden.
Auf ihren Schwingen
Tragen sie Menschensünden
Fernwohin voraus.

Heinrich Suso Waldeck
(Entnommen der Sammlung „Die Antlitzgedichte", Wien, Officina Vindobonensis, 1927)

Digitized by Google

Die österlichen Mysterien

Zu Thomas Michels' O. S. B. Übertragung der Österlichen Ansprachen des heiligen Zeno von Verona[1] / Von Gottfried Hasenkamp

JAHR für Jahr läßt der Ostertag die Auferstehung unseres Herrn im Sinnbild und in der geheimnisgroßen Wirklichkeit des Mysteriums erstehen. Er ist die Sonne, von der alle anderen Tage ihr übernatürliches Licht und ihre Verklärung über alles Leid und alle Not des einzelnen und der Zeit hinweg empfangen. Ostern, das ist der Anfang und bis an das Ende der Zeiten die mystische Umwandlung und Wiedergeburt des Menschen und der Schöpfung zum neuen Leben, zum neuen Himmel und zur neuen Erde.

Unsere Zeit dürstet nach dem Becher dieser Mysterien, der den Geist zu „nüchterner Trunkenheit" entzündet und ihn in ihr zu jenem Glauben gewillt macht, der nach dem Ritus der Erwachsenentaufe das ewige Leben gewährt. Aber sie trinkt in ihrem Durste nur zu oft lieber den trüben Wein dieser oder jener Schwärmerei und trügerischen Gnosis, weil sie so unsicher geworden ist in ihrer Wahl. Um so mehr muß man sich über jede Hilfe zu einer tieferen wesensgerechten Auffassung des übernatürlichen Gnadenlebens freuen. Eine solche Hilfe bieten, selten eindringlich durch Tiefe und Schönheit, die soeben erscheinenden *„Österlichen Ansprachen des hl. Zeno von Verona"*, die P. Thomas *Michels* O.S.B. in sprachmächtiger Übersetzung darbietet. In kurzen, hymnisch gehobenen Ansprachen spricht hier der Bischof der ersten Jahrhunderte — Zeno war von 362 bis etwa 380 Bischof von Verona — zu den Gläubigen seiner Kirche, vor allem zu ihren neugetauften Gliedern. Die Ansprachen sind in den gnadenvollen Tagen der Ostern gehalten und künden „von der Feier der Wiedergeburt zu einem neuen Leben der Gnade durch die Mysterienweihe der *Osternacht*", die hl. Taufe. „Taufe, Firmung, Eucharistie, der Dreiklang der Osternacht, Auferstehung, Unsterblichkeit, ewiges Leben: das sind die Heilsgeheimnisse des Glaubens und der Kirche, die der Bischof der Frühzeit in tiefer Gedankenfülle, in erlesenem Wort seiner Gemeinde dargeboten hat. Aber *nicht nur ihr, sondern auch uns.* Was die Kirche an Ewigem hat, das hat sie für alle Völker und Zeiten." Mit diesen Worten aus der Einleitung des Übersetzers ist die Bedeutung des Buches am besten gekennzeichnet.

Wir sind nicht eben arm an Väterübersetzungen, aber wir sind sehr arm an sprachlich überragenden Übersetzungen aus den vielfach so sprachgewaltigen Schriften der Väter. Die vorliegende Übertragung ist — das macht ihre ungewöhnliche Bedeutung aus — in dieser Hinsicht schlechthin bahnbrechend. Sie hat die Kunstprosa des hl. Zeno im Deutschen bis in ihre rhythmischen Feinheiten in einer bewunderungswürdigen und kühnen Weise nachgebildet. Gewiß mag auf den ersten Eindruck manche Wendung und manches Satzgefüge gezwungen und befremdlich wirken, aber wer sich die einzelnen Ansprachen einmal laut vorliest, anstatt mit dem flüchtigen Auge darüber hinzueilen, dem wird die Bildkraft und rhythmische Stärke dieses Deutsch so stark zum Eindruck werden, daß er an fraglichen Stellen nicht hängenbleiben wird. Eine Probe möge dies Urteil erhärten.

[1] *„Des heiligen Zeno von Verona Österliche Ansprachen"*, übertragen und mit Einführung und Anmerkungen versehen von *Thomas Michels*, Mönch der Abtei Maria Laach (St.-Augustinus-Verlag, Berlin SW 11). In Ganzl. 5 Mk.

Digitized by Google

Die achte der „An Ostern" überschriebenen Ansprachen lautet: „In strahlender Umfahrt nimmt die Biege der heilige Tag. In des Weltwerks abgewogenem Umlauf fährt er dahin auf dem von den vier Rennern gezogenen Wagen der Zeiten, reich durch den zu zwölf Malen immer kreisenden Wechsel der Monde, nie durch einen Rastort gehalten: denn Unsterblichkeit ist sein Lauf. Gewiß ist: er fährt. Ob er zurückfährt, wer will es wissen? Was er verfahren, bleibt ihm zur Rückkehr. Wahrhaft wunderbare Erscheinung! Ungezählter Welten verschiedene Zeitspanne nach Maß durchmessend wechselt er. Und fährt doch immer nur die eine in ihrem Umlauf gleiche Bahn.
Er mahnt uns, Brüder, des Leidens und der Auferstehung des Herrn heilsgesegnete Mysterien einmütig, herzeinig zu begehen. Durch unseren Herrn Jesus Christus."
In unserer Zeit ist — wenigstens in Deutschland — gerade aus künstlerisch empfindenden und gebildeten Kreisen des öfteren gegen die Kirche der Vorwurf erhoben worden, daß sie, die Kirche des göttlichen Wortes, so wenig auf die Würde des menschlichen Wortes achte. Es ist hier nicht die Gelegenheit, diesen Vorwurf richtigzustellen. Aber man darf sagen, daß eine Übertragung wie die vorliegende diesen Vorwurf mehr als alle Richtigstellungen entkräftet, indem sie die Würde des sprachlichen Wortes bezeugt. Nicht umsonst ja ist das menschliche Wort die Bezeichnung und das Abbild des göttlichen.

*

Für Maria[1]

Wenn deine Glocke den Abend rief,
Noch lang, Maria, entflammt es mich tief.

In heißen Träumen steh ich da,
Als wärest du wo in Wolken nah.

Der Tag mit Kram und falschem Gut
Vergeht in mir an dieser Glut.

Dann wirfst du wohl mit silberner Hand
Ein Körnchen Weihrauch in den Brand.

Ein Wölkchen wird und hebt sich davon
Zu deinem abendroten Thron.

Es schmiegt sich an dein Knie dahin.
Du badest dein göttliches Kindchen darin.

Heinrich Suso Waldeck.

[1] Aus der Sammlung „*Die Antlitzgedichte*". Wien, Officina Vindobonensis, 1927.

Digitized by Google

Neue Romane

Von Dr. P. H. Keulers

ES gibt ein feines Wissen, das ist angeboren und ist über alles Erleben, bei dem's doch immer gilt, *wer* da erlebe. Solches stammt aus Gottes Hand und ist Gnade." Dieser Satz stammt nicht aus einem verstaubten Werk der scholastischen Philosophie, er steht in dem neuen Roman: *„Thedel von Wallmoden"* von *Eberhard König*. Ob die Massenproduktion literarischer Erzeugnisse des Jahres 1926 noch andere Werke hervorgebracht, die den letzten Gehalt alles menschlichen Erlebens, der in diesem Satz seinen Niederschlag gefunden, als diese „bunte Mähr", vermag ich nicht zu entscheiden. Das eine aber ist gewiß, daß Eberhard König der wahren echten Kunst, die dem faustischen Jagen nach den Urgründen des Lebens und nach dem letzten Sinn des Daseins gilt, hier meisterhaft Ausdruck verliehen. Schon die Fabel der Geschichte, die wildbewegte Zeit der deutschen Kaiser und Heinrichs des Löwen, des sagenumwobenen, mit dem wehenden Banner der Kreuzzüge im Hintergrunde, ist in der mosaikartigen, farbenschillernden Weise Königs für unsere in die Gegenwart vernarrte Generation ein Ereignis.

Die Mär hebt an mit dem Taufschmaus zu Lutter am Barenberge, bei der Geburt Thedels, an den sich bald ein feuchtderbes Fellversaufen nach des Herrn Aschen von Wallmoden Hinscheiden anschließt. In des jungen Thedel Brust flattert die Seele wie ein gefangenes Vöglein. Er weiß selbst nicht, wo's hinaus will mit ihm. Die Hölle muß er kennenlernen und ihr Gezücht, vor dem selbst die Recken, die mit Bären raufen, knieschlotternde Angst verspüren, wenn nur einer davon spricht. Als „Ritter ohne Furcht" zieht Thedel dann los, erlebt in dunkeln Schluchten ein höllisch Zwischenspiel mit dem Teufel und seiner Großmutter, wo ihm in Jutta die erste Liebe wie Morgentau am Grashalm perlend entgegenleuchtet, besteht ein grimmiges und ein lieblich-gefährliches Abenteuer mit einer schönen Frau, wird auf seiner Fahrt durch einen heimtückischen Zufall im tiefen Wald vor Weibesnot und Menschentod gestellt. „Sie hieß mit dem hohen Namen, den Gott ihr gegeben: Weib. Des erbebte der magdliche Mann." Nicht Furcht, — Ehrfurcht vor den Abgründen eines aufwachenden Menschenlebens läßt ihn zum erstenmal erbeben. Mit Thedel, dem Jüngling, wächst der Autor und sein Werk. Wie er den Jüngling nach einer Begegnung mit Hilarius, dem wallfahrenden Pater, seinem Erzieher, und nach mancherlei Abenteuer seiner Erfüllung entgegenführt, muß man lesen und erleben. Es kurz referieren hieße eine einzigartige Poesie ihres köstlichen Schmelzes berauben.

Der Name von Wallmoden erinnert an die erlauchten Träger einer Kultur, die geschichtlich eine Zeit später auf den Plan tritt, aber in ihrer Idee von demselben Gedanken beseelt ist wie der erste Wallmoden: an die Ordensritter. Von ihnen handelt *Werner Jansen* in *„Geier auf Marienburg"* und *A. von Voß* in *„Einer Seele Not"*.

Werner Jansen schildert den Kampf des Deutschritterordens — nicht mit einem äußeren Feind, sondern mit einer den Niedergang des Ordens langsam, aber sicher vorbereitenden Verweichlichung. Der Hochmeister Jungingen, eine ehrliche Haut, voll von Idealen, verzweifelt an seinem Beruf, sobald ihm die Schlechtigkeit seiner Untergebenen offenkundig wird. Die auflodernde Sinnlichkeit weiß

Digitized by Google

er selbst nicht zu meistern; er fällt an der Spitze seines Heeres gegen Polen. Der Komtur Plauen verteidigt von der Marienburg aus das deutsche Land gegen die polnischen Eindringlinge. Wie von selbst reift in ihm der Plan, das Ordensland in ein weltlich Herzogtum umzuwandeln. Smolke, des Pächters Töchterlein, unterstützt ihn dabei durch fein ersonnene Weiberlist. Aber vergebens. Der Plan wird kund, Plauen setzt man ab und erlaubt Smolke nur gegen Verzicht auf all ihre Ländereien, ein Jahr bei Plauen im Kerker zu wohnen. Schließlich heiratet Smolke Heinrich, den Bruder Plauens, und zieht mit ihm in die neue Heimat Thüringen.

Jansens Roman will von der kulturhistorischen Seite gewertet werden, während A. von Voß versucht, die Psychoanalyse eines Menschen zu schreiben, der im Kampfe mit sich selbst unterliegt. Im Remter des Magdeburger Templerordens herrscht strenge, fast unheimlich grausame Zucht. Mit Helias von der Rhene innerer Ruhe ist es vorbei, seitdem er in Judith, die, in ihrer Blüte Wittib geworden, bei ihrem Bruder an der bischöflichen Kurie in Magdeburg lebt, jenes Wesen erkannte, das ihm zum erstenmal in den Weg trat, als er aus dem Kloster in den Orden flüchtete. Der Kuß von damals brennt sein Leben lang auf seinen Lippen und auf seiner Seele, so daß er in schwacher Stunde nächtens aus der Bußzelle seines Ordens entflieht und mit Judith in ihre Heimat zieht, wo beide ein ehelich Leben beginnen. Als der erste Sproß der sündigen Liebe sich zum Leben meldet, erwacht in dem von Kirche und Sakrament ausgeschlossenen Ritter die Reue. Er verläßt das gesegnete Weib, um sich dem Orden zu stellen, bereit zur Übernahme der auf seine Untat gesetzten schweren Sühne. Aber der Orden hat sich bereits zum Kampfe um seine eigene Existenz auf die Feste Gehringsdorf zurückgezogen. Dahin schlägt Helias sich durch, hoffend, jetzt als Ritter sühnen zu können, was er als Ordensmann gesündigt. Aber der Großmeister verzichtet auf sein Rittertum und verlangt Buße in Sack und Asche. Helias unterwirft sich, fällt waffenlos, mit einem Altarleuchter sich verteidigend, den bischöflichen Angreifern in die Hände. Trotz der Demütigung ist er in dem Prozeß des Bischofs gegen den Orden zu einer Aussage, die die Ehre seiner Brüder verletzen könnte, nicht zu bewegen. Verfolgt vom Hasse eines Priesters, der ihm Judiths Liebe neidet, stirbt er endlich als Blutzeuge für den Orden.

Was diese beiden Romane besonders wertvoll erscheinen läßt, ist die historische Sachlichkeit, der gewissenhafte Ernst, mit dem versucht wird, den vielverleumdeten Ordensrittern gerecht zu werden. Dagegen erscheint es zweifelhaft, ob alle Möglichkeiten der künstlerischen Gestaltung dieser Stoffe hier erschöpft sind. Am schärfsten gezeichnet ist der Charakter des Templers Helias. Aber auch hier hätte sich durch eine noch größere Steigerung des seelischen Erlebens eine nachhaltigere Wirkung erzielen lassen.

Das Wissen von Gott wird die Menschen in der einen oder andern Weise immer beschäftigen. Ist doch das Menschenleben letzten Endes nichts anderes als eine ins Reale übertragene Auseinandersetzung mit dem Schöpfer. Jedes Volk, jeder Kultuskreis, ja, jede Seele hat darin eine ganz eigne Art. Nur die Problemstellung ist verschieden, je nachdem das Menschlein sich seinem Gott gegenüber stellt und sich über die Wege und Ratschlüsse der ewigen Weisheit seine Gedanken macht. Aus dieser Erwägung heraus danken wir *Rhea Sternberg* für die Übersetzung des jüngsten Romans der Schwedin *Marika Sternstedt*, *„Die von Sneckenström"*. Der Herd der nach Berlin, Rom und Paris sich verzweigenden Handlung

Digitized by Google

ist der alte Herrensitz derer von Sneckenström. Die Heldin des Romans ist eine Frau, die mit der italienisch-schwedischen Blutmischung katholisch-protestantische Religionsgegensätze von den reichen, auf die früherblühte Schönheit ihres Kindes stolzen Eltern ererbte. Ihre Heirat ist eine „Liebe auf den ersten Blick". Die Torheit eines Augenblicks wird ihr neben dem geisteskranken Manne zu lebenslänglicher Pein. Denn nach dessen Tode hat sie das Kreuz ihrer beiden Kinder zu tragen, das eines Sohnes, der erst nach mancherlei Irrgängen ihrem Wunsche gemäß Priester wird, und zwar mehr aus der selbstgefühlten Notwendigkeit, für sich zu sühnen, als aus dem idealen Sinn der Mutter, der Rückkehr Schwedens zur Mutterkirche ein Wegbereiter zu sein, und das einer Tochter, deren Heirat mit einem schwedischen Bischofssohn — auch eine Liebe „auf den ersten Blick" — der Mutter die Bitternis vorhält, sich im Leben des eignen Kindes wiedererkennen zu müssen. In dieser schicksalhaften Ahndung des ersten, in sträflichem Leichtsinn erfüllten Liebesverlangens durch die Vorsehung liegt vielleicht das Bedenkliche der Problemstellung dieses sonst in Sprache und Stoffgestaltung trefflichen Romans. Wenn zwei Menschen ihr Leben lang dafür büßen sollen, daß sie in „starrköpfiger, kurzsichtiger Eigenwilligkeit", allen Plänen und Überlegungen weitblickender und umsichtiger Eltern zum Trotz, den Funken der ersten reinen Liebe zu mächtiger Glut aufgehen lassen, was ist dann die rechte Ehe? Es mag nicht so leicht sein, das Reinmenschliche in ihr mit dem Mystisch-Sakramentalen des Kindes Gottes zu durchdringen. Darum ist sie ja ein großes Geheimnis, ein Geheimnis, in das man nur mit dem feinen Wissen eindringt, das über alles Erleben geht, das nur aus Gottes Hand stammt und nichts anderes ist als — Gnade.

König, Eberhardt: „*Thedel von Wallmoden, genannt Thedel Unversehrt*". Eine bunte Mär. Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1926. Brosch. 5 Mk., geb. 7,50 Mk.
A. von Voß: „*Einer Seele Not*". Roman. Verlag von Hugo Wille, Berlin 1926. 240 S. 8°. Halbleinen 2,50 Mk., Ganzleinen 3 Mk.
Jansen, Werner: „*Geier auf Marienburg*". Roman. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig 1925. 280 S. 8°. Leinwand 6 Mk.
Stjernstedt, Marika: „*Die von Sneckenström*". Roman. Berecht. Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1926. 316 S. 8°. In Leinwand 5,20 Mk.

*

Dämmerungen um Gott

Unendlich und mühsam
hab ich an dir gebaut,
dich kindlich, mit schmalen
Händen, gläubig gebetet,
dich getragen, wie tausend
Schatten den Tag . . . . .
wie tausend Lichter die Nacht,
da nahm dich ein stilles Geschick,
ein müdes „Vielleicht" zu sich,
. . . . . wie eine Blüte
bebten deine Lippen auf,
und dumpfe Glocken schluchzten
über das verlassene Land:
Ein große Geduld ist der Tod.

Kurt Erich Rotter.

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

WIR Menschen von heute, die wir mit historischem Abstand und verändertem Blickpunkt Vergangenes betrachten, haben zu dem großen Phänomen Napoleon eine andere Einstellung als jene Generation, die im Schatten des großen Korsen lag. Wir glorifizieren ihn nicht als den Genius schlechthin, noch ist er uns der „Höllensohn", gegen den sich der ganze patriotische Haß der Freiheitsdichter richtete. Wir erkennen ein Menschenschicksal von gigantischen Ausmaßen und typischer Bedeutung, erkennen den Zusammenprall feindlicher Ideen, die, heute vielleicht in eminentem Maße aktuell, zur tragischen Katastrophe führen müssen, die das Individuum erschlägt, um die Idee, geläutert und erhoben, zu verewigen. Aus kleinpatriotischen Dämmerzuständen erwachend, hat unser Blick sich europäisch geweitet, und wir erkennen den Sinn napoleonischer Staatsideen, der sich den Augen der Zeitgenossen im bunten Abenteurertum einer phantastischen Odyssee verbarg. Kinder einer chaotischen Zeit, denen ein turbulentes Schicksal, dessen wir praktisch nicht Meister sind, Jahrhunderterfahrungen, in Dezenniumserlebnissen komprimiert, zuspielte, wissen wir um den Sinn jenes Ringens zwischen kollektivistischer Freiheit, usurpatorischer Gewalt und legitimistischer Tradition. Vielleicht aber ist es gerade unser deutsches Schicksal, daß unsere zu tiefe Erkenntnis der Dinge mitsamt der ganzen Verzwicktheit ihrer inneren Zusammenhänge uns hindert, mit jener bornierten Energie, die allein historische Taten zeugt, praktische Lösungen von eindeutiger Bestimmtheit zu schaffen. Den gordischen Knoten hat noch niemand durch Meditation gelöst; Alexander aber durchhieb ihn mit der ganzen muskelstarken Brutalität des absoluten Tatmenschen. Es ist wahr, daß wir immer noch ein Volk der Dichter und Denker sind, nur ist uns leider die Produktivität momentan irgendwie abhanden gekommen. Wir klären und wägen die Ideen, Italiener und Russen aber schaffen die Tatsachen funktionierender Systeme, während Engländer und Amerikaner die Güter der Welt in ihren Speichern sammeln. Anderswo ist der napoleonische Gedanke eine Realität, anerkannt oder bekämpft; uns hingegen ist er ein artistisches Problem, dessen spielerische Abwandlung uns sub specie illusionis rein kontemplativ interessiert.

Kein Zufall ist es, daß innerhalb eines Jahres zwei Dichtungen dramatischer Art entstanden sind, in deren Mittelpunkt das Schicksal Napoleons steht. Da ist zunächst der junge Volksschullehrer *Bernhard Blume*, dessen Erstling, *„Die Fahrt nach der Südsee"*, seinerzeit in Mannheim die niederen theatralischen Weihen erhielt. Es handelte sich um ein Werk, das, formal wenigstens, noch ganz im Bannkreise des Expressionismus stehend, doch eine kräftige und gesunde Unruhe zu höheren Zielen verriet. Zwar fehlte auch hier das zeitumständlich bedingte erotische Moment nicht, aber es war trotz des breiten Raumes, den es beanspruchte, von sekundärer Bedeutung, und man durfte begründete Hoffnung hegen, daß sich der gärende Most zu starkem, reinem Weine klären werde. Ein erfreuliches Unterpfand solcher Hoffnung stellt nun das jüngste Werk des Dichters dar, eben sein *„Bonaparte"*. Blume hat hier seine Persönlichkeit ins Vollmenschliche gerückt und heroisch übersteigert, ohne doch schrill und unecht zu werden. Die heilige Nüchternheit der Historie legt sich über sein brausendes Temperament, und eine

Digitized by Google

neue Sachlichkeit, die sich nicht kostümiert und wattiert gibt, verleiht dem Werke Statur und ernstes Führen des dramatischen Lebens. Eine gewisse erhabene Objektivität kontrastiert aufs angenehmste zum hysterischen expressionistischen Überschwang und läßt manche dramaturgische Ungeschicklichkeit übersehen. Als Leitspruch trägt das Werk (bei Georg Müller in München erschienen) Verse Dehmels:

Und jetzt reit' ich von Sieg zu Siegen
Bahnfrei auf meinem Stier dahin,
Bis ich dem Schicksal erliege,
Dem ich gewachsen bin.

Aus dem Motto ergibt sich die Signatur der Dichtung, die nicht eigentlich dramatischer, sondern epischer Natur ist. Es lebt etwas vom ewigen Juden in diesem Bonaparte, den das Schicksal, *sein* Schicksal, von Geschehnis zu Geschehnis treibt. Nichts merkt man von dem Genie Napoleon in diesem Drama, das sich ja auch treu und brav „Bonaparte" nennt, und in dem Familiendinge eine nicht unerhebliche Rolle spielen. Ein Knecht seiner Mission ist dieser Bonaparte, dem man vor Fréjus schon begegnet, um ihn erst nach seinem Sturze zu verlassen. Die einzelnen Etappen seines Heldenlebens ergeben sich diskussionslos aus seiner Sendung. General, Konsul, Kaiser, das alles spielt bei Blume kaum eine Rolle. Es gibt keine inneren Konflikte, keine menschlichen Hemmungen, keinen Widerstreit von Ideen; alles vollzieht sich im Zeichen eines unerbittlichen Fatums. Dramatische Spannungen werden nur wirksam in den Szenen mit Lucien, dem einzigen eigenwüchsigen Bruder des Korsen. Diese Spannungen aber bedeuten nur Episoden, die beinahe ablenken von der Linienflucht des Ganzen. Bonaparte marschiert, weil er marschieren muß. Wollte das Schicksal es anders, er könnte hemmungslos auch anders. Nun aber ist seine Bestimmung einmal so; bedauerlich, aber: que voulez-vous; c'est le destin! Bezeichnend die Äußerung gegenüber Talleyrand, dem antezipierten Völkerbundsdiplomaten:

„Ich muß immer auf dem Marsche sein. Vielleicht wird man eines Tages die Siege ohne Kanonen und ohne Bajonette erringen. Aber vorerst lassen sich die Leute noch totschießen. Vorerst halten sich die Völker Europas noch für Indianerstämme. Wozu ich sie heute zwinge, das werden sie später von selber tun. Aber was kann ich dafür? Ich bin zu spät geboren, Sie zu früh."

Es bleibt das bunte, flächige Bild europäischer Geschichtslokalitäten von Anno 1804 bis 1815, bleibt der Mann mit dem Wandertrieb in den Beinen, der über verwüstete Länder fegt, um schließlich irgendwo funktionellen Störungen zu erliegen, ein Mann, den man weder liebt noch haßt, weil er ja letzten Endes unverantwortlich ist wie Attila, die Völkergeißel. Zum Schluß ein „Ecce homo" mit Ziehharmonikabegleitung:

„Junge, sieh ihn dir genau an, den Kaiser! Dann kannst du es später weitererzählen, du hast seine weißen Hosen noch gesehen, als er die Straßen hinabfuhr, ins Ausland, ohne Armee. Da hatten die Bauern Kirmes an diesem Tag, und was vom Kaiser übrigblieb, war nicht mehr als eine Handvoll Flüche und ein alter Soldat."

Das ist der Schluß der Blumeschen Bilderfolge in ihrer Unübersichtlichkeit und Weitschweifigkeit. Es blieb aber mehr übrig, nicht von Bonaparte, sondern von Napoleon, der unheimlich lebendig ist in unseren Tagen noch. Es ist kein eigentliches Drama, das Blume hier schrieb, aber es ist doch eine Dichtung, um so be-

Digitized by Google

deutender, als sie ohne Frage einen wesentlichen Markstein bedeutet auf dem Wege eines tüchtigen Menschen zu fernem, unerkanntem vielleicht noch, doch instinktiv erahntem Ziel.

*

Es war ein abgestempelter Demokrat, der vor Jahren in dem jungen adligen Leutnant *Fritz von Unruh* das Dichterblut entdeckte und ihm in der persönlichen Ästimation den Kleistpreis zuerkannte. So etwas verpflichtet irgendwie unter anständigen Menschen, und so ward der Dichter unversehens zum demokratischen Heros, dessen Pegasus langsam, aber sicher den Weg von Preußen zum Universum fand, wohlgemerkt, in demokratischer Kandare geritten. Dichter aber sollten keine Parteimänner sein; ich kann es an Unruh sowenig vertragen wie an Weismantel. Mag auch inzwischen mancher Parteidemokrat während der politischen Unterrichtsstunden ohne Erlaubnis ausgetreten sein — semper aliquid haeret! Man findet in Unruhs Dichtungen manches, was man in Leitartikeln begrüßen würde, aber so —! Nun ist es gar keine Frage, daß der „*Bonaparte*" (im Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei erschienen) eine ganz erhebliche Steigerung des poetischen Elans bei Unruh darstellt. Das Drama ist zweifellos wesentlich konzentrierter als die Blumesche Odyssee. Innerhalb eines Tages spielt sich im Gegensatz zur Historie das ganze Geschehen ab, teils in Paris, teils in Malmaison, teils in und vor Vincennes. Die Erschießung des Herzogs von Enghien und die Kaiserkrönung sind in diesen kurzen Zeitraum zusammengelegt. Letzten Endes geht es Unruh gar nicht um Napoleon; der Titel lautet auch hier „Bonaparte". Ideen sind es, die hier, häufig mit prononciertem, aber blutleerem Pathos streiten, Ideen, von denen nach Unruhs prästabilierter Harmonie eine den Sieg schon in sich birgt. Welche? Nun ja, die freiheitliche, demokratische. Es handelt sich um die letzten Stunden vor der Kaiserproklamation. Von inneren Kämpfen bei Bonaparte auch hier kaum eine Spur. Dieser Bonaparte ist ein Triebwesen, dem Machtinstinkt gehorsam, der sich nur notdürftig unter revolutionärer Kabbalistik verbirgt. Hoffnungslos ist dieser Bonaparte ins Animalische degradiert. Man kennt ja die Geschichte mit Josephine nebst der ganzen merkwürdigen Weiberwirtschaft des Korsen; sie ist historisch zugegeben, aber schließlich sind andere Dinge in höherem Sinne historisch, Dinge, die wichtiger sind und die Unruh offenbar nicht sehen will. Man höre einmal, wie Unruh seinen Bonaparte Josephine umwerben läßt:

„Ich liebe dich! Ich bin keine Nachtigall, aber wenn du aufhörst, mich zu lieben, dann welkt mir der Gesang vom Mund . . . nichts bleibt mir — dann bricht der Osten die Zelte ab, rückt westwärts — Asien öffnet seine unterirdischen Reiche — und wo der Geist anbläst im Menschen die freie Schaffenskraft — Eishauch! Götzendiener wälzen schwarze Sonnen! Nur Gedankenducker . . . Europa wird ein Fraß für Dämonengewimmel . . ."

Gut das; besonders die Punkte und Gedankenstriche! Übrigens, auch eitel muß dieser Bonaparte sein; der Anblick der Krone wirkt auf ihn wie ein Fetisch auf primitive Stämme oder wie der erste Orden auf einen kleinen Leutnant. Nun ist es ohne Frage das Recht des Dichters, die Historie in freier Weise zu behandeln. Ob aber auch in willkürlicher Weise, wie es hier geschieht? Das Charakterbild des Korsen schwankt in der Geschichte nicht, und eine Berufung auf Schillers Wallenstein ist mithin deplaziert. Zudem war Napoleon der große Beweger vieler Schicksale, nicht bloße Ausgeburt seiner revolutionären Epoche. Goethe erkannte ihn:

Digitized by Google

„Ja, rüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß!" Auch Unruh ist er zu groß; darum verkleinert er ihn, damit die spießbürgerliche Freiheit der Bastillekerle recht behalte. Im übrigen ist die Verteilung des Widerspiels geschickt und dramatisch wirksam. Man wird lange suchen können, bis man in einem modernen Drama einen so theatralisch starken dritten Akt findet wie den, der im Ratsturm zu Vincennes spielt. Da ist als Inkarnation des skrupellosen Machtgedankens Napoleon, vielmehr Bonaparte; denn Napoleon ist einmalig, Bonaparte aber ein Geschlechtsname. Köstlich, wie diese Machtgier sich hinter der Larve der Freiheit verbirgt:

„Durch meine Augen schafft sie (die Freiheit) die Planeten . . . durch meine Ohren die Musik! Durch meine Hände gründet sie sich Städte . . . Mit meinen Schritten segnet sie! In meinem Herzen atmend — ist sie! Mit meinen Lippen rührt sie sich die Harfen, bis es jauchzt durch die Geschöpfe — und sie mit der Sonne im Klang — über die freie Weltflur geht . . .!"

Da ist als geistiges Gegenspiel Carnot, der Kommandant von Paris, ein Republikaner aus jenem Holze, daraus weiland Schiller seinen Verrina schnitzte, menschlich sympathisch und loyal. Man höre, wie er zum Schluß Napoleon andonnert:

„Kalt wende ich mich von dem Götzen, der aus Eitelkeit, zu schwach für seine heilige Bestimmung, die Bürgerkrone unseres Jahrhunderts zerbricht — und, was wir verscharrt hatten, unter einer Million Leichen — wieder vorkratzt aus dem Schutt der Geschichte — eine Kaiserkrone! . . . Nun wird wieder die Schlachtenehre zudecken müssen — das schwarze Mal . . . Denn die Vergeltung brennt auf Ihre Kaiserstirn das Losungswort: Krieg! Sterbegesang! Krachen fallender Städte . . . Geschützdonner — himmelweit lohend — Todesflammen!"

Da ist der Oberst der Leibwache Hulin, der enragierte Jakobiner mit der kräftigen Faust und dem unbeträchtlichen Hirn, in dem sich alle Aktivität konzentriert. Man höre auch ihn in seinem Barrikadenpathos:

„Hat sein verfluchtes Abenteuer, mit all dem Fahnendreck und Pyramidenblödsinn in Ihnen erstickt — unseren Triumph? Bürger Dautancourt! Den Tag, aus dessen Glut sich die Menschen ohne Namen zum erstenmal erhoben wie ein Geschlecht erwachter Riesen? Vergessen die Julinacht, als der Koloß, der unser Blut soff in Versailles — zusammenkrachte und aus unserer Umarmung aufstieg ein neues Menschenjahrtausend? jung! schön! Griechenland hat seine Thermopylae und die Sage von Ilion — aber die lebende, kämpfende Menschheit hat mehr. — Graukopf, du hast die Bastille vergessen?"

Dann ist noch da der Duc d'Enghien als Vertreter des ancien régime und der legitimistischen Tradition, der den Tod erleidet, weil er dem Usurpator gefährlich erscheint. Man hört aus seinem Munde Töne, die der Phraseologie des ehemaligen Kronprinzen entstammen, so wie Bonaparte sich gelegentlich Mussolinischer Formulierungen bedient. Auch Enghien hat sein besonderes Pathos:

„Feuerkopf! Die Vulkane sterben aus! Unsere Erde krustet — alles dreht sich um seine feste Form! Jeder Nebel in seine Klarheit . . . Das hat mein Urahn schon erkannt und seinem Sohn zugeflüstert. Und der bewahrte es in den stillen Kapellen, weil es Wissen vom Vater war — weil es dem Vater auch wieder ein Vater geraunt . . . Und auch der wieder hatte es von einem Vater — eine eherne Kette! Undurchbrechbar . . ."

Äußerlich siegt am Schluß Bonaparte, der unter den Klängen des „Tu es Augu-

Digitized by Google

stus in aeternum" mit allem bourbonischen Zubehör gekrönt wird; innerlich aber unterliegt er, unterliegt der Idee nach, weil er Gewalt und Selbstsucht über das Ideal der Freiheit stellt. „Merken wir uns das Datum!", sagt Talleyrand, „am 21. März, 3 Uhr früh, hat Bonaparte aufgehört, über Frankreich zu regieren." Ja, er unterliegt selbst gegenüber Enghien, weil dessen Romantik ihm zeitweise den Sinn zu umnebeln vermochte. Freilich ist Enghien selbst ein Unterliegender, da er den Zusammenbruch seiner überholten Ideale erlebt; aber er sühnt seinen Irrtum durch einen heldischen Tod. Bonaparte unterliegt noch zudem gegenüber der Menschlichkeit, wie sie in der Figur der Louise von Orleans, der Mutter Enghiens, Gestalt annimmt. Es wirkt schon unfreiwillig komisch, wenn er angesichts des blutigen Rocks des erschossenen Enghien ausruft: „Einen Menschen wie mich erschüttert das nicht." Er unterliegt schließlich seiner eigenen Sinnlichkeit gegenüber Josephine, vor der sich der Mann zum Männchen degradiert. All dies ist logisch und exakt, zudem theatralisch äußerst wirksam, manchmal fast zu wirksam gestaltet. Trotzdem überzeugt das Ganze nicht, weil es nicht inwendig wahr ist. Manches wirkt geschmacklos, so z. B., wenn Josephine spitzig fragt: „Machst du dir wieder einen Mythos zurecht?" oder wenn Bonaparte versichert, er sei krank am Ich. „Man muß sich wappnen mit Eingeweiden wie von Eisen!" erklärt Bazancourt, und von sich selbst sagt Bonaparte:
„Aber dazwischen . . . hänge ich im ungefüllten Nichts wie ein ausgeblutetes Schwein? Gut, daß meine Kopfplatte Haare hat . . . Seht doch, mein Kleinhirn überschwemmt die Rinde des Bewußtseins . . . breiig! — Geist! Gedächtnis! Wille . . . alles entweicht, unter der Rocknaht sickert Substanz fort! . . . Aahhh! . . ."
Fürwahr, die Historie zeigt stärkere, wirklich dramatische Begabung als Unruh, und nicht ungestraft lehnt man sich gegen ihre Wahrheit auf. Wo Unruh seinen dramatischen Punkt hinsetzt, steht in der Geschichte der große Doppelpunkt, hinter dem die wesentliche Manifestation des großen Korsen anfängt. Wo Bonaparte aufhört, beginnt Napoleon. Seine Ideen sind es, die heute auf der gewaltigen Bühne des Lebens gestaltet werden, hier und dort um uns herum. Der Deutsche aber meidet gern den Durchblick durch das verhängnisvolle Tor, darüber geschrieben steht: „Per me si va nelle città dolente!" Denn wir lieben mehr das Spiel der Bühne und der unverfänglichen Ideen, das unseren Geist ergötzt und unsere Ruhe schont!

*

Digitized by Google

„Die Antlitzgedichte" von Heinrich Suso Waldeck

Von Hermann Preindl, München

WIR leben heute wieder in einer romantischen, d. h. sentimentalisch-theozentrischen Periode der Geistesgeschichte. Daher blüht in der Dichtung neben der bekenntnishaften, mehr lyrischen als epischen Erzählung und dem Märchen vor allem wieder die Lyrik selber. Die Lyriker schießen zahlreich aus dem Boden. Lyrische Routine ist weit verbreitet. Aber auch echte, starke lyrische Begabungen sind nicht selten. Eine solche ist unzweifelhaft *Heinrich Suso Waldeck*, dessen *„Antlitzgedichte"* in der *Officina Vindobonensis in Wien* in einem festlich ausgestatteten Buche erschienen sind. Das romantische Welt- und Lebensgefühl dieses Dichters ist unverkennbar. Er geht gerne vom sinnlichen Eindruck aus, den er oft, etwa in manchen Gedichten des Zyklus „Das böse Dorf" und in „Hinabgang", außerordentlich anschaulich und packend zu vergegenwärtigen versteht. Doch ist ihm dieser nicht Wesen, sondern auf der Pilgerschaft des Lebens nur Antlitz der Dinge, das ihm zum künstlerischen Erlebnis wird. So erklärt der Dichter selber in dem Vierzeiler, den er seiner Sammlung vorausschickt, und in dem tiefsinnigen letzten Gedichte derselben kommt der Vers vor:

„Sein will scheinen, Schein will ewig Wiederschein."

Das Sein, das Wesen ist aber Gott:

„Immer beschaut sich Gott in mir, dem Spiegel,
Bleibt sein ewigseliges Antlitz mein."

Die Schilderung des sinnlichen Eindrucks ist daher nie Endzweck, ihr haftet ein symbolischer Zusammenhang an, von ihr geht eine magische Wirkung aus. Sie ist immer Ausdruck eines lyrischen Erlebnisses. Wie der Gehalt der Gedichte, ist auch ihre Gestalt oft symbolistisch und besonders ihre Sprache, die nicht deckend zum Verstande sprechen, sondern assoziativ, durch ihre Musik und Magie Erlebnisse vermitteln will, von denen das nackte Wort, für sich genommen, das Wenigste aussagen könnte. Die Form wie der Rhythmus ist in freier Lebendigkeit organisch gebaut. Auch ganz freie Rhythmen von großartiger Wucht kommen vor, so in „Verfinsterung".

Auch innerhalb der heutigen Romantik ist der Dichter kein Außenseiter. Er kann den Zusammenhang mit jener lyrischen Schule nicht verleugnen, die ihr herrlichstes Vorbild in Hölderlin sieht, und bei der weichen Melodie seiner Sprache, seiner Liebe zu künstlerischer Kultur und der Zärtlichkeit für erlesenen Ausdruck ist auch seine Zugehörigkeit zu der österreichischen Lyrik von heute deutlich. An Trakl muß man oft bei der Lektüre seiner Gedichte denken, aber auch an Hofmannsthal und Rilke, bei welchen einzelne seiner Verse stehen könnten wie der folgende aus dem unter den der „Geigerin" gewidmeten Gedichten, das durch die zarteste, beseelteste Musik der Empfindung und der Sprache ausgezeichnet ist:

„Ich leide
So süß an allen Dingen, die schön und leise sind."

An Werfel erinnern schließlich manche der schauerlichen Stimmungsmalereien in dem Zyklus „Das böse Dorf". Wie alle diese ihm verwandten Lyriker, ist er sehr von dem hohen Beruf des Dichters eingenommen und hat dem in den kühnen

Digitized by Google

Strophen „Reinigung" beredten Ausdruck verliehen, in denen Gott zu diesem Zwecke blasphemisch-anthropomorph als ästhetischer Genießer hingestellt wird. Wie bei vielen österreichischen Lyrikern ist auch bei Waldeck manchmal eine Neigung zum Ästhetisch-spielerischen und -weichlichen, zur Koketterie des Ästhetismus festzustellen. Doch ist zu hoffen, daß er diese Neigung überwinden wird. Denn wie das Gedicht „Bekenntnis" beweist, hat er die Gefahr erkannt, die starker Lebendigkeit und damit starkem Erleben und also auch kraftvoller Kunst ebensosehr aus dem Ästhetentum wie aus dem Intellektualismus droht.

Auch Anknüpfungen an die alten, unvergleichlichen Traditionen der deutschen Lyrik überhaupt, über den österreichischen Umkreis hinaus, sind wahrzunehmen. Wem fällt nicht etwa bei dem köstlichen Naturgedichte „Etwas" Mörikes „Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel" ein? Trotzdem sind die meisten dieser feinen lyrischen Gebilde durchaus eigenartige Schöpfungen. Das verdanken sie vor allem dem Umstande, daß ihnen fast immer ein tiefes, manchmal ein leidenschaftliches, inbrünstiges Erleben zu Grunde liegt, das nach starkem, wahrhaftigem Ausdruck ringt. Ich schätze in dieser Beziehung u. a. neben den schon genannten Gedichten besonders hoch die folgenden: „Der Ahn", „Lied des Schlaflosen", „Heute war nichts mein", das mir besonders nahegeht, und den Zyklus „An die Abgeschiedenen". Wegen ihrer Eigenart Gedichte von hohem Wert sind schließlich nicht zuletzt auch diejenigen, die religiöse Erlebnisse wiedergeben. Gegen einige derselben, wie gegen das „Antwort des Jünglings" überschriebene und die unter dem Titel „Geigerin" vereinigten, habe ich freilich auch Bedenken. Einwandlos bewundere ich aber die Verse „Klagende Welt", in denen die zartbesaiteten Seelen zum schmerzlichsten Erlebnis gewordene Erkenntnis, daß das Leben sich lebenvernichtend aus Leben nährt, eine sehr eindrucksvolle, tiefsinnige Begründung im christlichen Sinne erhält, „Die Glocke Mariens", in denen eine edle Sehnsucht unserer Tage als sich dem Katholiken erfüllt erweist, „Der Keller", die zu den vielen Weingedichten ein ganz unkonventionelles aus religiösem Geiste fügen, „Für Maria", von denen wenigstens die drei ersten Strophen wunderbar sind, und „Freitagabend", in denen die andächtige Versunkenheit in ein religiöses Geheimnis bis zur Trunkenheit geht.

*

Heute war nichts mein[1]

Heute war nichts mein,
Geschah kein Ding zu Ende.
Kein Schmerz und kein Entzücken.
Alles gab der Tag
Der Nacht in blinde Hände,
Fremden Traum zu schmücken.

[1] Aus der Sammlung „*Die Antlitzgedichte*". Wien, Officina Vindobonensis, 1927.

Digitized by Google

Stimmen des Auslandes

Von Charlotte Demmig

AUF den in der „*New Criterion*" vor einiger Zeit veröffentlichten Artikel des französischen Kritikers Henri Massi: „Zum Schutz des Westens gegen die orientalische Anarchie" läßt die gleiche Zeitschrift nun eine Erwiderung von seiten eines Orientalen folgen. Einige Auszüge seien dieser Verteidigung des angegriffenen Ostens entnommen, die, von edlem Patriotismus erfüllt, neben mancher Weisheit auch die Mahnung in sich schließt, daß der beste Schutz gegen die asiatische Gefahr eine Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis und unseres Verständnisses des Orients sei. „Wenn der französische Kritiker sagt, daß die Menschenrasse heute uneiniger sei als zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen, so scheint er zu denken, daß die Menschenrasse nur aus westeuropäischen Nationen bestehe." Die Verknüpfung des Begriffes „Anarchie" mit dem Orient müsse jeden Orientalen im höchsten Grade in Erstaunen setzen. Wohl hat es im Osten wie im Westen zu allen Zeiten Kriege und Kämpfe gegeben, aber mit dem Unterschied, daß es im Osten ausschließlich um Land und Krone ging, im Westen jedoch fast immer um Klassenvorurteile und Klassenvorrechte, um Selbstvernichtungskriege. Während in der orientalischen Gesellschaft immer Frieden herrschte, indem die verschiedenen auf dem Ideal der Arbeitsverteilung aufgebauten Kasten das Wachstum des halsabschneidenden Konkurrenzneides im Menschen verhinderten, habe das europäische Leben auf allen Gebieten, in allen Beziehungen von Mensch zu Mensch ununterbrochen anarchische Zustände gezeigt, deren Zweck nicht die Erlangung einer endlichen Harmonie war, sondern die Befriedigung jener gefährlichen, seelenzerstörenden, anarchieerzeugenden Illusion, Fortschritt genannt. So könne der Orient, der zweifellos vieles vom Okzident zu lernen habe, wiederum diesem auch manch eine Lehre geben, vor allem darüber, wie das alltägliche Leben harmonischer, das Geistesleben systematischer zu gestalten sei, die Horizonte zu weiten seien, wie Aufschwung in Leben und Kunst nicht zuletzt bedingt sei durch stille Selbstbetrachtung und Selbstbesinnung; denn geistige Energie sei ja nicht zu verwechseln mit physikalischer und Nervenenergie. Zur Beweisführung seiner Behauptungen stellt der orientalische Verfasser einen Vergleich auf zwischen einem europäischen Dichter und einem indischen. Ein seelischer Zustand, wie er über einen europäischen Dichter kommen kann, der sich, überdrüssig der Gesellschaft, nach einem Leben unter den Wilden sehne, sei unmöglich bei einem indischen Dichter, der, ruhig, friedlich, selbstbeherrscht, nie das Endziel aus dem Auge verliere, nie schwankend werde in der Überzeugung, daß alles, was ihn umgibt — Mondschein, Kunst, Frauen, Blumen —, ein Abglanz Gottes sei, der nicht wie der europäische Dichter in unreifem Alter in irgendeinem Erregungszustand seiner Seele sich in eigene Ideale verwickele, sondern durch Jahrtausende in Geist und Seele erprobte Ideale von der Tradition übernähme, der nicht darauf ausgehe, immer „neu" zu sein, „originell", „geistreich", die Menschen zu überraschen, zu verblüffen, zu erschüttern, mit einem Wort zu „einsteinisieren", der nicht wie ein Kind sei, das selbst nicht weiß, was es will, der sich nicht für Gott selbst halte, sondern für den Mund Gottes. In der „*Yale Review*" unternimmt Professor Warren Beach einen mutigen und geistreichen Angriff gegen die Vernachlässigung der amerikanischen Prosa, die er

Digitized by Google

einfach mit dem Mangel an geistiger Disziplin begründet. „Wir haben die geistige Disziplin vernachlässigt, weil wir keine Zeit dafür haben oder vielmehr uns keine Zeit dafür nehmen. In unsern Nerven liegt noch die Spannung unserer Vorfahren, die sie zur Unterwerfung eines Erdteils benötigten, die Hast, die draufgängerische Heftigkeit, mit der sie um Selbstbehauptung gegen eine Welt kämpften. Wir haben uns noch nicht daran gewöhnt, mit Muße und Geduld den allmählichen, natürlichen Fortschritt abzuwarten. Schreibmaschine und Stenogrammblock sind die Symbole unserer geistigen Verfassung. Auch ist die Mangelhaftigkeit und Unebenheit unserer Prosa zum Teil auf die Neigung zurückzuführen, uns eine Kulturstufe zu erzwingen, die uns heute noch nicht zusteht."

Durch einen interessanten Artikel in der „*Volja Rossii*" (Prag) von B. Nevidimtzew, d. i. der Unsichtbare, erfahren wir von einem neuen Slawophilentum in Sowjet-Rußland. „Mire" ist der Name einer neuen, schon ziemlich weit verbreiteten Kaste von Intellektuellen, die weder an den Bolschewismus glauben, noch die alte Ordnung zurückwünschen, viel weniger noch die westeuropäische Kultur herbeisehnen. Ihre Sehnsucht zielt vielmehr auf etwas ganz anderes, ganz neues hin: mit echt russischem Fanatismus glauben sie, daß das Chaos eine große Schöpfung hervorbringen, ganz neue Dinge erzeugen werde. Die Männer, die diese neue Form des Slawophilentums vertreten, predigen ihre Lehre nicht laut, man nennt sie die heroischen „Nicht-Protestanten". Sie leben in größter Armut und Verborgenheit, in elenden Winkeln, widmen sich archäologischen und ikonographischen Studien, malen, spielen Theater, schreiben Bücher, die niemals gedruckt werden. Ihre Tätigkeit ist rein künstlerisch; politisch verhalten sie sich vollkommen passiv.

In einem Rückblick auf die *amerikanische Literatur* des Jahres 1926 stimmen amerikanische und englische Zeitschriften in dem Urteil überein, daß sie sich durch eine außergewöhnlich große Anzahl guter Romane auszeichne. Einige gehen sogar so weit, zu behaupten, daß innerhalb ihrer gesamten Geschichte höchstens zwei Jahrgänge mit diesem letzten zu vergleichen seien. Als ebenso auffallend wird auf die geringe Zahl von Übersetzungen aus dem Deutschen hingewiesen. Georges Guy-Grand schreibt in der „*Grande Revue*" über die „*Abenddämmerung der Intellektuellen*": „Es gibt eine literarische Demagogie, die schlimmer ist und ernster als die politische Demagogie. Denn während diese nur leichtgläubigen Wählern die Schädel einrennt, zerfrißt jene die Sittlichkeit."

Aus den Berichten amerikanischer Zeitschriften können wir ersehen, wie außerordentlich einflußreich und segensvoll sich das sogenannte „Kleine Theater" entwickelt. Es ist dies eine Bewegung, die die Gründung von Theaterschulen an Hochschulen und Universitäten, verbunden mit einer kleinen Bühne, bezweckt, und zwar keineswegs als Konkurrenz des großen Theaters, sondern als ein Mittel zu seiner Gesundung und Wiederbelebung, indem sie eine gründliche Ausbildung der neuen Generation in der dramatischen und theatralischen Kunst erstrebt. Der Unterricht an den Theaterschulen wird in der Geschichte und Technik des Dramas von bewährten Kräften erteilt, unter deren Leitung von den Studenten selbst Stücke verfaßt und auf ihrer eigenen Bühne aufgeführt werden. So hat das Theater der Universität von Notre Dame, Ind., das 800 Plätze hat und unter der Leitung des Paters Matthew Walsh steht, soeben sein erstes Stück: „Der Narr Gottes", eine dramatische Idylle, zur Aufführung gebracht, die Yale Universität, unter Leitung des Professors George P. Baker, ihr erstes Drama: „Der Patriarch". William John Tucker untersucht in der „*Catholic World*" den *Glauben Shakes-*

Digitized by Google

peares, ein Problem, das die bedeutendsten Gelehrten und Kritiker bereits zu erforschen versuchten, wobei die widersprechendsten Ergebnisse zutage kamen: bald wird Shakespeare für einen Rationalisten erklärt, bald für einen Atheisten, bald für einen Heiden. Goethe bestand darauf, in ihm den Naturalisten zu sehen, Schiller den Idealisten; beide aber hielten ihn einstimmig für protestantisch. Das Urteil Newmans lautete: „Dieser berühmteste aller englischen Schriftsteller hat so wenig Protestantisches in sich, daß die Katholiken ohne Übertreibung ihn einen der ihren nennen dürfen." Tucker zeigt an zahlreichen interessanten Beispielen aus der Dichtkunst Shakespeares, daß dieser über katholische Lehren und Dinge außerordentlich gut unterrichtet war. Seine Personen bezeugen stets die tiefste Ehrfurcht vor dem „alten Glauben", nicht immer aber desgleichen vor dem Protestantismus. Er geht sogar so weit, zu behaupten, daß Shakespeare aus dem gläubigsten seiner Helden, Hamlet, einen Katholiken machen wollte. Tiefgehende Kenntnis einer Religion genüge jedoch nicht als Beweis der Zugehörigkeit zu ihr, um so weniger, da sich bei dem Falle Shakespeares auch zahlreiche Gegengründe fänden. Tucker wird durch seine Untersuchungen zu dem Entschluß gebracht, sich folgendem, kürzlich geäußerten, scharfsinnigen Urteil eines andern Kritikers anzuschließen: „Wenn man bedenkt, daß der Protestantismus in jenem Augenblick im Aufschwung begriffen war, der Katholizismus aber sich hinter einer Wolke verbarg, also daß ein protestantischer Schriftsteller volle Freiheit gehabt hätte, seinen persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, während ein Katholik sich äußerste Reserve antun mußte, so kann man nur zu der Schlußfolgerung kommen, daß Shakespeare, bei dem man nirgendwo Spuren des Protestantismus entdecken kann, so katholisch war, wie er es sich mit Rücksicht auf die Umstände, seine Epoche, sein Milieu erlauben durfte."

Die „*American Review of Reviews*" gibt einen zusammenfassenden Rückblick auf die europäische Geschichte des letzten Jahres, vom amerikanischen Standpunkt aus betrachtet, nicht ohne amerikanische Überheblichkeit und Anmaßung, immerhin für uns interessant und in etwa auch belehrend. „Was sich in diesem letzten Jahr ereignet hat," schreibt Frank H. Simonds, „steht klar vor Augen: Europa hat angefangen, an einen Erdteil, an eine Welt zu denken, anstatt wie bisher nur an seine Grenzen. Unter dem Druck von Not und Leid ist es zu der Einsicht herangereift, daß es den Krieg und damit seinen Einfluß, seine Vorherrschaft in der Welt verloren hat. Es hat erkannt, daß das Unglück, von dem es heimgesucht wurde, ein allgemeines war, und daß der Untergang — sollte es ihm einfallen, die Kämpfe von gestern zu erneuern — nur ein allgemeiner sein könnte. Wie es im letzten Weltkrieg keinen Sieger in Europa gab, so würde es im nächsten Weltkrieg keinen Überlebenden geben." In seiner weiteren Darlegung nennt der Verfasser die Auffassung der gegenwärtigen europäischen Bewegung die einer moralischen Revolution, eines geistigen Wandels, einen für Amerika nicht ganz gefahrlosen Irrtum. Er hält diesen Wandel für einen rein materiellen, im wesentlichen auf den Kriegsschulden und den ungeheuren privaten Anleihen beruhend, durch die Europa sich endgültig den Vereinigten Staaten verpfändet habe. Amerika sei für Europa ein wenig zu der gleichen Gefahr geworden, die vor dem Krieg Deutschland für England und Frankreich bedeutete, mit dem Unterschied, daß es sich dort um einen militaristischen Imperialismus handelte, hier aber um einen Dollar-Imperialismus.

*

Digitized by Google

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit

Peter Paul Rubens. — Welch köstliches Gepränge dithyrambischer Beiwörter erwacht, wenn wir den Namen Peter Paul Rubens' nennen, dessen 350. Geburtstag wir am 28. Juni dieses Jahres feiern. Spanisches Feuer in flandrischem Bauernblut, mütterliche Zauberkraft, unermüdlich bereit, gewaltige Körper zu schaffen, goldenes Ätherlicht, das aus der Fülle des Lebens selbst zu kommen scheint. Seine Richtung ist die des erobernden Geistes: hin zum Leben, zum großen Pan, dessen Atem uns packt, blutnah, animalisch und doch, trotz Erdgeruch, voller Sonne. In seinem Schicksal ist nur das eine wichtig: daß er ein Vollmensch war mit der richtigen Mitte zwischen Geist und Trieb, kein in sich verschlossener Grübler wie Lionardo, der die Welt von ferne beobachtete, kein Poseur wie Desiderius Erasmus, dem die Gunst der Fürsten schmeichelte, eher Shakespeare verwandt, in seiner unvergleichlichen Schöpferkraft, in seiner Gradlinigkeit, mit der er den Menschen zum Maß aller Dinge macht und doch wieder ganz er selbst, Peter Paul Rubens, der Künstler.

Von mächtigen Gönnern gefördert (unter ihnen Buckingham und Maria von Medici), von Luxus und Zierat umgeben (seine Rassepferde waren ebenso berühmt wie seine Kunstsammlung), geadelt, zum Ritter geschlagen, zweimal glücklich, sehr glücklich vermählt, was konnte er Besseres wünschen für das Gedeihen seiner Kunst, die nur in solcher Luft so reich, so prunkvoll wachsen konnte? Persönlich ein Feind jeder Ausschweifung, enthaltsam, fast nüchtern, war Rubens dennoch ein starker Lebensbejaher. Er beobachtete und genoß, und weil er genoß, war er ein so trefflicher Gestalter des Lebendigen. Daher wußte er auch um die Wirkung von Gold und Seide, von Samt und Purpur, um die Attrativa blonder, adeliger Frauen, wußte, daß selbst Heilige und Märtyrer herrliche Körper besitzen dürfen ad majorem dei et ecclesiae gloriam. Aus dieser Daseinsfreude, aus der gesammelten Kraft seines ungebrochenen Herzens heraus schuf Rubens ein Heldengeschlecht, das im Übermaß seiner vom Lichte umspielten Glieder nur ein anderes Bekenntnis für Gottes Schöpfung, für die Schönheit der Welt ist.

Nichts Aufgewühlt-Genialisches ist an ihm, nichts Melancholisch-Erschütterndes, nichts Halbes, Laues, Zögerndes. Mit unvergleichlicher Sicherheit stellt er seine Menschen frei in den Ablauf des Geschehens, so daß man hingerissen in die Geheimnisse des menschlichen Daseins blickt, Zeuge des „Mysteriums, wie Leben sich baut". Da ist der alte, joviale Jan Brant, da ist Helene Fourment, bald hl. Cäcilie, bald Diana, immer aber irdisches Weib, dem erster Diener zu sein dem Gatten köstlicher war als Schmeichelei schwarzhaariger Frauen. Da ist Bischof Malderus von Antwerpen, klug und gewitzigt und doch fester Wille, da die büßende Magdalena, hinreißend in ihrer blonden, tränengelösten Zerknirschtheit, und Christus selbst, ein mildschöner, hellenischer Weiser, um den es ist, als sei er „einst Teilnehmer am Symposion".

Wir spüren: um diesen Menschen war zeitlebens die freie, unberührte, stolze Natur. Flandrische Frauen, die weit mehr weißes Brot und Milch denn süßen Wein getrunken, haben ihn berührt. Flandrische Männer haben ihn auf Jagd und Ritt begleitet, und durch den Alltag trug ihn das goldene Lachen jener rundlichen Kinder Brabants, die noch heute mit winzigen Eimerchen am Scheveninger Strande das Meer ausschöpfen. Was tut's, wenn der Teufel und seine Gehilfen salutierend die zweizinkigen Gabeln neigen? Die frohen Erinnerungen an heidnische Faunstage verjagen sie nimmer, und kein Hauch von Vergänglichkeit, kein kummervolles „Carico d'anni e di peccato pieno" schreckt diese Menschen. Sie leben ungetrübt im Lichte des Tages, nervig und ohne erotische Überhitzung, als wehe der kühle Nordwest der Scheldestadt um ihre Glieder.

Kein Wunder, daß man diese Kunst als einen Jungbrunnen, als einen erfrischenden Ritt (R. Vischer) empfunden hat. „Die Schönheit war ihr Evangelium und Ovid die Bibel."

Neue Bücher

Kunst

Ehl, Heinrich: *„Norddeutsche Feldsteinkirchen"*. G. Westermann, Braunschweig 1926. 8°. 103 S. und 76 Tafeln. 10 Mk.

Eine wertvolle Ergänzung zu den beiden Bänden „Deutsche Volkskunst". Denn obwohl es sich hier in erster Linie um Werke der „Höheren Kunst" handelt, spricht — beim Kirchenbau wohl begreiflich — in ihnen eine Menge volkstümlicher Empfindung mit, welche im Text und in den schönen Tafeln gut ausgedrückt wird. Kunst-

Digitized by Google

geschichtlich sind die aus gesammelten Feldsteinen errichteten Gotteshäuser sehr wichtig, weil sie den stilistischen Gegensatz zu den Backsteinkirchen darstellen und außerdem die ältere Technik der sakralen Bauten bilden. Um 1340 ist im allgemeinen die Zeit der Feldsteinkirchen zu Ende, der Backstein herrscht fast allein.

Auch hier gewinnt der sehr beachtenswerte Teil, ergänzt durch die prächtigen Tafeln, durch die Herstellung der Beziehungen zur Geschichte und zur europäischen Kunst, eine Fülle von sehr brauchbarem Tatsachenmaterial, das in lesbarer Form vorgetragen wird. Leider fehlt in diesem warm zu empfehlenden Buch ein Inhaltsverzeichnis und ein Register.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Friedländer, Max, J.: „Der Holzschnitt". Walter de Gruyter, Berlin 1926. 3. Aufl. 8°. 230 S. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der Verfasser, einer der besten Kenner der europäischen Graphik, hat hier die Geschichte und zum Teil auch die Technik des Holzschnittes bis zu seinem Verlöschen im 18. Jahrhundert knapp, aber ausführlich behandelt. Jedem, der sich für diesen wichtigen Zweig der Graphik Europas interessiert, wird das vorliegende Buch schon deshalb ein wertvoller Leitfaden sein, da sich die Darstellung nicht engherzig auf den Stoff beschränkt, sondern diesen in die Zeitgeschichte einfügt. Auch über die Art der „Erfindung" und über das Verhältnis des Holzschnittes zum Buchdruck wird eingehend und eindringlich gesprochen. Monographisch ist dann die Behandlung der großen deutschen Holzschneidekünstler des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein Kapitel über den Farbenholzschnitt bildet den dankenswerten Schluß des sehr gut und reichlich illustrierten Werkes.

Prof. E. Schaffran.

Geißler, Willi: „Der Bauernkrieg". 6 Linolschnitte zu Friedrich Wolf: Der arme Konrad. Einmaliger Privatdruck in 50 numerierten Exemplaren. Geleitwort von Dr. L. Lauschus, Selbstverlag, Bendorf bei Koblenz 1926.

Es ist schwer, sehr schwer, diesen prachtvollen Blättern, die in monumentaler Einfachheit das Schicksal einer Idee, das Allgemein-Menschliche eines revolutionären Lebens zeichnen, ein anderes, gewissermaßen neues Geleitwort mit auf den Weg zu geben; denn was aus diesem Werk für den Kunst- und Geschichtsfreund an sprachlich faßbaren Werten herauszuholen ist, hat L. Lauschus getan. Müßig, noch im einzelnen über die geschlossene Typik, über die eckige, kantige Linienbewegung, über die mit Wucht den Rahmen füllenden Massen und ihre taktisch aufgeteilten Formglieder zu reden, die in einem nur der Graphik möglichen Zusammenklang Idee und Gestalt, Vorgang und Lehre zum Ausdruck bringen. Aus der Fülle der möglichen Situationen gibt Geißler jeweils das äußerste Sinnbild und bannt so ohne Schnörkel und abwegigen Zierat in sechs Tafeln das *ganze Geschehen.* „Die Welt muß umgeboren werden." *Darum* geht dieser Aufstand, der Bauer und Mönch, Prophet und Knecht in ein leidendes, streitendes und sühnendes Menschtum verwandelt und so über die Zeit tragik hinaus zur intensiven Verlebendigung eines einmal wirklichen, aber stets möglichen Bruderkampfes wird.

Dr. Gert Buchheit.

Pinder, W., & W. Hege: „Der Bamberger Dom und seine Bildwerke". Deutscher Kunstverlag, Berlin 1927. 4°. 87 S. 32 Mk.

Georg Dehios Gesamtwerk bleibt auch heute noch der großartigste Versuch, die Kunst des deutschen Mittelalters vom universal-historischen Standpunkt aus als eine absolute Einheit nachlebend zu gestalten. Neben diesem großen Querschnitt durch die Entwicklung stehen die Betrachtungen einzelner Werke nach ihrer geistesgeschichtlichen Stellung. Daß auch diese trotz aller Intuition im einzelnen voll entschlossener Sachlichkeit, Klarheit und Eindeutigkeit sein können, beweist Pinders Monographie, die die Gestaltenfülle des Bamberger Domes in ihrem einmaligen Gehalt zu erfassen strebt. An Hand der sorgfältigsten Aufnahmen wird hier ein Gegenstück zur Monographie des Naumburger Domes geschaffen, das nicht nur zum Genuß einlädt, sondern auch — was ungleich wertvoller ist — zu Urteil und Kritik. Denn Pinder begnügt sich nicht mit pragmatischen Erläuterungen. Seine einfühlende Phantasie geht über die optisch-taktischen Bedingungen der Werke zu der durch sie vermittelten geistigen Einheit, zum Charakter.

Dr. G. Buchheit.

Weingartner, Joseph: „Das kirchliche Kunstgewerbe der Neuzeit". Mit 370 Bildern im Text. Verlagsanstalt Tyrolia, A. G., Innsbruck 1926. 4°. 470 S. Glanzleinen 27 Mk.

Der als hervorragender Kunstkenner weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannte Propst von Innsbruck, Dr. Joseph Weingartner, darf mit Recht von seinem Prachtwerk sagen, daß es in der Kunstliteratur eine wirkliche Lücke ausfüllt. Während wir über das kirchliche Kunstgewerbe der Zeit der Renaissance, des Barock und Rokoko eingehendste und umfassendste Darstellungen besitzen, fehlte es bis heute an einer großzügigen, weitgreifenden Behandlung dieses Kunstgewerbes in den Zeiten des 16.—20. Jahrhunderts. Einzelne Zweige des kirchlichen Kunstgewerbes haben freilich schon eine ziemlich erschöpfende Darstellung gefunden. Erinnert sei nur an die grundlegenden Werke von P. Joseph Braun, S. J., über die liturgische Gewandung, die Paramentik, die Kirchenbauten, Altäre usw., die z. T. auch dem Verfasser des vorliegenden Werkes in weiterem Maße gedient haben. Bei dem ungeheuren Reichtum kirchlicher Kunstschätze, die größtenteils auch noch in Museen, Archiven und Büchereien verborgen liegen, konnte Wein-

Digitized by Google

gartner naturgemäß nicht erschöpfend sein in seinem Werke. Es ist auch nicht zu verwundern, daß in erster Linie die katholischen Kulturländer des Südens und die dem Verfasser naheliegenden katholischen Gegenden Süddeutschlands und Österreichs berücksichtigt wurden, wenngleich auch Nord- und besonders Mitteldeutschland nicht nur in seinen katholischen, sondern auch in den der Reformation erlegenen protestantischen Teilen noch reichste Schätze kirchlicher Kunst aufweist. Die vorliegende, buchtechnisch musterhafte Leistung der Tyrolia muß sowohl den berufenen Hüter und Mehrer der kirchlichen Kunstschätze, den Klerus, als auch jeden Kunstfreund entzücken.

Alois Tielitz, S. J.

Philosophie

Kautz, Heinrich: „*Im Schatten der Schlote*". Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend. Benziger, Einsiedeln 1926. Gr.-8°. 295 S. Geb. 6 Mk.

Das reichhaltige und interessante Buch bietet wertvolle Beiträge zur Psychologie der männlichen Schulentlassenen in der Industrie und sorgfältig und liebevoll gesammeltes und geordnetes Material zur Kenntnis und Behandlung der wurzellosen Industriejugend. Die Schülerbilder aus der Industrieschule und die Familienbilder aus der Industrie, die allergenaueste Vertrautheit mit den Lebensverhältnissen und den Nöten dieser wurzelschwachen Bevölkerungsschicht und ein tiefes Hineinleben in deren Psyche bezeugen, sind fein gezeichnete Skizzen, an denen allerdings wohl manchmal etwas retuschiert ist. Viele sind kleine Romanskizzen, die oft an Schilderungen in einem neuen, vielumstrittenen Buche erinnern. Auch hier wird mancher und manche „vom Leben getötet". Das auf langjähriger, entsagungsvoller Arbeit beruhende Buch sei allen, die mit der Industriebevölkerung, namentlich der schulpflichtigen und schulentlassenen Industriejugend zu tun haben, aufs wärmste empfohlen. *Dr. A. Kahle.*

Misch, Georg: „*Der Weg in die Philosophie*". Eine philosophische Fibel. Teubner, Leipzig 1926. Gr.-8°. IX und 418 S. Geb. 16 Mk.

Das Buch erinnert zunächst, bei äußerlicher Betrachtung, an die allmählich berüchtigt werdenden philosophischen Lesebücher. Es ist aber doch kein philosophisches Lesebuch im landläufigen Sinne. Hier, bei Misch, sind eben nicht nur Stücke zusammengestellt, die (angeblich) für den einzelnen Philosophen besonders charakteristisch sind; beider Methode blieb ja die Auswahl der Stücke schließlich dem Belieben jedes Lesebuch-Redakteurs anheimgestellt, so daß die Unzahl der Lesebücher schließlich kein Wunder war. Mischs origineller Gedanke ist der, durch die Folge der einzelnen Stücke das allmähliche Fortschreiten des philosophischen Gedankens zu verdeutlichen, anschaulich zu machen, wie die philosophische Reflexion sich von der unphilosophischen Welthaltung ablöst und stufenweise von Problem zu Problem weiterschreitet. Die Auswahl der Stücke, die unter diesem Gesichtspunkt erfolgt ist und so gleichzeitig die Geschichte dreier großer Philosophien des Altertums (Indien, China, Hellas) klar hervortreten läßt, ist im allgemeinen sehr gut. Was Misch selber dazu schreibt, in den verschiedenen Überleitungen, die seine eigenen Gedanken verdeutlichen sollen, steht nicht immer auf gleicher Höhe. Der hegelianische Einschlag in Mischs Denken macht sich dabei bisweilen unangenehm fühlbar. Es war auch nicht nötig, Hegels Dogma, daß die Geschichte der Philosophie genau den systematischen Gang der Gedanken wiedergebe, neu aufzuwärmen. Das beeinträchtigt in etwa auch den Gesamtwert des Mischschen Buches, das sonst im ganzen eine recht erfreuliche Leistung ist und sich auch durch hohe stilistische Schönheiten auszeichnet. Den bedeutsamsten Vorzug des Buches möchten wir darin erblicken, daß hier zum erstenmal in allgemein faßlicher Darstellung die großen Denker Chinas und Indiens ausgiebig zu Worte kommen, und das in einer Weise, die auch ihre schlechterdings nicht wegdiskutierbare Gegenwartsbedeutung einsichtig werden läßt; wir werden uns daran gewöhnen müssen, die geistigen Wurzeln der Philosophie der Zukunft nicht nur in Hellas zu sehen, sondern in der Trias: Indien, China, Hellas.

Dr. Jos. Leonardi.

Rintelen, Fritz Joachim von: „*Pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart*". Pfeiffer & Co., München. 8°. XIV u. 227 S. Brosch. 6 Mk.

Rintelen, ein Schüler Clemens Bäumkers, gibt eine gründliche, zuverlässige Darstellung der Religionsphilosophie Eduard von Hartmanns, vor allem seiner „Religion des Geistes", und zeigt sie in ihrer symptomatischen Bedeutung für die religionsphilosophische Ideenwelt der jüngsten Vergangenheit wie der Gegenwart auf. Seine Kritik an Hartmanns Versuch, eine neue Religion auf philosophischer Grundlage zu schaffen, geht von der prinzipiellen Erwägung der hierfür überhaupt gegebenen Möglichkeiten aus und stellt Hartmanns Gedanken, auf dem Wege der Synthese eine Neubelebung des religiösen Geistes zu bewirken, die ethischen und soziologischen Bedingnisse jeder lebendigen positiven Religion gegenüber.

H. Eckstein.

Tischleder, Peter: „*Die Staatslehre Leos XIII*". Volksvereinsverlag, M. Gladbach 1925. 8°. 538 S. Geh. 8 Mk.

Tischleders neuestes Werk setzt in mehr als einer Hinsicht die Untersuchungen seines vorigen Buches fort; auf die hohe Bedeutung des letztern, das die wichtige geistesgeschichtliche Stellung

Digitized by Google

der naturrechtlichen Staatslehre des Aquinaten dartut und Thomas von Aquin eigentlich recht als modernen Staatsrechtslehrer erscheinen läßt, haben wir bereits im „Abendland" (Februar 1927, p. 159) ausführlich hingewiesen. Im vorliegenden Werke sehen wir den vollendeten Abschluß der weitverzweigten, von Thomas ausgehenden staatsrechtlichen Richtung, den Abschluß, wie ihn die wuchtigen Enzykliken des großen Leo XIII. darstellen, deren letzter Gehalt ja immer noch nicht ausgeschöpft ist. Nicht als der zeitfeindliche Reaktionär, den die Kirchenfeinde aus ihm machen wollten, erscheint hier der große Papst, sondern als der, der er war, eine überragende Denkerpersönlichkeit, die mitten im Geistesleben ihrer Zeit stand. Seine Staatslehre war und ist durchaus modern wie die philosophia perennis, aus deren lebendiger Tradition sie erwuchs. Freilich nicht modern von der Art jenes Allerweltsliberalismus, der damals spöttisch über die „unmodernen" Enzykliken des reaktionären Papstes zu lächeln sich vermaß, und der nun heute selber längst unmodern geworden ist. Andererseits wird mancher Katholik beim Studium des Tischlederschen Buches überzeugt sein, wie die zu Unrecht als ultrakonservativ geltende Staatslehre der katholischen Kirche, so wie sie in den Formulierungen Leos XIII. uns klassisch entgegentritt, tatsächlich manche überraschend „moderne" Züge aufweist (zum Beispiel in dem Artikel vom Volksganzen als dem naturrechtlichen Träger der Staatsgewalt). Allen, die sich orientieren wollen, was die katholische Kirche an politischen Richtlinien bietet, und das sollte eigentlich jeder gebildete Katholik, ist das Tischledersche Buch ein zuverlässiger Führer.

Dr. Hilckmann.

Theater und Kritik

Modes, Theo: *„Goethes Fausttragödie für jede Bühne"*. Leykam, Graz 1925. 4°. 270 S.

Theo Modes ist ein Künstler, bei dem sich ursprüngliche und naive Theaterbegabung mit einem scharfen und sicheren dramatischen Intellekt verbindet. Bereits seit Jahresfrist liegt eine theaterwissenschaftliche Arbeit, „Goethes Fausttragödie für jede Bühne", vor, die sich die einheitliche Darstellung des Faustdramas, auf zwei Abende verteilt, zur Aufgabe setzt. Vom dramatischen und theaterpraktischen Standpunkt aus bietet das Werk eine Fülle von Anregungen und von neuen Möglichkeiten, durch die sich ihr Entdecker als schöpferische Begabung offenbart. Das Buch ist in gleicher Weise ein interessantes persönliches Dokument wie eine wertvolle Bereicherung der Goethe-Literatur, für die es schon das Vorwort Albert *Kösters* in Anspruch nimmt.

Loewy, Siegfried: *„Das Burgtheater im Wandel der Zeiten"*. P. Kepler, Wien 1926. 8°. 150 S. Geh. 4,20 Mk., Hlw. 5 Mk.

Man kennt bereits manches Buch aus der Feder des Wiener Kulturhistorikers. Gewissenhafte Kenntnis der historischen Grundlage verbindet sich mit einem sicheren Spürsinn für das dauernd Interessante und Wertvolle. Eine Fülle bisher unbeachteter Einzelheiten wird entdeckt und zu neuem Sinn komponiert. Aus der Fülle des Geschehenen baut der erfahrene Praktiker eine lebendige Brücke zwischen allen wichtigen Entscheidungen, die auf 150 Seiten von der Geburtsstunde des Burgtheaters über Schreyvogl, Holbein, Laube und Dingelstedt bis zu den Zeiten der letzten Direktionen führt. Das Buch, das nicht weniger für den Autor Zeugnis gibt, wie er eine lebensvolle und fast unerschöpfliche Materie in allgemein verständlicher Weise bekannt macht, verdient aufrichtige Beachtung. *Lr. Schreyvogl. Polgar, Alfred*: *„Ja und Nein"*. (1. Band: Kritisches Lesebuch; 2. Band: Stücke und Spieler; 3. Band: Noch allerlei Theater.) Ernst Rowohlt, Berlin 1926. 8°. 343, 342 und 261 S. Hlw. je 5 Mk., Lw. 8 Mk.

„Ja und Nein", so überschreibt der Wiener Kritiker seine drei Bände theaterkritischer Schriften, ein dickes Kompendium geistreicher Essays, mit äußerster Sorgfalt von Jakob Hegner in Hellerau gedruckt. Polgar schickt eine Warnung statt eines Vorwortes voraus. Er verzichtet von vornherein auf alles das, was den Kritiker früherer, stabilerer Zeiten ausmachte. Aber er bringt etwas mit, was die Intelektuallismen der Vorgeneration mit Stumpf und Stil ausgerottet glaubten: Das Zuschauen ohne Voraussetzung, die Kritik aus Instinkt. „Ich bin durchaus kein Kenner der Bühne, sondern ihr gegenüber chronischer Laie, ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, hinter ihren Zauber zu kommen, immer nur den, diesem Zauber ein empfängliches Objekt zu sein, noch heute ist für mich der Augenblick, da es im Zuschauerraum dunkel und eine Stille wird, jener verwandt, die vor allem Anbeginn über den Wassern lag, voll Geheimnis und Schauer eines rechten Schöpfungsmoments, ich bin immer zum erstenmal im Theater, nie ist es mein, immer bin ich sein Stoff, und keine Zeile Kritik über das Theater habe ich geschrieben, die nicht als Kritik über mich gelesen werden könnte."

So schreibt Polgar zunächst sein *„Kritisches Lesebuch"*. — „Bestimmend für die Auswahl ist nicht die Erwägung, ob das Stück wert sei, kritisiert, sondern ob die Kritik wert sei, gelesen zu werden." Er ordnet nach Namen: von Shakespeare bis Pirandello. So schreibt er den zweiten Band: *„Stücke und Spieler"*, die Revue der kleineren lebenden Geister, wobei hier Georg Kaiser auch sein bescheidenes Plätzchen findet. So schreibt er den dritten Band: *„Noch allerlei*

Digitized by Google

Theater", schildert die russische, die französische und immer wieder die Wiener Bühne und hängt ergötzliche Aphorismen an über alles Mögliche, was die Bretter bewegt und auch die Leinwand.

Seine Meinung von sich selbst und seinem Beruf ist nach seinem Vorwort sehr bescheiden. Aber es muß ihm schon zugestanden werden, daß er trotz dieser Angst vor dem Theater, trotz des Verzichtes auf wirkliche Kritik, trotz seines „Ja *und* Nein" ein Theaterrezensent von Ausmaß, ein Mann mit Tiefblick, ein Kopf voller eigenwilliger Gedanken und Beobachtungen ist, und nur seine Fähigkeit, diese an sich durchaus kritischen Eigenschaften dazu zu benutzen, sich immer wieder neue Enttäuschungen sehr witzig und sehr geistvoll vom Herzen zu schreiben, rechtfertigen die beinahe tausend Seiten Text seiner drei Bücher.

Denn auch der Kritiker ist der Zeitungstragik verfallen, Eintagsfliegenarbeit zu leisten. Er dient dem Augenblick, und die Abendausgabe wischt schon wieder aus, was die Morgenausgabe in die Welt geschrieben. Der Kritiker Alfred Polgar aber hat den genialen Eigensinn, einen einheitlichen Geschmack zu behalten. Er wehrt sich ja dagegen, daß man es Urteil oder Meinung nenne. Es ist nichts, was er widerrufen müßte, was sich nach Jahren vielleicht anders ansieht. So greift man nach seinem Buch doch wie nach einem Geländer. Und es führt mitten in das Wesen des jeweiligen Dichters, Dichterwerkes, auch mitten in die (trotz aller Entwicklung auch heute noch zutreffende) Eigenart des Regisseurs und der Schauspieler. So ergibt sich das Paradoxe, daß Alfred Polgar wider Willen aus Instinkt zur Gesetzmäßigkeit kommt, daß er seine Ansicht — sagen wir es ruhig — mit einer eindeutigen, wenn auch sehr offenen Weltanschauung unterbaut. Dabei betätigt er kein petrefaktes System, sondern die Geschlossenheit eines harmonischen Charakters, expansiv genug, auch alle Neuerscheinungen aufzunehmen.

Daß über allem sich eine heimliche Trauer häuft, die sich Luft macht in einer blitzenden Ironie, daß somit auch Polgar mit einem Fuße im Zeitalter der Skepsis steht, liegt an seinen ehrlichen Augen, die die heutigen Theaterdinge sehen, wie sie sind. Allerdings nicht ohne Hoffnung. Wie könnte sonst ein Mann ein Leben dranhängen, sich immer wieder von einer Illusion (dem Theater) überwältigen lassen? Seine Weltanschauung ist nicht die unsere. Aber da sie aus dem Unbewußtsein aufströmt, also außerhalb seiner Herrschgewalt, so trägt sie viel Wahres an die Oberfläche. Und jeder Teil kann helfen, die Struktur einer neuen Zeit, der wir uns ja alle verantwortlich fühlen, zu formulieren. *Heinrich Bachmann.*

Polgar, Alfred: „*Orchester von Oben*". Ernst Rowohlt, Berlin. 8°. 326 S. Geh. 5 Mk. Geb. 8 Mk.

Alfred Polgar ist schon um seiner „an den Rand geschriebenen" Glossen willen so widerspruchslos als einer unserer ersten Stilisten definiert worden, daß es sich wohl erübrigt, ihm noch einmal seine famose Gestaltungskraft zu bescheinigen.

Sehr viel dringlicher scheint mir der Hinweis zu sein, daß dieser Mann außerdem doch ein wenig mehr ist: ein Mensch nämlich, der von der Wahrheit und ihrem Sinn so erbaut ist, daß er allemal den Mut hat, sie auch zu sagen. Allerdings sagt er keine „großen" Wahrheiten, sondern nur jene „kleinen", die uns scheinbar nicht berühren, die uns sozusagen gleichgültig sind. Aber wenn er sie sagt, diese Alltäglichkeiten, diese geringen Schicksale, wenn er sie so zwingend formuliert, daß man ihnen nicht entgehen kann, wenn er aufzeigt, daß hier ein Leid ist, dort eine Gedankenlosigkeit, wenn er beweist, daß der Mikrokosmos unserer tagtäglichen Existenz von gerade eben diesen über die Achsel angesehenen „Kleinigkeiten" erschüttert werden *kann*, dann ist das Werk Polgars alles andere als eine ästhetische Spielerei. Und klarerweise ist Polgar, so gesehen, etwas mehr als „Meister der Form", „Beherrscher der Sprache" und als was ihn sonst die von seinem Kunstmittel begeisterte Schar der Sprachliebhaber begreifen mag. Er ist nicht nur geistreich, sondern zuweilen sehr geistvoll. Er riskiert derbe, zupackende Kritik. Er geniert sich nicht, Dinge zu benennen, die benannt werden müssen, wenn die Wahrhaftigkeit nicht übel Not leiden soll. Und diese zugleich denkende, empfindliche und stark bemühte innere Leistung Polgars ist letzten Endes die wesentlichste Pointe seines wachsenden Werkes. *Dr. Jost Terhaar.*

Romane

Bradl, Emil: „*Das unsichtbare Gesicht*". Roman. Gebr. Stiepel, Reichenberg in Böhmen, 1925. 8°. 273 S.

Bradl behauptet, daß wir alle eine Maske trügen, die das Gesicht einer Bestie verdeckte, einer uns und anderen unbekannten, wahren Gorgonenfratze. Unsere Herzen sind nach seiner Anschauung Dampfkessel voll siedender Sinnlichkeit, die zuweilen mit furchtbarem Knall explodieren; dann geschieht ein Verbrechen. Der Lustmord des Michael Arbesmann soll kein Einzelfall von Seelenspaltung, sondern ein Spiegel der Menschheit sein; Recht und Gericht sind Pharisäertum, Mitleid aus dem Gefühl der gleichen Lage ist die wahre Therapie. Diese Lösung ist auffallend flach; Bradl geht an der Wurzel des Übels, obwohl er sie sieht, vorbei. „In uns ist kein Raum mehr für Gott." Ja, das ist's eben: religio depopulata. Darum sind auch die Doppel-Ich-Romane jetzt an der Tagesordnung. Die

Digitized by Google

Übersteigerung und die ungeheuerliche Verallgemeinerung des Nächtlichen in der Menschenseele ist noch unüberwundener Expressionismus; die Sprache des Romans dagegen ist bereits so abgeklärt, daß Bilder von greifbarer Plastik entstehen. *Dr. Toni Weber.*

Hutchinson, A. S. M.: *„Das Kartenhaus"*. Roman, deutsch von Hanns von Gumppenberg. Drei-Masken-Verlag, München 1925. 8°. 497 S. Das Problem dieses Romanes ist ein übernationales; es geht um die Frage, ob eine Ehe gedeihen kann, wenn die Frau das Recht hat, auch ohne Not wie ein Mann außerhalb des Hauses einer Arbeit, einer Karriere, einem Vorwärtsstreben nach materiellem Gewinn sich zu widmen, auch wenn sie die „große Krone der Liebe" trägt, d. h., wenn sie *Mutter* ist, anstatt ihren Ehrgeiz der Pflege des Heims zu *opfern*. Mit einer wahren Looping-the-loop-Technik, an der ein weniger routinierter Autor scheitern müßte, wird die Handlung zur Höhe geführt, wo Rosalie, die geschäftstüchtige Frau, von tiefster Verachtung des Mannes in eine Liebesleidenschaft umschlägt, die alle kunstvollen Dämme fortreißt, und dann wird uns, man möchte sagen mit logischer Präzision, demonstriert und zuletzt in einem Katarakt von häuslichem Zusammenbruch gezeigt, daß das Heim der unentbehrliche Wurzelstock des Eheglücks ist und *bleibt*, daß aber ein Heim ohne die Gattin und Mutter trotz bester „Organisation" illusorisch ist. Warum dann doch zu allerletzt das Bildchen, wo die beiden Ehegatten nach allen Verlusten in der Gloriole eines späteren Glücks erscheinen? Der ernsthafte, moderne Leser braucht solche Tränentüchlein nicht. *Dr. Toni Weber.*

Kohlenegg, Viktor von: *„Der Gast auf Juchhee"*: Roman. J. G. Cotta Stuttgart und Berlin 1926. Okt. 312 S Viktor von Kohlenegg pflegt zwar nicht in weltanschauliche Probleme sich zu vertiefen, aber er versteht es vortrefflich, aus tiefer Menschen- und Lebenskenntnis und heller, starkbejahender Lebensfreude heraus in seine unterhaltenden, mit einem wunderschönen Humor gewürzten Romane Ernst und Weisheit einzuflechten. Mit feinem Pinsel kleinste Intimitäten zeichnend, sowohl in der Psyche wie im Milieu, das er mit einer Reihe köstlicher, lebensprühender Gestalten bevölkert, erzählt er uns von der Ehe des etwas beschränkten, im Charakter aber untadeligen und ehrenfesten Landrats a. D. Pipo Heynk und seiner herrlich schönen, stolzen „Domina", einer Ehe, die, auf durchaus soliden, ernsten Grundsätzen aufgebaut, erst zur vollen Reife gelangt nach Bestehen einer harten, durch das Dazwischenkommen eines Jugendfreundes ihr auferlegten Feuerprobe. Dieser Jugendfreund, Komponist Lutz Kilian, der Gast auf Juchhee, als eigentlicher Held, verliert gegenüber diesem Eheproblem ein wenig an Interesse und Bedeutung, schrumpft gar zu einer fast kläglichen Figur zusammen, wenn er, Meister der Kunst und Frauenherzen, schließlich in die Netze einer tyrannischen, routinierten Weltdame gerät. *Ch. Demmig.*

Ratzka, Clara: *„Das Bekenntnis"*. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 409 S. 7 Mk.

Eine finnische Studentin, die eines Totschlags wegen Mutter und Bruder verlassen und sich vor der Welt verbergen muß, nimmt den Namen einer eben gestorbenen Russin an und muß nun deren ihr völlig unbekanntes Leben fortsetzen. Aber auch in dieser Verwandlung findet die Schuld, die sie auf sich geladen hat, ihre Sühne; denn für die Russin, die sich ebenfalls vor dem Gesetz strafbar gemacht hatte, muß nun Heli Ursula Brand büßen. Mit großer Kunst gestaltet die Dichterin diese krausen Geschehnisse zu einem lebenswahren, erschütternden Bekenntnis, so daß wir an die Möglichkeit solcher Wandlungen, die im Tiefsten Läuterungen sind, glauben und am Ende den Hauch des Ewigen fühlen, dem Gerechtsein kein Phantom, sondern Wirklichkeit schon auf Erden ist.

Dr. G. Buchheit.

Wichert, Paul: *„Befreiung"*. Eine Geschichte aus der deutschen Vergangenheit. Volkstümlicher Verlag, Leipzig o. J. 8°. 294 S. Geb. 4,80 Mk., broschiert 3,80 Mk.

Nur eine ganz besonders gut geschriebene Schilderung des Befreiungskrieges von 1813 hat heute noch das Recht, zu erscheinen. Die vorliegende Darstellung geht kaum über schulmäßige Behandlung hinaus; sie ist mit etwas Liebesgeschichte schwach gewürzt und erinnert im Sprachstil manchmal an die Vereinsbühne mit ihrem unwahren Pathos. Mit Kunst hat das wenig zu tun. Schlimm ist ein Wort im vorletzten Kapitel; da wird mit Bezug auf einen grundschlechten Verräter gesagt: „Ich entlarvte einen Jesuiten". So wie Wichert das bringt, ist es nicht relativ als Meinung einer Romanperson zu erkennen, sondern es wirkt verletzend und verhetzend. — Warum kommen uns jetzt so auffallend viele Romane mit dem „Heroischen in der Geschichte"? Das sind, manchem Schreiber selbst unbewußt, Stimmen im Kampfe der Geister um ein *neues* Heldentum. Die „ewig blinde" Masse wird ja wohl weiter für „immer feste drauf" schwärmen (und nationalistische Romane kaufen), Sehende aber gibt es doch auch schon, die an die Stelle des Schwertes das Kreuz setzen wollen, als Zeichen eines *geistigen* Heldentums, der wahren Überwindung aller Widerstände.

Dr. Toni Weber.

Wiechert, Ernst: *„Der Knecht Gottes Andreas Nyland"*. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1926. Okt. 461 S. Geh. 5 Mk., Gln. 7 Mk., Halbfranz. 10 Mk.

Symbol der deutschen Seele in ihrer gegenwär-

Digitized by Google

tigen Not und Tragik ist das Schicksal des Gottessuchers Andreas Nyland, dem Christus starb, als er ihn in seiner Kindheit begrub. Den Frevel zu sühnen, zieht er durch die Welt als Knecht Gottes, um Christus wiederzufinden für sich und die Menschheit, um den deutschen Lazarus wieder zu erwecken. Der tiefe Ernst, den wir bei diesem Dichter gewohnt sind, spricht auch aus der vorliegenden Symboldichtung, verliert sich aber so sehr in einen alles, selbst den Priesterberuf verneinenden Pessimismus, daß der Eindruck unsagbar niederdrückend ist. Dieser Knecht Gottes, der seine Prophetenmission glaubt erfüllen zu müssen von der Mitleidsmoral aus, indem er das ganze Elend der Menschen, dem er auf seiner Wanderung absichtlich nachgeht, in seine eigene Seele leitet, hat nicht die Kraft, dieses Elend nun auch zu meistern, hat nicht die Kraft, den Willen zur Selbstbehauptung und zum Sieg dem Mitleid entgegenzusetzen. Daß er schließlich im romantischen Sehnen seiner Seele nach dem Wald — das einzige, was er bejaht — Erlösung und Frieden sucht durch Weltflucht, das läßt uns enttäuscht jeglichen Ausblick auf die Zukunft vermissen, also auch das Seherische an dieser Prophetengestalt, der es an allem Heroischen, aller Größe fehlt und sie in bedenkliche Nähe des Narrentums bringt. So zeugt dieses Buch zwar wiederum von den künstlerischen Fähigkeiten Wiecherts, von der Tiefe und dem Ernst seines Ethos; der letzte Eindruck indessen, mit dem man es aus der Hand legt, ist der der Nichtbefriedigung, der Nichterfüllung.

Ch. Demmig.

Lebensbilder

Berger, Louis: „*Der alte Harkort*". Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. 5. Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Aloys Meister. Mit 8 Abbildungen. Friedrich Brandstetter, Leipzig 1926. 8°. 572 S. Geh. 12 Mk., geb. 14 Mk., Halbfrz. 16 Mk.

Gerade in unserer Zeit muß man eine Neuauflage dieser bekannten Harkort-Biographie begrüßen. Eine Zeit wie die unsere, die auf den verschiedensten Lebensgebieten neue Wege zu gehen sich anschickt, die sich neue Ziele steckt, verlangt gebieterisch die Schulung an bewährten, ihren Mann im Leben gestellt habenden Führern. Und was für ein Führer war der alte Harkort! Keiner hat so wie er mit Herz und Seele sein Wirken dem Dienste an der Allgemeinheit geweiht. Er war einer der wenigen, die im 19. Jahrhundert über den Horizont ihrer Klasse hinaussahen, einer der wenigen, denen das Wesen der Entwicklung und des Fortschritts aufgegangen war, und der dann entschlossen, zielbewußt und mutig der Signatur seines Zeitalters den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte. Ein Volksführer im wahren Sinne des Wortes, der, gepackt von der Idee, die Industrie und Wirtschaft seiner engeren Heimat zur höchsten Blüte und Leistungsfähigkeit emporzuführen, sein aristokratisches Lebensgefühl mit tiefem sozialem Verständnis und Wollen zu verbinden verstand. Ein Gestalter des wirtschaftlichen Lebens, der sich alle Zeit den Sinn für das Wort Fichtes: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" offenhielt. Gerade diese glückliche Verbindung kennzeichnender Eigenschaften, die sich nur selten beisammen finden, stellt ihn in unsere Gegenwart hinein und mag uns veranlassen, uns an ihm zu bilden. Das Buch verdient es, gelesen zu werden. Man sagt nicht zuviel, daß es seine Mission erfüllt. *W. G.*

Landor, A. H.: „*Der wilde Landor*". Das Maler- und Forscherleben A. H. Landors. Von ihm selbst erzählt. Mit 33 bunten und einfarbigen Abbildungen nach Originalen und Aufnahmen des Verfassers. I. A. Brockhaus, Leipzig 1926. Gr.-8°. 391 S. Geb. 16 Mk.

Der Verleger Brockhaus hat uns schon eine stattliche Reihe höchstwertiger Reisebeschreibungen geschenkt. Wohl keins ist darunter, das sich so kurzweilig liest wie „Der wilde Landor". Es ist unglaublich, welch rastloser Schaffensdrang, welch eine nie ermüdende Tatkraft diesen Weltreisenden und genialen Maler durch alle Länder treibt. Da seine Erinnerungen die lange Zeit von 1867 bis 1923 umspannen, so mußten sie zu einem bunten Allerlei werden, dessen oft telegrammartige Fassung und lakonische Kürze man um so lebhafter bedauert, als das, was Landor sagt — nach seinen eignen Worten —, kaum die Hälfte dessen ist, was er uns zu sagen hätte. Ausführlicher verweilt er bei den Berichten aus seiner Kindheit. Schon in diesen Jugendjahren zeigt sich deutlich ausgeprägt jener Charakter eines Menschen von Stahl und Eisen, der keine Furcht kennt und keine Nerven zu haben scheint. Den weiteren Inhalt seiner Lebensgeschichte auch nur andeutungsweise zu schildern, ist ganz unmöglich, so unendlich bunt und vielgestaltig ist sein Wirken und Schaffen. Außerordentlich wohltuend berührt die ungekünstelte und doch scharf geschliffene Sprache einer schlichten Bescheidenheit bei aller Berühmtheit und der die ganze Darstellung durchstrahlende und durchwärmende, goldene Humor. *Alois Tielitz.*

Liesenberg, Carl: „*Peter Josef Löllgen*". Ein Leben im Gesetz von Nehmen und Geben. Pfälzische Verlagsanstalt, Neustadt an der Hardt. 8°. 363 S. In Ganzl. mit Goldprägung 9 Mk.

Eine Familiengeschichte aus dem alten, heiligen Köln der sechziger Jahre, auf dem Hintergrunde einer prachtvollen kulturhistorischen Darstellung der jüngsten Vergangenheit, verwoben mit den heute brennend gewordenen, damals eben auftretenden Sozialproblemen, die glänzend geschrie-

Digitized by Google

bene Biographie eines aufrechten Kölner Bürgers, der sich aus einfachen Verhältnissen zum Verlegerfürsten entwickelt. In diesem Buche findet jeder, was er braucht, um seine Ideale neu zu beleben, der Kaufmann, der Fabrikant, der Beamte, der edeldenkende Mann, die feinsinnige Frau, der sportbegeisterte Jüngling, Eltern, Erzieher, Vorgesetzte und Untergebene. Durch dieses Buch geht ein Zug von der einfachen, warmen Menschenliebe, der frisch pulsierenden Lebenslust, die nur am Rhein zu Hause ist und alle Menschen, besonders aber das liebe deutsche Vaterland durchströmen sollte. Dem Verfasser und dem Verleger zu dieser Leistung einen herzlichen Glückwunsch. *Dr. Keulers.*

Wallraf, Max: „*Aus einem rheinischen Leben*". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg und Berlin 1926. 8°. 195 S. Geb. 6 Mk.

Der bekannte, deutschnationale Reichstagsabgeordnete und ehemalige Kölner Oberbürgermeister nimmt die Schilderung seines Werdegangs zum Anlaß interessanter, gut gesehener Charakteristiken von Zeitgenossen und Zeitgeschehnissen. Bei der Kritik der Nachkriegszeit müssen natürlich auch die in ihr herrschenden politischen Parteien vorgenommen werden. Wie von einem deutschnationalen Katholiken nicht anders erwartet werden kann, kommt da das Zentrum ziemlich schlecht weg, weil es den „unheilvollen" Erzberger in seinen Reihen hatte und sich überhaupt zu sehr von linksgerichteten Kräften gängeln ließ. Dagegen strahlt seine Partei im dreifachen Lichte: „christlich", „sozial" und „national". Als Nichtpolitiker lächelt man, wenn der Verfasser für sich den Satz prägt: „Über die politische Richtung eines Mannes entscheidet nicht nur die Grundeinstellung seines Denkens, sondern auch die Gestaltung der Zeit, in der er lebt", ihn aber für andere nicht ebenso gelten lassen will. Wie könnte er sonst Marx einen Hieb versetzen, mit dem er doch wohl heute zufrieden ist?

Peter Bauer, Worms.

Kleine Anzeigen

Binding, Rudolf G.: „*Reitvorschrift für eine Geliebte*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 67 S. Geb. 4 Mk.

Eine prächtige, zuchtvolle Sprache herrscht in dem schlanken Büchlein. Sein Inhalt ist „eine Lockung zum Leben", allerdings zu einem in pantheistisch-mystischer Verzückung geschauten Leben, zu dessen Symbol hier das Reiten wird. Was der Dichter über die geheimen Wechselwirkungen zwischen Pferd und Reiter im allgemeinen und zwischen dem edlen Pferd und der Geliebten als Reiterin im besonderen zu sagen weiß, ist mit feinem Ohre der Psyche von Mensch und Tier abgelauscht. Besonders fein betrachtet sind die Kapitelchen: „Die Hand", „Die Kandare" und „Stiefel und Sporn". *Richard Bouillon.*

Dornau, C. von: „*Nipperchen*". Geschichte einer seltsamen Brautwerbung. Theod. Gerstenberg, Leipzig 1926. 8°. 252 S. Geb. 5 Mk.

C. von Dornau wird mit jedem ihrer Werke reifer, ihr nie versagender Humor immer abgeklärter. Während er in ihren ersten Büchern als rauschender Strom daherbrauste, sprudelte er in dem vorletzten, „Leupolds kleiner Witwe", als erfrischender Quell aus dem Erdreich und fließt in unserm Buche als ein ruhiges und erquickendes Bächlein in vielen silbernen Adern immer wieder aufblitzend durch ein liebliches Wiesental. Den Mittelpunkt der Handlung bildet ein zierliches Persönchen, fein wie ein Nippfigürchen, daher ihr Name, zart und scheu, und doch klug und tapfer, das durch seine Klugheit und stille Energie die ganze Gesellschaft am Bändchen hat. *Dr. A. Kahle.*

Dwinger, Edwin Erich: „*Korsakoff*". Die Geschichte eines Heimatlosen. Ein Roman. Otto Quitzow, Lübeck 1926. 8°. 260 S. Geb. 6 Mk.

In einfacher, schlichter Sprache erzählen die tagebuchartigen Abschnitte vom Schicksal eines seinem Land und seinem vergangenen Leben entflohenen Russen, der in der Einsamkeit des Waldes Frieden und Gottesnähe sucht. Ein Mädchen, dem er mit all der Sehnsucht eines Glücklosen sich aufschließt, wird ihm, statt Brücke hinauf, neuer hinabziehender Wirbel zur Unrast. Auch der Wald ist vor der Welt nicht sicher, und so klopft er, als durch den Tod des Mädchens die letzte Fessel fällt, an die stille Pforte und Abgeschiedenheit eines Klosters. Eine schwermutdunkle Weise, die auch die paar kurzen Fermaten des Liebesrausches nicht heller machen.

Peter Bauer.

Falk, Minna: „*Ehe*". I. F. Steinkopf, Stuttgart 1926. Kl.-8°. 150 S. 3 Mk.

Die Ehe ist die geheimnisvolle Gemeinschaft zweier Menschen in der Liebe. Auch Irrtum und Wirrsal vermögen sie nicht zu beseitigen. In lyrisch gut gelungener, in episch nicht ganz bewältigter Formung gestaltet Falk diesen Vorwurf vom rein Menschlichen her. Letzte Überzeugungskraft erwächst daher nicht aus diesem Buche. Lyrik, manchmal zart und weich, echt frauenhaft, aber eben darum auch hie und da sentimental überschwänglich, tritt an die Stelle kräftiger Anschaulichkeit und Lebenswahrheit.

Dr. A. Kamp.

Fleuron, Svend: „*Sigurd Torleiffons Pferde*". Roman aus Island. Eugen Diederichs, Jena 1926. Oktav. 229 S. Geh. 5 Mk. Geb. 8 Mk.

Seiner Tierliteratur fügt Svend Fleuron einen neuen Roman über das Pferd hinzu. Wie die Geschichte vom Adler, Hasen und Fuchse erzählt er auch die Geschichte dieses Tieres mit der gleichen

Digitized by Google

Innigkeit und mit allem Verständnis, das jeden Bewohner der alten Sageninsel mit seinem für ihn eine Lebensnotwendigkeit bedeutenden Pferd verbindet. *Ch. Demmig.*

Nabor, Felix: „*DasMädchen aus der Fremde*". Ein Künstlerroman aus der Gegenwart. Benziger, Einsiedeln 1926. 8°. 220 S. Geb. 5 Mk.

Dieser „Künstlerroman" verrät selbst wenig Kunst, ist vielmehr, von einigen Stellen abgesehen, ein Kitsch, dessen wir Felix Nabor niemals für fähig gehalten hätten. *Dr. A. Kahle.*

Pöllmann, Olga: „*Hans Kleeberg*". Roman. Bergstadtverlag, Breslau 1926. 8°. 214 S.

Die historischen Gestalten des Dürerschen Nürnberg tauchen vor uns auf: der Pikheimer und der Kleeberger. Zwei einander fremde Welten, Patrizier und Kaufmann, stoßen zusammen, und auch das wilde und willenszähe Liebeswerben Kleebergs um die zarte, jung verwitwete Tochter des stolzen Pikheimers vermag nicht in dessen harten Mauerring des ausschließenden Sich-besser-Dünkens eine Bresche zu schlagen. Auch dann nicht, als die Liebe die beiden Herzen schon vereint hat. Der warmherzige Ton der Erzählerin macht das mit den Dürerschen Holzschnitten der Hauptpersonen geschmückte Buch zu einer unterhaltsamen Lektüre. *Peter Bauer.*

Rose, Felizitas: „*Die Erbschmiede*". Roman. Bong & Co., Berlin 1926. 8°. 308 S. Geb. 6,50 Mk.

Felizitas Rose besitzt Erzählertalent und versuchte es an einem bemühenswerten Stoff. Doch dieses allein macht noch kein dichterisches Kunstwerk aus. Das ist dieser Roman nämlich in keinem Betracht. Man ist zuweilen ein wenig gerührt ob des herben Geschicks, man ist zuweilen auch erheitert, wenn die Lichter eines recht urwüchsigen Humors die Handlung umspielen, aber man wird nicht im Innersten gepackt und erschüttert, man ist höchstens für einige Stunden gut unterhalten. Es soll mit der Verfasserin nicht weiter gerechtet werden wegen ihrer oft allzugroßen Unbekümmertheit um die psychologische Motivierung des Geschehens, sowie wegen des Mangels eines über bloße Heimatliebe und bloße Verwurzelung im Althergebrachten hinausreichenden, das Ganze durchpulsenden höheren Ethos und wegen der nicht besonders gepflegten Sprache. *Richard Bouillon.*

Weber, Leopold: „*Dietrich von Bern*". Von den Amelungen, den Nibelungen und den Heunen. K. Thienemann, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 240 S. Geb.

Weber, Leopold: „*Die Hegelingen*". Von König Hagen, von Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung. K. Thienemann, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 174 S. Geb. in Glzl. 5,50 Mk.

Dietrich von Bern, neben Siegfried die leuchtendste Gestalt der altdeutschen Heldensage, hat hier eine bisher noch fehlende, abgerundete Darstellung gefunden, indem L. Weber aus den verschiedenen Epen, in denen Dietrich erscheint, ein fesselndes Bild seiner Heldentaten zusammenstellt, wobei der zweite Teil des Nibelungenliedes den Mittelpunkt bildet.

Ebenso geschickt hat Weber den Inhalt des zweiten großen mittelhochdeutschen Epos, die Nebensonne des Nibelungenliedes, in frischer, dem Empfinden unserer heutigen Jugend entsprechender Erzählung gestaltet, und zwar in der kräftigen, markanten Sprache, wie wir sie aus seinem ersten Werke: „Asgard, die Götterwelt unserer Ahnen", kennen. Beide Bücher eigenen sich ganz besonders zu Prämien für die studierende Jugend.

Dr. A. Kahle.

Zu kaufen gesucht.

Die Schriftleitung sucht vom „Gral" die folgenden Hefte zurückzukaufen: 12. Jahrgang, Heft 3—4, 14. Jahrgang, Heft 11—12, 15. Jahrgang, Heft 1—2.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann. S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a

Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Baumgardt, David: „*Franz von Bader und die philosophische Romantik*". Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1927. Gr.-8°. 402 S. Geb. 20 Mk.

Bäumler & Schröter: „*Handbuch der Philosophie*". 12. Lief.: Philosophie des Geistes. R. Oldenbourg, München 1927. Gr.-8°. 73 S. 4,20 Mk.

Bergemann, Fritz: „*Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 490 S. 9,50 Mk.

Bessler, Willibrord: „*Der frohe Prediger*". Herder, Freiburg i. B. 1927. 8°. XIV u. 224 S. Geb. 4,70 Mk.

Böhm, Gustav: „*Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee*". See-Verlag, Konstanz o. J. 8°. 330 S. Geb. 5 Mk.

Breme, M. Ignatia: „*Leben der ehrw. Mutter Amadeus*". F. Schöningh, Paderborn 1927. 8°. 285 S.

Bremer, Ferdinand: „*Katholische Sittenlehre*". Peter Hanstein, Bonn 1927. Gr.-8°. 108 S. Geb. 2,20 Mk.

Corty, Johannes: „*Wider den Strom*". Otto Dreyer, Berlin 1927 8°. 271 S. Geb. 5 Mk.

Fankhauser, Alfred: „*Engel und Dämonen*". Eckart, Berlin o. J. 8°. 341 S. Geb. 7 Mk.

Grolmann, Adolf von: „*Adalbert Stifters Romane*". Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1926. Gr.-8°. 112 S. Geb. 7,50 Mk.

Groos, Helmut: „*Der deutsche Idealismus und das Christentum*". Ernst Reinhardt, München 1927. Gr.-8°. 508 S. Geh. 15 Mk.

Haider, Ernst: „*Karl Haider*". Benno Filser, Augsburg 1926. 4°. 101 u. 85 S. Geb. 24 Mk.

Hay, Wilhelm: „*In meiner Heimat Haus*"; Verlag der Junfermannschen Buchhandlung, Paderborn 1926. 8°. 150 S. Geb. 2,50 Mk.

Hildebrand, Dietrich von: „*Der heilige Franziskus*". Theatiner-Verlag, München 1926. Kl.-8°. 40 S.

Hoppé, E. O.: „*England*". E. Wasmuth, Berlin o. J. Gr.-4°. 28 S. Text u. 300 Abbildungen. Geb. 26 Mk.

Hübner, Friedrich Markus: „*Nichts ist ganz wahr*". Iris-Verlag, Frankfurt a. M. o. J. Gr.-8°. 71 S. 3 Mk.

Hull, E. H.: „*Der Scheich*". Ernst Keils Nachf., Berlin 1926. 8°. 116 S. Geb. 4,50.

Karrer, Otto: „*Des heiligen Ignatius von Loyola geistliche Übungen*". Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 132 S. Geb. 3,30 Mk.

Karrer, Otto: „*Die große Glut*". Ars sacra, München o. J. Kl.-8°. 532 S. Geb. 6,80 Mk.

Keppler, Paul Wilhelm von: „*Wasser aus dem Felsen*". I. Band. Herder, Freiburg i. B. 1927. 8°. VIII u. 380 S. Geb. 6 Mk.

Kleine, Hugo Otto: „*Klinische Sonette*". Wellersberg, Lindenthal 1927. 8°. 44 S. Geb. 4 Mk.

Koch, Anton: „*St. Aloysius Gonzaga*". Fel. Rauch, Innsbruck 1927. 8°. 132 S. Geb. 2,60 Mk.

Lehmann, G.: „*Vorschule der Metaphysik*". Reuther & Reichhard, Berlin 1927. Gr.-8°. 82 S. Brosch. 3,60 Mk.

Lersch, Heinrich: „*Capri*". W. Jeß, Dresden o. J. 8°. 56 S. Text, 60 Tafeln. 10 Mk.

Leuba, James H.: „*Die Psychologie der religiösen Mystik.*" J.F. Bergmann, München 1927. Gr.-8°. 260 S. Geh. 16,50 Mk.

Odebrecht, Rudolf: „*Grundlegung einer ästhetischen Werttheorie*". Reuther & Reichhard, Berlin 1927. Gr.-8°. 315 S. Brosch. 8 Mk.

Radlinger, Andreas: „*Rabboni, das heißt Meister*". Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1927. Kl.-8°. 152 S. Geb. 3 Mk.

Richter, Hans: „*Die unbekümmerte Kläre*". P. Langenscheidt, Berlin 1927. 8°. 248 S. Geh. 3 Mk., geb. 7 Mk.

Rolle, Karl: „*Junge, blühende Welt*". Axel Junker, Berlin o. J. 8°. 127 S. Geb. 4,50 Mk.

Rosenberg, Alfred: „*Chamberlain*". Hugo Bruckmann, München 1927. 8°. 128 S. Geb. 5 Mk.

Salzer, Anselm: „*Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*". II. Band. Vom 30jährigen Krieg bis zu den Freiheitskriegen. Josef Habbel, Regensburg 1926. 4°. 475 S. u. 992 S. Geb. 25 Mk.

Seidel, Alfred: „*Bewußtsein als Verhängnis*". Friedrich Cohen, Bonn 1927. Gr.-8°. 221 S. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Seitz, Anton: „*Illusion des Spiritismus*". Fr. A. Pfeiffer, München 1927. Gr.-8°. 211 S. Brosch. 5 Mk.

Smith, Adam: „*Theorie der ethischen Gefühle*". 2 Bände. 8°. 618 S. 20 Mk.

Spiero, Heinrich: „*Deutsche Köpfe*". Ernst Hofmann & Co., Darmstadt 1927. Gr.-8°. VIII u. 400 S. Geb. 9,60 Mk.

Schmidt & Koppers: „*Der Mensch aller Zeiten*". Dritter Band. Josef Habbel, Regensburg o. J. 4°. 740 S., eine Karte, 30 farb. Tafeln. Geh. 16 Mk., geb. 20 Mk.

Schnitzler, Arthur: „*Der Geist im Wort und der Geist in der Tat*". S. Fischer, Berlin 1927. 8°. 59 S. Geh. 3 Mk.

Schwartz, Else: „*Schatten und Licht*". Verlag N. Kadner, Riga o. J. 8°. 48 S. 2 Mk.

Stange, Erich: „*Die Religionswissenschaft*

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

der Gegenwart". Felix Meißner, Leipzig 1927. Gr.-8°. 238 S. Geb. 12 Mk.

Stehr, Hermann: „*Der Heiligenhof*". Neue Auflage. Horenverlag, Berlin 1926. 8°. 363 und 458 S. (Zwei Bände.) 10 Mk. Leinen 15 Mk. Halbleder 24 Mk.

Steinberg, S. D.: „*Klingendes Erleben*". Orell-Füßli, Zürich o. J. 8°. 51 S. Geb. 2,30 Mk.

Stenz, Hermann: „*Das steinerne Meer*". G. Braun, Karlsruhe 1927. Gr.-8°. 160 S. Geb. 3 Mk.

Stephan: „*Das kirchliche Stundengebet*". Kösel & Pustet, München 1926. 8°. 992 u. 160 S. 16,50 Mk.

Stern, Egon von: „*In die Freiheit*". R. Eisenschmidt, Berlin 1927. Gr.-8°. 224 S. Geb. 8 Mk.

Stolz, Alban: „*Spanisches für die gebildete Welt*". Herder, Freiburg 1927. 8°. 358 S. Geb. 3,60 Mk.

Stonner, Anton: „*Kind sein vor Gott*". Verlag „Fahne Mariens", Wien o. J. 8°. 125 S. Geb. 3,60 Mk.

Strigl, Anton: „*Das Problem der Willensfreiheit im Lichte neuester Forschung*". Mayer & Co., Wien 1926. Gr.-8°. 194 S. Brosch. 7 Mk.

Stuhlfeld, Willi: „*Deutsches Lieben*". Eigenbrödler-Verlag, Berlin 1926. 4°. 400 S. Halbleder 32 Mk.

Thoma, Ludwig: „*Ausgewählte Briefe*". Albert Langen, München o. J. 8°. 268 S. Geh. 4,50 Mk.

Thomé, Marga: „*Mutterland*". Verlag der kath. Schulorgan. Deutschlands, Düsseldorf 1927. 8°. 185 S.

Uhde-Bernays, Hermann: „*Künstlerbriefe über Kunst*". Wolfgang Jeß, Dresden o. J. 8°. 968 S. Geb. 20 Mk.

Utitz, Emil: „*Jahrbuch der Charakterologie*". Fünfter Band. Rolf Heise, Charlottenburg 1927. Gr.-8°. 420 S. Geh. 20 Mk.

Voßler, Karl: „*Realismus in der spanischen Dichtung der Blütezeit*". Verlag der bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1927. 4°. 21 S. Geh. 1,50 Mk.

Wassermann, Jakob: „*Der Geist des Pilgers*". Philipp Reclam, Leipzig 1926. 8°. 196 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Welter, Nikolaus: „*Im Werden und Wachsen*". Georg Westermann, Braunschweig 1926. 8°. 209 S. Geb. 4,50 Mk.

Wichert, P.: „*Sibylla*". Volkstüml. Verlag, Leipzig o. J. Kl.-8°. 116 S. Brosch. 1,25 Mk.

Wildgans, Anton: „*Wiener Gedichte*". F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig o. J. 4°. 88 S. Geh. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Willamowitz-Möllendorf, Ulrich von: „*Die Heimkehr des Odysseus*". Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927. Gr.-8°. 207 S. Geb. 10 Mk.

Winter, Eduard: „*Ferdinand Kindermann*". Johannes Stauda, Augsburg 1926. 8°. Brosch. 7,20 Mk., Geb. 9 Mk.

Digitized by Google

Die Romane von heute

Die Kreuzträgerin

Roman von *Lilli Schmitz Cardauns*. Leinenband Mk. 5.—

Eheromane gehen entweder auf die Nerven oder drücken auf die Tränendrüsen. Mit umso größerer Freude begegnet man hier dem Roman einer Ehe, die trotz aller tragischen Zerrissenheit ein Fünklein befreienden Humors aufkommen läßt. Zwei Welten, Morgenland und Abendland, das Prinzip der Güte und das der Zerstörung stoßen aufeinander; das gibt den Erlebnissen Weite und Tiefe

Bernhard der Schmied

Zwei Erzählungen von *Maria Müller*. Leinenband Mk. 3.60

Maria Müller ist ein ganz urwüchsiges Talent. Sie redet eine Sprache voll Saft und Kraft; ihre Gestalten sind noch umweht von dem herben Ruch der Scholle. Groß geschnitten wie die Figuren Millets ragen sie in den Himmel ihrer Landschaft. Es tut wohl, einmal wieder solche Erdverbundenheit zu spüren. Hier ist von innen quellendes, gesundes Leben ohne eine Spur von literatenhafter Pose

Verlag Hermann Rauch / Wiesbaden

Die geistige Gemeinschaft Europas

zu verwirklichen, ist die Aufgabe unserer Generation. Je mehr im werthaften Sinne der heutige Mensch national empfindet, je christlicher er denkt, um so mehr muß es ihn drängen, an diesem großen Werke mitzuschaffen. Die erste Voraussetzung jeder Zusammenarbeit ist das gegenseitige Verständnis, das Verständnis für die Sonderart des andern.

DIE EUROPA-HEFTE

der Zeitschrift „Orplid"

sind hervorragend geeignet, die Sonderart der einzelnen Völker durch charakteristische Proben aus der Literatur und kennzeichnende Abhandlungen uns nahezubringen.

Soeben erschien: **Junges Rußland.**

Es liegen bereits vor: **Junges Frankreich / Junges Spanien I / Junges Italien Junges Oesterreich / Junges Spanien II / Katholisches Frankreich**

Preis der Hefte im Einzelbezuge je RM. 2.40, im Dauerbezug je RM. 2.00. Jedes dieser interessanten Sonderhefte ist auch schön gebunden in der Sammlung „Wege nach Orplid" erschienen und kostet schön gebunden RM. 3.50. Eine Zierde für jede Bücherei! Hochwillkommene Geschenkwerke für jeden geistig lebendigen Menschen. — Durch jede gute Buchhandlung.

ORPLID-VERLAG G. M. B. H. / M. GLADBACH

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Sedes sapientiae. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Schöpfungsmorgen. Gedicht von H. B—l Das Kind. Novelle von Jörg Breuer / Der Sämann. Gedicht von Gert Ruoff / Der Elchochse und die Mäuse. Preisgekrönte Erzählung von O. Lie Singdahlsen / Gedicht. Von Wies Moens. / Die letzte Feier. Von Hermann Hall / Weltverloren. Gedicht von Oswald Menghin / Kultur und Karikatur. Von Gustav Renner / Das Leben – ein Traum. Von Oswald Menghin / J. K. Huysmans. Von Wilhelm Schamoni / Über den Erfolg. Von Honoré de Balzac / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Neue Romane. Von Dr. P. H. Keulers / Des Gedichtes Wille. Von Dr. Kurt Bock / Filmoper und sprechender Film. Von Paul A. Schmitz / Stimmen aus dem Auslande. Von Charlotte Demmig / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Augustin Wibbelt / Neue Bücher / Kleine Anzeigen

Kunstbeilage: Achilles Moortgat: Rosa mystica

Heft 8

21. Jahrgang Mai 1927

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Meine Chorschwester Edmunda.

Digitized by Google

In unserem Verlage sind stets vorrätig

Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. In Leinen gebunden . . . . . 3.— Mk.

Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in Leinen gebunden . 4.50 Mk.

Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Täuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. In Leinen gebunden 3.— Mk.

Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

Das Goldene Glückwunschbuch

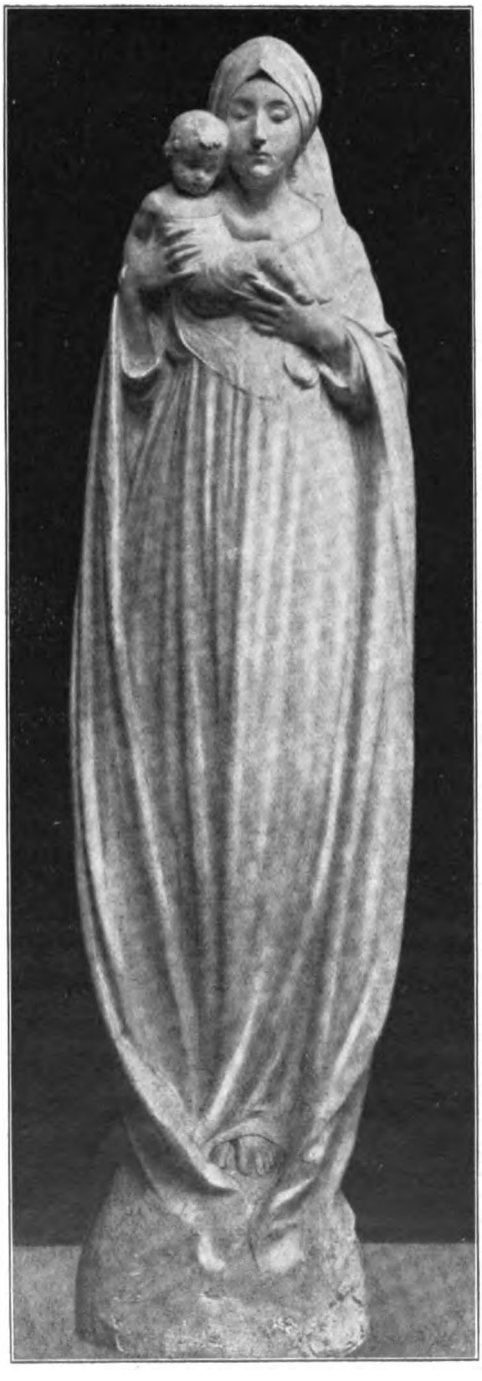
Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Leinen gebunden . . 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google



Achilles Moortgat: Rosa mystica

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 8 Essen, im Mai 1927

Sedes sapientiae

Von Friedrich Muckermann, S. J.

ZWEI Bilder stehen vor meiner Seele, das eine hinaufragend in jene Höhen der Erkenntnis, wo Wahrheit nur im unzulänglichen Symbol greifbar ist, das andere sanft aufleuchtend im Licht unserer Täler, strahlend in unseren Farben, belebt von unserem Blut, und doch hinter all diesen Schleiern des Sinnenhaften unser tiefstes Geheimnis bergend.

Das erste dieser Bilder stellt dar die Urzeugung der Form. Es ist dies die ewige Geburt des Sohnes aus dem Vater. Nur stammeln können wir über dieses Wunder des Glaubens. Wollen wir es uns irgendwie näherbringen, so kann es nicht anders geschehen als in dem Bilde der Zeugung des ewigen Sohnes durch den ewigen Vater. In ihm schaut der Urheber aller Dinge sein eigenes Antlitz. In ihm flammt auf der unendliche Formenreichtum unbegrenzter Schöpfermöglichkeiten. Alles, was unser Auge schaut, seien es die Tiefen des Himmels mit den wandelnden Sternen, seien es die Abgründe der Meere mit den ragenden Kontinenten, alles das, was im Werk der sechs Tage aus dem wüsten Chaos emporstieg, all die gestuften Reiche der Natur und des Lebens, dazu all die Gestalten, die nur je die Phantasie eines Künstlers erdichtet und erträumt hat, alles das schaut unendlichen Glückes voll der Vater im Bilde des Sohnes. Wir verwenden, um es irgendwie zu verstehen, den Vergleich mit der irdischen Zeugung, indem wir wohl wissen, daß dies eine Zeugung des Geistes war, Geist aus Geist, Urzeugung aller Wissenschaft, aller Kunst und aller Kultur. Kinder des Geistes sind sie, nur hinabgestoßen in die Räume und Grenzen irdischer Gefängnisse, wo sie denn seufzen nach der großen Erlösung, nach der sie wieder sein dürfen befreiter Geist, und wo sie das letzte uns Menschen erahnbare Geheimnis aller Materie offenbaren, daß sie eben Form des Geistes ist, gezeugt aus dem Geiste für den Geist.

Das zweite Bild ist auch eine Geburt. Es ist die Mutter mit dem Kinde. Sedes sapientiae nennen wir es, indem wir an jene Weisheit denken, die vor dem Antlitz des Vaters spielte. Noch einmal wird diese Weisheit geboren. So weit, so über alles menschliche Ahnen hinaus ist der Weg von der Sohle unseres Menschenlandes bis zu diesen Geheimnissen, daß jenes Wort, wenn es schon zu uns kommen wollte, um unter uns zu weilen, noch einmal durch die Pforten der Geburt hindurchgehen mußte. Und es wird uns geschenkt von der Frau. Und es wird zugleich mit ihm beschenkt die Frau. Sie trägt auf ihrem Schoß den Urmenschen,

Digitized by Google

der vor Adam war und ihm die Herrschaft abnimmt allein schon mit dem Rechte der früheren Geburt. Sein Lächeln ist nun ihr Lächeln, und es kommt die Erde nicht zu ihm, wenn nicht durch sie. Es ist dem Menschen nun einmal nur gegeben, zu formen nach des Menschen Bilde, und erst dadurch, daß Gott in des Menschen Bild einging und nun eines Menschen Leben Gottes Leben ist, eines Menschen Herzschlag Gottes Herzschlag, eines Menschen Atem Gottes Atem und eines Menschen Denken Gottes Denken, haben wir bei allem Unterschiede der Naturen doch in Wahrheit den göttlichen Menschen. Die Urzeugung des Sohnes für das All und für die unabsehbaren Welten der himmlischen Geister hat ihr Nachbild gefunden in jener zweiten Urzeugung, als der Geist die Jungfrau beschattete und sie sprach: „Mir geschehe nach deinem Wort". Wieder sind die ganzen Vorgänge in die Bildwelt des Geschlechtlichen gehüllt, das hier in Wahrheit berufen wurde, mitzuwirken zur Geburt des Geistes in der Menschenform. Aber die Reinheit schon und die Makellosigkeit der Mutter, die zugleich Jungfrau war, kündet im menschlichen Vorgang das Geheimnis des Geistes. Und die unaussprechliche Vermählung ist geschehen: das Schönste und das Süßeste zugleich, was Menschen schauen und fühlen, wird zum Ausdruck des Unbegreiflichen. Über Gottes Schöpfung, wie wir sie sehen, gleitet vom Aufgang bis zum Niedergang der holdselige Blick der Mutter. Wir werden heimisch in diesem ungeheuren, fürchterlichen All, wo in der eisigen Einsamkeit ihrer unberechenbaren Räume die Sterne mit ihrem kalten Glanze ziehen, und wo um und unter und über uns das Unbekannte droht, das Fremde, das Grauen. Heimisch ist diese Welt für uns geworden, wo wir sie im Antlitz von Mutter und Kind erblicken, die nichts Schreckhaftes haben und sozusagen aus allen dunklen Winkeln des Daseins die Gespenster und die Dämonen vertreiben. Darum aber hat die tiefe christliche Seele jener Mutter Huldigungen gebracht, so rührend und so bezaubernd, daß es keine Lieder auf Erden gibt, die denen gleichen, die man ihr gesungen, keine Farben, die es aufnehmen könnten mit dem sanften Schmelz, mit dem warmen Duft auf ihren Bildern. Und niemals ist die Gottesverehrung trauter und inniger, als wenn sie den Herrn und Vater grüßt durch die Mittlerin aller Gnaden. Im Ewig-Weiblichen von Dichtern selbst, die von den Wundern unserer Geheimnisse nichts mehr wissen, zittert dieses Hohe und Süße noch nach, und mag auch Schillers Worten die letzte Weihe des christlichen Mysteriums fehlen, wir, die wir sie lesen und unwillkürlich mit unseren Anschauungen verbinden, lassen uns immer wieder von ihnen entzücken:

„Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehen.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Digitized by Google

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborene,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.
Freudig sieht sie aus ihrem Schoße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit . . ."

Nun denke man sich ein Geschlecht, das die frevlerische Axt an jene Verbindung gelegt hat, die unsere Menschenwelt und unser Menschenwerk an den ewigen Schöpfergeist knüpft. Untergehen muß sofort das Wissen um jene erste Urzeugung vom Geist aus dem Geist. Sofort wird alles Geistige entwertet, weil es in seiner reinen Substanz verlorengegangen ist. Und weiter: Es wird sogleich das Bild der sedes sapientiae von jenen Höhen des Lebens herabgerissen, wo es für den Gläubigen steht, noch ganz irdische Wirklichkeit und doch auch ganz überirdisches Wunder. Es bleibt nur die Mutter, die aus dem Paradies verwiesene. Ihr Geheimnis, das letzten Endes ein Geheimnis der Schöpfung ist, wird zum entschleierten Geheimnis ihres Geschlechtes. Weil aber nun doch im Menschen, wenn auch seine über den Sternen wohnenden Ideale zerstört werden, doch die Sehnsucht nach ihnen bleibt, weil diese Sehnsucht auf das innerlichste verbunden ist mit dem unsterblichen Teil in ihm, weil er nicht anders kann, als unter dem Sternenzelt der Mitternacht oder am Strande des rauschenden Ozeans das Weh seiner Verbannung empfinden, weil er einfach auch in der Frau naturhaft und durch das Erbe von Jahrhunderten gezwungen etwas Heiliges sehen muß, so beginnt er nun auf seine Weise die Rückkehr zu den Sternen. Und hier setzt die große Tragödie entgötterter Jahrhunderte ein. Die Sprache der Welt verwirrt sich. Die Zeichen der Dinge werden vertauscht. Das Bild wird zum Gotte selbst und Götzendienst in Religion verwandelt. Ein Kult des Weibes und des Geschlechtes hebt an, der trotz der geheimen Absicht, zum Heiligen zu führen, nur ins Unheilige gerät. Gerade die Akte des Menschen, die er als geistiger Mensch immer als eine Art von Vergewaltigung der Persönlichkeit durch den Trieb empfinden wird, beginnen ihn zu beherrschen und ihre Dunkelheiten für das Geheimnis Gottes auszugeben. Schönster Glanz einer Kultur, wenn in ihr das Urbild des Weibes mit der Sonne zu ihren Häupten, mit dem Mond zu ihren Füßen und mit der Schlange, die sie zertreten hat, strahlend herrscht! Schrecklichster Fluch einer Kultur aber, wenn die Sonne nicht mehr zu den Häupten des Weibes steht, wenn Mond und Sterne sich nicht mehr unter sie schmiegen, und wenn nur noch die Schlange blieb, die sich drohend windet. Man wird, eben weil doch ein Schimmer von der Welt des Geistigen in allem Menschlichen bleiben muß, nun anfangen zu idealisieren, wird durch Höflichkeit und Galanterie die verlorene Würde zu ersetzen suchen, wird Rhythmus und Tanz zu Hilfe rufen, um die Einbildung zu wecken, man tanze mit im großen Reigen der Sterne. Aber Theater ist alles, Schminke und Kulisse, Rampenlicht und Kostüm. Die Herrschaft des Weibes beginnt, die zugleich eine Herrschaft der Schlange ist. Der Geist erhebt sich nicht mehr über die Sinne, sondern wird über seine ganze ungeheuere Ebene hin dem Sinne untertan. Das

Digitized by Google

Prinzip der Kraft und der Fruchtbarkeit und des Ideals, wie es in der Mutter der christlichen Weltordnung steht, ist ersetzt durch das Prinzip des Weichlichen und des Unfruchtbaren. So weit ist dieses Übel schon gedrungen, daß die Männer dieser Jahrhunderte, deren Natur solch widerliche Verirrungen einfach nicht mehr aushält, sich zu ganz ungesunden, in ihrer Art die Natur noch einmal verkehrenden Männerbünden vereinen, zur ersten Schande eine zweite fügend. Alles hat seine Rache und wirkt sie in sich schon aus. Frauen von heute, die ihre Reize ins Ungesunde und Schamlose steigern, müssen es erleben, daß sich die Männerwelt von ihnen abkehrt, und daß auf einmal auf den Altären, die statt des Geheimnisses des Göttlichen das Mysterium des Weibes ausstellen, nicht mehr die Jungfrau, die Frau, die Mutter und die Königin steht, sondern die Dirne. Staunenswert fürwahr ist es, wenn in solchen Zeiten die Gemeinde der Christen ihr heiliges Ave spricht. Ergreifend ist das, wenn in solcher Verfallenheit noch makellos das Bild der Jungfräulichen lebt. Ja, als ahnte die Christenheit das ungeheure Verhängnis, das der Frau und durch die Frau der gesamten europäischen Zivilisation droht, so erhebt sich überall in ihren Tiefen eine ganz neue Sehnsucht, immer noch schönere, immer noch reichere Kränze jener Frau darzubringen, der sie schon durch so viele Jahrhunderte ihr Bestes geweiht hat. Mutter aller Gnaden, so singt es heimlich allüberall, so braust es stärker und stärker empor zum Stuhle Petri, damit die Stimme, in der des Geistes Wahrheit spricht, es doch verkünde, was in Millionen von Herzen schon gläubiges Wissen ist. Vermittlerin aller Gnaden, so will das Christentum das Urbild aller Frauen sehen, und wiederum etwas von diesem will es in jeder Frau erblicken. Sie soll wieder Jungfrau sein, die im Opfer ihres Körpers eine ewige Anbetung des geistigen Gottes ist. Sie soll wieder Mutter sein, deren Söhne nicht bloß Bürger dieser Welt und Soldaten einer Republik, sondern Söhne Gottes und Brüder Christi sind. Sie soll wieder Königin sein, die im Heiligtum ihrer Seele alle Gaben des Geistes hütet, Königin, der wir gern den Thron errichten, damit sie schenke in ihrer Huld und in ihrem Liebreiz, was niemand schenken kann außer ihr. Wieder soll sie in höherer Kraft der Schlange den Kopf zertreten, und wieder wird der Mond zu ihren Füßen stehen und die Sonne zu ihren Häupten.

*

Schöpfungsmorgen

Dich, Jungfrau, hat der Herr gesehen,
Eh' Himmel er und Erde schuf,
Drum flog ein Hauch von deinem Wehen
Durchs All mit jedem Schöpfungsruf.

Flog, wie im jungen Morgenlichte
Die weiße Taube schimmernd steigt
Um Zinnen, die im Tau sich feuchten,
Die Taube, der das Dunkel weicht.

Jungfräulich-mütterliche Milde
Seither um Erd' und Himmel blaut;
Das ist der Glanz von deinem Bilde,
Von dir, die er zuerst geschaut.

H. B—l

Digitized by Google

Das Kind

Novelle von Jörg Breuer

Es ist ein sonderbares Gefühl für den Menschen, in etwas hineintappen zu müssen, von dem er nur weiß, daß es da ist.
Mehr nicht! — Das schwankende Gefühl, zu müssen, ohne Überlegung dem fernen unbekannten Wort gehorchen zu müssen, dem kein erkannter Wert zu Grunde liegt, ist die grausamste Verhöhnung des freien Willens. Der Weg, den wir nehmen müssen, ist da. — Nichts weiter!
Das ist der Gedanke, den hundert Reiter haben müßten, um überhaupt einen zu haben. Der Glaube an den Führer, seine Erfahrungen, und was er sonst der Masse voraus haben muß, um Führer zu sein, muß stark sein — oder man wird wahnsinnig.
Nein, der Soldat gehorcht. — Gehorcht nur!
Generationen hindurch hat er gelernt, sich selbst zu verlieren, und das ist gut so, für den Soldaten selber, da er einmal Soldat ist, und für den Feldherrn, da er Herr sein soll.
Aber so eine Nacht, durch den Wald, durch die Finsternis, die kein Ufer erkennen läßt, das rettend winkt, wirkt mehr als der Gedanke, sich selber als Geist und Mensch an einen andern Geist verlieren zu müssen, denn er steht so bitter wirklich und nahe da.
Das Sattelzeug knirschte, die Hufe klappten, die Rosse keuchten, und der Wald erbrauste.
Dreck und Steine flogen.
Nacht, Wald, Rosse, Reiter, Sterne und — ein Kind und Gott.
Sie fliegen durch den Wald, der kein Ende nehmen will.
Das Kind hat die Augen offen.
Wie schwarz ist der Wald.
Und es ruft zu Gott das Kind.

„. . . . . Kinder sind die Sterne dir;
laß sie leuchten, diese Sterne,
Boten sein von dir zu mir."

Von ferne flimmerte helle Lichtung durch des Waldes Nacht.
Ein frohes Aufatmen ging durch die Reihen der Reiter.
Die Dunkelheit ist schön, denn sie läßt das Herz erschauern. Doch ein braver Reiter, was braucht dessen Herze zu erschauern? Beim Schlafen, da mag's ihm dunkel sein — wenn er ein Mädel ums Mieder gefaßt hat auch, aber beim Reiten, beim Reiten nicht.
Das brauste daher, daß der Boden dumpf erdröhnte.
Wer konnte daher von ihnen das Knacken der Hähne, wer die Kommandoworte hören?
Wer hörte den Tod das klapprige Gebein zur Ernte raffen?
Das Traben verschlang's, das Traben.
Der Mond bricht durch des Waldes Dunkel. Mit dem Licht des Mondes aber bricht's herein aus blitzenden Feuerschlünden und kracht und läßt des Krachens Echo schaurig im Walde widerdonnern.
Rauch — Rauch, wälzende Pferdeleiber und schreiende Männer, die die grausamen Rossehufe zertrampeln.

Digitized by Google

Der Schreck setzt sich fest, einen Herzschlag, zwei, drei.
Dann, ehe noch ein zweites Mal die Büchsen krachen, bricht's wie Hagelwetter und Keulenschlag unter die Schützen, die, unklug genug, aus dem schützenden Walde hervorgesprungen kamen.
Keines Kommandowortes bedarf es bei den wütenden Dragonern. Da gilt nichts als Hieb und Stich und Blut in die Fresse, du schwedischer Hund.
Der Rittmeister hatte einen Schlag bekommen, als der Schwede so unhöflich war, das Gefecht zu eröffnen. Doch traf's ihn nicht, der Gedanke an sich fehlte ihm auch. Der Degen riß sich heraus, als hätte er nur darauf gelauert, und schon wetzte er hinein in den dunklen Haufen, der da so fein ausgerichtet steht zum lieben Empfang.
Und dahinter her, über die Gefallenen hinweg, seine Dragoner.
Stich und Hieb. — Stich und Hieb.
„Du, mach Platz für mich!" — Stich.
„Willst du wohl?!" — Hieb.
Da — die Plempe schmeckt gut — Hieb — Hieb — Hieb.
Denk' nicht, daß die Schweden feiern, sie sind sich wohl zu gut zum Sterben, was?! — Die Plempe ist kein Schneider — fahr' wohl!
Und die Schweden sprechen dazwischen mit ihren Musketen, und mancher Dragoner antwortet ihnen nicht mehr.
Der Schwede ist tapfer. Brav stehen die blonden Nordgermanen denen aus dem Süden. Und wo das rote Blut den Schädel herunterrinnt oder den Brustlatz färbt, da verbeißen sich die Kämpfenden ineinander.
Auf den toten und zuckenden Pferdeleibern stehen sie noch — Mann gegen Mann in wütendem Grimm.
Der Rittmeister kämpft noch auf seinem Schecken sitzend, und vor ihm hockt das wimmernde Mädchen. Doch er hört nicht das Wimmern des feinen Stimmchens, sieht nicht das Blut, das ihr aus der zerschossenen Brust rinnt — er muß sich seiner Haut wehren. Zwei mächtige Recken haben es auf seinen Schecken abgesehen und wollen ihn herunterhauen, aber das Pferd soll heilbleiben.
In der linken Hand das wimmernde Mädchen, verteidigt sich der Rittmeister mit dem Degen, der auf die Dauer den mächtigen Säbeln der Schweden nicht standhalten kann.
Da haut Karlen Kümmelkutsch daher, und ritsch — gib dich, mein Junge — hat der eine einen Spalt durch den Schädel, daß das Mauerwerk durchkommt, und ratsch der andere eins um die Löffel.
„Der braucht keinen Barbier mehr, Rittmeisterchen. Wenn's bloß nicht so trocken wär', Alter." — Er hieb schon wieder an einer andern Stelle und erzählte dort den Jammer der Trockenheit beim Zapfen des edelsten Saftes weiter.
Jetzt spürte der Rittmeister erst, wie schwer es in seinen Armen wurde. Mit Schrecken sah er im bleichen Mondenschein das immer bleicher werdende Köpfchen in seinen Armen.
Ratlos, vielleicht das erste Mal in seinem Leben ratlos, starrte er in das bleichfarblose Kindergesichtchen und dann wieder in das Lärmen der Kämpfenden.
Es war ein Glück, die Schweden hatten sich verrechnet.
Einzelne begannen sich zu zerstäuben, die Mehrzahl lag im Blute. Das Morden des Restes währte noch eine Zeit, und noch mancher Dragoner spürte die Zähne der Nordlandswölfe.

Digitized by Google

Dann wimmerten nur noch die Sterbenden ihren Schwanengesang dem Tode. Die Verwundeten schrien und wandten sich, das Röcheln der im Blute Liegenden war furchtbar.
Die Reiter saßen ab.
Die leichter Verwundeten und die, deren Pferde zum Teufel gegangen oder jetzt den Gnadenschuß erhielten (sie hatten es besser als die verwundeten Menschen), wurden von den andern vorsichtig auf den Sattel genommen. Der Rittmeister winkte, man hatte keine Zeit zu verlieren, denn noch einmal ein solches Rendezvous mit dem Schweden war zu kostbar.
An einen Busch gelehnt, lag als Sterbender Karle Kümmelkutsch. Er röchelte matt und grüßte die abziehenden Kameraden leise mit der Hand. Noch einmal sagte er seinen Vers, den er so oft den Kameraden gesagt: „Ach, wenn's doch nicht so trocken wäre . . . . ."
Traurig, ihre toten Kameraden und die Verwundeten so hilflos zurücklassen zu müssen, trabten die andern davon.
Ihnen voran wimmerte das Kind.
Der Rittmeister hatte es fest an sich gepreßt und litt mit ihm. Das sonderbare Mitleiden, das er Sünde und Schwäche genannt hatte, das einem braven Soldaten unbekannt sei — es wuchs nun in ihm, lebte sich zu einer Kraft. Jedes Wimmern, jedes Zucken des kleinen Kinderkörpers lebte er mit. Wie quälte ihn der Gedanke, schuld an der Verwundung des kleinen Wurms zu haben. Sein ganzes Wesen klaffte im Zwiespalt auseinander.
So fertig hatte er sich in seinem Herrentum gefühlt, und nun foppte ihn der Gedanke, daß das alles nur Leere war.
Nur nicht denken — nur nicht denken!
Fort nur — durch — das Kind verblutet.
Wohl hatte er die Wunde, die kurz unter der rechten Schulter war, zu verstopfen gesucht, doch schon kam es wieder daraus hervorgesickert.
Reiten — Reiten.
Die Dragoner donnerten dahin, als gelte es ihr Leben mit dem des Kindes. Sie wußten alle, daß das arme Würmchen zu den Verwundeten gehörte, vermochten aber ihm gegenüber nicht die stumpfe Gleichgültigkeit aufzubringen, die sie nun einmal für sich und die wunden Kameraden haben mußten.
Kannten sie die Kleine doch besser als der Rittmeister. Gegenüber ihrer rauhen plumpen Treuherzigkeit war das Kind viel mehr aufgetaut als dem strengen, kalten Rittmeister.
So ritten sie dahin, fluchten, gestikulierten und lachten. Nach einer Zeit ritten sie einen Weg entlang, der ins Gebirge führte. Noch zwei Stunden Ritt, und sie waren in Friedland und in Sicherheit. Wenn auch die größte Gefahr vorüber war, so konnten sie immer noch mit einem Hinterhalt rechnen.
Dem Rittmeister war's plötzlich, als ob das Kind nimmer atme. Er zügelte den Schecken und ritt beiseite. Dort winkte er den alten Rottenführer Bruckel heran und ließ halten.
Ungeduldig scharrten die Gäule den Boden und verschnauften. Der Rittmeister stieg vorsichtig mit der Kleinen ab.
Unten horchte er an ihrer Brust — sie lebte noch.
Ratlos und verlegen blickte er sich um.
Der Ritt auf dem galoppierenden Pferde war ihr sicherer Tod. Sorgsam bettete

Digitized by Google

er sie auf die Erde und ließ sich von den Leuten Decken geben, in die er sie vorsichtig hüllte.
Das war vorerst das einzige, was er tun konnte.
Zu dem alten Bruckel aber sagte er: „Ihr wartet in Friedland auf mich, heute oder morgen bin ich da. Ein paar Kerle schickst du, den Wachtmeister suchen. So, und nun rückt ab."
Der alte Bruckel und die Dragoner schüttelten die Köpfe.
So hatten sie ihren Alten noch nie gesehen.
Aber es war seine Sache, und er hatte recht, wie immer, das Mädel war halt doch was anderes als ein lumpiger Dragoner.
Sie rückten ab.
Hans Christoph blickte ihnen beinahe feierlich nach.
Das war das erste Mal, daß die Schwadron ohne ihn ritt.
Dann bückte er sich über das ohnmächtige Mädchen, nahm die Decken herunter und sah nach ihrer Wunde.
Wahrscheinlich hatte der Schuß die Lunge nur gestreift. Kein gefährlicher Schuß für einen ledernen Dragoner, aber für das zarte Mädelchen?
Wasser mußte er haben.
Er blickte sich um und dachte nach — wo waren sie an Wasser vorbeigekommen?
Da unten steht eine Reihe Birken, und ein Streifen Gebüsch zieht sich windend lang. Dort muß Wasser sein. Er blickt auf das Kind, es liegt unbeweglich da. Der Schecke steht daneben und hängt seinen Kopf zu ihr herunter. Da holt er aus der Satteltasche den großen Humpen, den er irgendwo erobert, und geht hinunter nach Wasser.
Es stimmte — klar rann das Wasser blumenumstanden in vielen Windungen dahin.
Kaum daß er selbst den brennenden Durst gelöscht, eilte er mit dem Wasser schon den Hang hinan.
Sorgsam trennte er den blutbesudelten Verband von der Wunde, nicht sorgsam genug, als daß das Kind nicht aufgeschrien hätte. Darauf wusch er die Wunde und kühlte der Kleinen die Stirn. Dann flößte er über die Lippen das kühle Wasser, das sie nach und nach matt und kraftlos in sich aufnahm. Ein Hemdstreifen von seiner Brust wurde zu neuer Binde.
Immer wieder fuhr er ihr mit nasser Hand über die glühende Stirn.
Jetzt bewegten sich ihre Lippen. Ganz tief beugte er sich zu ihr herab, um sie zu verstehen, doch es blieb ihm unverständlich.
So saß er neben ihr und fror.
In seine müden Gedanken sprachen die Erinnerungen.
Wie er die Kleine gefunden, von der er nichts wußte, als daß sie ihrer Mutter entlaufen. Sie war in einem Wagen mit ihr gesessen und von Reitern gefangen worden. — Margrit hieß sie. Margrit, wie — wie — ja, so hatte sie auch einst geheißen. Margrit ist ein schöner Name. So zart war sie einst auch gewesen — nur älter — fünf, sechs Jahre älter.
Wie lange war das her? — An die zehn Jahre.
Weiter sann er. Ja, so lange mußte es her sein. Halt — genau 11 Jahre. — Wie mag's ihr ergehen — ob sie noch lebte?
Das Mädchen zuckte zusammen und wimmerte.
Was sollte er mit ihr tun?

Digitized by Google

Er zermarterte sich den Schädel, kam aber zu keinem Ziele. Ingrimm übermannte ihn wieder, der dann, wenn er des Mädchens Wimmern hören mußte, ihm jede Fassung raubte. Hemmungslos trieben die unsinnigsten Gefühle mit seiner so hochmütig gewordenen Vernunft ihr Spiel.
Ach, es war ja alles Unsinn, Unsinn — nichts weiter!
Der Wunsch, daß alles Unsinn sein möchte, ein wirrer Traum nur, kletterte in sein wirbelndes Hirn und narrte ihn.
Dann stand er auf und lachte.
Oh! — diese verfluchte Wirklichkeit!
Wegen so einem Wurm, das er kaum kannte, das ihm nicht Bruder noch Schwester, das er auf der Straße aufgelesen, das ohne ihn verkommen oder irgendwo nach entsetzlichen Qualen umgekommen wäre!
Wußte er ja nicht einmal, wie sie hieß und woher sie war! Freilich, ein gewöhnliches Weib konnte ihre Mutter auch nicht sein.
Wer war ihr Vater? — Ein Bauer? — Ein Soldat? — War sie vom Adel? Sie hatte in einer Kutsche gesessen mit ihrer Mutter. Wer sitzt in dieser Zeit in einer Kutsche? Eine Offiziersgattin, die zu ihrem Gatten reiste vielleicht, oder eine Landadlige, die vor den Schweden floh?
Wie ärgerte ihn nun seine Nachlässigkeit. Um nichts hätte er sich gekümmert, nach nichts sie gefragt.
Alle ihre Bewegungen, jedes zarte Lächeln, ihre stille vornehme Ruhe und dann wieder ihre heitere Ausgelassenheit, in der er sie manchmal gedankenlos bei den Dragonern beobachtet hatte, bei der sie aber stets einen feinen Zwischenraum gegenüber den einfachen Leuten innezuhalten wußte, alles das, was er einfach als selbstverständlich aufgenommen hatte und nur bemerkt hätte, wenn es ihr einmal daran gefehlt hätte, kam ihm jetzt zum Bewußtsein.
Das Kind fing zu lallen an.
Er beugte sich über sie.
„. . singe doch, Mutter, singe, warum singst du nicht mehr? — Singe!"
Schmerzlich hauchte es die Kleine aus ihrem blassen Munde.
Leise gaukelte ein welkes Blatt zur Erde und fiel dem Rittmeister auf den Schoß.
Ein zarter Wind fuhr durch die Bäume und weckte sie zum Morgen. Der strich heran wie einer, dem noch keine Sorge gewachsen war.
Das graue Dämmern überholte er in feinem zartem Weiß, blinzelte dann mit etwas Gelb daher und zeigte darauf die roten Pausbacken gesunder Jugend.
Ein goldener Pfeil ging gen Himmel. Dann noch einer, und überall blitzte es auf in Purpur und Gold und wechselte darin, jeder Wolke so viel davon schenkend, wie sie nur fassen konnte. Die Lerche holte sich das Gold jubelnd aus den Wolken und schaute der Sonne entgegen.
Da kam auch sie. Ein Glanz ging ihr voraus und fuhr durch alle Wesen.
Der Wächter neben dem Kinde hatte dem Naturschauspiel erst dumpf vor sich hinbrütend und dann mit einiger Anteilnahme zugeschaut. Er war kein Schwärmer, auch jetzt nicht, da er am aufgerissensten in seinem Inneren war, seit er denken konnte.
Die Sonne in ihrer Pracht sprach zu ihm nicht anders als über ihre Notwendigkeit; wie Wasser, Brot und schließlich die Erde selber.
Ging sie einmal besonders schön auf, gab's gewiß einen häßlichen Tag, das war alles.
Wieder stammelte die Kleine.

Digitized by Google

Sie fuhr sich mit den Händen ins Gesicht und streckte dann die Ärmchen verlangend aus.
„Singe doch!" flehte sie wieder.
Hans Christoph würgte es seltsam in der Kehle.
Des Kindes Ärmchen streckten sich nun nach ihm, und seine umflorten Augen blickten ihn erschütternd rührend an.
Er fuhr sich nach dem Halse, knöpfte sich den Brustlatz auf, knöpfte ihn wieder zu, fuhr sich wieder nach dem Halse und rang ebenso nach Luft wie nach Fassung.
Des Kindes Augen hingen an seinen Bewegungen, und die Arme fuhren in die Luft, und die hilflos wimmernde Stimme ertrank in den Reizen der quillenden Tränen, die in wilden Strömen herniederrollten.
Die Brust bebte und zuckte in Schmerzen und Qualen, denen es keine Hilfe gab.
Plötzlich weiteten sich die Augen, ein zarter Glanz flutete satt hinein, machte die Klagen verstummen, versiegte den Bronnen der Tränen.
Sie erwartete etwas, so ruhig, als wäre ihr Gewißheit der Erfüllung dieses Wartens. Der leidende Ausdruck schwächte sich. Der Wille des Kindes, die Schmerzen zu vergessen, war zu schwach, um ein Helfer zu sein. Die Schmerzen selber aber wurden so stark, daß ihr Gefühl hinüberging. Sie schwamm in den süßen Träumen ohnmächtiger und wiederum so starker Fieberphantasien.
Dort stand die Mutter am Fenstersims, und neben ihr ein großer Mann, mit einem Lederkoller angetan und großmächtigen Reiterstiefeln. Eine kühne hohe Stirne hatte er und einen Bart, gar stolz die Seiten heraufgezwirbelt. Und die Mutter hatte das Saitenspiel in der Hand und spielte und sang:

‚Wenn Rosenblätter fallen,
ihr Duft flieht still dahin,
— weine nicht, mein Schatz —
im Herzen ja vor allem,
da blühn sie weiter — und im Sinn.

Vieltausend Hufe zerstampfen
die Flur und auch das Feld,
— weine nicht, mein Schatz —
laß im Tal die Nebel dampfen,
mein Herz ist hoch und meine Welt.

Nicht scheiden, ja nicht scheiden,
wenn's Herz vor Liebe fließt,
— weine nicht mein Schatz —
es ist ja doch kein rechtes Meiden,
wenn du in meinem Herzen bist.'

Die Kleine hörte Laut für Laut der so lieben Stimme und hatte sich, obwohl es ihr der erschreckte Hans Christof wehren wollte, aufgerichtet und glückselig die Hände ineinandergefaltet.
Ihr Gesichtchen wiegte sich im Rythmus des Liedes, und ihre Lippen hauchten den Gesang, unvernehmbar dem staunenden Manne, mit.
Doch als die letzte Strophe anhub, da rangen sich ihr die Laute durch, und deutlich sang sie den Trost des Scheidens mit ihrem kleinen, von den Schmerzen so unendlich rührend gewordenen Stimmchen.

Digitized by Google

Was aber war mit Hans Christof? Bannten die schwachen Töne des kindlichen Gesanges des sterbenden Kindes den kalten nüchternen Verstand?
Holten sie aus den ungeweckten Tiefen seines Wesens Quellen, die in allen Menschen schlummern und soviel verschlummern lassen?
Die Fäuste vor der heißen Stirn, die Zähne zusammengebissen, saß er neben ihr.
Und das, was dem Menschen das Heiligste sein sollte in seinem wirren Leibesgefüge, die Tränen, der Kindheit herbe und selige Boten, liefen ihm von den Wangen herab.
Ist's nicht ein wirres Leibesgefüge? — Wer weiß sich so Rat mit den Talenten, die des Körpers Bildner ihm gab. So klar und offen schuf er ihn, und jedes Fäserchen hatte seine Bestimmung. Nur der, der ihn beherrschen sollte, glotzte dumm und wurde ihm Tyrann. Das wurde unterdrückt, was an ihm am offenbarsten war, und das Fremde, Kranke künstlich gezüchtet.
Sie nannten sich Mann oder Weib und waren sich nur in einem eins, daß ihr Schöpfer immer anders wollte als sie selber. Wenn sie an ihn dachten!
Hans Christof hatte nicht an ihn gedacht.
Er, der sich jede Unbequemlichkeit auferlegte, wenn es eine Order gebot, die irgend jemand, wer weiß wer, geschrieben, war, wie die meisten Menschen, zu bequem, an den großen Handwerker zu denken.
Nun weinte er.
Wer weint, ist Gott nahe.
Eine Stunde Wegs, eine Minute hinter der Träne wohnt Gott.
Jedoch, Hans Christofs Weg ging nicht geradeswegs zu ihm und war doch kein falscher.
Es klopfte an ihn ein großes Erschrecken.
Was sang das Mädel, war zum Lieben doch zu klein und zum Scheiden zu jung.
Die Sonne glitt durch die Blätter der Birke, schwamm durch die Tränen des Weinenden und strahlte ihr Licht in sein Erinnern.
Blonde Locken. —
Am Wege ein müder Gaul und ein junger, staubbedeckter Reiter. Blau wimmelt es aus den Feldern vor Kornblumen. Die Wellen des Korns wogen hin und her.
Da winkt ein Schloß aus dem Wald.
Trab' zu, du Falbe!
— Herzlose Wimpern verdecken die tiefen Blauaugen des Fräuleins. Jungfräuliche Scheu — du bist so heilig.
Es bleiben dunkle Kornblumen in ihren Händen.
Der junge Spötter, der müde Kavalier aus höfischer Mätressengunst ist müde seiner Witze. Wie kann auch einer, der geheiligte Ruhe findet, nach Affen und Papageien verlangen?
Ein Wundern kommt ihn an.
Es gibt Menschen, die gut sind, wertvoll.
Warum erschien er, der einst nicht schlechter als die andern war, sich hier so schlecht?
Das Fräulein lacht, als er ihr das sagt. — Lacht glockenhell. Ihre Locken sind so hell und ihre Augen einmal in Kornblumen und dann in Vergißmeinnicht gebadet.
Ihre Lippen sind fein und leuchten.
Ihr Busen wogt hold, und ihr Nacken leuchtet so weiß.
So schön ist sie.

Digitized by Google

Sie lacht, da er sich schlecht findet.
Er lacht auch, aber sein Lachen ist dunkel, ist gereizt.
Sie spürt das nicht, was unter seinem Lachen droht.
Nur er antwortet dem Drohen und — gehorcht ihm. Sollte er auch kindisch werden — wozu?
Dann sang sie silbern und kindlich und nur von fremder Liebe, die ihr noch unbekannt war. Sie sang, und der junge Reiter suchte unter den Wimpern die Augen. Fand sie, und des Jungfräuleins Singen wird eigen mit den Liebesliedern.

„. . . Nicht scheiden, ja nicht scheiden,
wenn's Herze . . . . . ."

Da brach sie ab und erschrak.
Nicht er. Reifte sie zur Liebe, dann nur ihm.
Vergißt denn die Liebe alles?
Nur Liebe — nur Liebe!
Das Jungfräulein ist sein Weib. Wozu war er denn Krieger, wenn er nicht, ja, wenn er nicht auch siegen konnte?
Sein Weib — anvertraut durch glühende Umarmungen, der Kindheit fern durch Geben und Nehmen.
Ein Erwachen kam, bei ihr ein Erschrecken.
Eine Blume war entblättert, der süßeste Duft entflohen.
Doch sie hob ihr Köpfchen und sprach ein holdes Bekennen — zu ihm, ihrem Gatten, dem in Liebe vereinten.
Er aber tat das, was er mit sich schleppte die ganzen Jahre des Krieges und nicht los wurde, obwohl er sich es seit langem einbildete, los zu sein.
Er lachte.
Lachte und nannte sie ein kleines Dummchen.
Dumm, nur dumm war sie und hatte das Beste, was sie überhaupt hatte, sich selber, gegeben. — Dumm? —
Die Augen — nie mehr hatte er die Augen gesehen.
Nie mehr?
Zwei Augen huschten in seine Gedanken. — Blau waren sie, und ein Kind besaß sie.
Hans Christof erwachte aus seinem Brüten.
Hatte sie nicht dasselbe Lied gesungen, sie, die die gleichen Augen hatte?
Stille war's an seiner Seite.
Zurückgesunken, die Augen gen den blauen Herbsthimmel, lag das Mägdlein da.
Er faßte ihre Hand. Sie war starr.
Der Atem setzte ihm aus, und Schweiß trat ihm auf die Stirne.
Neben ihr kniete er nun und hob das feine blasse Köpfchen und blickte ihr in die Augen — sie waren tot, gebrochen.
Wo sollte er die Augen finden, die herrlichen blauen, voll Vergißmeinnicht und Kornblumenblau?
Der Tod — der Tod!
Tränen versperrten ihr Bild, er sah nicht, wie er ihr die Augen zudrückte, er sah nicht, er wußte nicht, was er tat.
Sie hatte die Hände gefaltet, er wußte nicht, ob er sie zusammengefügt. Dann saß er da — lange — und Bilder jagten sich in ihm mit Bildern. — Sie gibt keine Antwort mehr, wer ihre Mutter war, keine Antwort, von der er ja ahnte, wie sie lauten mußte.

Digitized by Google

Er ahnte es nicht mehr, es wurde ihm so gewiß, daß er jeden Zweifel verwarf, der ihm aufkommen wollte.
Da überfällt ihn ein Gedanke.
Er streckt die Hände abwehrend von sich — nein, dies nicht, dies nicht! Er durfte nicht an der Leiche seines Kindes stehen.
Heiliger Gott!
Leise hatte er das geflüstert. Der Verstand hatte es erst gehört, als der Mund die Worte schon geformt.
Dann warf er sich ins Gras und schluchzte.
Dem Schecken ward's langweilig.
Er schnupperte an seinem Herrn und scharrte den Boden.
Doch die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Hans Christof aufstand, das Pferd zäumte, den Sattel zurechtrückte und vorsichtig mit dem Leichlein des Kindes aufstieg.
Mächtig griff der Schecke aus. Obwohl sein Herr ihn traben ließ wie er wollte, erreichten sie bald die Höhe der Berge.
Trab, trab — — — trabtarabtrabtarab.

(Schluß folgt)

*

Der Sämann

Beim Morgenschein durchs tiefgefurchte Feld
ausgreifend weit, streut er hinaus den Samen;
gemeßnen Schritts sät er in Gottes Namen,
daß auf die Körnlein zart sein Segen fällt.

Wie freudig sich sein braun' Gesicht erhellt!
Mit wahrer Andacht streut er seinen Samen;
der kräft'ge Erdenhauch ist Gottes Amen,
der süß des Säers Brust in Liebe schwellt.

Und wie er schweigend so sein Feld bestellt
und kraftvoll durch die rauch'gen Furchen geht,
scheint seine Arbeit mir wie ein Gebet ...

Mit seinem Schweiß die Dankesträne fällt;
doch diese Träne ist's, die Gott erquickt;
daß er ihm hundertfält'gen Segen schickt ...

Gert Ruoff

Digitized by Google

Der Elchochse und die Mäuse[1]

Preisgekrönte Erzählung von O. Lie Singdahlsen

DAS Gras stand hoch und grün mit gelben Sonnenflecken dazwischen; doch sooft es im Eichenzweig rauschte, verschwanden die Flecken unter dem Schatten des Zweiges. Dann wagten sie sich wieder vor, weiter, immer weiter, und einer reichte schließlich bis an die Schnauze einer graubraunen Mäusemutter, die vor ihrem Neste unter dem Hügel saß und es bewachte. Sie war schläfrig und gähnte, daß der Sonnenfleck in ihrem hellroten Rachen lag. Aber dann schloß sie ihn, bewegte die Lippen und lauschte, ob jemand käme und ihre vier blaßroten Jungen störte, die drinnen ihren Mittagsschlaf hielten.

Schatten von weißen und blauen Schmetterlingen huschten hin und her. Die Mäusemutter konnte ihre Flügel schlagen hören, wenn sie niedrig flogen. Hummeln, Wespen und Bienen summten und ließen sich auf die Blumen nieder, die rot und gelb im Grase leuchteten. Am meisten hatten sie es auf die blauen Glockenblumen auf dem Gipfel des Hügels abgesehen. Gelb vom Blütenstaub und berauscht vom Honig schwärmten sie aus und ein in den Glocken, stritten und zankten sich um die Wette. Die ganze Glockenblumenschaar schwankte, so daß Mäusemutter ordentlich aufpassen mußte, daß das giftige Räuberpack den Blumen und ihren Jungen keinen Schaden zufügte.

Auf einer zähen Pechnelke klebte ein Käfer und zappelte. Mäusemutter verzehrte ihn schmatzend. Eine fette, grüne Puppe, die an einem geknickten Halm emporkroch, gab ein wohlschmeckendes, süßes Nachgericht.

Dann streckte Mäusemutter sich aus und ließ sich von der Sonne den Pelz schmoren. Aber ihr ward dennoch nicht wohl zu Mute.

Denn Mäusevater war heute schon früh ausgegangen, und noch hatte sie keine Spur von ihm gesehen. Er hatte gesagt, daß er seine Verwandtschaft besuchen wollte. Dagegen hatte sie nichts; aber er mußte daran denken, daß manches passieren konnte, was die Familie vaterlos machte. Wenn er sich nur nicht zu einem weiten Ausfluge verleiten ließ! Er ließ sich so leicht verleiten. Auf einem ein wenig westwärts gelegenen Höhenrücken gab es reichlich Rosenkäfer, Grashüpfer und anderes gutes Fressen, aber eine häßliche Ringelnatter war auch da. Ihr Herz begann zu klopfen, und sie sehnte sich nach einem, bei dem sie sich Trost holen konnte. Es war schon lange her, seit der Elchochse heute morgen, wie gewöhnlich, vorbeigegangen war und mit seinem schiefen Maule Guten Tag gewünscht hatte. Brav und gutmütig war er schon, aber es blies so aus seinen Nüstern, daß das Gras wie im Sturme schwankte und sie die Krallen fest in den Boden stemmen mußte, um sich auf den Beinen zu halten.

Ja, es war einfach herzlos von Mäusevater, so lange fortzubleiben, dachte sie, dann tat es ihr jedoch wieder leid. Wenn er sich nur vor Vögeln und Schlangen hütete, dann wollte sie schon froh sein.

Hinter dem Hügel raschelte es im Grase. Hummeln, Bienen und Wespen taumelten hastig fort, die Schmetterlinge verschwanden, und über den Glockenblumen erhob sich ein schwarzes Haupt. Die Augen funkelten rot in den Sonnenschein hinein. Eine spielende Zunge zischte giftig. Und der Schatten fuhr über

[1] Copyright by Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Wildpark.

Digitized by Google

Gras und Blumen, während der zähe schuppige Wurmkörper hin und her schwankte. Doch nun begann es unter dem Hügel zu pfeifen. Mäusemutter machte, daß sie hineinkam. Ihr schien, daß es schwül geworden war wie vor einem Unwetter. Der Natternkopf sah enttäuscht herab, hieb ärgerlich nach seinem eigenen Schatten, hob sich aber wieder. Denn dort schlenderte Mäusevater durch das Gras herbei. Dann blieb er wieder stehen und dachte wieder darüber nach, was er Mäusemutter vorflunkern sollte. Der Natternkopf wurde flacher und zielte. Aber dann wandte er sich plötzlich um gegen einen graubraunen Körper, der die Stacheln auseinanderrollte und kampflustig mit den Vorderpfoten scharrte und ganz still liegenblieb.

Die Augen funkelten, und der Igel witterte. Es war nicht seine Gewohnheit, sich an einem Herbsttage draußen herumzutreiben, doch, um die Wahrheit zu sagen: er hatte die Zeit verschlafen. Und da das Glück ihm nun mal eine Schlange in den Weg geschickt hatte, die noch sonnenblinder war als er selber, so wollte er die Gelegenheit benutzen . . . Mutter und den Kleinen würde ein Bissen Schlangenfett sicherlich gut tun.

Jetzt war Mäusevater am Fuße des Hügels angekommen. Mäusemutter wollte gerade den Mund öffnen, als der Kampf oben begann.

„Das ist der Wind," sagte Mäusevater, „der Wind, der das Unwetter einzuleiten pflegt."

Doch Mäusemutter wollte gleichwohl hinaus und nachschauen.

„Du solltest nicht so neugierig sein, Mutter", sagte er.

„Sei du nur ganz ruhig, du bist den ganzen Tag unterwegs", antwortete Mäusemutter ärgerlich.

„Das krieg' ich nun wohl wieder die ganze Woche zu hören, daß ich mal ein bißchen ausgegangen bin", sagte er.

Doch der Lärm hörte nicht auf.

„Sie reißen noch das Haus ein", sagte die Mäusemutter und schlüpfte hinaus.

„Na, für heute hab' ich mein Fett wohl weg", dachte Mäusevater froh. Es war ein richtig amüsanter Ausflug gewesen, fast wie in seinen seligen Junggesellentagen. Aber allmählich wurde auch er unruhig. Die Erde fiel herab, so daß er genug zu tun hatte, die Jungen davon zu säubern und ihre Tränen zu stillen.

Da kam Mäusemutter wieder hereingefahren. „Ach . . . Ach!", ächzte sie.

Er fragte, was sie so in Erregung versetzt hätte.

„Ach . . . warte . . ., bis . . . ich . . .Atem geschöpft habe!" schrie sie.

Aber jetzt wurde es noch schlimmer. Die Erde erbebte unter schwerem Stampfen. Die Jungen schwiegen vor lauter Schrecken. Der Lärm in den Glockenblumen hörte auf. Und auf einmal fiel etwas mit dumpfem Krachen gerade vor dem Nest nieder. Erde und kleine Steine stoben herein. Und ein heißer Wind blies so scharf, daß die Haarbüschel, mit denen das Nest ausgepolstert war, umherflogen.

„Rasch hinaus und sieh, was los ist!" rief Mäusevater.

„Man soll nicht so neugierig sein", sagte Mäusemutter ärgerlich und bange zugleich.

Aber Schritt für Schritt wagten sie sich beide hinaus, blieben aber dann stehen und starrten, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dicht vor ihnen lag ein schwerer Elchkopf. Hoch über dem Kopfe stand das gewaltige Gezweig des Geweihes. Und so weit sie sehen konnten, lag vor ihnen der Körper und schnaufte, daß Blüten und Blätter bebten. Die Augen waren schwarz und erschrocken. Aus den Nüstern quoll es hellrot hervor, und dicht hinter dem Blatt spritzte es über

Digitized by Google

die Blütendolden des Leinkrautes. Jetzt fingen die Elchfüße an, um sich zu schlagen, daß die Erde umherstob. Das Geweih hob sich zum Himmel, der Körper erschien so schwer und gefahrdrohend, daß die Mäuse wieder in ihr Nest huschten. Aber dann sank das Geweih zurück, die Beine streckten sich lang und müde, und der Körper wälzte sich schwer herum.

Mäusevater trippelte um den Blutsee herum, der sich schwarz im Grase gebildet hatte, setzte sich auf die Hinterbeine, guckte ins Elchauge hinein und fragte laut: „Bist du krank, Elchochse?"

„Es schmerzt so in meiner Brust," antwortete der Elchochse, „und mein Mund ist voller Blut."

Mäusevater streckte sich. Ja! richtig, dort, wo das Blut rieselte, stak etwas Spitzes hervor!

Mäusemutter schlug die Pfoten zusammen. „Das ist ja unser Elch!" rief sie. „Der uns jeden Morgen und Abend grüßt. Wir wollen dir helfen, ja, das wollenwir!" Und dann liefen sie beide auf dem einen Vorderbein des Elches hinauf.

„Uff, ich werde so blutig", sagte Mäusevater, und ihn erschauerte.

„Schäm' dich!" schalt die Mäusemutter, „es ist ja unser Elch". Und sie zerrten an dem Dinge, das aus dem Körper herausstak. Aber alles Zerren und Reißen half nichts, es saß fest. Sie hörten nur ein Stöhnen aus dem Elchmaule. Und zuweilen spritzte das Blut hoch über sie hinweg.

„Ich will Hilfe holen", sagte Mäusevater und eilte fort.

Mäusemutter kletterte herunter und setzte sich vor das Elchauge. Sie vergaß ganz das Reden, so betrübt starrte das Elchauge sie an. Und wie groß war es. Es spiegelte Gräser und Blumen, Wolken und Himmel, alles auf einmal. Und wahrhaftig, jetzt sah sie ihr eigenes kleines Gesicht in dem Auge. Immer wieder mußte sie sich das ansehen, und sie ordnete ihre Fühlhaare, daß sie hübsch geradestanden. Doch allmählich wurde es einsam und öde hier, und sie fragte: „Hast du Frau und Kinder, Elchochse?"

Der Elchochse nickte, und seine Augen wurden blank.

„Wovon bist du denn so krank geworden?" fragte die Mäusemutter und schluchzte.

„Ich äste im Walde. Da sauste etwas durch die Luft und traf mich. Die Beine brachen unter mir, und ich hustete Blut. Doch ich erhob mich und lief . . . ich wollte heim . . ., heim in meine großen Wälder."

„Wer hat dir denn das angetan?" fragte die Mäusemutter, und es schauderte sie.

„Der Mensch," antwortete der Elchochse, „und jetzt ist der Mensch hinter mir her!"

„Den Menschen habe ich nie gesehen," sagte die Mäusemutter, „aber er kümmert sich wohl auch nicht um uns Kleine."

„Der Mensch kümmert sich um alle," antwortete der Elchochse, „er tötet alle."

Mäusemutter zitterte. „Und ich habe vier Kleine hier unter dem Hügel", sagte sie. „Vielleicht willst du sie einmal sehen?" Sie schob das Gras beiseite, das das Nest verdeckte. „Sind das nicht die schönsten im Walde?" fragte sie und versteckte sie wieder, als sie meinte, daß der Elchochse genug gesehen hätte.

Der Elchochse nickte. „Hüte sie vor dem Menschen!" sagte er.

„Die so klein sind, tun dem Menschen nichts zuleide", meinte Mäusemutter.

„Hab' ich vielleicht dem Menschen etwas zuleide getan?" fragte der Elchochse. „Oder die andern, die in der Wildnis leben, haben die es je getan?"

Mäusemutter schüttelte entsetzt den Kopf und bedeckte die Jungen noch besser mit Gras.

Digitized by Google

Jetzt begann es ringsumher zu pfeifen und so dicht zu wimmeln, daß das ganze Feld graubraun wurde. Mäusevater lief voran und schrie: „Jetzt habe ich Hilfe geholt! Jetzt kommen wir!"
Und sie krochen an den Beinen des Elchochsen empor. Sie rissen und zerrten an dem Dinge, das in seinem Körper stak, doch so viele ihrer auch waren, vermochten sie dennoch nicht, es auch nur zu lockern. Der Elchochse versuchte den Kopf zu heben, doch er fiel dumpf wieder ins Gras.
Die Mäuse liefen umher, schwatzten und schrien, zuletzt aber standen sie schweigend um den Elchkopf und starrten in die kranken, schwarzen Augen.
Der Elchochs hob wieder den Kopf. „Hütet euch vor dem Menschen", brüllte er, daß es wie ein Sturm über alle Mäuse brauste. Und auf einmal stürzte ihm ein Strom von Blut aus den Nüstern, und sein ganzer Körper bebte wie im Frost einer Winternacht.
„Er ist tot", sagte der Mäusevater, und all die andern nickten: „Er ist tot!"
Und Mäusevater blies sich auf. „Er kam zu uns, damit wir ihm helfen sollten", sagte er.
„Es war unser Elch", sagte die Mäusemutter und fing an, von ihm zu erzählen.
„Nein, es war unser", sagte ein anderes Mäusepaar. „Er wünschte uns immer Guten Tag, wenn wir ihn trafen, und er hob den Fuß, um uns nicht zu treten."
„Nein, es war wirklich unser Elch", sagte ein neues Paar. „Als wir einmal zusammen aus dem Bache tranken, sagte er: Nein, trinkt ihr zuerst, sonst wühle ich das Wasser auf, daß es zu schmutzig für euch wird."
Aber dann erzählte Mäusemutter, was der Elchochse über ihre Jungen gesagt hatte.
Da gab es großes Geschrei unter allen Mäusemüttern, und alle wandten sich gegen sie. Und auf einmal lagen sie sich alle in den Haaren und prügelten sich, daß die Haare umherflogen.
Mäusevater wurde ärgerlich. „Wir müssen den Elchochsen rächen", schrie er.
Und allmählich beruhigten sie sich, und einer sagte: „Ja, wir sind die meisten im Walde." Und die andern stimmten ihm zu, und zuletzt redeten sie alle durcheinander: „Wir sind die meisten! Wir sind die stärksten! Niemand kann uns widerstehen! Niemand im ganzen Walde!"
Doch jetzt begann es über die Erde zu trampeln, schwerer und schwerer. Und auf einmal trampelte ein großer Fuß zwischen die Mäuse nieder, und dann noch ein großer Fuß.
„Das ist der Mensch!" schrie eine Maus und starrte entsetzt an den beiden Füßen hinauf.
„Wir müssen den Elchochsen rächen!" rief Mäusevater, fuhr an den Fuß und biß. Aber der trat nach ihm, daß er bewußtlos unter ein großes Blatt flog.
Die andern schwärmten heran. „Der Elchochse war unser Freund! Du hast ihn getötet!" schrien sie.
Doch der Mensch hörte wohl nicht ihre Worte, so laut und gewichtig sie waren. Und während er sich über den Elchochsen beugte, zertrampelte er alles unter sich, und wo die Füße hintrafen, da spritzte das Blut und wuchs der Schrecken in allen Mäusekörpern, die noch lebten.
Zuletzt waren nur Mäusemutter und Mäusevater übrig. Er war wieder zu sich gekommen und kletterte am Körper des Elches hinauf. Dort oben lag eine große weiße Menschenpfote. Und Mäusevater hieb darauf los. Doch auf einmal umfaßte

Digitized by Google

die Menschenpfote ihn; er sah die Wolken gerade über seinem Haupte, während Gras und Blumen ganz tief unter ihm leuchteten. Dann fuhr er in einen lichten Rosenbusch und wurde auf einem Dorn aufgespießt.
Aber Mäusemutter schrie den Menschenfuß an, der immer näher an ihr Nest herankam. Sie flüchtete hinein, doch der Fuß kam ihr nach und trampelte nieder, so daß die Jungen zermalmt wurden. Mäusemutter grub sich auf der andern Seite wieder heraus und lief und lief ... Weit fort auf der Wiese drehte sie sich um, hob die Pfote und drohte, von Trauer zerrissen und zornig dem Menschen, der dastand und den Himmel beschattete.

*

Gedicht

Von Wies Moens

Gehen wir still,
Sacht und lautlos
Im Geheimnis des Abends.
Leicht sei unser Schritt
Wie das Schweben der Engel über der Erde,
Damit wir nicht den Grashalm verwunden,
Der die Sonne getrunken,
Damit wir aus ihren Kinderträumen
Die Blumen nicht aufschrecken.

Die Blumen träumen
Von den azurnen Legenden,
Welche auf ihren Kelchrand goldene Bienen flüsterten.

Siehe, wie die Sterne beben,
Vor Ehrfurcht beben,
Da sie den Schlaf der Erde betrachten.
Siehe, wie die Sterne beben,
Die fernen, keuschen,
Vor Entzückung beben,
Da sie lauschen, wie das Leben in ihrem Schoße singt.

Gehen wir still und lautlos,
Damit wir nicht das Lächeln verscheuchen
der ewigjungen Mutter,
Die das Leben für morgen empfängt.

Übersetzt von Dr. Deeroos

Digitized by Google

Die letzte Feier

Von Hermann Hall

AN dem leuchtenden Morgen des 8. September 1874 ging durch die Schloßparkanlagen Stuttgarts ein Herr gemächlichen Schritts, den Oberkörper leicht vorgebeugt und gestützt auf einen Krückenstock. Er trug einen dunkeln, langen Schoßrock und einen Zylinderhut. Jetzt blieb er stehen, nahm den Hut ab und wandte das Haupt mit dem schlohweißen Lockenhaar gegen das Sonnenlicht, das schräg durch die bunten Baumkronen fiel und in der Herbstmorgenkühle wohlig auf dem Gesicht prickelte. Im Weiterschreiten hielt er Hut und Stock in einer Hand, bückte sich hin und wieder, las ein paar braunglänzende Kastanien auf und steckte sie in die Tasche. Ein schalkhaftes Lächeln huschte dabei über sein Antlitz, er nickte, gleichsam zustimmend, und dachte: „Alter Knabe, altes Kind!"

Es war Eduard Mörike.

Nach einiger Zeit zog er die Uhr. „Muße genug!" sagte er sich und schlug einen schmalen Pfad ein, der vom Hauptweg abseits führte zu einer Bank unter einer weitausladenden Blutbuche. Er ließ sich nieder, legte Hut und Stock neben sich, ruhte, die Arme über der Brust verschränkt, und sein Blick glitt langsam über die leuchtende Rasenfläche. „Sie ist fast noch grün wie im Frühling", dachte er. Dann aber entdeckte er vereinzelt blaßviolette Herbstzeitlosen. „Also doch! — wie sich's ziemt um diese Zeit, und heute, an meinem 70. Geburtstage. Zu leicht läßt das Herz sich betören!" Er holte tief Atem. „Das liebe Leben! Wie nahe liegen Anfang und Ende zusammen!" Ein feuchter Glanz kam in seine Augen, und seine Gedanken verloren sich im Lande seiner Jugend.

Er sah Maria wieder wie einst, als sie ihm zum ersten Male am dämmernden Morgen im uralten Lindenbaumgang Tübingens begegnet war: Aus goldbraunen Augen, die dunkle Wimpern überschatteten, traf ihn ihr erster Blick und haftete so saugend fest an dem seinen, daß ihn ein schmerzlich-süßer Schauer durchrieselte und sein Herz hämmerte. „Sei heute noch gesegnet!" dachte der Ruhende. „Bitter zwar schmeckte die Entsagung. Aber durch viele Jahre hat mich die Muse in deiner Gestalt begleitet."

Er erhob sich und ging, in sich versunken, weiter. „Es war kein leichtes Los", dachte er. „Auch Luise sollte ich nicht heimführen, und selbst von meiner Gattin mußte ich mich schließlich trennen. Mein Teil war es wohl, die Liebe nur im Liede festzuhalten."

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen, ihr Licht flutete durch die Buchen- und Ahornwipfel und vergoldete das Laub. Mörike schritt jetzt rüstig weiter auf dem Wege nach Cannstatt. In den Anlagen war es lebhafter geworden. Barhäuptige Kinder tummelten sich, warfen sich rotglänzende Bälle zu oder trieben Reifen, und ihre hellen Stimmen hallten. Nun erklang Hufschlag. Ein Wagen fuhr daher, bespannt mit zwei leichtfüßig trabenden Schimmeln in blitzendem Geschirr, auf dem Bock Kutscher und Lakai mit glitzernden Tressen. Der königliche Wagen. Mörike grüßte unter tiefer Verbeugung. Die Königin, neben sich die Hofdame und auf dem Schoß ihr weißes, pudeliges Hündchen, dankte erst förmlich, hierauf aber, den Grüßenden erkennend, noch einmal mit lächelndem Gesicht und verbindlicher Handbewegung.

Digitized by Google

Die Anlagen waren zu Ende. Von der Neckarbrücke kam ein Herr, aus größerer Entfernung schon lebhaft mit dem Hute winkend. Mörike schwang ebenfalls den Hut und beschleunigte seine Schritte. Dann schüttelten sich beide die Hände. „Tausend gute Wünsche!" sagte Wilhelm Hartlaub. „Just wird es Zeit zum Festmahl! Die Kannenwirtin hält auf Pünktlichkeit." Arm in Arm gingen die Freunde ihres Weges, und Mörike pries den heiteren Morgen, der ihn erquickt habe wie keiner seit Wochen. Bald betraten sie das braungetäfelte Wohnzimmer des Gasthauses. Auf dem weißgedeckten, runden Tisch in der Ecke stand ein großer Strauß Astern, bunt leuchtend in Rot, Weiß und Blau, und daneben in einer Schale lagen honiggelbe Birnen aufgehäuft. „Grüße aus dem Stöckenburger Pfarrhaus!" sagte Hartlaub. „Ihr guten Leutchen!" sprach Mörike. „Darum also wolltest du durchaus vor mir hier sein, um die Tafel zu bereiten. Innigen Dank!"
Sie nahmen Platz und ließen sich die duftende Kräutersuppe und die knusprig gebratenen Hühnchen wohl munden. Der Wein perlte in den Gläsern. „Auf ein langes Leben!" sagte Hartlaub ein wenig befangen und erhob den Römer. „Auf ein friedsames Ende!" erwiderte Mörike gedämpft. „Was sollten wir Alten uns sonst noch wünschen?" Sie stießen an, und es gab einen reinen Klang. „Orplid, das Land unserer Sehnsucht," fuhr er gedankenvoll fort, „wie weit und strahlend lag es vor uns im Sonnenlicht, als wir jung waren — nun aber ist es zusammengeschrumpft, und die Abendschatten breiten sich darüber —, zuletzt bleibt uns nichts davon übrig als ein Grabhügel." „Glücklich der, dem Unsterblichkeit beschieden ist!" sagte Hartlaub bedeutsam. Ein feines Lächeln spielte um Mörikes Mund. „Zu viel der Ehre, lieber Balser[1]", entgegnete er. „Glücklich war der Pfarrer von Klepperfeld[2], wenn er es auch damals nicht glauben wollte. Er hat eigenhändig mit dem Grabscheit den Garten bestellt und seinen Salat gebaut, wovon die Bauern nachts ihren Anteil holten — dafür hatte er eine willkommene Anknüpfung bei der Sonntagspredigt; er ist in den Wäldern herumgelungert und hat Namen in die Bäume geschnitten; er hat stundenlang in seiner Sommerlaube geträumt, während Rosenduft zu ihm drang und ferner Donner grollte." „Mitunter hat er aber auch ein Gedicht gemacht!" unterbrach Hartlaub belustigt. „Freilich, freilich, jedoch — das war durchaus nicht so wichtig!" „Ei, was du nicht sagst!" Beide lachten und ließen die Gläser klingen. „Aber nun wollen wir die Birnen kosten!" sagte Mörike. Er schälte sich eine und aß sie mit Behagen. „Vortrefflich, wie alles aus Stöckenburg!"
Die andern Gäste waren gegangen, und so saßen die Freunde wieder allein. Sie rauchten schweigend ihre Zigarren zum stark duftenden Kaffee und wechselten nur hie und da ein flüchtig Wort. Die Uhr tickte herein in die Stille, eine verspätete Fliege surrte und stieß manchmal, ärgerlich brummend, an die Fensterscheibe. Auf dem Blumenbrett flammten feurigrot die Geranienblüten. Da begann Mörike mit einer etwas zagen Stimme, worin gleichsam die schwermütige Erinnerung an verflossene Zeiten nachzitterte: „Weißt du es noch? An meinem 21. Geburtstage habt ihr mir durch die Aufführung von Mozarts „Don Juan" unvergeßliche Stunden bereitet. Magst du etwas spielen?" „Gern!" erwiderte Hartlaub. Er ging zum Klavier und schlug ein paar Akkorde an. Das Pedal knarrte ein wenig; aber er verstand es meisterhaft, weiche, singende Töne hervorzulocken. Nach kurzer Einleitung spielte er das „Adagio cantabile" aus Beethovens „Sonate

[1] Kosename.
[2] Scherzname für Cleversulzbach.

Digitized by Google

Pathétique". Mörike horchte mit geschlossenen Augen und saß noch lange ganz still, als der letzte Akkord verklungen war. Endlich sagte er: „Es war mir, als sähe ich in ein ruhig leuchtendes Abendrot, das zuweilen etwas stärker aufglomm und allmählich sanft erlosch. Laß uns heimwärts gehen!"
Am Abend, beim Licht der Lampe, ruhte Mörike im Lehnstuhl und blätterte in seinen Gedichten, während Schwester und Tochter schweigend ihre Häkelarbeiten verrichteten. Da erklang mit einem Mal ein voller Akkord wie von einer Harfe. Die Frauen blickten einander verstört an. Mörike hob den Kopf und lauschte geraume Weile in die atemlose Stille. Dann stand er auf und sprach leise mit feierlichem Ernst: „Das hat mir gegolten! Es war mein letzter Geburtstag. Gute Nacht!"
Und mit langsamen Schritten verließ er das Zimmer. — — —

*

Weltverloren

Ein Wald heißt Weltverloren,
drin geht ein Brünnlein klar,
und dem, der hier geboren,
gerät es wunderbar.

Das Rätsel dieser Quelle
schenkt wundersamen Trank:
die Augen macht er helle,
die Seele macht er krank.

Hat einer Augensterne
so weltverloren blau,
als säh' des Himmels Ferne
in einen alten Bau:

den brauchst du nicht zu fragen,
welch einen Weg er kürt,
denn seine Augen sagen,
daß ihn ein Wunder führt.

Du kannst ihn sprechen hören
von Dingen dieser Zeit,
doch laß dich nicht betören —
sie sind ihm Nichtigkeit.

Du kannst ihn lachen hören
in jugendtoller Lust,
doch laß dich nicht betören —
es weint in seiner Brust.

Du kannst ihn sehen handeln
wie einen, der gewohnt,
in dieser Welt zu wandeln,
die nur den Starken lohnt.

Und doch rinnt keine Stunde
ins Meer der Ewigkeit,
die er nicht dunkler Kunde
weltfernen Glückes weiht.

Er weiß, des Tages Klarheit
ist nur ein leerer Schein,
der Wesen letzte Wahrheit
muß tief, viel tiefer sein.

Er weiß von allen Dingen
geheime Wissenschaft,
er weiß, einst müssen springen
die Fesseln seiner Haft.

Ein Märlein hört er rauschen,
von wannen, weiß er kaum,
und möcht sein Leben tauschen
für diesen holden Traum.

Ein Wald heißt Weltverloren,
drin geht ein Brünnlein klar,
und dem, der hier geboren,
gerät es wunderbar.

Oswald Menghin

Digitized by Google

Kultur und Karikatur

Von Gustav Renner

WÄRE der Stand unserer Kultur nach der Anzahl der heute über diesen Gegenstand erscheinenden Bücher zu beurteilen, so müßten wir auf einer Höhe der Entwicklung stehen, wie sie zu keiner Zeit noch erreicht worden ist. Kein Gebiet wird dabei verschont. Nichts und niemand ist von diesen Bestrebungen und Forderungen sicher. Wer etwas Humor hat, könnte bei dieser allgemeinen Neigung zur Weltverbesserung auf den Gedanken kommen, daß man gemeinhin von dem am meisten spricht, was man am wenigsten besitzt. Ständen aber nur die Autoren der erwähnten Schriften auf dem von ihnen geforderten Standpunkte, zu dem sich die andern erst emporläutern sollen, so könnten wir immerhin mit dem Niveau unserer Kultur schon zufrieden sein. Ob diese Voraussetzung aber immer zutrifft, ist ja schließlich eine nicht so leicht auszumachende Sache. Jedenfalls wäre es besser, man predigte weniger und handelte mehr in solchem Sinne.

Bei alledem fällt aber doch auf, daß man dort, wo wirklich eine Reinigung und Vertiefung unserer Anschauungen und Empfindungen in Angriff genommen werden könnte, nichts zu sehen scheint. Oder ist man eines unbefangenen Blickes nicht mehr fähig? Ist uns der Maßstab für eine wirkliche Kultur verlorengegangen? Verlegt man sie vielleicht auf ein falsches Gebiet? Dazu mag man sich nun stellen, wie man will; sicher ist, daß man anscheinend vergessen hat, daß das Zeichen und Ziel jeder echten Kultur Einheitlichkeit und gleichmäßige Ausbildung aller menschlichen Anlagen ist. Statt dessen legt man heute allen Wert auf das Ästhetische, während dieses doch nur eine Seite, und nicht einmal die wichtigste, jeder wahren Kultur ist.

Alle wahre Kultur ist schöpferisch und positiv. Das ist ihr Maßstab nach jeder Richtung hin. Betrachtet man von diesem Standpunkt aus unsere heutigen Zustände mit unvoreingenommenem Blicke, sieht man sie, soweit dies ein Lebender vermag, gleichsam historisch an, so muß jedem auffallen, welche beherrschende Rolle die verneinende Geistesrichtung in unserem gesamten öffentlichen Leben spielt. In der bildenden Kunst und in der Literatur tritt das als Karikatur und Satire in Erscheinung. Es gibt nichts an Einrichtungen, Anschauungen und Persönlichkeiten, das nicht heruntergezogen und verhöhnt würde. Niemals, soweit man die Geschichte zurückverfolgt, ist das in solchem Maße und mit solchem Einflusse auf die allgemeine Geistesverfassung ausgeübt worden. Am sichtbarsten ist das, wie natürlich, in der bildenden Kunst. Es ist, als ob unsere Künstler die Dinge gar nicht mehr schlicht und unbefangen zu sehen vermöchten. Ihr ganzes Schaffen spitzt sich auf die Karikatur zu, selbst wo diese nicht schon an sich das Ziel ist. Überall ein Übertreiben nach dieser oder jener Richtung hin, selten eine auch nur einigermaßen objektive Stellung dem Motive gegenüber. Man nennt das freilich, soweit die Karikatur nicht eingeständlich von vornherein in Frage kommt, Hervorhebung des Charakteristischen, Ausprägung der Individualität und wer weiß, wie sonst noch. Dergleichen schöne Worte sind ja immer bei der Hand. Entscheidend bei der Entstehung eines Kunstwerkes ist aber doch die Weltanschauung, oder, um es bescheidener auszudrücken, der gesamte Geistes- und Gemütszustand, aus dem es entspringt. Dabei ist es merkwürdig, daß,

Digitized by Google

während man, wie nie vorher, das „l'art pour l'art" betont, fast alle heutigen Kunstwerke auf jedem Gebiete nicht aus unbefangener Bildnerfreude oder reinem Schöpferdrange, sondern aus der oder jener Tendenz entstehen, sei es nun aus Oppositionsgeist, aus der Sucht, aufzufallen oder zu verblüffen, aus Schadenfreude, Spottlust, Haß oder Hohn. Auch wenden sie sich nicht, wie es echte Kunst tut, an die Empfindung, sondern an den Verstand. Sie werden im Problem, in der Tendenz, in der Form, bei der bildenden Kunst sogar in der Farbe witzig. Das wäre, wenn es sich nur um eine Mode handelte, nicht gar so schlimm. Moden gehen vorüber. Karikatur hat es ja auch zu allen Zeiten gegeben, sie war aber immer nur eine gelegentliche Äußerung. Bedenklich erst ist die unglaublich zunehmende Schätzung und Förderung ihrer Bedeutung und ihres Einflusses, noch bedenklicher die wachsende Freude an Zerrbildern jeder Art. Das deutet mit Sicherheit auf etwas Ungesundes im Leben unseres Volkes. Die Freude am Herabsetzen, an der Kritik, an der Hervorhebung der negativen Seiten an Personen, Werken und Zuständen ist aber nicht nur ein sittlich bedenkliches Zeichen, sondern auch ein Hemmnis für die Entwicklung einer wahren und gesunden Kultur überhaupt. Goethe, den man ja merkwürdigerweise heute als Schutzpatron bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anruft, betont an vielen Stellen die absolute Wertlosigkeit alles Negativen. Es ist aber nicht nur wertlos, sondern auch in vielen Beziehungen ein Zeichen geistiger und charakterlicher Inferiorität. Der Wert eines Menschen besteht in der Summe der in ihm vorhandenen schöpferischen und aufbauenden Kräfte. Die kleinste Tat wiegt schwerer als die beste Kritik. Der Niedergang der schöpferischen Kräfte eines Volkes zeigt sich am klarsten in der wachsenden Vorliebe für Kritik und Verneinung aller Art. Bei einer wirklichen Kultur handelt es sich um die Veredlung der Instinkte, aus denen ja alles Schöpferische hervorgeht; in der einseitigen Entwicklung des kritischen Verstandes hingegen liegt die Gefahr geistiger Unfruchtbarkeit. Alles Schöpferische ist positiv.

Die Folgen gehen aber noch weiter. Die Einseitigkeit einer solchen Auffassung, die die Gesamtheit einer Erscheinung mit ihren wechselseitigen Beziehungen nicht zu übersehen vermag, führt notwendigerweise zu einer Verkümmerung aller übrigen Anlagen, in sittlicher Beziehung aber in vielen Fällen zur Abstumpfung jeder feineren Empfindung; ist es doch nicht nur inferior, sondern oft genug einfach roh, an den allen Menschen und allem Menschenwerk anhaftenden Unzulänglichkeiten Gefallen zu finden. Goethe, dieser durchaus positive Mensch, konnte Karikaturen nicht ausstehen, wie er ja auch einen Abscheu vor Affen hatte, die er als Zerrbilder des Menschen ansah. Überhaupt wird ein harmonischer und schöpferischer Mensch im allgemeinen die Karikatur schon deshalb nicht lieben, weil sie die Ehrfurcht und Scham vor dem Wesen der Dinge zerstört. Ohne diese Ehrfurcht und Scham aber gibt es nichts Großes. Eine Kultur aber gar, deren Wesen sich in Karikatur und Satire jeder Art und Richtung offenbart, geht ihrem Ende entgegen, wenn ein solcher Zustand überhaupt noch Kultur und nicht vielmehr Kulturzersetzung genannt werden kann.

Dieser Niedergang aber ist offenbar. Wenn man sich, wie vielfach geschieht, mit den technischen Fortschritten unserer Zeit brüstet, so liegt dem ein großer Irrtum zugrunde. Technische Erfindungen haben mit wirklicher Kultur gar nichts oder nur sehr mittelbar zu tun. Die Griechen sind auch ohne solche zur Höhe ihres Menschentums gelangt. Es liegt hier die alte Verwechslung zwischen Kultur und

Digitized by Google

Zivilisation vor. Letztere erstreckt sich auf die äußeren Lebensbedingungen und ist materieller Natur; sie kann sehr wohl mit innerer Roheit verbunden sein. Wirkliche Kultur aber bezweckt eine Erhöhung des inneren Menschen und eine gleichmäßige Ausbildung und Beziehung aller vorhandenen Anlagen und Betätigungen auf dieses innere Zentrum hin. Ihr Ziel ist der harmonische Mensch. Die Höhe einer Kultur eines Volkes aber — denn auch das verhältnismäßig unentwickelteste kann eine solche in sich gefestigte Kultur besitzen — bemißt sich nach ihrem allgemeinen künstlerischen, geistigen und sittlichen Niveau und der Anzahl der daran Teil habenden Individuen. In mancher Hinsicht sind jene technischen Errungenschaften, indem sie die geistigen Kräfte nach außen hin ablenken und die wahren Kulturziele verrücken, eher als ein Hindernis für den Ausbau der Persönlichkeit zu betrachten. Jedenfalls sind sie für den Kern der Frage unwesentlich.

Daran können auch alle möglichen ästhetischen Bestrebungen nicht viel ändern. Diese Seite menschlicher Betätigung wird ja im allgemeinen ebenfalls in ihrer Bedeutung überschätzt. Der Wert und Sinn des Lebens liegt weder im Intellektuellen, noch im Ästhetischen. Die Welt ist ein moralisches Phänomen. Am tiefsten haben das die Inder begriffen. Es gilt das auch für den einzelnen Menschen und seine Kultur. Daß Moral hier nicht im Sinne wandelbarer und engbegrenzter Anschauungen zu verstehen ist, sondern als höhere und harmonische Lebensgestaltung überhaupt, die über das Maß des bloß dem persönlichen Nutzen Dienenden hinausgeht, ist selbstverständlich. Man kann das freilich auch noch tiefer fassen, doch das kommt hier nicht in Betracht.

Nun sagt man freilich, daß Karikatur und Satire, abgesehen von ihrer künstlerisch formalen Seite, insofern eine sittliche Bedeutung haben, als sie die Schäden und Fehler sozialer und sonstiger Zustände oder einer Persönlichkeit aufdecken, um Raum und Gelegenheit für Besseres zu schaffen. Das hat an sich zunächst für die Karikatur wenig Sinn, denn es liegt im Wesen der bildenden Kunst, daß sie nur unmittelbar durch das Dargestellte wirkt und eine Auflösung von Dissonanzen in einem höheren Ziele nicht geben kann. Das vermöchte sie höchstens einigermaßen in zyklischer Form, und auch dann nur mit literarischer Erläuterung. Im allgemeinen wirkt sie also nur als Pamphlet, sofern sie ein Ziel, sei es nun eine Persönlichkeit oder einen bestimmten Vorgang, im Auge hat. Nicht besser ist es, wenn sie ohne ein solches Ziel überhaupt nur die Verzerrung der menschlichen Gestalt bezweckt, wird doch dadurch der Sinn und die reine Empfänglichkeit für die höchste irdische Form auf Abwege geleitet. Daß diese Schädigungen der formalen Empfindungen auch auf das Seelische einwirken, ist selbstverständlich. Die Karikatur hat also in keiner Weise eine sittliche Berechtigung, wobei ich unter Sittlichkeit zunächst das verstehe, was als Schranke der individuellen Triebe der Entwicklung des Organismus der Allgemeinheit wie auch des einzelnen förderlich ist.

Die literarische Satire freilich kann aus sittlichen Motiven entspringen, ja, sie ist im Grunde die einzige künstlerische Form — denn sie kann sehr wohl auch Kunst sein —, die sich nicht nur mit sittlicher, sondern einer geradezu moralisierenden Absicht verträgt. Freilich sagt Hebbel mit Recht: „Satire, die nicht von dem freiesten Geiste ausgeht, ist unausstehlicher als der ärgste Pedantismus." Das läßt sich noch erweitern: Satire, sofern sie überhaupt nicht nur aus bloßer hämischer Schadenfreude, aus Rachsucht, Parteileidenschaft, Haß und ähnlichen

Digitized by Google

Motiven, sondern, wie man gewöhnlich behauptet, aus Besserungsabsichten entspringt, besitzt nur dann eine Berechtigung, wenn sie aus dem heiligen Zorn eines wirklich gefestigten und sittlich höherstehenden Menschen hervorgeht. Ist das nicht der Fall, so ist sie, wenn nichts Schlimmeres, einfach Heuchelei. Nirgends ist die Persönlichkeit wichtiger als hier. Man sehe sich aber, wenn man weiß, was es heißt, einen solchen Maßstab an die Welt zu legen, unsere heutige Satire und Karikatur unter dem Gesichtspunkte an, ob der Angreifer und Ankläger wirklich soviel besser als der oder das Angegriffene ist. Wer aber richtet, der sehe zu, daß er nicht sich selbst dabei richte.

Es gibt nun aber außer jener aus heiligem Zorn hervorgegangenen Satire, die unmittelbar auf moralische Besserung ausgeht, einen Standpunkt über den Dingen, von dem aus man deren Widersprüche und Unzulänglichkeiten wohl gewahrt, nicht aber ohne weiteres den ersten besten dafür verantwortlich macht, sondern dies als zu einem großen Teile mit dem Menschen und der Welt selbst gegeben betrachtet. Also keine Entrüstung, sondern lächelndes Verstehen aus tiefer Einsicht in das Wesen der Welt heraus. Das ist der Humor. Dieser klagt auch nicht an, sondern stellt dar, ist also durchaus Kunst. Auch ist er seinem Wesen nach positiv und geht wie aus dem freiesten Geiste so zugleich aus dem wärmsten Herzen hervor. Aus diesen Gründen, und weil er die höchste Entwicklungsstufe des Einzelnen überhaupt darstellt, ist der echte Humor so selten. Mit den Erzeugnissen jener negativen Geistesrichtung, für die er so oft den Namen hergeben muß, hat er nicht das geringste zu tun. Sie verletzen und zersetzen, der Humor aber heilt und baut auf, indem er, sich über alle Einseitigkeiten und Gegensätze erhebend, auf die Einheit und Notwendigkeit alles Geschehenden hinweist.

Soll nun aber jede Karikatur und Satire jener Art verbannt sein? Davon ist keine Rede, auch wäre das unmöglich, denn die Neigung, andere zu beurteilen und zu richten, selbst wenn man den Balken im eigenen Auge nicht bemerkt, liegt mehr oder weniger tief in der menschlichen Natur. Es gilt nur, ihr Übermaß und ihren Einfluß einzuschränken. Nun machen wohl viele, durch die mannigfachen Leiden und Widersprüche dieses Lebens veranlaßt, eine solche Periode der Satire und Negation durch: das kennzeichnet sie aber schon als bloßes Durchgangsstadium. Es ist eine Weltanschauung aus der Froschperspektive, was freilich nur beweist, daß der Betreffende noch im Sumpfe sitzt, so weise und witzig er sich im übrigen dabei vorkommen mag. Das Entscheidende ist, ob man darin verharrt oder nicht. Will man also eine wirkliche Kultur, so trete man dieser Freude am Abnormen, an Verzerrung, Verhöhnung und den sonstigen geschilderten Äußerungen einer negativen Sinnesart entgegen, wo man kann. Vor allem aber höre man mit dem Gerede von der kulturellen Mission dieser Geistesrichtung und ihrer Erzeugnisse, insbesondere der Karikatur, auf. Man bezeichne sie, was vielleicht am besten und schnellsten hilft, einfach als geistige Minderwertigkeit, als Rückständigkeit und Beschränktheit. Das trifft übrigens auch zu, selbst wo einfach Bosheit und Schlechtigkeit ins Spiel kommen, denn von einem höheren Standpunkt aus ist das Böse nicht nur schlecht, sondern auch beschränkt und dumm. Die volkstümliche Redensart vom dummen Teufel hat einen tieferen Sinn, als man denkt.

Wenn man sehen will, wie weit wir uns von echter Kultur entfernt haben, wie sehr wir hierin herabgekommen sind, so vergleiche man einmal eingehender unsere Zeit mit der vor hundert Jahren. Der Unterschied ist im höchsten Grade beschämend. Eine solche Fülle geistig, sittlich und auch ästhetisch durchgebildeter

Digitized by Google

Persönlichkeiten in allen Schichten unseres Volkes haben wir niemals sonst aufzuweisen gehabt, am wenigsten heute. Zu großem Stolz auf die heutige Kulturhöhe haben wir also wenig Anlaß. Man wende nicht ein, unsere Zeit habe andere Aufgaben. Die rein menschlichen und kulturellen Ziele sind unter allen Verhältnissen die gleichen. Und da Goethe, diese höchste Ausprägung der positiven und aufbauenden Kräfte unseres Volkes, schon mehrmals im Verlaufe dieser Ausführungen herangezogen worden ist, so möge er auch das letzte Wort haben. Er äußert sich nämlich über diese Sache zu Eckermann folgendermaßen: „Das Negative ist überall nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfindet."

*

Das Leben – ein Traum

Er war ein träumender Knabe,
und dies war sein Kindheitstraum:
selig hinauszufliegen
in der strahlenden Sterne Raum,
im Banne der Wunder zu beben,
von denen es zu ihm drang,
alle die Märchen zu leben,
die ihm das Dunkel sang.

Er wuchs empor in Träumen,
und dies war sein Jünglingstraum:
zu schlagen fröhliche Schlachten,
zu ragen im Kampf wie ein Baum,
faulen Frieden zu hassen,
zu dienen als Schwert und Schild,
zu siegen oder zu sterben,
wo es das Hohe gilt.

Mann ist er träumend worden,
und dies war sein Mannestraum:
daß er ins Wesen der Dinge
dringe durch Schimmer und Schaum,
daß er in Treue vollbringe
die Pflicht im gezogenen Kreis,
am Arme des Weines erringe
des Glückes lachenden Preis.

Träumer ist er geblieben,
und dies war sein Greisentraum:
stillen Verzicht zu lieben
für seiner Tage Saum,
die Träume seiner Jugend
lächelnd zerbrochen zu sehn,
an einem Spätherbstabend
wunschlos von hinnen zu gehn.

Dann kam in der letzten Stunde
leise der letzte Traum,
küßte die Seele, die wunde,
und spann sie in Blütenflaum.
Doch als er staunend erwachte
in einen klaren Tag,
da sah er, wie tief das Wahre
im Wunder der Kindheit lag.

Oswald Menghin

Digitized by Google

J. K. Huysmans

Von Wilhelm Schamoni

„Der Roman ist ein Spiegel, der sich auf einer großen Landstraße bewegt. Bald spiegelt er das Blau des Himmels, bald den Schmutz der Straße." (Stendhal.)

HUYSMANS' Werk ist ein Spiegel. Als es sich auf der großen Landstraße bewegte, spiegelte es die Straße. Als aber Huysmans von ihr abgebogen war auf den schmalen Weg, spiegelte es das Blau des Himmels. Das katholische Frankreich feiert heute den Wanderer des schmalen Weges, denn es sind nun zwanzig Jahre, daß er sein Ziel erreicht hat.

Die Worte vom Spiegel hat Stendhal ernst gemeint, als er sie schrieb, um eine seiner romantischsten Stellen zu versteifen. Auch der Naturalismus nahm sie ernst, als er sie zu seinem literarischen Programm machte. Der naturalistische Roman wollte ein Spiegel sein, der sich auf einer Landstraße bewegt. Hätte er sein Ziel erreicht, so wäre der Roman der Film einer Landschaft, die fortlaufend von einer Landstraße aus aufgenommen ist. Aber der naturalistische Roman ist nur der Film, der auf einer sehr scharf photographierten Straße einen Mann zeigt, der auf ihr fortläuft, ohne sie zu verlassen. Der Naturalist projiziert seine Selbstbeobachtungen auf die Straße, knetet sie im Lehm und nimmt sie wieder auf. Ist sein Roman ein Spiegel? Ein Spiegel, von dem man, Kierkegaards Wort verändernd, sagen könnte: „Schaut ein Bock hinein, schaut kein Apostel heraus."

Huysmans Werk spiegelt die Straße und den schmalen Weg. Die Straße, als er, Freund und Jünger Zolas, seinen Beitrag zu den *Soirées de Médan* gab, die ihren Verfassern, wie es in dem Vorwort heißt, „einer einzigen Idee zu entstammen, ein und dieselbe Philosophie zu haben schienen". Und den schmalen Weg, als ihn der Strahl der Gnade auf seiner Straße getroffen und ihn auf den anderen Weg geworfen hatte.

Huysmans stammt aus einer holländischen Malerfamilie. Sein Vater war nach Paris ausgewandert, wo Joris Karl am 5. Januar 1848 geboren wurde. Die religiöse Erziehung des Knaben war sehr mangelhaft, und das geistliche Brot, das die Eltern dem Kinde nicht gaben, wurde ihm auch von der Schule nicht geboten. Huysmans besuchte nicht die Jesuitenschule, deren Lob er in *„Gegen den Strich"* so begeistert spricht. Er besuchte ein staatliches Lyzeum, das er ungläubig verließ, ohne zu wissen, was der Glaube ist. Über das Leben, das er nun zu führen begann, konnte sich Huysmans bei seiner schweren Gemütsart nicht leichtsinnig und geistreich hinwegsetzen. Er brauchte auch nicht das Leben bis zum letzten Tropfen ausgekostet zu haben, um dann beim Pessimismus zu landen. Aber er gehörte auch nicht zu jenen, die, wenn sie älter werden und nachdem ihnen das Leben das gebracht hat, was sie von ihm verlangt haben, ihren Pessimismus in einen optimistischen Glauben an den Fortschritt des menschlichen Geistes oder an eine Vervollkommnung der Gesellschaft kehren können, wie Zola etwa, weil sein Pessimismus ein moralischer Pessimismus war, der seinen Grund hatte in dem unmoralischen Leben, das er führte.

Huysmans wurde Naturalist. Er zeichnet die Welt, so wie er sie sieht. Er komponiert keine große Handlung, die uns zu einem Schluß zwingen soll. Die naturalistische Tendenz fehlt ihm. Wenn wir seine ersten Werke lesen, fühlen wir eine

Digitized by Google

tiefe Traurigkeit. Was soll nun geschehen? Die anderen deuten es an, sagen es uns. Huysmans zeigt nicht einmal einen falschen Ausweg. Eine der Novellen seiner ersten Zeit führt den Titel: „*Stromabwärts*". Darin heißt es: „Er übersah mit einem einzigen Blick die ganze trostlose Öde seines Daseins, die ganze Nutzlosigkeit all seiner Bestrebungen. Man muß sich eben stromabwärts treiben lassen. Schopenhauer hat recht: Das Leben eines Menschen schwankt wie ein Perpendikel zwischen Schmerz und Langeweile."

In seinen ersten Werken ließ Huysmans sich treiben. Er sah alles schwarz, er kannte keine Hoffnung. Aber dann stieg „der Ekel gegen das Leben und die amerikanischen Sitten seiner Zeit" in ihm auf. Das Stromabwärtstreiben ging ihm „Gegen den Strich". Er springt ans Land, ein Mensch mit gebrochenen Nerven, der sich aus den Trümmern, die er findet, ein Haus baut und weite Wege macht, um es auszuschmücken. Der Held von „*Gegen den Strich*", Des Esseintes, flüchtet vor der Gesellschaft, die er haßt. Die Umwelt betäubt ihn. Er sondert sich von ihr ab und sucht seine Zuflucht in dem Raffinement der Kunst. Die überreizte Sinnenempfindlichkeit des Nervenkranken ist das Sprungbrett, von dem er ins Reich der Träume fliegt. Aber seine Träume müssen verfliegen: Der Körper bricht zusammen. Man sollte meinen, dem körperlichen Zusammenbruch müßte die Verzweiflung folgen bei einem Menschen, den nur ein krankhafter Ästhetizismus zu halten scheint, aber anstatt einer Katastrophe ein Gebet! „Herr, hab' Mitleid mit dem Christen, der zweifelt, mit dem Ungläubigen, der glauben will, mit dem Sträfling des Lebens, der sich aufmacht, allein unter dem Firmament, das nicht mehr erleuchtet wird von den Trostfackeln der alten Hoffnung!"

Dieses Gebet kommt ganz unerwartet, wenn auch in dem Buche manche Seiten stehen, die eigentlich nur von einem Katholiken geschrieben sein könnten. Zwischen diesen Seiten und dem Ästhetizismus des Helden und seinen Perversitäten besteht ein Widerspruch, der auf ein Entweder-Oder drängt, das Huysmans aber in seinem inneren Wirrwarr noch nicht bemerkte. Barbey d'Aurevilly, der in dem Kampfe, den das Buch entfachte, am klarsten den Seelenzustand erkannte, in dem Huysmans sich befand, schrieb: „Nach einem solchen Buche bleibt dem Verfasser logischerweise nur noch die Wahl zwischen der Mündung der Pistole und den Füßen des Kreuzes." Aber er fragte auch: „Wird der Verfasser eine Wahl tun?" Huysmans hat das Kreuz gewählt. „Gegen den Strich" war das Samenkorn, das in dem kranken Des Esseintes zu keimen begann, und das der Durtal der späteren Werke, der genesene Des Esseintes, entfaltete. Für die Dekadenzliteratur wurde dies Buch die Bibel.

Huysmans ist ein wundervoller Schilderer, er hat nicht die Gestaltungskraft Zolas. Seine Schwäche wurde ihm heilsam, denn sie erleichterte ihm, das Fiasko des Naturalismus zu sehen und aus seiner Enge herauszukommen, in der weiterzustürmen Zola die Kraft hatte. Die Art seiner Kunst verlangte danach, die Grenzen des Romans zu durchbrechen. Der Roman sollte „ein Rahmen werden für ernste Arbeiten, eine neue Form für Kunst, Wissenschaft und Geschichte". (Vorwort zu „Gegen den Strich", das zwanzig Jahre später zu einer Neuauflage geschrieben ist.) Je länger er über das Buch nachdachte, „desto größer wurde der Vorwurf und erforderte geduldige Forschungen; jedes Kapitel wurde der Extrakt einer Sonderheit, die Essenz einer verschiedenen Kunst, verdichtete sich zu einem ‚of meat' von Edelsteinen, Parfüms, Blumen, kirchlicher und weltlicher Literatur, profaner Musik und Kirchengesang". (Vorwort.)

Digitized by Google

Diese Arbeiten brachten Huysmans dazu, die Kirche unter recht verschiedenen Gesichtspunkten zu studieren. Wie war es möglich, daß eine Religion, die für die Kinder gemacht schien, so wundervolle Werke hat erstehen lassen? Huymans „strich um die Kirche herum". Er glaubte sich weit fort von ihr. „Ich dachte nicht, daß von Schopenhauer, den ich mehr als billig bewunderte, zur Weisheit Salomons und zum Buche Job nur ein Schritt sei: Die Prämissen über den Pessimismus sind dieselben, nur versteckt sich die Philosophie, wenn es sich darum handelt, die Folgerungen zu ziehen. Ich liebte seine Gedanken über den Abscheu vor dem Leben, über die Dummheit der Welt und die Härte des Schicksals; ich liebe sie auch in der Heiligen Schrift; aber Schopenhauers Betrachtungen führen zu nichts; er läßt uns gleichsam in der Schwebe; alles in allem sind seine Aphorismen nur ein Herbarium mit trockenen Pflanzen; die Kirche erklärt den Ursprung und die Ursache, sie deutet den Zweck, bietet Heilmittel; sie begnügt sich nicht damit, uns eine Seelenkonsultation zu gewähren, sie behandelt und heilt uns, während der deutsche Kurpfuscher sorgfältig feststellt, daß die Krankheit, an der wir leiden, unheilbar sei, und uns dann grinsend den Rücken kehrt." (Vorwort.)
Studien über den Satanismus des 16. und 19. Jahrhunderts trieben Huysmans aus seiner unentschiedenen Haltung. Die Realität des Satanismus, die Existenz von Satanisten, deren unergründliche Bosheit ohne den Satan das größte Rätsel sein müßte, das die Welt kennt, zwangen ihn, zu wählen. Der Materialismus wird mit Beelzebub ausgetrieben. Huysmans glaubt wieder an Gott. Die Kirche erscheint als die Macht, der der Kampf des Satanismus gilt und die ihn allein bekämpfen kann, und die die Pforten der Hölle nicht überwunden *haben*. Aber von der Kirche, die die Pforten der Hölle nicht überwinden *werden*, ist er noch weit. Die Kirche erscheint unter einem neuen Licht, aber er hat noch nicht das Licht des Glaubens. Er kennt noch nicht den Glauben. Und es lockt ihn gar nicht, den Glauben kennenzulernen, seine Vorurteile halten ihn ab. Aber seine Arbeiten nehmen ihm eines nach dem andern. Er gelangt auf den Punkt, wo er sich sagen muß: Es ist meine Pflicht, die Kirche zu studieren. Aber da schreckt er vor ihren praktischen Forderungen zurück.
Eines Tages trat Huysmans aus Neugierde und zum Zeitvertreib in die Kirche von St. Severin, nachdem er jahrelang keine Kirche betreten hatte. Die Zeremonien und der Choralgesang ergriffen ihn. Er fühlte ein inneres Zittern in seiner Seele wie beim Lesen eines schönen Buches. Von nun an trat Huysmans öfter in diese Kirche und besuchte auch die anderen. Allmählich kam er dahin, seine Morgen und Abende in den Kirchen zuzubringen. Er setzte sich in einen Winkel und sah den Zeremonien zu und hörte den Choral und träumte. Allmählich begann er Ekel vor sich selbst zu empfinden. Er will nun von seinen Gewohnheiten lassen, aber er kann es nicht, er will glauben, aber seine Einwände scheinen ihm unwiderleglich. Er ist unglücklich. Er ruft wie Augustinus: „Morgen, Herr!" Aber am nächsten Tage lebt er nicht besser, und seine Zweifel hören nicht auf. Indessen setzt er seine Kirchenbesuche fort. In den Kirchen fühlt er sich am wohlsten, die unreinen Gedanken verstummen, der Ort ist heilig, die Steine reden von seiner Heiligkeit. Aber wenn er wieder zu Hause ist, ist er wieder der alte, der will und nicht kann, dessen Kämpfe Niederlagen werden und der zu einer Entscheidungsschlacht nicht den Mut aufbringt.
Aber plötzlich ist die Entscheidung gefallen. Er *hat sich* nicht entschieden, aber der Kampf ist entschieden: Eines Morgens wacht Huysmans auf und ist gläubig.

Digitized by Google

„Wenn ich eine Erklärung dafür suche, wie ich, ungläubig am Abend, gläubig geworden bin in der Nacht, ohne es zu wissen, so entdecke ich nichts, denn der Himmel hat gewirkt, ohne Spuren zu hinterlassen." Den Kampf, den er aus eigener Kraft nicht gewinnen konnte, hat er gewonnen. Der Sieg ist ihm geschenkt worden. Mit einem Schlage sitzt er in jener Stellung, von der aus jeder Kampf ein Sieg werden kann.

Huysmans zog sich, „um die große Wäsche zu machen", für kurze Zeit in ein Trappistenkloster zurück.

In *„En route"* erzählt Huysmans seine Konversion. Man fühlt, daß er nicht konstruiert. Er erzählt mit einer Offenheit von sich, die die tiefsten Zartheiten der Seele aufdeckt, so daß wir manchmal vor seiner Intimität erröten. Gedanken, die die Pariser Kirchen, der Kirchengesang, die Frömmigkeit der Leute in ihm aufsteigen lassen, unterbrechen die „Handlung" des Romans, aber nie werden sie in „En route" zu breit. Die Mystiker, die er studiert, geben der Psychologie der Konversion das Fundament. Durtal, der genesende Des Esseintes, lebt die Mystik, die praktische Lehre von der Gnade. Die Theorie wird entwickelt, und Durtal ist das fortschreitende Beispiel. Huysmans hat vom Naturalismus den saftigen Stil behalten. Und noch mehr: die Kritik. Jetzt, wo seine Kritik ein Ziel hat, das er ganzen Herzens umarmt, sind seine Anklagen im Grunde noch viel schärfer geworden. Der Häßlichkeit, die sich in den Kirchen breitmacht und in denen der bekehrte Des Esseintes natürlich eine Blasphemie sieht, antwortet er mit Worten, die fast selbst eine Blasphemie sind. Dieses und die Ungerechtigkeit und Brutalität, mit der er den Klerus angreift, besonders den Weltklerus, dem er auch später nicht gerecht wird, hatten zur Folge, daß die Katholiken, anstatt den Konvertiten zu begrüßen und das, was er Gutes nun schrieb, zu unterschreiben, sich beleidigt und mißtrauisch von ihm fernhielten[1].

Es hat jemand gesagt, Huysmans sei nicht durch die Pforte, sondern durch die gemalten Fenster in die Kirche gestiegen. Und die Kirche, in die er gestiegen ist, war keine moderne, sondern eine mittelalterliche. Er lebte im Mittelalter, in seiner Kunst, seiner Symbolik, seiner Liturgie, seinen Heiligenleben. Huysmans ist sehr antiintellektualistisch. Der Intellektualismus des Mittelalters ist ihm entgangen. Die mittelalterlichen Mystiker scheinen ihm bei aller Schätzung auch etwas zu philosophisch gewesen zu sein. Er zieht ihnen die hl. Therese und den hl. Johannes vom Kreuz vor.

Huysmans hat die Kämpfe, die Zweifel und, was am schlimmsten war, die Skrupel, die er bei seiner Konversion zu bestehen hatte und die den Neophyten erwarteten, mit einem furchtbaren Realismus geschildert. Aber das Licht, das ihm die hl. Therese und der hl. Johannes vom Kreuz gebracht haben, leuchtet durch die Schilderungen dieser Pein hindurch, so daß sie mancher gequälten Seele helfen konnten.

Die Fortsetzung von „En route" (1895) ist *„Die Kathedrale"* (1898). Der Neubekehrte zieht nach Chartres, und in dem Schatten seiner Kathedrale, „des steinernen Cre-

[1] Diesen Gefühlen der Katholiken trug Huysmans Rechnung, als er aus seinem Bekehrungsroman und aus der „Kathedrale", die die Fortsetzung ist, die „Katholischen Seiten" heraushob (Paris, Libr. Plon, wie auch die späteren Werke). Huysmans hatte „En route" bewußt für die Welt geschrieben, aus der er gerade herausgetreten war und die damals gerade stark vom Mystizismus bewegt wurde. Die schönste Belohnung des Autors waren die Konversionen, die sein Buch gewirkt hat.
„En route", deutsch stark gekürzt bei Borgmeyer, Hildesheim, „Vom Freidenkertum zum Katholizismus", „Die Kathedrale" bei Kurt Wolff, München.

Digitized by Google

dos", „des gewaltigen Wörterbuches der mittelalterlichen Wissenschaft über Gott, die Jungfrau und die Auserwählten", vertieft er sich in das Studium der christlichen Symbolik. Die Frucht seines Studiums ist „Die Kathedrale". Für einen Roman sind die Gespräche über die Symbole, ihre Geschichte und Bedeutung zu breit geworden. Die Geschichte des Bekehrten verschwindet zu sehr. In den Pages Catholiques sind diese Stellen zusammengebracht, und hierin sind sie die spannende Fortsetzung von „En route". Die „Kathedrale" ein „Roman, für ernste Sachen benutzt", ist fast ein Handbuch der christlichen Symbolik geworden mit einer Fülle neu ausgegrabener Erkenntnisse. Huysmans hat gut daran getan, dem Werk ein Sachregister beizulegen, das fünfzehn Seiten lang ist. Es fehlt leider der deutschen Übersetzung.

Die Keime, die „Gegen den Strich" gelegt hat, entfalteten sich: „En route" war über die Mystik, „Die Kathedrale" über die Symbolik, *„Der Oblat"*, 1903, der dritte Band der „Durtalide", ist über die Liturgie. Die Liturgie und der gregorianische Kirchengesang, die Des Esseintes schon so begeistert hatten, zogen Durtal zu den Benediktinern. Im Jahre 1901 war Huysmans als Oblat bei ihnen eingetreten. Als Oblat, in einer Art benediktinischen Dritten Ordens, konnte er in der Welt bleiben und doch ein klösterliches Leben führen. Bei der Abtei Ligugué, einige Schritte von der Kirche, hatte er ein Häuschen. Hier, in der Nähe der Benediktiner, wo ihn nichts Häßliches störte, hoffte er in Frieden arbeiten und beten zu können. Er hoffte, daß seine Seele sich hier aufschließen würde. In den Kirchen von Paris stieß er sich immer wieder an etwas Unschönem, und wenn es seiner Seele gelungen war, sich einen Aufschwung zu geben, so wurde sie immer wieder abgelenkt und fiel mutlos zurück. Aber den Frieden, den der Oblat fand, stören die Anzeichen, die die Kongregationsgesetze verkünden. Werden sie durchkommen? Diese bange Sorge durchzieht den „Oblat", wo Huysmans sein Leben bei den Benediktinern beschreibt. Durtal hat kaum sein Noviziat vollenden können, und schon muß er den Hafen wieder verlassen. Der Haß der Welt vertreibt die Mönche aus ihrem Frieden. Durtal wird herausgerissen aus einem Leben, das geteilt ist zwischen Gottesdienst und Arbeit, zwischen der Liturgie und dem Studium der Liturgie, und er wird zurückgestoßen in eine Welt, der er gerade mit Freuden den Rücken gekehrt hatte. Mit dem Auszug der Mönche schließt das Buch in einer grandiosen Schilderung ab. In diesem Kapitel zeigt sich Huysmans' ganze Kunst. Huysmans hat es geschrieben, als er in Paris um die verlorene Heimat trauerte, und sein Schmerz und das Mitleid mit den armen Verbannten, die das eigene Vaterland über die Grenze gejagt hat, machen es zu einer furchtbaren Anklage.

Dieses Werk hat als Roman nicht die Schwäche der „Kathedrale", es ist straffer. Mag auch der Rahmen, den Huysmans Durtals ästhetischen und kunstgeschichtlichen Betrachtungen gibt, nicht ganz glücklich sein, so ist das, was er in ihm über die Schönheit der Liturgie und des Chorals sagt, von niemanden ergreifender gesagt worden. Seine Kritik wird gerechter. Durtals weitere Entwicklung ist mit Meisterschaft geschildert. Über die Jahre, die einer Konversion zu folgen pflegen, ist die Literatur sehr gering. Es ist deshalb schade, daß der „Oblat" noch nicht übersetzt ist.

Sprachlich ist dieser Roman Huysmans' bestes Werk. Huysmans hat seinen ganz persönlichen Stil, und es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit er seine kräftigen Töne ausbalanciert. Seine Geschicklichkeit bewahrte ihn davor, manieriert zu

Digitized by Google

werden, eine Gefahr, die für seinen Stil sehr groß war. In den früheren Werken kommt doch schon manchmal ein Satz vor, der manieriert klingt, im „Oblat" nicht.
Nach der Vertreibung der Mönche kehrte Huysmans nach Paris zurück. Hier schrieb er den „Oblat" und sein letztes Werk, „*Die Pilgerscharen von Lourdes*". Huysmans, der Naturalist gewesen und Supranaturalist geworden ist, der das Wirken der Gnade so sehr gespürt hat, der aus der Übernatur heraus lebte, hat ein katholisches Werk geschaffen, in dessen Mittelpunkt das Corpus-Christi-Mysterium steht. In seinen Werken predigt er — freilich manchmal in Worten, die nicht sehr glücklich sind — immer wieder den Sühnegedanken, mit Christus mitgekreuzigt zu sein als Glied des mystischen Leibes. Huysmans letzte Jahre waren Leidensjahre, und in dem Nervenleiden, das sich von Jahr zu Jahr verschlimmerte, dessen Schmerzen immer unerträglicher wurden, hat er das, was er geschrieben hat, gelebt. „Ich muß all dieses leiden," sagte er zu einem Freunde, „damit die, die meine Werke lesen, wissen, daß ich nicht bloß Literatur gemacht habe. Ich muß mein Werk leiden!"
Huysmans starb am 12. Mai 1907.

*

Über den Erfolg

Von Honoré de Balzac

Aus wieviel Qualen werden die Erfolge gemacht!

*

Bedenket; was manchmal Jahre verschlungen hat, ehe es fertig war, liest man in einer Stunde.

*

Der Tod ist die Weihe des Genies.

*

Schießt zu, ihr lieben Feinde! Eure Lobreden würden die Öffentlichkeit einschläfern, aber eure Schimpfreden rütteln sie wach.

*

Die Ungerechtigkeit kommt schließlich dem zustatten, der unter ihr gelitten hat.

*

Zusammengetragen und übersetzt von Walter Meckauer

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte Von Friedrich Markmann

NACHDEM man des *Rosenwunders dritten Teil*, das *Blutzeugnis*, von *Handel-Mazzetti*, zu Ende gelesen, bleibt man noch lange in feierliche Stimmung versunken, so wie nach einer im ergreifenden Hymnus tragischer Todesweihe sich vollendenden Liturgie. Jene schicksalhafte Musik will noch immer neue dunkel-lichte Wogen aus den Tiefen der Seele herauswallen lassen, wie sie emporgetrieben werden, so oft der Menschheit große Gegenstände das Gemüt bis ins Innerste erschüttert haben. Und man muß sich doch endlich kritisch fragen, wie nun eigentlich Gang und Sinn des Ganzen gewesen sind.

Richtig, der edle Walch, der sein Kind vergöttert, ist durch Trug und Höllenspuk an Elses Unschuld irregeworden. Er hat sich verfangen in ein Netz, das seinen klaren Verstand schon zu Anfang dieser letzten Geschehnisse gänzlich umsponnen hat. Er kommt mit dem Kinde nach Mannheim gefahren, wo schon das Schafott für den unglücklichen Mörder Sand errichtet wird. Heiligste Vaterliebe und bis zur Unheiligkeit gesteigertes Ehrgefühl bringen den sonst so ruhigen Mann zu einer Härte, die weder durch den Liebreiz der Tochter noch durch die entsetzliche Lage des verurteilten, an frischer Wunde leidenden Burschenschafters gemildert wird. Humanität geht unter in Leidenschaft. Jede Regung der Vernunft und des Mitleids wird dreifach, hundertfach überzüngelt durch tödlichen Haß. Wo alles nichts hilft, beschließt der verblendete Vater, von Mannheim nach Karlsruhe zu reiten, um vom Großherzog selber die Erlaubnis zu erwirken, noch vor der Vollstreckung des Urteilsspruches das Flugblatt zu verlesen, das Sands Manneseehre in den Staub zieht. Er wieder, der Gefangene, trotzig auf das Recht zu seiner Meucheltat pochend, stolz in seiner Manneskeuschheit, die nie ein Weib berührt hat, nunmehr tief gekränkt durch den Vorwurf Walchs, der die Reinheit des Charakters und damit die Idealität der Tat selber angreift, wird durch solch furchtbares Gewitter aus den Angeln seines Wesens gehoben, erschüttert und zerschlagen. Das eine Gefühl nur noch ist in ihm, das des beleidigten Stolzes und das damit wechselweise steigende eines unerbittlichen Hasses. Zwischen diese Männer nun, die aus dem Holze geschnitzt sind, aus dem die Dichter vergangener Tage Hagen und Siegfried und die trotzigen Recken der Sage bildeten, tritt eine Kriemhildgestalt, ein Kind noch, ganz zart und fein und schön, die unschuldige Else, schon Gott geweiht, nur glücklich bei ihren Heiligenbildchen und frommen Büchlein, und doch ein kindhaft Weib, wachsend und immer wachsend in opfernder Hingabe, einer Hingabe, die ganz heilig bleibt und doch von einem wundersamen Jungmädchenzauber umblüht ist, wie wohl rosigste Frühlingskelche um eine Madonna ranken. Als Knabe verkleidet, gelangt sie in die Zelle Sands, der in ihr Alwin, den jungen Freund vermutet. Bis zu dem Augenblick, wo dies geschieht, mögen dem Leser, der als Kritiker zugleich liest, diese und jene Bedenken gekommen sein. Die Handlung muß sich in so kurzer Zeit vollziehen. Dieser und jener Umstand, der Menschen trennt und zusammenführt, scheint künstlich erdacht zu sein. Und dann dieses Beten, dieses ewige Getue mit den Bildern und mit dem Rosenkranze und mit der hl. Kommunion. Hat der Vater nicht recht, wenn ihn das aufreizt? Es ist doch nicht nötig, das alles. Else konnte „vernünftiger"

Digitized by Google

sein, ein bißchen mehr Mensch in all dem, und überhaupt diese ganze süßliche Klosterfrömmigkeit und dies Nonnenwesen! Aber wo nun das Gespräch im Kerker zwischen Alwin und Georg beginnt, wo auf einmal seelische Kräfte von bezwingender Schönheit und von goldenster Echtheit die Führung ganz übernehmen und einen, ob man will oder nicht, in das Zauberland der Kunst hineinbannen, verfliegen diese Bedenken wie Spreu im Sturme, da werden Unwahrscheinlichkeiten geradezu erwünscht, weil sie ja nur Beschleunigungen sind im Vorraum des Geschehens, wo man nur so kurz wie möglich verweilen möchte, da werden auch die Formen der Frömmigkeit so ganz unwesentlich, oder vielmehr sie erhalten von innen her den Glanz einer solchen Kraft und eines solchen Reichtums, daß man, ähnlich wie Sand selber, der Protestant, auch dieses liebt und bewundert. Das Mägdlein erfüllt ihre Aufgabe. Sie rettet nicht nur die Ehre Sands im Angedenken der Menschen, sie hat auch in ihm jene Tiefe geweckt, wo unter dem Stolz die Demut wohnt und unter dem Haß die Liebe. Es ist ihr Tod, denn die Rache des Feindes, der um jeden Preis den Helden der Revolution nicht als heroischen Martyrer sterben lassen wollte, ereilt sie dafür. Er aber vollendet sein Heldentum in der Erkenntnis seiner Tat und der Notwendigkeit der Sühne: Blut will Blut . . . Der Vater aber, auch gesegnet durch die Liebe, die über Kindes- und Brautliebe hinaus zur himmlischen schon auf Erden geworden ist, findet ebenfalls in der Erschütterung, die sein Haar ergrauen läßt, sein besseres Selbst wieder und schreitet geläutert ins Leben zurück. Es war früher in den Werken der Dichterin wohl etwas, das in allzu glühender Leidenschaft in jene gefährlichen Bezirke überschlug, wo das, wenn auch vom Geiste vorangepeitschte Blut in sich zurückwallt, um in sich selbst zu toben. Das ist hier so gut wie überwunden. Es ist alles zur reinen, geistigen Kraft geworden. Wohl sind auch hier Stellen, die natürlich nur von einer Frau geschrieben sein können, und wohl von einer, in der die Woge des Blutes schneller pulst als in kühleren Breiten. Aber es siegt die künstlerische Meisterschaft. Es wird alles Gestalt und alles wundersam klar. Da ist kein Charakter, auch bei den Nebenfiguren nicht, der nicht treu durchgeführt wäre bis zum Ende. Und was für Charaktere! Dieser Kanzler, der überzeugte Anhänger des Rechtes, ein Richter ohne Furcht und Tadel, dieser Gheri, der kluge Arzt mit dem Tirolerherzen, dieser Fleute, ganz Esprit, ganz kalte Leidenschaft, ganz Egoist, der Franzose ohne Gott. Man lese zum zweiten Male diese Fülle berückender Stimmungsbilder, die Natur und Menschenleben in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit vor uns ausbreiten. Man beachte auch die kunstvolle Abfolge von Situationen, denen niemals die dramatische Lebendigkeit fehlt und die an den Grenzen des Pikanten noch die volle Sicherheit des künstlerischen Taktes wahren. Mag noch nicht überall die letzte Harmonie erreicht sein, mir ist kein Werk bekannt, in dem so viel Kraft mit so viel Maß verbunden wäre. Und was ist da überhaupt zu reden von Gestaltungskraft, wo doch eine unzweifelhafte Meisterschaft dazu gehören muß, um aus so dürftigem äußeren Geschehen solche Wunder der Seele hervorzulocken.

Den inneren Gehalt dieses Meisterwerkes auszuschöpfen, ist im begrenzten Rahmen nicht möglich. Es ist ein deutsches Buch. Helden sind eine deutsche Maid, ein deutscher Burschenschafter und ein deutscher Mann. Alles, was je an Ideal im deutschen Stamme lag, treibt hier urkräftig hervor. Alles aber auch, was deutsche Gefahr heißen muß, wird hier tragisch fühlbar. Der Horizont dehnt sich nicht nur über einen Teil der Nation, sondern über beide so grausam voneinandergerissene

Digitized by Google

Hälften. Das, was wir so oft Schicksalsgemeinschaft nennen, wird in der Tiefe allumfassender Liebe umfangen. Und merkwürdig, wie diese Tiefe zu der Urähnlichkeit von Menschen, die an der Oberfläche so stark voneinander verschieden sind, mehr und mehr aufleuchtet. Dieses im Kloster erzogene Kind, ganz streng in all seinen Ansichten — mancher würde sagen eng —, dieses Kind findet Brükken zu dem Mann, in dem wir ein Symbol Luthers erblicken müßten, auch wenn er nicht im Kerker sein Tintenfaß verzweifelnd gegen den Teufel an die Wand würfe. Gewiß, Georg Sand gibt, ohne es zu ahnen und hierin seinem Antistes (dem protestantischen Prälaten) folgend, Luther auf, denn Sand bereut am Schluß, während die Reue in Luthers Glaubenslehre keinen Raum hat. Aber er behält die positiven Eigenschaften bei, die er natürlich nicht aufzugeben braucht, denn es liebt und schätzt sie ja auch das katholische Kind aus dem Kloster. Wir sind nicht so weit voneinander als man glaubt, wenn wir nur die Liebe verstehen und, wo noch die Einheit fehlt, der Duldung gedenken. Würde der Geist dieses Buches zum Geiste des deutschen Volkes, so gäbe es keinen Streit um unser Heiligstes mehr, und es wäre dieser Burgfriede dennoch nicht erkauft durch irgendein feiges Aufgeben des Charakters . . . Oft hörte ich leise durch die Zeilen des Sängers Harfe singen. Und die Stimme zitterte dazu, die sprach: Da sank in die Blumen der Sigelinde Kind . . . Ja, das Blutzeugnis ist auch Zeugnis deutschen Blutes . . . Aber mehr als das ist es.

Dieses Buch hat eine religiöse Seele. Es hat sie zunächst in dem Sinn, daß alles von irgendeinem geheimen Licht her bestrahlt wird, ja, daß es über und über in dieses Licht versinkt. Alles ist seltsam überhöht, verklärt und vertieft. Das Recht, die Schuld, die Sühne, die Keuschheit, die Kraft, alles steigt hinauf ins Göttliche, steigt auch im Gegenpol hinab ins Dämonische. Hier kämpfen nicht nur Menschen, sondern auch Geister. Sie sind alle besessen in diesem Buch, besessen von der Gnade oder besessen vom Diabolischen. Der Teufel darf ruhig einmal aus dem Dickicht hervorreiten und sich zeigen. Es fällt gar nicht weiter auf, denn man hat ja schon gewußt, daß er heimlich mitgeritten ist. Die Stimme aus dem Himmel kann sich ruhig über die selige Tote niederlassen, denn wir rechnen schon mit ihr. So reißt uns dieses Buch schon durch seine Wesenhaftigkeit in ganz neue Kreise und Wirbel. Das im demütigen und feurigen Glauben umfaßte Dogma hat seine ewigen Quellen geöffnet, und da sprudeln allerdings Wasser zum Überschäumen. Ein Dichter, der nicht um die Dämonie der Sünde weiß, wie kann er uns erschüttern? Was weiß er überhaupt vom Leben? Wie will er uns seine Abgründe erklären? Spielte eine solche Vorstellung nicht wenigstens im allgemeinen Bewußtsein etwa in die Gretchentragödie des Faust hinein, was bliebe selbst dort von der Tragödie? Was wäre der Kranz der Jungfräulichkeit, und hätte man die schönsten Blumen dieser Täler hineingewunden, nähme man die Lilie des Bräutigams heraus, der unter Lilien wandelt? Wer es fassen kann, der fasse es. Was der begnadeten Dichterin zu sagen erlaubt ist, der arme Kritiker wagt es nicht auszusprechen. Aber jene, die da meinen, es würde dieses Blutzeugnis hier zu sehr gefeiert, mögen sich die Gefühle eines katholischen Schriftstellers vorstellen, der tagaus, tagein mit Büchern umgehen muß, die von Christus schweigen, von Gnade, von Übernatur, gerade von den Dingen, die ihm selber am heiligsten sind und von denen er lebt, und sie mögen sich das Entzücken vorstellen, das einen doch überkommt, wenn man nun einem von den seltenen Büchern begegnet, in denen all dieses, das kein irdischer Mund ganz auszusprechen vermag, widerklingt in berauschen-

Digitized by Google

den Akkorden ... Ach, wie zerschellt das klirrende Gerede von dem starren Dogma an einem, an diesem Blutzeugnis, dem Zeugnis auch für die unerschöpfliche künstlerische Zeugekraft von Jesu Blut ...

Beuge dein Haupt, du stolzer Sugambrer, so heißt es, habe St. Remigius gesprochen, als zum ersten Male das Taufwasser über einen Germanenschädel floß. Immer wieder hat sich dieses Haupt emporgereckt, wie es knorriger Eigenart und heldischem Sinn so verführerisch naheliegt. Das ist ein germanischer Zug, den das alte Rom gekannt hat, wie das neue ihn kennt. Verbunden mit der Dämonie der religiösen Sphäre wird dieses Emporrecken des Germanenhauptes zur Magna superbia, zur Ursünde, zur Emanzipation des Geschöpflichen, zur Auflehnung, zum Stolze Luzifers. Demgegenüber ist der germanischen Frau eine Hingabefähigkeit und eine Innigkeit verliehen worden, die, ihrerseits in die Göttlichkeit der Gnade getaucht, einzigartige Zauber der Schönheit und der Lieblichkeit hervorbringt. Ist es ein Zufall, daß es nicht Germaniens Könige, sondern Germaniens Königinnen waren, die ihre Stämme in die sanfteren Zonen des Christusreiches einführten? Unerbittliche Tragik, das ist das letzte Wort des Menschenstolzes. Alles überwindende Liebe, das ist das letzte Wort menschlicher Hingabe. Von der Bluthochzeit der Nibelungen bis zu diesem Blutzeugnis, wie weit war der Weg. Und doch hat das Lamm über den Löwen gesiegt. Die furchtbar-herrliche Kraft des Burschenschafters huldigt dem gnadenhaft verklärten Genius der morgenschön aufblühenden deutschen Frau. Unseres Schicksals, unserer Sendung tiefster Sinn leuchtet auf. Der Stolz findet die Demut, die Kraft, die Milde, die Härte, die Liebe. Aus Not und Tod erblüht in der seelischen Hochzeit zwischen dem keuschen Helden und der reinen Maid die Erlösung deutschen Wesens.

E. v. Handel-Mazzetti: „*Das Blutzeugnis*". Des Rosenwunders dritter Teil. Ein deutscher Roman. 1.—16. Tausend 1926. Kösel & Pustet, München. 8°. 617 Seiten. 7.50 Mk., Leinwand 9.50 Mk.

*

Über *Hermann Stehr*, dessen Bücher mehr und mehr ins Volk eindringen, hat uns *Willibald Köhler* ein kleines Werk geschenkt, das unter geschickter Benutzung autobiographischer Stellen des Dichters selber in sein Werden und Schaffen einführt. Reifen Menschen wird dadurch die Möglichkeit geboten, sich ein zutreffendes Bild des tiefsinnigen Schlesiers zu machen, seines Künstlertums und auch seines Menschentums. *Hans Christoph Kaergel* sucht in einem anderen Stehrbuch mehr die weltanschaulich bedeutenden Stücke und Ansichten des Dichters zu sammeln und zu einer Gesamtheit zusammenzufügen. Vielleicht liegt der ganze Kern der Stehrschen Anschauungen schon gleich in den Worten der Einführung beschlossen: „Es ist ein unaufklärlicher Kreis. Wir wollen das Geheimnis unseres Menschendaseins entwirren und holen uns doch alle Erlösungen nur immer vom Menschen. Es ist nichts mit der letzten Einsamkeit, mit Wolken und Winden, Bäumen und Blumen. Immer wieder hebt uns eine Sehnsucht die Arme nach dem Menschen ..." Darf man einem Eindruck glauben, als ziehe es den einsamen Mystiker, hinter dem der Weg Jakob Böhmes liegt, heute mehr denn je zur Gemeinschaft? Darf man, was noch gewagter ist, annehmen, es beginne sich der Bogen des inneren Horizontes über die Begrenzung des „Mystikers" hinwegzuspannen, um nun nach und nach auch die Ordnungen des objektiven Seins und ihre Notwendigkeiten einzubeziehen? Darf man vermuten — es ist noch kühner, dies zu tun — daß das im Mitmenschen stärker aufgedeckte Du sich mit Adlerfittichen erheben wird, um durch die trotz allem inneren Leuchten doch so dunklen Gewölbe

Digitized by Google

der Autonomie hindurchzustoßen zu dem göttlichen Du, das wohl in uns wohnt und doch wieder in majestätischer Heteronomie zu einem Vaterunser zwingt, in das man, wie der Dichter irgendwo sagt, nicht jedesmal einen andern, besonderen Sinn legt, sondern den Sinn, den der ewige Sohn hineingelegt hat für alle Jahrtausende? . . . Hermann Stehrs jüngstes Werk ist der *Geigenmacher*. In einer Sprache, die ganz Musik geworden ist, singt hier ein geborener Dichter das Lied vom Schicksal seines Lebens. Nur Wesentliches klingt darin wieder, wesentliche Frage und wesentliche Antwort. Jener Meister ist mit seinem Werk, wie es ihm in der mystischen Ferne von den Menschen geformt erscheint, nicht zufrieden. Es ist dabei nicht die Geige entstanden, die den Menschen zu den ihm bestimmten Höhen entzückt. Da kommt die Begegnung mit dem reinen Mädchen, der Kampf der Leidenschaft mit der Reinheit des Idealen, und siehe, das Ideal siegt. Eingegangen als schönstes Menschenbild in sein Künstlertum, läßt es nun jene Geige entstehen, die der Menschheit Höchstes und Heiligstes wiedergibt, nach ihrem Bilde. Das wunderbare Instrument kündet das Erlebnis, das er einst im Traume gehabt, als er oben in seiner Waldhütte schlief, nachdem das „Schönlein" in dem Raume unter ihm zur Ruhe gegangen war: „Im herankreisenden Traume war es ihm, als sei das Getön des Waldes erloschen und die Sterne sängen nur ganz allein ihr weltverlorenes himmelnahes Lied: O sanctissima, o piissima sangen die Sterne, aber mit deutschen Worten: O du Heilige, du jungfräuliche . . ."

In dem von *Wilhelm Meridies* herausgegebenen Buch über *Hermann Stehr* schrieb einst *Dr. Laslowski* die Sätze: „Noch zittert sein Herz in jener augustinischen Unruhe zu Gott. Schon hält er Ausschau nach neuen Führern. An Stelle der stolzen Verneiner und titanischen Empörer sind zu dem alternden Manne jene stillen klaren Geister getreten, deren tiefe Weisheit durch alle Jahrhunderte leuchtet. Ob sie aus dem Dämmerdunkel des fernen Ostens kommen oder aus den lichten Marmorhallen der Antike oder aus den armen Zellen mittelalterlicher Klöster — immer gipfelt ihre Weisheit in einem einzigen Wort, in jenem herben und doch alle Seligkeiten erschließenden Wort vom Ent-werden, von der Demut, vom Kindsein . . ." Und siehe, es singt ein Mann wieder das O sanctissima . . . Wir hören die Musik und deuten einstweilen das Schönste hinein, was sie verkünden kann.

Im Horenverlag ist in wundervoller Ausgabe soeben das 16. bis 20. Tausend des Romans von Hermann Stehr „*Der Heiligenhof*" erschienen. Es ist des Dichters Hauptwerk, wenn auch wohl nicht sein letztes Wort.

Willibald Köhler: „*Hermann Stehr*". Die Geschichte seines Lebens und seines Werkes in 5 Kapiteln. 1.—3. Tausend. L. Heege. Schweidnitz 1927. 8°. 152 S. Preis 2.— Mk. Leinwand 3.50 Mk.

„*Das Hermann-Stehr-Buch.*" Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Mit 15 Bildbeigaben. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. 8°. 168 S. Preis 5.— Mk.

Hermann Stehr:, *Der Geigenmacher*". Eine Geschichte. 1926. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. 8°. 165 S. Preis Leinwand 5 Mk., Ganzleder 20 Mk.

Hermann Stehr: „*Der Heiligenhof*". Roman. 1926. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. 8°. 363 und 459 S. Preis Leinwand 15 Mk., Halbleder 24 Mk. *

Dr. Bolko Stern veröffentlicht „*Stunden mit Richard Dehmel*", die mehr den Menschen als den Dichter in den Vordergrund rücken. Das reizvolle Büchlein ist entstanden aus dem Verkehr Dehmels mit der Familie Stern während des Weltkrieges, als der Dichter in Langenschwalbach Erholung und Heilung suchen mußte. Der Dichter hatte damals schon manchen schweren Kampf des Lebens überwunden und sich in seiner Weise zum Frieden durchgerungen. Neben unbedeutenden Äußerungen, die eben nur als Äußerungen Dehmels etwas Besonderes sagen, finden

Digitized by Google

sich Perlen von Lebensweisheit und kritischer Einsicht. Höchst interessant ist die Kurve des Empfindens dem Kriege gegenüber, den Dehmel als begeisterter Freiwilliger trotz seiner Jahre bis zur Erschöpfung mitmachte. Die Ernüchterung ist groß, während doch der heldische Sinn in ihm nicht gebrochen wurde. Dehmel wohnte die Kraft inne, sich über die grauenvollsten Erlebnisse ins Zeitlose zu erheben. Die Huldigungsgedichte der Frau Maria Stern, die im Anhang beigefügt sind, zeichnen sich durch Zartheit des Empfindens und edle Weiblichkeit aus. Allerdings empfinde ich die Veröffentlichung als eine Entweihung.

Reicher an Gehalt sind schon Richard Dehmels *Bekenntnisse*, die uns einen tiefen Blick in das Innere eines Menschen gestatten, der so viel hat ringen müssen. Besonders wertvoll, wenn auch wohl einseitig, sind die Ausführungen über Raffael, dem der eigentliche Genius abgesprochen wird. Über Schiller heißt es: „Schiller soll nach manchermanns Meinung in meiner unreifen Zeit stark auf mich eingewirkt haben; damals hielt ich ihn — wie mancher Oberprimaner noch heute — für einen mäßigen Dichter und maßlosen Schönredner. Jetzt, wo ich mir ein reifes Urteil über ihn erlauben darf, halte ich ihn zwar immer noch für einen mehr gewaltsamen als gewaltigen Dichter, aber für den einsichtigsten, gewissenhaftesten und maßvollsten Künstler in deutscher Sprache, zugleich für einen unermeßlich kraftvollen Wortführer der werdenden Menschheit . . . Goethe, der immer Trächtige, Schiller, der ewig Trachtende . . ." Politisch und wirtschaftlich steht Dehmel in der Reihe derer, die für Verständigung eintreten, besonders, was Deutschland und Frankreich betrifft.

Trotz blendenden Reichtums im einzelnen bleibt alles freilich Mosaik. Wohl hat Dehmel nach der Idee und nach der Totalität verlangt und heiß darum gekämpft. Schon sein heldischer Charakter verlangt ein Ideal: „Den Helden macht erst die Idee, für die er kämpft, das über ihn selbst und seine eigenen Zwecke hinausgehende Ziel." Wohl hat auch der Dichter in ihm empfunden, daß jede Dichtung den Mutterschoß des „Mythischen" braucht: „Auch die Poesie im höchsten Sinne wurzelt im Mythos. Claudel hat in seiner Dichtung, namentlich in dem Drama ‚Verkündigung', entschlossen auf die christliche Mythologie in ihrer mittelalterlichen Form, auch auf das Wunder zurückgegriffen. Ich glaube auch: Das ist schließlich der einzige Weg, wieder zu großer Poesie zu kommen, wenigstens solange wir die Religion der Zukunft, den neuen Mythos, nicht haben." Merkwürdig, wieviel von diesem „Mittelalter" in Dehmel noch lebendig war, dessen Urgroßvater katholisch gewesen ist. Im wachen Zustande hat er zwar derlei Gedanken, einmal gebannt in die modernen Systeme, nicht aufkommen lassen. Aber in den Halluzinationen, die ihn in jüngeren Jahren so sehr plagten, und in den Träumen seiner Nächte wachen Vorstellungen auf, in denen christliches Empfinden doch mehr als bloße Interessantheiten sehen darf. So am 15. Februar 1894: „Gestern abend vor dem Einschlafen, im beginnenden Halbschlaf (wie gewöhnlich), hatte ich eine vollkommene religiöse Halluzination. Ich hörte eine ferne Orgelmusik, wahrscheinlich eine Folge vom Geräusch des Windes um das Haus, und empfand eine große Furcht vor Gott, ein deutliches Furchtgefühl, daß ein persönlicher Gott mir durch das Fenster nahen wollte . . ." Am 25. April: „Heute nacht träumte ich immerfort (mehrmals hintereinander) von meiner toten Großmutter. Sie lag in einem großen hellen Saale in einem riesenhaften altertümlichen Bett (ich sagte mir Krankenbett) und las in einem großen vergilbten Gebetbuch mit Dürerschen Holzschnitten . . ." Am 1. Mai: „Gestern abend

Digitized by Google

Halluzination: an der Zimmerdecke schwebendes Christusgesicht mit elektrisch leuchtender Dornenkrone, das Gesicht ganz blaß und ohne Ausdruck, mit geschlossenen Augen, und da ich es deutlicher erkennen wollte, verschwand es in dem bläulichen Funkenlicht . . ." Himmelfahrt 1894: „Ich erwache immer noch mit einem beglückten Gefühl an diesen alten Festtagen; schon allein die wundersamen Namen machen alle Kindheitslegenden in mir lebendig. Detlev (von Liliencron) sagte mir eben, ihm seien diese Erinnerungsgefühle schon so gut wie ganz verblaßt." So ging denn viel vor in dieser Seele, was keine Literaturgeschichte registriert. Vielleicht war es das wichtigste . . . Ein einzelner kann nicht einen Kosmos schaffen, den ihm das Zeitalter nicht mehr zu schenken vermag. Und es ist ergreifend, zu beobachten, wie doch der Einzelne danach sucht, oft sucht wie Richard Dehmel, in Zisternen und Wüsten, in Haeckels Welträtseln und in ähnlichen Machwerken . . . wie das Jahrhundert sie damals bot . . .

Bolko Stern: „*Stunden mit Richard Dehmel*". 1926. Dioskuren-Verlag, Wiesbaden. 8°. 69 S. Preis geb. 3 Mk.

Rich. Dehmel: „*Bekenntnisse*". MCMXXVI. - Fischer-Verrlag, Berlin. 8°. 204 S. Preis geb. 7.50 Lw. 8 M.

*

Wieder hat mich eine Einladung des Leiters der literarischen Abteilung der *Leogesellschaft, Dr. Friedrich Schreyvogls*, nach Wien geführt. Herzlichen Dank, ihr Freunde dort, für die herrlichen Stunden in der alten Kaiserstadt. Von Wien nach dem Norden zurückkehren, das heißt aus einer wundervollen Musik, die alle Menschen und Dinge in einem brüderlichen Gefühle eint, heimkehren in die Einsamkeit, in die Verlassenheit, in die Kunstfremde. Nun, es ist keine Zeit, sich diesen Empfindungen hier hinzugeben. Aber das Büchlein „*Der arme Spielmann*" von Franz Grillparzer, das mir der Schriftsteller *Dr. Korninger* beim Abschied noch in die Hand drückte, erneuert das Erlebte. Da ist ein Nachwort, das uns Grillparzer in einzig-schöner Weise als den Wiener Dichter offenbart: „Das basteienumgürtete Wien, in dem er lebte, war eine barocke Stadt, und es ist eine natürliche Folge der innigen Verbindung zwischen dem Dichter und seiner Heimat, daß die barocke Kultur Wiens ihren vollkommensten Ausdruck in Grillparzer gefunden hat, der als reifer Mann sein Werk mit den Worten kennzeichnete:

Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn."

Es sei hier übrigens erinnert an ein viel zu wenig beachtetes Buch, „*Grillparzerstudien*", von *Dr. Oskar Katann*, die höchst bedeutend als Festgabe zum 50. Todestage Grillparzers erschienen sind.

Wie sehr übrigens meine Eindrücke von Wien frei sind von persönlicher Verliebtheit, die ich nicht ganz leugnen möchte, das beweisen die Worte, die *Johannes Mumbauer* dem Buche *Heimlich bluten Herzen*, einer Sammlung österreichischer Frauen-Novellen, vorangestellt hat: „Dann das Österreichertum! Wer könnte es definieren! und doch weiß jeder, was es im deutschen Geistesleben als erquickender Gegensatz und als Ergänzung vor allem zu dem nord- und ostdeutschen Wesen bedeutet. Es ist als die schöpferische Berührung des Deutschtums mit romanischen und slavischen Elementen, ja, mit dem Orient, aus der jener unbeschreibliche Charme der Misch- und Grenzvölker entsteht, um nur das wichtigste und wesentlichste anzudeuten, eine Aufgeschlossenheit und Weltoffenheit, die man als jene großzügige Unbefangenheit und Unmittelbarkeit charakterisieren darf, die nur dem katholischen Menschen eigen ist. Da ist nichts von jener nordischen Zergrübeltheit, die alles und alles, auch das Selbstverständlichste zum

Digitized by Google

Problem macht und sich darauf kapriziert, die Welt gewissermaßen aus dem eigenen Inneren herauszuspinnen und alles, selbst den Herrgott, zu einer Funktion des Ich zu machen. Es ist eine klare, durchsichtige und einfache Objektivität, die die Dinge nimmt wie sie sind und daher auch alle Wirklichkeit bejaht . . .

Drei Novellen enthält das Buch: *Matelda*, von *M. E. delle Grazie*; *Die Neffen des Clemens Marlehner*, von *Emmy Gruhner*, und *Der Kelch des Todes*, Szenen aus einem deutschen Leben, von *Juliana von Stockhausen*.

Von *M. E. delle Grazie* liegt noch ein Roman vor, *Die unsichtbare Straße*. Menschen aus der Proletarierwelt treten da vor uns hin und solche aus dem höchsten Adel, Gottlose und Tiefgläubige, Ringende und Fertige, Sonderlinge meist, und zwar in solcher Zahl, daß sie den Rahmen zu sprengen scheinen, wie bei einem Bild, das nicht Raum genug hat für die Gestaltenfülle des Meisters. Aber es sollen hier nicht so sehr einzelne betrachtet werden als vielmehr Gruppen, die jede für sich ihre eindringliche Sprache sprechen. So wächst der Eindruck, der sich anfangs ins Breite zu verflüchtigen droht, dennoch mehr und mehr ins Tiefe. Man sieht das Leben nach dem großen Kriege, die maßlosen Ausschweifungen der blutigen Revolution, und man sieht das um so schärfer, als die großen erhaltenden Mächte adeliger Tradition und die im Kloster der Vinzenzschwestern, dem Armenasyl, fortwirkenden der Religion mit packender Gewalt versinnbildet werden. Hat die Schilderung nicht versagt in der Darstellung des Grauenhaften und Gemeinen, so bewährt sie sich doch noch stärker in der schwereren Aufgabe, der Zeichnung des Guten und des Gnadenvollen, mag auch ein Gefühl zurückbleiben, es fehle doch noch an einigen Figuren, in denen Licht und Schatten menschlicher gemischt wären. Die schöpferische Quelle dieser Dichterin ist zweifellos ihre Jesusmystik, die in ihrer noch so fraulichen Weichheit doch den Mut der Martyrer erzeugt. Außer der bildkräftigen Sprache und manchem Kleinod köstlicher Schilderung wäre besonders noch die hohe Geistigkeit dieser Dichterin hervorzuheben, die all ihrem Schaffen männliche Klarheit und Festigkeit gibt.

Da ist noch die Novelle eines Dichters, der aus Prag stammt und sicher durch die Eigenart dieser Stadt stark bestimmt ist, der aber schon lange in Wien lebt und dort heimisch geworden ist, ich meine *Der Tod des Kleinbürgers*, von *Franz Werfel*. Je mehr sich die expressionistische Subjektivität dieses Dichters zur kosmischen Objektivität entwickelt, um so mehr tritt neben den Lyriker und den Dramatiker nun der Epiker, der hier ein Meisterwerk novellistischer Technik geschaffen hat. Dabei hat sich die Dominante des Expressionismus, der Geist nämlich, in voller Kraft und Reinheit erhalten. Dieser Kleinbürger stirbt wann er will, und er will erst, nachdem er der Überzeugung sein darf, seiner Pflicht genügt zu haben. Auch in dieser Novelle ist echtestes Österreichertum, der Triumph der Ordnung.

Man hat jetzt in verschiedenen deutschen Städten ein Ensemble-Gastspiel des *Burgtheaters Wien*, *„Der Schwan"*, aufgeführt. Nun ist freilich *Franz Molnar* nicht eben ein tiefsinniger oder sonst überragender Dichter. Er hat aus seinem Stück nicht einmal alles herausgeholt, was sich dichterisch herausholen ließ, entwickelt er auch im hohen Grade technisches Können, Grazie und humorvolle Pikanterie. Es ist bei diesem Stück auch das Stück gar nicht die Hauptsache, sondern die Art, wie es gespielt wird und etwas, was diesem Stück nicht im besonderen eignet, sondern was es vom Wiener Erbe in sich hat. Die junge Tochter des herrschaftlichen Hauses, die sich in den Erzieher der Prinzen verliebt, um dann besonders durch das Eingreifen des lebensklugen Franziskaners doch wieder

Digitized by Google

der Tradition der Familie zurückgewonnen zu werden, mußte in einem spezifisch Wienerischen Milieu einfach so handeln, mag es immerhin auch dort Einzelfälle anderer Art häufig genug gegeben haben. Kennzeichen der Tradition ist eben, daß letzten Endes die Ordnung, hier die ständische Ordnung, über das individuelle Gelüst den Sieg davonträgt. Daß alle Mitspieler irgendwie in diese Ordnung eingebaut sind, daß in ihnen allen diese wundervolle Melodie gleichmäßig schwingt, das verleiht dem Ganzen eine unaussprechliche künstlerische Sicherheit und Anmut. Man schätzt bei uns diese Art nicht genug, weil man den Sinn nicht geschärft hat für die tiefen Kräfte, die auch in ihr liegen. Wie sagt doch die reife Frau am Schlusse zu der jungen Braut: „Ein Lied in der Seele tragen, das man niemals singen wird, das sind wir . . ." Es scheint mir fast, daß dem Dichter selbst nicht aufgegangen ist, was in einem solchen Worte liegt: das Lied, das man singen möchte und niemals singen wird. Es ist das Lied der Entsagung, es ist das tragische Geheimnis der Schönheit, es ist das unaussprechliche Rätsel jeder großen Kultur, es ist letzten Endes die einzige Garantie der geistigen Ordnung, und so ist dieses eine Lied, das nicht gesungen wird, wie das Herz es möchte, wohl tiefer, erhabener und kraftvoller als die tausend Triller, wie sie im weichen Lenz aus jeder blühenden Hecke zu hören sind.

Franz Grillparzer: „*Der arme Spielmann*". Mit Bildern von Erich Büttner. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag, Berlin 1925. Kl.-8°. 103 S.

Oskar Katann: „*Grillparzerstudien*". Gerlach & Wiedling, Wien 1924. 8°. 327 S.

„*Heimlich bluten Herzen.*" Österreichische Frauen-Novellen. (M. E. delle Grazie, Emmy Gruhner, Juliane von Stockhausen.) Verlagsanstalt Ant. Gander, München, Hochdorf, Wien 1926. 8°. XI, 313 S. Preis Geb. 5.60 Mk.

Marie Eugenie delle Grazie: „*Unsichtbare Straße*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. 425 S. Preis Leinen 6.40 Mk.

Franz Werfel: „*Der Tod des Kleinbürgers*". Novelle. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1927. 8°. 112 S. Preis 3.30 Mk. Geb. 4.90 Mk.

Eine in ihrer Art geradezu klassische Literaturgeschichte der Gegenwart legt *Werner Mahrholz* vor. Was hier zunächst ganz allgemein hervorgehoben werden soll, sei einmal die sinnvolle Einteilung, die fast vermuten läßt, es sei das Werk aus Vorlesungen oder dergleichen hervorgegangen. Ferner ist es die geistige Durchdringung des Stoffes, der, von allem Ballast befreit, nur dem Zwecke dient, die geistigen Linien der Entwicklung klar aufzeigen zu können. Endlich die Schau des Ganzen in einer Gesamtschau der Zeit mit allen ihren verschiedenen Richtungen. Solch überlegene Art kann das größte Genie nicht aus sich selbst bilden, sie zeigt sich denn auch deutlich genug als christliche Grundauffassung. Ich kenne keine Literaturgeschichte, die so trefflich in die neuesten literarischen Bestrebungen einführte. Wir machen unsere Leser aufmerksam auf die drei letzten Sonderhefte von *Orplid*. Das eine, von *Waldemar Gurian*, behandelt das junge Frankreich, das zweite, von *Joseph Froberger*, ergänzt das Spanienheft der gleichen Zeitschrift, das schon vor einiger Zeit erschienen ist, und das dritte, ein russisches Sonderheft, zusammengestellt von dem vorzüglichen Kenner der russischen Literatur (auch Mitarbeiter am Gral) *R. von Walter*, führt in die Dichtung des jungen Rußland ein.

Die Tiefen der Seele, von *Dr. J. Klug*, behandelt zunächst unter moralpsychologischen Gesichtspunkten alle jene psychischen Eigenarten und Einflüsse, die das Urteil über die sittlichen Taten des Menschen mitzubestimmen haben. Wir werden eingeführt in die Welt des Psychologischen nicht nur, sondern auch des Pathologischen, ohne daß doch das Ganze zu sehr das Krankhafte herausstellte. Als erster Versuch ist diese Arbeit durchaus gelungen. Mit staunenswerter Kennt-

Digitized by Google

nis der ungeheueren Literatur auf diesem Gebiete verbindet der Verfasser die geistige Kraft der Beherrschung seines Stoffes. Persönliche Erfahrungen als Ratgeber vieler Menschen haben den ihm angeborenen Sinn für Klugheit noch verschärft, und Wissen um den Ernst des sittlichen Kampfes und um die Macht der Gnade hat ihn niemals vergessen lassen, was der Mensch leisten kann, auch der kranke noch. Die mehr theoretischen Teile sind angenehm durchbrochen durch ausführlichere Schilderungen der Lebensbilder bedeutender Menschen, die mehr oder weniger außergewöhnliche, oft pathologische Züge aufweisen, so Brentanos, Lenaus, Hebbels, Dostojewskis u. a. Vielleicht hat das dem Werke eine gewisse Breite gegeben, die dem an geistige Anstrengung Gewöhnten es übrigens nicht benimmt, diese Stücke zu überschlagen. Das Buch bedeutet eine Tat. Unsere Zeit ist krank. Kranke behandelt man streng und milde zugleich. Um den rechten Weg zu finden, muß man unbedingt zum mindesten das wissen, was in diesem Buche steht.

Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit, herausgegeben von *Johannes Braun*, stellt die Vorträge zusammen, die bei Gelegenheit des letzten, des 14. Kursus im Borromäushause zu Bonn von hervorragenden Kräften, u. a. *Behn, Thrasolt, Froberger, Walzel, Keckeis, Stahl* gehalten wurden. Das inhaltreiche Buch gibt eine gute Vorstellung von der unermüdlichen Bildungsarbeit und dem fortschrittlichen Sinn der mächtigen Bonner Zentrale.

Vom *Handbuch der Literaturwissenschaft*, das von Universitäts-Professor *Dr. Walzel*, in Verbindung mit einer Reihe von Fachgelehrten herausgegeben wird, sind inzwischen die *Lieferungen* 36, 38—40, 48—66 erschienen. Bekanntlich handelt es sich hier um ein Standardwerk deutscher Wissenschaft, auf das wir gelegentlich ausführlich zurückkommen müssen.

Hans Prinzhorn bietet in seinen *Gesprächen über Psychoanalyse* eine in Erfahrung und Nachsinnen gereifte Darstellung einer Zeiterscheinung, deren große Gefahren deutlich hervorgehoben werden. Kenntnis der wichtigsten Tatsachen und Methoden wird allerdings vorausgesetzt. Das Werk kann unbedingt empfohlen werden.

Ein eigentümliches Buch legt *P. H. Perch* vor: *En dansk Karmelit*. Eine dänische Karmeliterin. Es handelt sich um eine gebildete Dame, die als Witwe und Mutter zweier halbwüchsiger Kinder zur katholischen Kirche zurückkehrt und in Rom ins Kloster der hl. Birgitta eintritt. Von dort aus richtet sie Briefe an ihren Sohn, die hier mitgeteilt werden und von einer wunderbar begnadeten Seele zeugen, in der doch die Mutterliebe noch fortwirken darf. Das Buch birgt Schätze der Frömmigkeit und der Erziehungsweisheit, ist überhaupt ein einzigartiges literarisches Dokument, hat auch in der nichtkatholischen Presse Dänemarks bewundernde Anerkennung gefunden und kann von uns hoffentlich recht bald in deutscher Übersetzung vorgelegt werden.

Werner Mahrholz: „*Deutsche Dichtung der Gegenwart*". Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag, Berlin. 8°. 535 S.

I. Klug: „*Die Tiefen der Seele*". Moralpsychologische Studien. Zweite Auflage. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1927. 8°. V, 440 S. Geh. 6.60 Mk., geb. 8 Mk.

Johannes Braun: „*Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit*". Vorträge des 14. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien des Borromäusvereins. Verlag des Borromäusvereins, Bonn 1927. 8°. 109 S. Preis 1 Mk.

Hans Prinzhorn: „*Gespräch über Psychoanalyse zwischen Frau, Dichter und Arzt*". Niels Kampfmann, Verlag, Celle. 8°. 98 S. Brosch. 4.50 Mk.

P. H. Perch: „*En dansk Karmelit*". I. Breve til Hendes Sn. Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, Kjbenhavn 1926. 8°. 222 S.

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

BEI unserer jungen Dichtergeneration macht sich neuerdings wieder, wie schon die im letzten Aufsatz besprochenen Bonapartedramen beweisen, eine gewisse Vorliebe für die Historie geltend, und man könnte mit dieser Entwicklung, die schließlich irgendwie auf Sachlichkeit hinzielt, nur einverstanden sein, vorausgesetzt, daß es um das Drama in der Historie ginge und nicht um die Historie im Drama. Auf die Dauer ist nichts unerträglicher als eine historische Bilderschau nach Art der berüchtigten Oberlehrerdramen, und gerne möchten wir darauf verzichten, kritische Zeugen einer Wiederholung der zweifelhaften Eroberungen zu werden, die um die Zeit vor etwa hundert Jahren unkontrollierbare Hohenstaufenkaiser im ahnungslosen Publikum machten.

Wie Bonaparte in jüngster Zeit ein bevorzugter Dramenheld geworden ist, so erfreut sich auch das historische Widerspiel gegen ihn steigender Beachtung. Unruh war es, der vor Jahren mit seinem „Louis Ferdinand" die Zeichen solcher Zeit erstmalig erkannte, und auch sein „Bonaparte" ist ja, wie früher betont, weniger die Gestaltung des Bonaparteschicksals als vielmehr Streit der Ideen um und gegen Napoleon. Mitten im Kampfe der Befreiungskriege ist bekanntlich das Schauspiel *„Neidhardt von Gneisenau"* von *Wolfgang Goetz* angesiedelt, das bislang bedeutendste und erfolgreichste Stück, das seinen Vorwurf diesem Milieu entnahm. Ohne Frage ist dieser „Neidhardt von Gneisenau" (im Verlag Eugen Kuner, Leipzig und Köln, erschienen) groß gedacht und in Einzelpartien auch groß gestaltet. Wie dieser glühende Mensch im Kampfe gegen den inneren wie gegen den äußeren Feind dem Leben die kostbare Stunde restloser Seinserfühlung und Seinserfüllung abringt, das ist äußerst glaubhaft dargetan. Dabei geschieht der Historie kaum Gewalt; die Agenten des großen Dramas von 1813 zeigen ihr bekanntes Profil, und die ebenso bekannten Daten der Befreiungskriege lassen sich ohne weiteres auf dem Theaterzettel vermerken. Indessen, *eine* große Verschiebung der Gesichtspunkte gegenüber der Historie und ihrem tieferen Sinn scheint mir doch vorzuliegen. Aus dem Völkerdrama macht Goetz ein Individualschicksal, wobei denn freilich Napoleon in der Versenkung verschwinden muß und dafür Gneisenau um der vollen plastischen Wirkung willen mit etlichen belanglosen Frauenaffären ohne Not behaftet wird. Das, wie gesagt, widerspricht doch wohl dem tiefen Sinn jener immanenten Logik, die sich in der Weltgeschichte in schier künstlerisch wirkender Form offenbart, und gestaltet das Drama in der Historie zu einem Theaterstück um.

Sehen wir von solchen Erwägungen ab, so werden wir nicht umhin können, dem Goetzschen Drama höchsten Respekt zu zollen, und der starke und nachhaltige Erfolg, den das Stück, zumal in der Reichshauptstadt, wo ein genialer Schauspieler in der Titelrolle für den Dichter ficht, zu verzeichnen hat, schreibt sich bestimmt nicht nur von außerkünstlerischen Motiven, die ja auch beim Publikum vorhanden sein mögen, her. Dieser Gneisenau, der schon so unendlich viel für sein Vaterland geleistet hat, er krankt an einem Übel, das ihn seelisch schier zu verzehren droht, an einer maßlosen Eitelkeit, einem grenzenlosen Ehrgeiz, der ihn nicht zu sich selbst kommen läßt, wiewohl es an der nötigen Selbsterkenntnis nicht fehlt. „Ich bin eitel wie ein Pfau", bekennt er gegenüber Clausewitz, und

Digitized by Google

„Mein ganzes Dasein ist ein Kampf gegen meine Überheblichkeit". Heldenverehrung seitens des Fürsten wie des Volkes, das ist es, wonach es ihn verlangt. Schon glaubt er die Huldigung des Volkes zu vernehmen: „Da sind sie, Caroline! Komm, der neue Morgen dämmert, ehe wir's ahnen durften. Das Volk ruft seinen Helden. Die einzige Minute bricht an, die Jahrzehnte letzten Jammers tilgt und flammt über allen künftigen Gram. Komm, mein Weib, und ernte du mit mir." Es war Täuschung: „Wieder mal ein anderer. Kurz, wenn du willst: der andre — für diesmal heißt er Blücher." Und weiter: „Ich muß vor dem alten Schwachkopf an des Thrones Stufe stehen, sonst gibt es Unheil. Was haben die Leute mit Blücher, Clausewitz?" Clausewitz aber antwortet ganz im Sinne Gneisenaus: „Er raucht eine Pfeife, spricht schlechtes Deutsch und hat einen Schnurrbart." Der Oberbefehl ist Gneisenau lockendes Ziel; aber Scharnhorst wehrt voller Ruhe ab: „So lange ich lebe, bekommen Sie ihn nie, dazu braucht's eine Fahne, sie heißt Blücher . . . Sie sind ein Kopf, wir brauchen ein Gesicht." Und nun bricht der Ehrgeiz wieder mit verzehrender Macht aus ihm hervor: „Schulbuben werden eure Namen stottern: Blücher, Scharnhorst! Wie ich euch neide. Ich gab mich auf mein ganzes Leben lang. Was bleibt denn mir? Altäre möcht' ich bauen meinem Ich und Weihrauch streuen, da's kein andrer tut!" Freilich, in guten Stunden ergreift ihn selbst das Entsetzen vor solch wahnwitziger Eitelkeit: „Ein Jammer, daß dies aufgebauschte Selbst sich nichts zu erzählen hat . . . Ich muß mich schämen. Und mit so etwas wird man allein gelassen, ein Leben lang, mit so etwas von einer Lumpenseele." *Eine* Hoffnung aber ist es, die ihn immer wieder und in immer stärkerem Maße bewegt, eine Hoffnung, die ihn auch die undankbarste Arbeit leisten läßt, die Hoffnung auf den großen Augenblick: „Ich harre auf den Augenblick, da mein Herz schlägt im gleichen Takt der Welt. Vielleicht kommt er, vielleicht auch nicht. Möglich, daß ich, um diesen Augenblick zu erleben, ein Krieger wurde." Und siehe da, er kommt, kommt in der Stunde größter Not und gesteigerter Verantwortung, der Augenblick, der ihn hoch emporträgt über alles Kleine in ihm und um ihn zu höchster Wesenserfüllung, so daß er am Schlusse von sich sagen darf: „Ich habe ein ganzes Leben durchgepfercht, um unter einer Mühle Flügeln einmal mich selber zu empfinden, zu erfüllen. Das ist genug. Glaubt mir's. Wir sind ja Deutsche. Uns ward ein armer Weg; doch sitzt an seinem Ende Gott und breitet seine Hände uns entgegen. Mein Junge, ich sagte es dir schon einmal: erst war ich Mensch, dann Deutscher, Preuße, Ich. Ein falsches Ich, das sich nach Ruhm verzehrte, das haßte, das verdammte. Nun einmal hingeschwungen in meines Volkes großen Atem, nun einmal eingesaugt, nun einmal ausgestoßen, das ist alles. Glaubt mir, es ist genug. Ich mußte selbst den einzigen erschlagen, den großen Widerpart, Napoleon. Ihr wißt ja nicht. Verrat hab' ich geübt: an mir, am Vaterland, am Freund, am König. Verrat an allem, nur nicht an mir in einem Augenblick, an einer Mühle, die in Belgien schwingt. Und mahlt und mahlt. Still bin ich, froh. Denn Gott gilt nur das Ich. Das hab ich nun erobert. Was Gott gab, das will er unverkürzt zurück. Nur das. Nicht mehr. Doch das. Ein armer Weg. Schilda heißt meine Heimat. Ich bin ein Deutscher. Ändert's, wenn ihr könnt."

O ja, es lebt schon ein starkes Ethos und ein nicht minder starkes poetisches Können zugleich in diesem Drama. Daran ändern auch die mancherlei formalen Fehler nichts. Man kann gewiß sagen, die dramatische Konzentration sei nicht erreicht, oder das Stück sei trotz lebhaft geführter Dialoge so recht eigentlich

Digitized by Google

doch nur ein einziger großer Monolog Gneisenaus, durch Handlungstrümmer hin und wieder unterbrochen, durch ständigen Szenenwechsel räumlich über halb Europa verteilt. Selten nur gelingen die charakterisierenden Volksszenen. Vieles wird um der szenischen Wirkung willen gestrichen werden müssen, nicht zuletzt der Anfang des fünften Aktes. Das Drama kann die historische Ruhepause zwischen dem ersten und zweiten Befreiungskriege nicht brauchen. Hier muß die Handlung vorwärtstreiben bis zum Schluß. Aber solche Dinge lassen sich durch dramaturgische Operationen unschwer beseitigen, so daß nicht nur eine schöne Dichtung, sondern auch ein starkes Theaterstück übrigbleibt, eines der wenigen zeitgenössischen Stücke, deren man von Herzen froh sein darf.

*

Dem Stoffgebiet der Befreiungskriege ist auch *Kurt Heynickes* Schauspiel *„Kampf um Preußen"* (im Schauspielverlag, Leipzig, erschienen) entnommen, ein Stück, das mehr gut gewollt als entsprechend gekonnt erscheint. Alle gangbaren Figuren der Geschichte treten hier sukzessive, oft innerhalb kürzester Zeit in den gleichen Lokalitäten auf, ohne daß sie dort allzuviel Belangvolles verloren hätten. Napoleon wird bemüht und Friedrich Wilhelm von Preußen, Talleyrand und Freiherr vom Stein, Murat und Königin Luise. Aber es ist zuviel Staatsräson in diesem Stück und zuwenig Menschlichkeit. Man spürt nichts vom Genius des Korsen noch von der Lieblichkeit Luisens. Man sucht die Seele Preußens, wie sie Gestalt annehmen soll zunächst in Luise, dann in Stein, dann in dem Offizier von Bonin; aber man findet kaum etwas, was diese Seele ausmachen sollte, es sei denn der unbedingte Wille zum Handeln um jeden Preis. Der letzte Akt zerflattert im großen Zeitraum. Er spielt zuerst vor dem russischen Feldzug in Berlin, dann an der Beresina, dann wieder in Berlin vor dem Kriegsentschluß. Die Sprache ist ziemlich trocken und wenig charakteristisch, und das viele Geschehen vermag über das Fehlen einer eigentlichen Handlung nicht hinwegzutäuschen. Das Drama ist in der Historie steckengeblieben, und seine künstlerische Unzulänglichkeit wird durch eine grundsaubere und anständige Gesinnung nicht wettgemacht. Es mag vielleicht hier und dort einen kleinen Bühnenerfolg erzielen, den es dann seinem patriotischen Inhalt zu verdanken hätte; irgendwelche Anwartschaft auf Dauer wird man ihm nicht zuerkennen können.

*

Im Jahre 1838 schon, will sagen, fünf Jahre nach dem Tode des rätselhaften Jünglings, wurde zu Paris ein Stück der Herren Anicet Bourgeois und Ad. Dennery aufgeführt, betitelt „Gaspard Hauser", in dem das Schicksal des „europäischen Kindes" behandelt wurde. „Ganz Deutschland," so ist auf dem Theaterzettel vermerkt, „später ganz Europa, haben widergehallt vom Unglück und von der grausamen Gefangenschaft Kaspar Hausers. Seit seiner Geburt den Armen der Mutter entrissen, wurde er in ein Gefängnis geworfen, in dem er seine ersten achtzehn Lebensjahre zubrachte. Dort, der Luft und des Sonnenlichtes beraubt, nur mit einigen Tuchfetzen bekleidet und sein Leben fristend von etwas Brot, das ihm von Zeit zu Zeit sein Wärter zuwarf, erduldete er während dieser Zeit unerhörte Qualen." Seitdem wurde es üblich, daß sich die Menschheit hin und wieder, wenn alle übrigen Sensationen erschöpft waren, mit Kaspar Hauser und seinem geheimnisvollen Schicksal beschäftigte, ohne daß es bislang gelungen wäre, das Dunkel, das über seiner Abstammung liegt, zu erhellen. Heute interessiert es uns sehr wenig, ob der arme Junge wirklich aus fürstlichem Geblüt war

Digitized by Google

oder nicht. Was uns heute noch interessiert, das ist lediglich das traurige Schicksal eines unglückseligen Menschen. Vor kurzem nun ist wiederum ein Drama erschienen und auch schon verschiedentlich aufgeführt worden, das eben dieses Schicksal zum Vorwurf hat. Es handelt sich um die dramatische Legende „*Kaspar Hauser*" von *Erich Ebermayer*, einem noch jungen Dichter. Ebermayer hält sich im wesentlichen an die bekannte Überlieferung, ohne etwas darüber auszusagen, wer Kaspar Hauser nun in Wirklichkeit war. Auch ihn interessiert das nicht; ihn interessiert der psychische Entwicklungsprozeß eines Menschen, der in achtzehnjähriger Haft in dumpfes Tiersein versank, aus dem er dann erlöst ward, um eine zarte, seltsam liebliche Begabung zu entwickeln, dessen Sehnsucht sich an die Mär von seiner prinzlichen Abstammung klammert, bis er, verraten von der Menschheit und von ihren Nachstellungen bedroht, an seiner hoffnungsvollen Seele gemach verkümmert, um schließlich, vom Mörderdolch getroffen, zurückzufinden in die armselige erlösende Dumpfheit seiner frühen Jugend. Das Ganze ist mit unendlich viel psychologischem Verständnis und liebevollem Fleiß geschaffen, die jedoch über das Undramatische des Stoffes, der mancherlei Geschehen, aber keine eigentliche Handlung zeigt, nicht hinwegzutragen vermögen. Dieser ewig passive Kaspar Hauser eignet sich so wenig zum Helden eines Dramas wie etwa Ugolino, an dem ein Gerstenberg seine Kraft vergebens erprobte. Zu rühmen ist eine charakteristische Sprache, eine sichere Zeichnung der Gestalten, voran Kaspar Hausers selbst, sowie ein paar Szenen, die von dem dramatischen Talent des Verfassers Zeugnis ablegen. Besonders eindringlich ist jene Szene gestaltet, in der Kaspar Hauser das Tagebuch abgelistet wird. Im übrigen liegt über dem Stück eine dünne romantische Luft, wie sie dem Roman oder auch der Novelle eher zuträglich ist als dem Drama, das handfeste, solide Handlung braucht. Auch dieses Stück ist im Schauspielverlag zu Leipzig erschienen.

*

Gehört Politik auf die Bühne? Eine zweitausendjährige Kulturgeschichte scheint diese Frage zu verneinen, und nur das gegenwärtige Rußland, das alles unter dem Gesichtspunkte der revolutionären Propaganda sieht und wertet, bejaht sie durch die Tat. Zwar sind in manches historische Drama politische Räsonnements eingeflochten; zwar bemächtigte sich die satirische Komödie schon eines Aristophanes und manches seiner Nachfahren des aktuellen politischen Motivs, aber doch nicht eigentlich in dem Sinne, daß das politische Geschehen und seine Diskussion im Vordergrunde des Interesses standen. Theoretisch ist indessen nicht einzusehen, warum die Politik mit ihren starken Spannungen, ihren sich bekämpfenden Problemkomplexen von der Welt des Scheins ausgeschlossen sein soll. Zwei Dinge freilich stehen, zumal in Deutschland, dem politischen Drama im Wege: einmal die völlige Interesselosigkeit eines Volkes, dem jedes kollektivistische und demnach auch politische Empfinden fehlt und das es im Verlaufe seiner Geschichte denn auch nur zu individualpolitischen Höhe- und Tiefpunkten gebracht hat, dann aber auch die Schwierigkeit einer ästhetischen Einstellung gegenüber einer als solche prävalierenden Stofflichkeit, die das interessenlose Genießen problematisch macht. In Rußland sind die Massen stets und eo ipso politisch, und ihr politisches Gefühl ist so ausgeprägt, daß es kaum je in den Zustand der Latenz übergeht, sondern sich in jeder geistigen Äußerung dokumentiert. Es ist einfach abwegig, von einer bolschewistischen Wissenschaft absolute Objektivität zu verlangen, von einer bolschewistischen Kunst praktisches Desinteressement am

Digitized by Google

Stofflichen. Die bloße Fiktion schon ist töricht. Anders war und ist es bei uns abendländischen Menschen, die wir kontemplatives und aktives Verhalten als reinlich getrennte Sphären voneinander scheiden, obwohl an dieser Scheidung viel Fiktives ist. Wir proklamieren wohl die schlechthinnige praktische Zwecklosigkeit der Wissenschaft und in der Kunst das l'art pour l'art. Auf solche Weise haben wir es zu Gipfelleistungen gebracht, die Rußland in seiner heutigen geistigen Struktur kaum je erleben wird, wie denn die bewußte Spezialisierung und Neutralisierung des Arbeitsgebiets die Voraussetzung jeder Qualitätsleistung auf jeglichem Gebiete bildet. Ob man es freilich auf solche Weise zu einer lebendigen, wahrhaft völkischen Kultur, die im Gesamtbewußtsein der ganzen Nation verankert ist, bringt, ist eine weitere Frage, die wohl auf Grund des gegebenen Augenscheins verneint werden muß.

Adolf Grabowsky, der bekannte politische Schriftsteller, unternimmt es in seinem wohl zurzeit noch ungedruckten Drama „*Der Herzog von Westminster*", ein politisches Problem in den Zentralpunkt einer Bühnenhandlung zu stellen, die nur unter diesem Aspekt, nicht etwa bezüglich der in ihr behandelten Individualschicksale, interessiert. Und zwar ist dieses Problem in eminentem Maße aktuell; handelt es sich doch um den Kampf zweier unmittelbar gelebter politischer Doktrinen, wie sie Gestalt angenommen haben im britischen Empire und in der Union der sozialistischen russischen Sowjetrepubliken. Der Geist des imperialistischen, kapitalistischen, im tiefsten Wesenskern konservativen England ist es, der sich in der Gestalt des Herzogs von Westminster verkörpert, so wie derjenige des internationalistischen, sozialistischen, revolutionären Rußland in der Gestalt des Sowjetbotschafters und seiner Schwester. Der Zusammenprall der Ideen ist es, der interessiert, während das Handlungsdetail lediglich die farbigen Valeurs in das Schattengrau der Theoreme bringt. Kein Wunder, daß an dieser Handlung manches abstrakt und rein demonstrativ erscheint, daß ihren Trägern die rote Tinte des homunculus theoreticus statt des warmen natürlichen Blutes im dünnen Aderwerk rollt. Besonders die Gestalt des Chinesen Yü, der das Problem der gelben Rasse verkörpert, trägt alle Merkmale des theoretischen homme machine, während die übrigen Figuren gesundere Lebensröte zeigen.

Es darf nicht wundernehmen, daß unter solchen Umständen dem Stück manches Gewollte und Konstruierte anhaftet, aber Wollen und Konstruktion sind im allgemeinen nicht übel, und das Ganze interessiert auch dort, wo papierene Beredsamkeit überwuchert und die banale Phrase das Diskussionsfeld beherrscht. Man wird nicht auf neue Ideen stoßen, aber schließlich hat das Stück mit politischem Utopismus nichts zu tun. Ebensowenig freilich ist es als Zweckkunst aufzufassen, wie etwa das russische politische Drama mit seinem ausgesprochen kunstgewerblichen Charakter. Eine rein ästhetische Aufnahme des Werkes ist durchaus möglich, und nie verliert sich der Autor im Demagogisch-Propagandistischen. Das aber bedeutet unter westeuropäischer Einstellung ein künstlerisches Plus, wenngleich nicht verhehlt werden soll, daß von einem politischen Drama mehr Bekenntnismut zu verlangen wäre, als ihn der völlig neutral sich gebende Dichter entwickelt. Jedenfalls verdient das Stück als erster Versuch auf einem umstrittenen Gebiet besondere Beachtung, weshalb auch hier in größerer Ausführlichkeit darüber gehandelt wurde.

*

Digitized by Google

Neue Romane

Von Dr. P. H. Keulers

LAG da in einem Irrenhaus einer deutschen Großstadt ein Kranker, der, so oft sich ein Besucher nach seinem Befinden erkundigte, prompt zur Antwort gab: Ich befinde mich überhaupt nicht hier; nur mein Geist wird hier unter Spiritus gehalten; ich lebe in Düsseldorf und warte nur auf den großen Moment der Wiedervereinigung. Dieser Irre hatte etwas von der Philosophie des Diogenes in der Tonne. Aber in seinem Warten auf den großen Moment bekennt er sich zu seinen Zeitgenossen, denen das Bewußtsein, am Wendepunkt einer Zeit zu leben, in die Krone gestiegen ist, und die glauben, nicht eher ins Grab sinken zu dürfen, bis die große Wende, das große Erlebnis auch in ihnen offenbar geworden.
Einen solchen Jüngling mit dem Hunger nach der großen Wandlung in der Seele zeichnet *Ernst Felix Weiß* in *Albertus Dürencrutz*, dessen Geburt in einer altösterreichischen Beamtenfamilie bezeichnenderweise im neunzehnten Jahrhundert begann und im zwanzigsten endete. Dieser Jüngling hat es nicht leicht, aus der Schale überkommener Vorurteile herauszukommen. Aber durch das zerreibende Geschehen des Weltkrieges, durch den Zusammenbruch Altösterreichs vor der Zeit aus dem heimatlichen Nest gehoben, wird Albertus in die gärende und aufbegehrende Welt Jungösterreichs hineingestoßen, und, wie das der Lauf der Dinge ist, durch die Evolution seiner Jugend mit fortgerissen in den Strom der Ideen, die eine Revolution mit sich führt. Das große Erlebnis kommt ihm in Gestalt der russischen Studentin Mirjam Cohn entgegen, mit der er, da ihr beiderseitiger Kommunismus nicht auf den ihrer jungen Leiber beschränkt bleibt, außer Landes gehen muß, wo dem kreuzbraven Österreicher bald der Sowjetstern unter- und die Liebe zur Heimat wieder aufgeht. Eines Morgens erhebt sich Albertus, packt sein Bündel und verläßt, arm wie ein Bettler, aber frei wie ein König, die enge via della Madonnina des schmutzigen italienischen Hafenstädtchens und findet den Weg nach Wien zurück.
„Das große Erlebnis" Jakob Schaffners wird in Berlin erlebt. Ich sage „wird erlebt". Seiner Idee nach ist es zeitlos. Auch das Feld seines Geschehens könnte beliebig verlegt werden; denn „dreieckige Verhältnisse" hat es immer gegeben und wird es immer und überall geben. Aber dieses große Erlebnis gibt es nur in der Weltstadt, in der mit den Klassen- und Kastenunterschieden auch die Welt- und Lebensanschauungen ineinanderfließen, in der das Leben überhaupt nur so viel gilt, als es scheint, leuchtet, glänzt, duftet. Der Professor Wudrich — Erfinder, Patriot und solider Geheimrat — ist in dieser Welt Außenseiter. Ein Student, Großindustrieller und großer Idealist, schielt nach seiner Frau und sie nach Otto — so heißt der große blonde Junge natürlich. In Otto ist eine Sowjetjüngerin verschossen, diese hinwiederum wird von einem andern aussichtslos geliebt — und so schließt sich der Ring des holden Wahnsinns um den armen deutschen Professor, der eines Abends ahnungslos in eine vermummte Gesellschaft entführt wird und sich durch Preisgabe eines Erfindergeheimnisses an die Sowjetrepublik unter dem Zwang einiger Revolvermäuler unmöglich machen soll. Nur von diesem einen, dem Professor Kuno Wudrich, kann man behaupten, daß ihm das große Erlebnis aufgeht. Im Mittelpunkt des Geschehens steht seine Frau, ausgestattet mit der ganzen Dämonie des nach Leben gierenden Weibes, zunächst

Digitized by Google

mit Otto ein grausam Spiel treibend, bis sie selber Feuer gefangen und nun zu ersticken droht in der Leidenschaft zu dem jungen Manne, der jung, stark, kühn, hochmütig ist und — zu allem fähig. Das ist's: zu allem fähig! Schaffner legt hier die öde, leere Seele der modernen, „bubigeköpften" Großstadtdame bloß, ohne sich zu der letzten Lösung des Rätsels Weib, die Hebbel einmal andeutet, herbeizulassen. „Das große Erlebnis" endet ziemlich spießbürgerlich. Otto verläßt das Feld seiner Mißerfolge nach einer wenig glaubhaft dargestellten inneren Wandlung, und Wudrich fährt mit seiner blaß und schmal gewordenen Caroline für einige Wochen nach Italien.

Traugott Vogel bringt das große Erlebnis auf die Formel *Ich liebe, Du liebst.* Eine junge Lehrerin ehelicht wider Willen einen Gärtner, dem sie als dem Schulpfleger der Gemeinde Brot und Stellung verdankt. Diese Frau hat sich in ihr eigenes Unvermögen verbohrt. Als Lehrerin seufzt sie, daß sie so klein sei und ständig Großes wollen müsse. Als Braut widerstrebt sie dem Bräutigam, weil er mehr verlangt, als sie ihm geben kann. Die Ehe dieser beiden bietet des Rätselhaften fast zuviel. *Sie* verschanzt sich hinter ihren Beruf, hinter einer Überspannung ihres altjungferlichen Gebarens, indessen *er* mit männlicher Geduld abwartet, ein Mägdlein ins Haus nimmt, dem er sein kindliches Herz entgegenbringt, und widmet sich schließlich, als das Kind unter den eifersüchtigen Blicken seiner Frau gestorben, nur der Wärme und dem Wachstum seines Gartens. So rennen sie nebeneinander her, bis ihr in der Stadt, in die sie vor Verzweiflung geflohen, der Zufall ein Kind in die Hände spielt, ein kleines, armseliges, verprügeltes, mutterloses Wesen. Da beginnt ihr großes Erlebnis. Sie kehrt heim mit der Erkenntnis, daß man nicht unterscheiden dürfe zwischen himmlischer und irdischer Liebe. „Es gibt das eine nicht und nicht das andere. Liebe ist eben beides, himmlisch und irdisch. Oder so: Sie kommt aus der Erde und steigt zum Himmel. Nicht umgekehrt!" So steht sie eines Tages vor ihm mit der Sehnsucht ihres auf Erfüllung eingestellten Weibtums. Ganz Hingabe und Opfer. Da geht auch ihm ein neues großes Glück auf, und so wird aus dem „Ich liebe — Du liebst" ein einziges großes Erleben.

Traugott Vogel verfügt nicht über die schillernden Tinten, mit denen Ernst Felix Weiß die Psychogenese seines Albertus Dürencrutz schreibt, noch weniger stehen ihm die glänzenden Mittel Jakob Schaffners zu Gebote, die prachtvolle Plastik des Ausdrucks, die erbarmungslose Logik der Gedankenführung, der diabolische Sarkasmus des Witzes. Seine Handlung ist ein still glucksendes Bächlein gegenüber dem breitausladenden Strom des Geschehens in den beiden anderen Romanen. Seine Stärke offenbart sich in der Spannweite seines ethischen Gedankens, der sich aus den Niederungen des sinnlichen Sichauslebens bewußt zu der Höhe opfervoller Hingabe erhebt.

Das große Erlebnis, die Lösung von der Erdgebundenheit, die Erhebung über das Weltgeschmeiß, die Eroberung der inneren Freiheit, schenkt uns keiner der drei Romane so wie der *Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient „Das wilde Herz" von Hermann Richter.* Der Dichter versucht in diesem Roman den Weg der gottbegnadeten Künstlerin von Beethoven über Paganini zu Richard Wagner zu zeichnen. Trotz des mit kühnen Strichen und glutvollen Farben auf historisch bedeutsamem Hintergrunde entworfenen Seelengemäldes dieser einzigartigen Frau, trotz des liebevollen Sichvertiefens in die Abgründe der Titanenseele Beethovens bleibt Richters Roman nur ein Versuch; denn wer den Schöpfer der Neunten erfassen und verstehen will, muß etwas von den dunklen Gewalten der

Digitized by Google

wilden Herzen dieser beiden, Beethovens und Wilhelminens, in sich tragen. Aber Richters Roman wird dem Leser dadurch zum großen Erlebnis, daß er zeigt, wie zwei Menschen kämpfend und ringend ihren Weg zur inneren Erlösung gegangen sind.

Weiß, Ernst-Felix: „Albertus Dürencrutz". Roman. 160 S. 8°. Verlag von Rudolf Fürste, Wien 1927.
Schaffner, Jakob: „Das große Erlebnis". Ein Zeitroman. 478 S. 8°. Brosch. 5,— Mk., ganz Leinen 7,50 Mk. Union, Deutsche Verlagsges. Stuttgart 1926.
Vogel, Traugott: „Ich liebe, du liebst". Roman. 314 S. 8°. Orell-Füssli-Verlag, Zürich 1926.
Richter, Hermann: „Das wilde Herz". Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient. Verlag Köhler & Amelang, Leipzig o. J. 234. S. 8°.

*

Des Gedichtes Wille

Von Dr. Kurt Bock

CHRISTIAN Morgenstern, der seine lyrische Berufung in dem einen kargen Satz: „O tiefe Liebe, die mich zu allem beseelt!" vollkommen erwies, sagte vom Dichter: „Auch das Bescheidenste, was er veröffentlicht, ist Same, den er verstreut, und der in anderen Seelen aufgeht, je nach seiner Art." Hierin liegt ausgesprochen nicht nur das ganze Verantwortungsgefühl, sondern auch der idealistische Wille des Dichters. Jeder junge Lyriker, der nicht vor jedem fertigen Gedicht ernstlich mit sich zu Gerichte geht und seine Schöpfung als ein beziehungsloses Objekt vergleicht mit der Summe seiner künstlerischen und moralischen Ideale, der wird zeitlebens ein Stümper bleiben.

Des Gedichtes Wille ist des Dichters Wille. Und Goethe stellt fest: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen", oder, im gleichen Sinne: „Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens."

Des Gedichtes Wille ist es, die Menge der Menschen zu fesseln, sie zu gewinnen und so in den Bann zu ziehen, daß jedes einzelne Wörtlein den ganzen Reichtum der Gesichte, die der Dichter bei der Geburt des Gedichtes ihm verknüpfte, ausschüttete. Sein Wille ist ferner, daß es dem Leser das poetische Erlebnis ganz zu eigen gebe, es ihm durch Sprache und seelischen Rhythmus vermittle. Jedes Gedicht will Brücke werden, über den Abgrund des Kosmos leuchtend geschwungen, — Brücke, auf der zwei Seelen einsam sich begegnen, sich brüderlich verstehen und in geeinter Sehnsucht die betenden Hände gen Himmel heben.

Nur dann erfüllen all die kleinen technischen Regeln, Hilfen und Hinweise ihren Zweck, wenn jeder dichtende Leser sich darüber klar wird, daß er erst eine Persönlichkeit mit schmerzhaft errungener Weltanschauung geworden sein muß, ehe er es wagen darf, seine Lyrik ihrer Bestimmung, der öffentlichen Mitteilung durch Druck und Vortrag, zuzuführen. Er muß das volle Bewußtsein erkämpft haben, daß sein Gedicht eine Art Testament, ein großes Bekenntnis ist, in dem er den Mitmenschen und kommenden Geschlechtern sein allerpersönlichstes Erleben, seinen Willen kundtut.

Wohl ist ja Dichten ein Akt der Selbstbefreiung aus der seelischen Spannung des Erlebnisses und ist ein Läuterungsprozeß der schaffenden Individualität, es trüge aber niemals den Zweck in sich, einer weiten, fremden Mitwelt preisgegeben zu werden, wenn sich der Sinn der Dichtung damit erschöpfte. Wohl gab es die Zeit,

Digitized by Google

— noch nicht lang ist sie vergangen —, da der Kampfruf: „L'art pour l'art" alle Welt entzündete; aber gar bald stellte er sich als hohles Pathos und als unfruchtbar heraus: Die Kunst ist nicht um der Kunst willen da, sondern bildet allgemeine Lebensnotwendigkeit; sie lebt unsterblich, des Kulturfortschrittes und der menschlichen Geistesbildung wegen!

Gedicht soll sein ein ehrfurchtgebietendes Dokument einer begnadeten Stunde, einer in göttlicher Liebe bis zur Selbstverleugnung entflammten Seele und eines lauteren Willens, der den Sinn der Welt tiefer erfaßte als die alltägliche Menge und daher sich zum Führer berufen weiß.

Ein echtes Gedicht will begriffen sein als unzerstörbarer Teil eines Menschtums und eines Weltzentrums, daher auch als heimliche Stimme der Weltseele, die ahnend anzutasten unser aller Sehnen ist. Wenn du also dichten willst und ein Bündel Versblätter in verschwiegener Mappe hütest, dann gehe mit deiner Weltanschauung zu Rate und lege dir die Frage vor: Ist dies mein Erleben meinem Willen entsprechend Klang geworden und ist dies mein Erleben meinen Mitmenschen wichtig? darf ich annehmen, daß meine singenden Worte ihnen all das zu sagen vermöchten, was ich fühlte, jubelte und erlitt? Kann ich hoffen, daß die Klärung, die sich mir mit dem mystischen Werden dieser Verse verband, auch die mir ferneren und fremden Seelen überrascht und erhebt, zu denen meine Gedichte einmal sprechen werden?

Schärfe deine Selbstkritik bis zur Folter und schraube deine Anforderungen stahlhart: dann gewinnst du das herrliche Anrecht, ein Dichter von eigenen und deiner Seele Gnaden zu heißen und darfst unbekümmert um das Geschwätz, den Unverstand und die Besserwisserei der Menge dein Bestes dir vom Herzen lösen und in den erbarmungslosen grellen Tag hinausstoßen. Denn diese Gedichte tragen deinen Willen in sich. Und jeder Wille aus dichterischer Liebe ist unverlierbares Gut und eine goldene Saat, die Ernte werden muß.

Des Gedichtes Wille ist Weltverbesserung — Welterlösung, Golgatha!

*

Filmoper und sprechender Film

Von Paul A. Schmitz

VOR einigen Jahren war es drei Berliner Erfindern geglückt, durch Umwandlung der Tonwellen in Lichtwellen musikalischen Vortrag in Ton, Tempo und Stärke zu photographieren. Diese technisch geradezu wunderbare Erfindung wurde in den Dienst des Films gestellt, und mit Hilfe dieses ihres „Tri-Ergon-Verfahrens" hatten die Erfinder zum erstenmal einen Film geschaffen, der unbedingte Zuverlässigkeit für den Synchronismus von ablaufendem Filmband und dazu geschriebener Musik garantierte.

Ein ähnliches Ergebnis bot „Das Vitaphon", die Erfindung eines Amerikaners, die auch auf der Umsetzung von Ton in Lichtwellen beruhte.

Beide Erfindungen bedeuten für das heutige Kino, d. h. für die Vorführung eines Films vor dem Publikum, sicherlich einen Fortschritt. Ist doch für den Filmregisseur die Möglichkeit gegeben, eine der Filmhandlung einigermaßen angepaßte Musik zu bestimmen, so daß bei der Vorführung des Films wenigstens die schreiendsten Widersprüche zwischen Filmbild und Kinomusik gedämpft werden können.

Digitized by Google

Inzwischen aber wurden diese beiden Erfindungen durch ein neues Verfahren, das die „Famous Player Companie" in Amerika erworben hat, überholt. Es handelt sich um ein regelrechtes Tonfilmverfahren, durch das es möglich wird, Bild und Klang einer Handlung gleichzeitig aufzunehmen, und die in Lichtwellen umgesetzten Tonwellen beim Abrollen des fertigen Filmbandes wieder in Tonwellen zurückzuverwandeln. Damit liegt der Weg zur Filmoper und zum sprechenden Film offen, mag die Erfindung durch ihr Primitives auch zunächst noch praktisch unverwendbar sein.

Zunächst will man diese Erfindung dazu benutzen, um die gedruckten Zwischentitel, die die Spielszene zerreißen, von der Leinwand und aus dem Filmstreifen zu verbannen. Das scheint auch schon vollkommen gelungen zu sein, denn die Famous Player kündigte vor einigen Tagen ihre ersten Filme mit gesprochenen Zwischentiteln an.

Es wird mittels dieser Erfindung bei der Filmaufnahme einer Straßenszene möglich sein, alle Lärmgeräusche des Verkehrs, bei einer Naturaufnahme alle Tierstimmen naturgetreu festzuhalten und bei der späteren Aufführung wiederzugeben. Zweifelsohne eine Erfindung, die gewaltige Möglichkeiten bietet.

— Aber bedeutet die Verwertung dieser Erfindung für den Kunstfilm nicht zugleich eine Absage an ihn? Ist es nicht ein Zugeständnis an eigene Unvollkommenheit, wenn man diese stumme, diese rein im Visuellen wurzelnde Kunst sprechend oder musizierend macht? —

Heute versucht man durch Varietéeinlagen und andere Sensationsnummern einen schlechten Film anziehend für das Publikum zu machen. Will dieser „sprechende Film" etwas anderes? Nur da, wo rein visuelle Wirkungen nicht erzielt werden oder unzulänglich bleiben, bedarf es anderer Hilfsmittel, um dem Film auf die Beine zu helfen. Und sowohl Varieténummern wie sprechende Begleitung sind für den „stummen Film" Hilfsmittel.

Wirft uns diese grandiose Erfindung — auf den Kunstfilm angewandt — nicht ein Jahrzehnt in der Filmkunst zurück? Denn ein sprechender oder musizierender Film, ist er etwas anderes als photographiertes Theater, Schauspiel oder Oper? Vor einem Jahrzehnt, da zum erstenmal der Begriff „Filmkunst", mimische Kunst, aufkam und lebendig wurde, als man Wege suchte, diesen neuen Begriff in die Tat umzusetzen, da begann man Theatervorführungen zu photographieren und glaubte damit eine neue Kunst einzufangen. Auf diesem Irrweg wollte man den Film der Sphäre reinen Vergnügens und reiner Sensation entringen, hinaufführen auf den Gipfel eigenständiger Kunst — aber man fand nur den unvollkommenen Abklatsch einer anderen Kunst. Bald war dieser Irrweg als solcher erkannt, und man suchte neue Pfade, die weiter führten.

Und heute — wo diese Wege zum Kunstfilm klar und anerkannt vor uns liegen — will man wieder alte Seitensprünge machen. Kommen einem bei diesem sinnlosen Widerspruch „sprechender Film" nicht lebhafte Erinnerungen an die „Ansager", die in den Kinderjahren des Films der gebannten Zuschauermenge die rasenden und flimmernden Vorgänge auf der Leinwand verständlich machten?

Nein, heute sind wir weiter. Wir brauchen keine Erklärer mehr für das ruhig gleitende Bild auf der weißen Wand. Emil Jannings, Asta Nielsen, Pola Negri, Conrad Veidt, Albert Bassermann, Paul Wegener haben gezeigt, wie man sich wortlos verständlich macht, wie man mimisch spricht. Die Pantomime, das ist die Sprache des Films. Und ist ihr erst die Sicherheit der Tradition gegeben,

Digitized by Google

brauchen wir nicht einmal mehr diese unglückselige Kinomusik in der Versenkung vor der Leinwand.

„Die Kunst des Films ist stumm!" In ihrem Schweigen liegt ihre Sprache, die bisweilen erschütternd sein kann. Ich erinnere mich einer morgendlichen Pressevorführung von Jannings „Letztem Mann". Nur geladenes Publikum saß im verdunkelten Raum, und der Film ohne Zwischentitel, ohne begleitende Musik lief fünf Viertelstunden ohne Unterbrechung. Aller Sinne waren auf die Leinwand konzentriert. Und da das letzte Bild erloschen, die Dunkelheit dem langsam steigenden Lichte wich, brach unter diesen „geladenen Kritikern" ein spontaner und urwüchsiger Beifall los, der sich in Beschämung wandelte, als diese Herren merkten, daß sie eine leere Leinwand anklatschten. Da zeigte sich, wie unmittelbar, wie eigenständig die Filmkunst sein kann. Und dieses Erlebnis warf ein helles Licht auf den Weg, der uns weiterführt in der Entwicklung der Filmkunst.

All diese Erfindungen, die jetzt in ihren Auswirkungen zu dem Unsinn und Widerspruch eines sprechenden Films und einer Filmoper drängen, sind zweifelsohne grandios und gewaltig. Aber unsinnig angewandt kann auch der beste Sinn zum Unsinn werden.

Mit der Filmkunst hat dieses Tri-Ergon-Verfahren und das „Vitaphon" des Amerikaners Brother nichts, aber auch gar nichts zu tun. Auf dem Gebiet geographischer, vielleicht auch zoologischer Forschungen mögen sie beide Umwälzungen hervorrufen. Denn es wird möglich fremdes, unerforschtes Land auch akustisch festzulegen. Den Kunstfilm werden sie bestimmt auf Abwege führen.

*

Stimmen aus dem Auslande

Von Charlotte Demmig.

BESCHRÄNKUNG *der Pressefreiheit*? Das neue Gesetz des englischen Parlamentes betreffs Einschränkung der Presseberichterstattung über sensationelle Ehescheidungsprozesse hat allgemeines internationales Interesse hervorgerufen. Besonders innerhalb der Presse selbst sind lebhafteste Diskussionen über das überraschende Vorgehen des englischen Parlamentes im Gange. Was am meisten in Erstaunen setzt, ist die Tatsache, daß dieses Gesetz, das doch unleugbar eine erhebliche Beschränkung der Pressefreiheit bedeutet, auf eine verhältnismäßig so geringe Opposition stieß. Dies ist damit zu erklären, daß die Mehrzahl der Verleger und Publizisten bereits seit langem mit der Forderung eines solchen Gesetzes sympathisierten, durch das man die Pressefreiheit keineswegs gefährdet fühlte, in dem man vielmehr einen Schutz sah für die wenigen großen Verlagsunternehmungen, in deren Händen drei Viertel des gesamten englischen Journalismus ruht, gegenüber den unzähligen kleinen Verlegern, die sich ihre Existenz zu sichern suchen, indem sie an die niedrigen Instinkte der Menschheit appellieren. Die amerikanische Presse bemerkt, daß die Schnelligkeit, mit der in New York und anderen Staaten das neue englische Gesetz von ähnlichen staatlichen Verordnungen gefolgt und nachgeahmt werde, ein Beweis für die zunehmende innere Festigung und Läuterung nicht nur Englands, sondern der gesamten zivilisierten Menschheit sei, eine Erscheinung, die wie jede ernste Bewegung aufmerksam zu beobachten sich lohne.

Digitized by Google

In engstem Zusammenhang hiermit steht die Bekanntgabe der Vorlage eines Gesetzentwurfes in New York betreffend eine staatliche Zensur des Theaters und des Filmes. Um der Verwirklichung dieses Gesetzes zuvorzukommen, das zwecks Überwachung von Bühne und Film die Einrichtung einer dramaturgischen Abteilung im Erziehungsministerium vorsieht, hat sich aus Dramatikern, Regisseuren und Schauspielern schleunigst ein Komitee zusammengetan, das offiziell seine Absicht kundgibt, von sich aus Mittel und Wege zu finden, um ein Eingreifen des Staates überflüssig zu machen.

*

Der weit über die Grenzen seines Landes, ja, Europas hinaus bekannte englische Professor *Alfred Zimmern*, einer der Führer des internationalen Erziehungswerkes des Völkerbundes, der Direktor der Schule für internationale Beziehungen, hat der „*American Review of Reviews*" einen Bericht über die Erfahrungen und Eindrücke seiner Europareisen zur Verfügung gestellt. „Eure wirtschaftlichen Problemlösungen", schreibt der Gelehrte, „sind keineswegs ausreichend für einen Weltfrieden. Dieser wurzelt im Geistigen. Was Amerika und Europa trennt, ist einfach ein Mißverstehen, und zwar ein Mißverstehen, das so absolut ist, daß seine Auswirkungen sich auf allen Gebieten — politisch, wirtschaftlich, sozial, ja, philanthropisch — bemerkbar machen. Die Beziehungen zwischen den beiden Kontinenten können erst dann normal werden, wenn dieses Mißverstehen beseitigt ist, d. h., wenn eine gewisse Anzahl führender Individuen einen Weg zum Verständnis des Lebens und der Gesinnung der anderen gefunden hat, wenn besonders die junge Generation begriffen hat, daß sie, am Rande des Atlantischen Ozeans stehend, nicht mehr „hinauf-" bzw. „hinab-", sondern „hinüber"zuschauen hat." Einen wesentlichen Teil der Schuld an dem gegenseitigen mangelnden Verständnis schreibt Professor Zimmern der amerikanischen Literatur zu, d. h. derjenigen amerikanischen Literatur, die in Europa bekannt ist, und die aus Romanen, humoristischen Erzählungen besteht, sowie aus Werken von Europäern, für die Amerika nicht eine andere Nation, sondern eine neue Erfahrung ist, und schließlich aus kritischen Werken, die ja gerade Mängel und Fehler hervorheben, um zu bessern. Ganz unbekannt sind dagegen die ernsten, sachlichen Werke, die allein ein Verständnis vermitteln könnten. Als bezeichnend für die Hartnäckigkeit, mit der sich Nicht-Europäer gegen die guten Bestrebungen Europas verschließen, berichtet Professor Zimmern von dem abessinischen Vertreter im Völkerbund, der seine Frage, ob er an eine Verwirklichung des Weltfriedens durch den Völkerbund glaube, wehmütig, aber energisch verneinte: „Wir Abessinier haben gemerkt, daß die Hauptsorge der Europäer dem Reichtum und der Macht gilt. Solange dieses Streben unter den Menschen ist, kann es auf Erden keinen Frieden geben."

*

Zu der viel besprochenen und umstrittenen Frage, was am heutigen Theater falsch sei, äußert sich im „*Churchman*" Julia Marlowe, die berühmte Shakespeare-darstellerin: „Der moderne Schauspieler hat vollständig vergessen, daß er zum großen Teil das Theater macht. Die Zeiten sind vorüber, da ein Garrick sich 18 Monate lang von der Bühne zurückzog, weil er es unter seiner Würde erachtete, mit drei Elefanten zu konkurrieren, die in einem benachbarten Varieté das Publikum mächtig anzogen. Heute fällt es keinem Schauspieler mehr ein, sich darüber zu empören, daß in der allgemeinen Revolution gegen die Götter jeder Künstler sich

Digitized by Google

auszusprechen erlaube, was er denkt und fühlt, seien diese Gedanken und Gefühle auch noch so widerlich und schmutzig. Würde ein Schauspieler sie nicht verstehen und wertschätzen und infolgedessen nicht darstellen können, so riskiert er damit, als altmodisch, beschränkt, unfähig verschrien zu werden. Die erste Bedingung für eine Gesundung des Theaters scheint die Verbannung des Starsystems und statt dessen die Bildung von Gruppen guter, an klassischen Gestalten gebildeter Schauspieler. Denn aus der Darstellung großer klassischer Gestalten ist die Schauspielkunst geboren.

*

Die aus den Ideen Romain Rollands hervorgegangene, von Albert Cremieux geleitete Zeitschrift „*Europe*" hat neuerdings eine „*Chronique des Idées*" aufgenommen, die — in Ermangelung einer besonderen Zeitschrift, die als geistiger Spiegel unserer Zeit ausschließlich den Ideen gewidmet wäre — auf einigen kurzen Seiten die aktuelle Bewegung der Ideen umreißen will. Die Mitarbeiter an dieser Chronique charakterisieren sich als „Männer, die den guten Willen haben, veralteten, verengten Lehren entgegenzuarbeiten, alle die künstlichen Mittel aufzudecken, die die Geister unter den alten Zwang stellen, die menschliche Forschung ungebahnte Wege zu neuen Idealen zu weisen". Sich restlos für die nationale Erziehung einsetzend, wollen sie feste Axiome und wahre Begriffe schaffen, die dieser Erziehung Kraft und Licht sein sollen. Eröffnet wird diese Chronik mit einer Studie über „L'Avenir de Saint Thomas d'Aquin" von Jean Prevost, die darlegen soll, daß die Ideen des katholischen Philosophen heute nicht mehr anwendbar seien, und daß der Erfolg des Thomismus nur gleichzeitig sein Verhängnis sein könne (!) Soweit man bisher über dieses Unternehmen einiger geistvoller, von unzweifelhaft edlem, ernstem Ethos beseelter Männer urteilen kann, denen für ihr Bestreben, in die heutige geistige Wirrnis feste Begriffe zu stellen, warme Anerkennung gebührt, so kann man sich doch nicht des leisen Zweifels erwehren, ob sie vom Standpunkt einer positiven Überzeugung aus den richtigen Weg innehalten werden.

*

Professor Yrjö Hirn behauptet in der „*Svensk Tidskrift*" (Stockholm), daß unter allen Ländern Finnland das Drama in weitestgehendem Maße und mit größter Begeisterung pflege. Das ist eine kühne Behauptung, die indes nicht aller Grundlagen entbehrt. Die 3½ Millionen zählende Bevölkerung Finnlands unterhält nicht weniger als 200 Theatertruppen neben zahlreichen Liebhabervereinen von Jugend-, Hochschul- und Beamtenverbänden. Viele Provinzstädte besitzen eine ständige Bühne, die Hauptstadt Helsinki mehrere. Von größtem sozialen Wert aber sind die Arbeitertheater, die in jeder Industriezentrale und in den kleinen Landstädtchen zu finden sind, geleitet von einem Fachmann und mit einem Ensemble, das sich aus Arbeitern zusammensetzt, denen einige Berufsschauspieler zur Seite stehen. Die finanzielle Lage dieser Arbeitertheater, in denen während der Wintersaison wöchentlich 2—3 Aufführungen stattfinden, ist in mancher Beziehung gesicherter als die der großen Theater; denn das Publikum, für das sie geschaffen sind, betrachtet den regelmäßigen Besuch der Vorstellungen als Ehrensache und gibt erstaunliche Beweise aufmerksamsten Interesses und Verständnisses für diese ihre Bühne. Die meisten Arbeitertheater sind zu einem Bund zusammengeschlossen, der die gemeinsamen Interessen vertritt, eine illustrierte Monatsschrift „Tyovaen Nayttamotaide" herausgibt, die die Leser über die Ent-

Digitized by Google

wicklung des Dramas in der ganzen Welt auf dem laufenden hält, auch bereits eine wertvolle „Geschichte der Bühne" veröffentlicht hat, und die weiterhin Redner entsendet zwecks Belehrung über die Dramen- und Bühnenkunst. Die Tätigkeit dieses Bundes wird von der finnländischen Regierung so hoch eingeschätzt, daß er von dieser, genau so wie die große „Theaterunion", einen jährlichen Zuschuß von 50 000 Mk. vom Staat erhält.

*

Die „*Nouvelle Revue Francaise*" hat nun mit der Veröffentlichung des mit Ungeduld erwarteten zweiten Teils des Werkes *Marcel Prousts* „*Le Temps retrouve*" begonnen, das vielleicht das Interesse weiterer Kreise gewinnen wird wie der so ungewohnt hohe Anforderungen an den Leser stellende erste Teil; führt doch dieser Teil in eine Zeit und Atmosphäre, die jedem mehr oder weniger naheliegt, die Zeit der ersten Kriegsjahre, in der bereits die Herrschaft der neuen Gesellschaftsklasse, der „Neu-Reichen", beginnt. Mit Spannung erwartet man, wie sich der Dichter selbst, der sich in dieser neuen Welt als Fremdling fühlt, in ihr zurechtfinden und sich mit ihr auseinandersetzen wird.

*

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Augustin Wibbelt

Jungfrau, Mutter, Königin — das sind die Hauptgesichtspunkte für die Darstellung der Madonna, und etwas von dieser dreifachen Würde muß in jedem guten Madonnenbild zu spüren sein. Hier in diesem Bildwerk von Achilles Moortgat ist die Jungfrau sichtbar in der lilienhaften Schlankheit der von strengen Falten umhüllten Gestalt, die Königin, wenn auch ohne Abzeichen, in der hoheitsvollen Haltung und die Mutter in dem Kindlein, das sie beglückt auf den Armen trägt. Aber damit ist die Idee des Bildes noch nicht bezeichnet. Diese Mutter steht mit gesenkten Augen unbeweglich, wie traumverloren, sie neigt sich nicht zum Kinde und drückt es nicht an sich, sie trägt es erhoben auf den Händen, wie man eine Gabe trägt, die man darbietet. Diese Mutter hat sich über ihr Mutterglück hinaus erhoben zur ekstastischen Vereinigung mit Gott und schwebt in heiliger Gottversunkenheit erdentrückt, leid- und freudentrückt, alles hingebend und opfernd, sich selbst und ihr Kind. Das Kind auf ihren Armen ist nur noch das Siegel der seligen Gottverbundenheit, die sie spürt in der Tiefe ihrer Seele. Sie weiß nichts mehr von der Außenwelt, es ist eine große Stille um sie, das geheimnisvolle Schweigen der Ewigkeit webt seinen Schleier um sie her. Man wagt es nicht, sie anzusprechen, man kann sich nur stumm vor ihr neigen. Sollte man ihr einen Namen geben, so könnte man schwanken zwischen zweien: Ancilla Domini und Rosa mystica.

*

Neue Bücher

Kunst

„Deutsche Volkskunst": Band *„Schlesien"* (Text und Bildersammlung von G. Grundmann und K. Hahn) und Band *„Thüringen"* (Text und Bildersammlung von Edwin Redslob), Delphin-Verlag, München, o. J. Gr.-8°. 31 S. Text. 7,50 Mk.

Zwei neue, entzückende Bände dieser mit Recht großangelegten Sammlung. Sie führt uns zurück zu den Quellen deutschen Volkstums und zeigt uns die oft unglaubliche künstlerische Kraft der verschiedenen deutschen Stämme in einer Fülle von klug ausgewählten Bildern aus allen Gebieten volkstümlicher Kunst. Die Textteile gehen weit über die sonst bei solchen Büchern üblichen, rührseligen Kapitel hinaus und eröffnen manchmal erstaunliche Fernblicke in die historischen und allgemein-kulturellen Zusammenhänge, in deren Rahmen die Volkskunst wie ein segenspendender Mittelpunkt liegt. Dieser klaren, wissenschaftlich ganz modernen Darstellung folgt dann

Digitized by Google

die unerschöpfliche Reihe der Bilder; man sieht sie durch und fängt gleich wieder von vorne an. Auch die Ausstattung ist vorzüglich, und wir Österreicher warten nun mit Begierde auf den ersten Band über südostdeutsches Volkstum.

Prof. E. Schaffran, Wien.

St. Franzisci Blütengärtlein „Fioretti". Verdeutscht von Franz Kanlen, mit Einführungsworten von Heinrich Federer. Bonner Buchgemeinde, Bonn 1926. 4°. 145 S. Geb. 6,— Mk. Vor gut Jahresfrist schenkte die Bonner Buchgemeinde ihren Mitgliedern als erste Sonderausgabe das „Blütengärtlein" des hl. Franz. Über den Wert und die Beurteilung des Buches in der mittelalterlichen Literatur ist kein Wort zu verlieren. Neben den zahlreichen bisher erschienenen Ausgaben der „Fioretti" tritt diese Neuausgabe in gänzlich neuartigem Gewande. Die äußere Aufmachung ist freundlich und gediegen, eine anerkennenswerte Arbeit der Werkstätten von Hermann Rauch in Wiesbaden. Die künstlerische Ausschmückung durch den schlesischen Maler Alfred Gottwald in ihrer kräftig-kernigen, zuweilen ins Ekstatische zielenden Art paßt sich dem Text vorzüglich an. In dem „Vorbericht von dem, was mit diesem Buche geschehen", heißt es: „Aber habe acht, daß du es einfältig und ungeziert hinschreibst, nicht in fürnehmen Reden, noch in schönen Worten, maßen es nur für die Armen und Einfältigen geschrieben sein soll . . ." „So will ich denn schreiben, wie die Leute vor alters gesprochen haben, und vermeine ich, daß es alsdann herzlicher und einfältiger zu lesen sei." Ob dieser Versuch völlig gelungen ist und die altertümliche Ausdrucksweise die Klippen des Gezierten und allzu Naiven immer glücklich gemieden habe, das vermag vielleicht nur der Geschmack zu beurteilen; und darüber ließe sich streiten.

Alois Tielitz.

Raynal, Maurice: „Picasso". Übersetzt von Dr. Ludwig Gorm. Delphin-Verlag, München 1926. Gr.-8°. 140 S. und 97 Tafeln. 6,50 Mk.

Es wäre gründlich verfehlt, Picasso nur nach seinen kubistischen Werken zu beurteilen. Denn die meisten Meister scheinen diese Art der Formung nur als einen Durchgang empfunden zu haben, weil seine Bilder und Zeichnungen von 1920 ab eine rasche Annäherung (aber nicht Anlehnung) an die Natur zeigen. Und so schließt sich der späte Picasso scheinbar wieder an den jungen an, obwohl er gerade jetzt weiter als je von seinen naturalistischen Anfängen entfernt ist. Denn die mächtige, vielfach noch aufdringlich erscheinende Formvereinfachung der letzten Jahre war nur auf dem Umweg über den Kubismus zu erreichen, und repräsentiert, vom Picassoschen Standpunkt aus gesehen, eine interessante Art des Neoklassizismus.

Das Werk Picassos ist viel umstritten; sehen die einen in ihm den Retter, so die andern einen Verderber. Über die wirkliche Bedeutung dieses wichtigen Künslers gibt uns das vorstehende, mit französischer Verve geschriebene und vorzüglich illustrierte Buch eingehend Aufschluß und ist deshalb ein beachtenswerter Beitrag zur modernen Kunst.

Prof. E. Schaffran, Wien.

12. Veröffentlichung der Prestel-Gesellschaft. „Zeichnungen alter Meister" in der Kunsthalle zu Hamburg. Niederländer, Neue Folge. Herausgegeben von Gustav Pauli. Prestel-Verlag, Frankfurt a. M. 1926. 200 Mk.

Dafür, daß es auch in wirtschaftlich ungünstiger Zeit Verleger-Großtaten gibt, die den Vorrang deutschen Buch- und Bilddrucks aufs neue bekunden, ist diese sorgfältige Veröffentlichung ein in jeder Hinsicht unanfechtbarer Beweis. Schätze sammeln heißt Schätze fruchtbar machen. Neuland erobern heißt: aus der künstlerischen Entwicklung der Gegenwart ausgeschaltetes Leben aufs neue nutzbar machen. Dies glückt, wenn man, wie es die Prestel-Gesellschaft tut, mit Ehrfurcht, Sachkenntnis und Ausdauer an die Dinge herantritt und nur die Leistung, die Höchstleistung, als erstrebenswert ansieht.

Die altniederländische Kunst aus der Spätzeit des 15. Jahrhunderts ist in weitesten Kreisen so gut wie unbekannt. Namen wie Cornelisz, van Orley, Savery, Nauwinx u. a. sind bestenfalls Begriffe, die durch eine flüchtige Erinnerung an Hobbema und Ruisdael ungefähren Inhalt gewinnen oder allenfalls — für den Liebhaber der neueren Malerei — durch Liebermanns holländisches Skizzenbuch rein gedächtnismäßig zum Wert einer Vorstufe werden können. Als eigenlebige Menschen, als Welten künstlerischen Empfindens und Gestaltens, scheiden sie aus, da ihre Kenntnis bisher nur den Fachleuten aus unmittelbarer Anschauung im Museum möglich war. Es ist daher ein großes Verdienst der Gesellschaft, daß sie — getreu ihrer Aufgabe — auch die altholländische Kunst durch Reproduktion weiteren Kreisen zugänglich gemacht und so ein Vorlagenmaterial geschaffen hat, das keine Photographie ersetzen kann. Denn diese 36 Tafeln sind reproduktive Meisterwerke, sorgfältig in der Auswahl, vollendet in der technischen Wiedergabe und von einer so warmen Anziehungskraft, daß man darüber fast das Nachschlagen in dem genau gearbeiteten und unaufdringlichen Verzeichnis vergißt. Die Struktur der Nachbildungen, Schatten und Licht, das Warme, Satte, Straffe und spitzpinselig Gefeilte, das Spurige und genial Entworfene, all dies tritt in einer beispiellosen Klarheit hervor, und die Menschen, die hinter diesen Gebilden stehen, griffelfrohe Poeten, melancholische Sinnierer, heißdurstige Dramatiker, Einsiedler und Vollmenschen, sie alle hören auf, tote Namen zu sein. Sie werden aktive Wirklichkeit, Blut und Gebärde, und wir begreifen, warum Altholland solche Gipfel wie Rembrandt und Rubens

Digitized by Google

tragen konnte. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man dem Verlage für ein solch großzügiges und auserlesenes Werk auch von dieser Stelle aus — im Interesse der Wissenschaft und Kunst selbst — dankt und seine Veröffentlichungen aufs wärmste empfiehlt. *Dr. Gert Buchheit.*

Straßer, E. E.: *„Neuere holländische Baukunst"*. Führer-Verlag, München-Gladbach o. J. Gr.-8°. 325 S. Text, 32 Abbild. Geb. 4 Mk.

Wenn man die 32 Abbildungen dieses kleinen Werkes durchblättert hat, begreift man nicht, daß ein künstlerisches Geschehen von so großartiger Bedeutung wie die holländische Baukunst bis jetzt nahezu anonym geblieben ist. Es ist daher außerordentlich dankenswert, daß ein so feinsinniger Kenner wie E. E. Straßer das dringendste Informationsinteresse befriedigt. Straßer, der selbst an der Förderung des neuen Stiles beteiligt ist, schreibt klar, durchsichtig und klärt alle Probleme der gegenwärtigen Entwicklung, insbesondere den Grundgegensatz zwischen Zweck- und Kunstbau, in so feiner und anregender Weise auf, daß sein Werk jedem Interessenten warm empfohlen werden kann. *Dr. Jost Terhaar.*

Weinberger, Martin: *„Deutsche Rokokozeichnungen"*. Delphin-Verlag, München 1926. 4°. 45 S. Text mit 32 u. 18 Abbild. 6,30 Mk.

In der Publikationenfolge: „Die Zeichnung, 1. Reihe: Die Deutschen", hat der vorliegende, als fünfter erschienene Band den besonderen Vorzug, erstmals einem weiteren Kreise der Kunstfreunde Einblicke zu eröffnen in ein vordem den meisten so gut wie unbekanntes Gebiet deutscher Zeichenkunst. Angesichts des hier in gut gewählten Proben Dargebotenen wird wohl mancher Leser sich nur wundern, daß von diesen köstlichen Dingen bisher nur so selten etwas zur Veröffentlichung gelangte; gerade in diesen leichtbeschwingten Erzeugnissen zeichnerischer Naturnachbildung und Improvisation gibt ja doch der Geist des deutschen Rokoko sich in der frischesten Unmittelbarkeit und Intimität zu erkennen. Darüber steht denn auch in Weinbergers Einführungstext manches gute, feinsinnige Wort, wie überhaupt der Textteil des Bändchens — anders als in vielen ähnlich angelegten Abbildungsbüchern der letzten Jahre — einen wirklich wertvollen und auch selbständigen, brauchbaren Bestandteil ausmacht. Es ist eine, freilich knapp gefaßte, aber aus ausgedehnter Materialkenntnis schöpfende Studie, die den für die Zeichenkunst des 18. Jahrhunderts bedeutsameren Meistern in den verschiedenen Kunstzentren, Hamburg, Augsburg, Wien, Berlin usw., in charakterisierender Würdigung nachgeht, und zum Schlusse die ganze Schar der im Text Herangezogenen in ein „Künstlerverzeichnis" mit biographischen Angaben übersichtlich zusammenfaßt. Die Abbildungen verdienen volles Lob. Etwas unbequem ist es nur, daß in allzu weit getriebener typographischer Feinfühligkeit alle Beischriften vermieden sind und der Leser somit genötigt ist, immer wieder das Abbildungsverzeichnis zu Rate zu ziehen.

Prof. M. Wackernagel.

Kulturgeschichte

Kalckreuth, Dunbar von: *„Dreitausend Jahre Rom"*. Kulturhistorische Wanderungen durch die Ewige Stadt. Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Mit 22 Abbildungen, 1 Karte von Rom und 25 Kartenskizzen. Gr.-8°. 349 S. Geb. 16 Mk.

Der Titel des Buches mag auf den ersten Blick befremden. Als Gründungsjahr Roms wird im allgemeinen nach Terrentius Varro das Jahr 753 v. Chr. angesetzt. Danach würde man von einer 3000jährigen Geschichte Roms noch nicht sprechen können. Varros Angabe ist indessen nicht über allen Zweifel erhaben. Schon Timaios rückt das Geburtsjahr der Ewigen Stadt auf 814, Dionys von Halikarnaß gar bis in das 14. vorchristliche Jahrhundert hinauf. Zudem beweist die Entdeckung eines vorgeschichtlichen Friedhofs in der Nähe des Forums im Jahre 1904, daß sicherlich schon vor dem Jahre 1000 eine menschliche Siedlung dort bestand. Somit wird man dem Verfasser Recht geben können, wenn er von einem 3000jährigen Bestehen der Ewigen Stadt spricht.

In 27 kulturhistorischen Bildern, die jeweils eine bestimmte Zeitepoche darstellen, läßt der gelehrte Verfasser diese 3000 Jahre an dem geistigen Auge des Lesers vorüberziehen, anfangend mit der Gründung des Römerdorfes zu einer Zeit, als die Albanerberge noch in vulkanischem Feue loderten, über das königliche, republikanische und kaiserliche Rom bis zu der Stadt der Päpste und schließlich der Hauptstadt des geeinigten Italiens.

Auf dem Hintergrunde der weltgeschichtlichen Ereignisse der jeweiligen Epoche zeichnet v. Kalckreuth mit scharfen und dabei doch eleganten Linien Bilder von dem weltbeherrschenden Leben der Ewigen Stadt, die in ihrer ausdrucksvollen Klarheit an Marmorplastiken vor einer dunklen Wand erinnern. Sie zeugen von tiefen und umfassenden Kenntnissen der politischen Geschichte und der Kulturgeschichte aller Zeiten und einem liebevollen Versenken in die Vergangenheit der merkwürdigen Stadt. In der Geschichte der christlichen Religion aber, ohne deren Kenntnis sich das päpstliche Rom nicht verstehen läßt, ist der Verfasser bedauerlicherweise nicht so sehr zu Hause, und damit ist die schwache Stelle des Buches angedeutet. Kalckreuth ist, wie es scheint, über jene evolutionistische, vergleichende Religionswissenschaft, die aus rein äußerlichen Ähnlichkeiten religionsgenetische Schlüsse zieht, ohne zu bedenken, daß dazu außer einer gewissen Kenntnis des antiken Geisteslebens

Digitized by Google

auch einiges Verstehen des Christentums gehört, noch nicht ganz hinweggekommen. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben. Darum gleitet er auch über die Einführung des Christentums und die römische Martyrerzeit mit Schweigen hinweg. Wo er aber das Christentum schildern will, mißlingt es ihm oft gründlich. Die in Kapitel 11 gezeichnete christliche Dame wird unter seiner Hand zu einer Betschwester übelster Sorte und kann wohl schwerlich als ein Typus der großen Frauen des christlichen Altertums angesprochen werden. Schlimmer ist es noch, wenn v. Kalckreuth dem Christentum den Vorwurf macht, daß an seinen „Altären aller Aberglaube des Altertums eine geweihte Stätte fand" (S. 230), wenn er Christus mit Augustus in Parallele setzt (S. 3), den Marienkult aus dem ägyptischen Isiskult entstehen läßt (S. 317, Anm. 37), die ägyptische Büßerin Maria eine „ägyptische Gottesmutter" nennt (S. 210) und zur Erklärung hinzufügt: „Diese Maria war die Patronin der Huren, wie es im alten Rom Venus Erycina war" (S. 328, Anm. 73), wenn er weiterhin von einem polytheistischen Kult der Vierzehn hl. Nothelfer spricht (S. 323, Anm. 5) und schließlich den Bildersturm im 8. Jahrhundert als den „ersten Kampf eines Reformgedankens gegen das Heidentum in seiner kirchlichen Gestalt" bezeichnet (S. 160), dem in der Reformation ein zweiter Bildersturm mit „derselben Tendenz" folgte (S. 318, Anm. 3).

Verwunderlich ist es auch, daß der Verfasser noch die Einführung der Ohrenbeichte dem Laterankonzil von 1215 zuschreibt (S. 192) und als ihre Folgen „vollkommene Veräußerlichung der Kirche, vollständige Aufopferung der Person, unbedingte Priesterherrschaft und Abschwächung des inneren Momentes" hinstellt (S. 323, Anm. 4). Auch die Angabe, Papst Alexander VI. sei durch Gift gestorben (S. 224), dürfte nach Pastors Untersuchungen (Papstgesch. III, 1, S. 591 ff.) als abgetan gelten. Über die Glaubwürdigkeit von Luthers Erzählung, er habe in Rom einen Priester bei der hl. Wandlung beten hören: „Brot bist du und Brot bleibst du" (S. 224), wird man geteilter Ansicht sein können, da solche Äußerungen „zum Teil erst aus den letzten Lebensjahren Luthers stammen, als er selbst ein so ganz anderer geworden war" (Hausrath, Luthers Romfahrt, S. 79. Bei Grisar, Luther, I S. 24). Dasselbe gilt von der Leo X. zugeschriebenen Äußerung: „Wie sehr uns und unseren Leuten diese Fabel von Christus genützt hat, ist bekannt", woraus dann gleich der Schluß gezogen wird, damit „sprach er sich selbst das Urteil" (S. 224).

Das mag genügen, um zu zeigen, wie wenig der Verfasser in den Geist des katholischen Christentums eingedrungen ist. Darum sind auch u. E. die mit vielem Geschick zusammengestellten Parallelen von zehn Epochen aus der Geschichte des heidnischen und des christlichen Roms (S. 159) nur von sehr relativem Werte, wie auch die entwicklungstheoretischen Darlegungen über die Entstehung der Religionen (S. 230) nicht überzeugen können.

Kalckreuth neigt der Ansicht derjenigen zu, die einer möglichsten Wiederherstellung der römischen Ruinen das Wort reden. Er schlägt vor, zu der dritten Milleniumsfeier der Stadt „zunächst die Fora, den Palatin, den Zirkus und das Colosseum provisorisch mit solchem Material zu rekonstruieren, daß bei einer späteren Entfernung dieser Zutaten der jetzige Zustand der Ausgrabungen wieder hergestellt werden könnte". Daraus soll man dann ersehen, „welche Prachtgebäude des antiken Rom zur Feier seines Trimilleniums" aus edlerem Material für die Dauer errichtet werden können. Diesem Vermittlungsvorschlag zwischen den beiden Extremen: „Schutz den Altertümern" und „Erneuerung", vermögen wir nicht zuzustimmen. Die Ruinen würden wohl kaum in ihrer alten Pracht wiedererstehen, und täten sie es, dann blieben sie doch Leichname ohne Seele. Oder will es der Verfasser unternehmen, das innerlich vermorschte Heidentum der römischen Kaiserzeit von den Toten aufzuerwecken?

Bei einer Neuauflage des Buches können alle oben gerügten Mängel leicht beseitigt werden. Denn sie berühren nicht, was wir gern anerkennen wollen, die Tendenz des Buches. Dabei dürfte auch auf die Ausmerzung der Druckfehler — wir zählten deren fast ein Dutzend — sowie bei den Quellenangaben auf eine genauere Bezeichnung des Ortes Bedacht genommen werden. Die Ausstattung des Buches ist, wie es bei dem bekannten Verlage nicht anders zu erwarten ist, gut und schön. Druckfehler: S. VII veteram statt veterem, S. 160 Tode statt Tod, S. 175 Maurilius statt Mauritius, S. 209 Enstachio statt Eustachio, S. 106 Demophoon statt Demophon, S. 334 Kirchner statt Kircher, S. 80 Paccatus statt pacatus, S. 94 poseimus statt poscimus, S. 128 Eseurial statt Escurial, S. 145 maladi statt maladie, S. 255 candatari statt caudatari. *F. Wagener.*

Cartellieri, Otto: „Am Hof der Herzöge von Burgund". Kulturhistorische Bilder. Benno Schwabe & Co., Basel 1925. 329 S. 8° und 25 Abb. Geb. 10 Mk.

Der Heidelberger Hochschulprofessor Cartellieri gehört zu den besten Kennern der Geschichte Burgunds. Aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit heraus schenkt er uns nun eine Reihe von nicht immer ganz zusammenhängenden Einzeldarstellungen (z. B. Herrscher und Hof, Turniere, Feste, Kunst und Künstler usw.), welche, zum Buch vereinigt, dennoch einen glänzenden Überblick über burgundisches Wesen im XIV. und XV. Jahrhundert geben.

Digitized by Google

Der burgundische Hof war nach 1420 das einzige nordische Gegenstück zu den italienischen Hofhaltungen und, durch Klima, Lage und Bevölkerung begünstigt, zog er alle wissenschaftlichen und alle künstlerischen Größen an sich und rief ein glanzvolles Bild einer dennoch in der Wurzel verdorbenen Zeit hervor. In diese Fülle greift der Autor mit geschickter Hand hinein, und sein vollendeter Stil formte packende Zeitgemälde, deren wissenschaftliche Grundlage in dem ausgezeichneten Literaturverzeichnis zur Genüge nachgewiesen ist. Nur das Kapitel über „Kunst und Künstler" hätte eine breitere Anlage verdient. Auch der Wunsch, die Stellung des großen Bildhauers Claus Sluter nach allen Seiten scharf umrissen zu sehen, ist unerfüllt geblieben. Vielleicht entschließt sich Cartellieri zu einer Sonderpublikation, zu der er, wie kaum ein anderer, geeignet wäre. Druck und Ausstattung des sehr empfehlenswerten Buches sind einwandfrei.

Prof. E. Schaffran, Wien.

Romane

Ammer-Küller, Jovan: „Die Frauen der Coornvelts". Ein Frauen- und Familienroman. Aus dem Holländischen von Franz Dülberg. Grethlein & Co., Leipzig, Zürich 1926. 8°. 452 S. Geb. 8,50 Mk.

Ein wertvolles Buch für Mann und Frau, besonders aber für alle Frauen, die im Berufsleben stehen oder in Interessenverbänden wirken, denen die „Freiheit der Frau" höchstes Ziel ist. Durch vier Generationen spinnt sich die spannende Handlung: Ein in Paris aufgewachsenes Mädchen kehrt nach dem frühen Tode der Mutter in das alte Familienhaus der Coornvelts zurück. Wegen der gewalttätigen Herrschsucht ihres Oheims, des Webereibesitzers und Patriziers, und in Abwehr der begehrlichen Söhne des Hauses verläßt sie Leyden und beschließt, durch Berufstätigkeit unabhängig zu werden. Als reife unverheiratete Frau, als Führerin der beginnenden holländischen Frauenbewegung kehrt Miebetje Sylvain in die rückständige Universitätsstadt zurück und überträgt auf ihre Nichte Elize Wijsman ihre Energie und Kampfeslust. Als eine der hervorragendsten Ärztinnen Hollands führt diese den Kampf weiter, um schließlich — 50 Jahre später — zu erkennen, daß neben dem Kampf um die Gleichberechtigung der ewige Kampf zwischen Mann und Weib das stärkste Naturgesetz bleibt. Der Wahrheit letzter Schluß aber ist, daß die Frauen im Grunde auch heute nicht viel anders sind und sein können als früher. — Eine liebevolle Wärme, eine große epische Kraft schildert uns das Familienleben des alten Geschlechterhauses, die Anschauungskämpfe der 70er Jahre, das hastige, vergnügungssüchtige Tempo der Gegenwart. Wie ein Pastellbild auf Delfter Porzellan beginnt die Erzählung, um über Resignation und Spannungen menschlicher und soziologischer Art hinweg in einem gerechten, freien Urteil zu schließen.

Dr. G. Buchheit.

Didring, Ernst: „Inseln des Sturmes". Roman aus dem Schwedischen, übertragen von Else von Hollander-Lossow. Georg Westermann, Braunschweig, Hamburg, Berlin 1926. 8°. 335 S. Leinwand, 7 Mk.

Ein Buch des Kampfes, wie alle uns bisher bekannten, mit Recht geschätzten und beliebten Bücher dieses nordischen Dichters, ist auch dieses sein jüngstes Werk, in dem es um den Kampf einer seltenen, eisenfesten, zähen Menschenrasse, den Schärenbewohnern, mit wildesten, härtesten Elementen geht. Spannend und fesselnd in der Komposition seiner Handlung und dabei doch an stille Tiefen rührend, stellt Didring in knappen, scharfen Zügen diese kernigen Gestalten vor uns hin, plastisch, wie aus Eis und Stein gehauen, bei aller Derbheit mit wunderfeiner seelischer, Vertiefung, am wirkungsvollsten in der Gegenüberstellung ihres innigen Zusammengewachsenseins mit der Natur, ihres Hineinfühlens in sie und dem Tag und Nacht um Leben und Tod gehenden Kampf mit ihr, dem Todfeind, der nur die Stärksten, eine natürliche Auslese überleben läßt. Durch die Handlung, die straff durchgeführt, ohne ablenkende Schilderung von Nebenumständen ist, klingt ein ernstes Problem hindurch: Die Frage nach Gut und Böse, Schuld und Sühne, der ewige Kampf zweier Strömungen im Menschenherzen, versinnbildlicht an der Familie des Anders Sjöberg.

Ch. Demmig.

Moeschlin, Felix: „Wir wollen immer Kameraden sein". Roman. Grethlein & Co., Zürich 1926. 8°. 300 S. Ganzl. 7 Mk.

Molo, Walter von: „Im ewigen Licht". Roman. Albert Langen, München 1926. 8°. 226 S. Gebunden 5,50 Mk.

Prellwitz, Gertrud: „Sonne über Deutschland". Roman. Maien-Verlag, Oberhof i. Thüringer Wald. 1926. 8°. 276 S. 6 Mk.

Drei Werke, die sich, getragen von einem großen starken Gefühl, auf der gleichen Idee aufbauen: Wegbereitung für eine neue Zukunft des Deutschtums; alle drei das Schicksal eines der „Erneuerer im Geist" gestaltend: bei Moeschlin ist es ein durch Verschüttung im Schützengraben geistig Getrübter, dann plötzlich geheilt, und, noch mit seinem ganzen Wesen im Schützengraben wurzelnd, an die Menschheit mit der Mahnung an die s. Zt. geleisteten Treueschwüre herantretend; bei Molo ist's der schon bekannte „Bobenmatz", halb Wunderapostel, halb Volksprophet, halb Frauenabgott; bei Prellwitz ein junger Held der Jugendbewegung. Der erste zerbricht an der Wirklichkeit; der zweite verschwindet in den

Digitized by Google

Himmel — mysteriös wie er selbst und sein Schicksal; der dritte, über den Fortuna ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, nimmt als einziger ein normales Ende in der Ehe. Soweit ist ein Vergleich dieser drei Werke möglich. Im übrigen aber, was künstlerisches Können und ethische und geistige Reife anbelangt, bleiben Molo und Prellwitz weit hinter Moeschlin zurück. Viel Sentimentalität und Schwärmerei, viel Unglaubwürdigkeit in Handlung und Charakter bei diesen beiden, manche Übersteigerung und ein scharf betonter Immoralismus bei Molo beeinträchtigen die Größe der Idee und des ethischen Wollens. *Ch. Demmig.*

Sandt, Emil: „Die Schmiede". Sieben-Stäbe-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf. 1926. 8°. 253 Seiten.

Geheimnisvolle Strahlen, die in Fernwirkung Motore zum Stillstand und Munition zum Versagen bringen (man erinnere sich der Pressemeldungen über einen mysteriösen Engländer mit gleichen Kräften), eine Pistole, die den Getroffenen spurlos verschwinden läßt, ein Apparat in Taschenuhrgröße zum Fernsprechen und Fernsehen über den ganzen Erdkreis hin, ein in einen Handkoffer verpackbares Flugzeug, das sind die Requisiten dieses Romanes. Ein Geheimbund mit Femegesetzen setzt diese Requisiten in Bewegung, um die Welt zum Frieden zu *zwingen*, eine Liebesgeschichte sorgt für die notwendigen Verwicklungen. — Die Darstellungskraft ist oft schwach, die Überzeugungskraft noch schwächer. Immerhin nähern sich einige Partien dem Idealbild eines aus Phantastik geborenen und durch Überzeugung gestählten Romanes, wie er wohl dem Verfasser vorgeschwebt hat.

Dr. Johannes M. Fischer.

Undset, Sigrid: „Frühling". Übersetzt aus dem Norwegischen von Frau Thyra Dohrenburg. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft Universitas, Berlin, 1926. 8°. 354 S. Brosch. 5 Mk., Leinen 7,50 Mk., Halbleder 11 Mk.

Auch von Sigrid Undset liegt uns nun ein Ehebuch vor. Obwohl die nordische Künstlerin in diesem Roman, der vor dem großen Eposwerk entstand, noch nicht die geistige, künstlerische und weltanschauliche Reife dieses letzteren erreicht hat, wird sie sich mit ihm nicht weniger die deutschen Herzen gewinnen, denen sie durch Behandlung eines der brennendsten Gegenwartsprobleme menschlich noch näher rückt. Indem sie den ganzen Reichtum ihrer Lebensweisheit und ihrer bei aller verschwenderischen Fülle so fein beseelten Empfindungswelt entfaltet, greift sie mitten aus dem Alltag, der lebendigsten Wirklichkeit, zwei Gestalten heraus, Rose und Torkild, und läßt uns das Schicksal ihrer Liebe vom ersten Keimen scheuer Jugendliebe über Träume, Mißverständnisse, Sehnsüchte hinweg miterleben in das scheinbare Sichfinden der Ehe hinein, die sich als Irrung erweist, weil jeder, egoistisch im andern nur sich selbst, das eigene Schicksal sucht und liebt, die auseinanderfällt, um von neuem gegründet zu werden, nachdem jeder in der Einsamkeit sich zur Erkenntnis des höchsten Sinns der Ehe durchgerungen. Mag in diesem Eheroman wie in dem großen Epos mancherlei einzuwenden sein in bezug auf Komposition und Gestaltung der Charaktere — hier wie dort leidet die Konzentration durch starke Verästelung der Handlung — so kann wohl gesagt werden, daß kaum eines von den zahlreichen „Ehebüchern", mit denen wir in jüngster Zeit bedacht wurden, zu einer so befriedigenden — dem christlichen Ideal allerdings noch nicht ganz entsprechenden — Lösung des Problems geführt hat, indem es als höchsten Sinn der Ehe aus der Gemeinschaft zweier Menschen heraus die Schaffung einer neuen Einheit, eines höheren Dritten, andeutet.

Ch. Demmig.

Schneider, Maria: „Hölderlins Schicksalsweg". Roman. A. Bonz & Co., Stuttgart. 1926. 8°. 362 S. Geb. 7 Mk.

Die Verfasserin hat mit großer Sachkenntnis und einfühlender Liebe das Leben Hölderlins, der uns allen in den letzten Jahren durch Wahlverwandtschaft merkwürdig nahe gekommen ist, in Romanform nachgezeichnet. Die Künstlerhände einer Frau haben klug und behutsam die Linien gezogen, welche vom Torso Hölderlin, wie er in der Geschichte steht, hinüberführen zum Idealbilde Hölderlins, das sich vergeblich abmühte, im Endlichen Wirklichkeit zu werden. Wenn man den Roman als Kunstwerk wertet, so ist nicht alles vollendet, vieles bleibt Struktur, nur in der Darstellung des Diotimaerlebnisses ist die Dichterin ihres Stoffes voll Herr geworden.

Dr. Fischer.

Wundt, Theodor: „Das Diadem, Ideale und Illusionen". Ein Höhenroman mit 15 photographischen Aufnahmen und 9 Textillustrationen. Verlag von Richard Bong, Berlin 1926. 8°. 290 S. Preis geb. 7 Mk.

Zwei Brüder eines alten Geschlechtes, in denen sich das Geschick deutschen Volkes und Landes der letzten Vergangenheit verkörpern soll, suchen in idealem Streben der Heimat zu dienen. Symbol der Freiheit, die sie ihrem Volk bringen wollen, ist ihnen der Gipfelschein eines Bergriesen ihrer heimischen Alpenwelt. Mittel zur Erlangung des wahren Volksglückes scheinen dem einen die Waffen, dem andern die Idee. Beide zerbrechen auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles und stürzen ab.

Das Buch, das stellenweise durch Schilderung der Alpenwelt Interesse zu wecken vermöchte, ist in der Menschengestaltung, in Sprache und Aufbau, in der Symbolik von einer Romantik, die künstlerischem Schaffen fernsteht und uns Heutigen nichts mehr geben kann.

Dr. Luhmann.

Digitized by Google

Hruschka, Annie: „Der Feind aus dem Dunkel". Kriminalroman. Benziger, Einsiedeln 1926. 8°. 250 S. Geb. 5 Mk.

Von Annie Hruschka, die so lange verstummt war, liest man mal gern wieder einen Kriminalroman. Sie weiß spannend zu exponieren, geschickt aufzubauen und eine glückliche, ungezwungene Lösung des verwickelten Knotens zu finden. Ihr alter Detektiv Silas Hempel arbeitet noch immer wie ein zweiter Sherlok Holmes, nur wird er hier als „junger Detektiv" eingeführt, der sich an diesem „Fall" die Sporen verdienen will und dabei ganz andere Spuren verfolgt als der Untersuchungsrichter. Offensichtlich hat hier die Magdeburger Affäre, wo Untersuchungsrichter und Kriminalpolizei so ganz verschiedene Wege gingen, stark eingewirkt. Auch der Hypnotismus muß mitwirken, ohne diesen modernen Zauber scheint kein Kriminalroman mehr auszukommen. Allzu hohe literarische Anforderungen darf man an einen Kriminalroman nicht stellen; wenn er heute in der Zeit der geistigen Gedrücktheit den abgehetzten Geist ein Stündchen die Sorgen des Alltags vergessen läßt, so hat er seinen Zweck erfüllt. Und das darf man Annie Hruschkas Roman ruhig bezeugen. *Dr. A. Kahle.*

Kleine Anzeigen

„Deutsche Jugendbücherei." Herausgegeben vom Dürerbund. Verlag von Hermann Hillger, Berlin.

Obwohl wir im 3. Heft dieses Jahrganges schon eine Anzahl Hefte dieser Bücherei besprochen haben, sehen wir uns veranlaßt, auf dieses außerordentlich empfehlenswerte Unternehmen zurückzukommen. Wem es Ernst ist mit einer wirkungsvollen Bekämpfung der Schmutzflut, die über unsere Jugend dahingeht, verbreite die Jugendbücherei, wo er kann! Die farbigen, künstlerisch hochwertigen, zum Teil köstlichen Titelbilder verleihen den Heften schon äußerlich einen besonderen Reiz. Der Inhalt bietet reiche Auswahl: Tiergeschichten (Nr. 260) und fröhliche Märchen (Nr. 253) für Kinder der ersten Schuljahre; für romantisch Veranlagte Perlen unserer Sagenliteratur, die Edda (Nr. 258), Parzival (Nr. 250), Grimms Märchen (Nr. 255—257), Undino (Nr. 244 und 245), für ältere und solche, die von Kriegen und Heerzügen träumen, Gustav Freytags Erzählungen über Attila (Nr. 247) und den Dreißigjährigen Krieg (Nr. 239 u. 254). Wer die Lust zum Fabulieren wecken und fördern will, verschenke Gottfried Kellers Legenden (Nr. 249) oder Goethes Kinderjahre, von ihm selbst erzählt (Nr. 248) oder „Ein Märchen von Ivan, dem Narren" von Leo Tolstoi (Nr. 242). Soziales Empfinden regt „Der Berliner Junge" von Ad. Damaschke an (Nr. 243). Gedichte für lustige Schulfeiern und ähnliche Gelegenheiten enthält Nr. 246.

Man könnte unsere Jugend beneiden in Anbetracht des Reichtums, der ihr in dieser Bücherei geboten wird, und man freut sich, daß diese Goldkörner endlich gehoben und in ansprechendem Gewande ohne wissenschaftliches Beiwerk, zugänglich gemacht sind.

*

Level, Maurice: „Entsetzen". Übersetzt von G. Scharz. Neue Berliner Verlagsgesellschaft, Berlin, Wien 1926. 8°. 182 S. 5 Mk.

Ein Kriminalroman. Ein Pariser Journalist will Sensationen schaffen, um dadurch bekannt zu werden und aufzusteigen. Er lenkt zu diesem Zwecke den Verdacht auf sich, einen Mord begangen zu haben. Bei diesen Bemühungen bleibt er schließlich nicht Herr seiner eigenen Machenschaften. Er wird als Mörder verurteilt. Erst am Fuße des Schafotts vermag er sich aus seiner seelischen Selbsteinspinnung zu befreien. Der Verfasser bemüht sich nicht ohne viel Geschick, die Erzählung über die Ebene landläufiger Kriminalromantik emporzuheben.

Maxwell, W. B.: „Die späte Trauung". Übersetzt von Rud. Nutt. Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 471 S. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Unentwegtes Mannesstreben eines kühnen Entdeckers und treu ausharrende Liebe eines Mädchens sind das Thema des Romanes, das sich in sachlicher und durchaus nicht unanschaulicher Weise entwickelt. Viel Seltsames, Abenteuerliches wird geschildert, viel echt Englisches und puritanisch Starres lebendig gemacht. Und doch bleibt das Allerletzte ungelöst. Es gelangt nicht zu der alles durchdringenden Einheit Leben, die jedes Werk erst zum echten Kunstwerk macht. Wirkung aus dem Äußerlichen, aus dem Vielen, aus der Masse ist schon da. Aber es mangelt an der Wirkung aus der Tiefe eines gläubigen Menschenherzens.

Renker, Gustav: „Der See". Roman. L. Staackmann, Leipzig 1926. 8°. 316 S. Geh. 4,50 Mk., Leinen 6,50 Mk.

Eine Variation des Melusinenthemas. Sagenhaftes ist nicht ohne Geschick mit wirklichkeitsstarkem Menschlichen verknüpft. Der junge Graf, der seinen Siegelring in die Fluten wirft, gibt sich damit in die Macht der Seenixe, die nun in wechselnder Gestalt als lockendes Weib seinen Pfad kreuzt und ihn an sich kettet. Ziemlich willkürlich ist die Gestalt des großen Naturkindes Anton Bruckner herbeigeholt, der eine Zeit lang neben dem Grafen als Freund geht. Die Schilderungen sind gut aber wenig originell. Die Sucht, in erotischen Dingen alles zu betasten, verkitscht, besonders, wenn es mit so platten Phrasen geschieht wie dieser: „enthüllter Marmor kühlen Fleisches brannte".

Venner, Norman: „Der falsche Arthur". Roman.

Digitized by Google

Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 218 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Ein humoristischer Roman muß in erster Linie ganz originell sein; so ähnlich wie in diesem Doppelgängerroman las man's aber schon zu oft. Die Komik ist auch nicht gerade überwältigend, wie der Verlag behaupten läßt. Daran sind auch hier und da Geschmacklosigkeiten schuld. Z. B. sind die beiden Todesfälle nicht so eingefügt, daß wahrer Ernst wahren Humor unterstützt. Immerhin: es gibt schlechtere Eisenbahnlektüre.

*

Dörfler, Peter: „*Die Braut des Alexius*". Novelle. Kösel & Pustet, München 1926. Kl.-8°. 90 S. 2,80 Mk.
Eines der ernstesten Probleme ist es, auf dem Peter Dörfler eine einfache Novelle aufbaut, deren Held als Gesellschaftslöwe bekannt, einem inneren Ruf folgend, in die Einsamkeit flieht, um in asketischem Leben sein Selbst zu finden, in die Welt hineinzubauen, statt hinaus. Wie eine seltene köstliche Gabe empfindet man dieses kleine Buch in der Reinheit und Hoheit, die es atmet.
Lienert, Meinard: „*Das Mark im Bergholz*". Verlag von Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig 1926. 8°. 288 S. Leinen geb. 8 Fr.
In diesen beiden Novellen entfaltet die prächtige Kunst des Schweizer Dichters Meinard Lienert, den manche neben Gottfried Keller gestellt sehen wollen, alle ihre reichen Schätze: Volkstümlichkeit, sprühende, farbentrunkene Phantasie, Humor, Bildhaftigkeit, daneben auch ihre nüchterne Sachlichkeit und Umständlichkeit. In der einen, „Schatten", an ein ernstes Gegenwartsproblem, die Auswandererfrage, rührend; in der andern, „Sonnenwirbelchen" mit feiner Menschen, liebe ein entzückendes Menschenkind zeichnend, wobei die Romantik vielleicht ein wenig zu weit geht und der Gläubigkeit des Lesers an das Spiel der Zufälle zuviel zumutet.
Reinacher, Eduard: „*Waiblingers Austrieb*". Novelle. Irisverlag, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 96 S. 2,50 Mk.
Heißer Kampf um letzte Reife des Künsltertums ist hier gestaltet, ein Kampf, der Heimat, Freunde, Geliebte zum Opfer fordert, der das Ringen, den Sturm und den Drang einer ganzen Zeit in sich schließt, zu gewaltig fast für den engen Raum der kleinen Novelle, so daß einen das Gefühl des Abwehrens allzu großer Zügellosigkeit und Kraßheit, wie z. B. bei der Gestalt Hölderlins, überkommt.

*

Bacon, Francis: „*Neu-Atlantis*". Eine utopische Erzählung. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. Günther Bugge. Philipp Reclam jun., Leipzig. 16°. 77 S. Geh., 40 Mk., geb., 80 Mk.
Bacons „Nova Atlantis" ist eine zwar der Form nach wenig originale, aber in der Aufrollung sozialer Probleme, in der Vorwegnahme technischer Errungenschaften und in der Einsicht in die Grenzen der Wissenschaft recht anregende Utopie. Man darf daher die vorliegende, mit Geschmack abgefaßte und recht lesbar gestaltete, neue Übersetzung dankbar begrüßen.
Ginzkey, Franz Karl: „*Der Kater Ypsilon*". L. Staakmann, Leipzig 1926. 8°. 253 S. 2,50 Mk., Leinwand 4 Mk.
In das Schicksal von vier Menschen wird eine Katze hineingestellt, aber nur hineingestellt. Das Hinüber und Herüber von Mensch zu Tier weist nicht die innere Notwendigkeit auf, die Magie und Seelenwanderung erst glaubhaft machen. Der Kater erscheint zuweilen doch zu sehr wie ein Deus ex machina, als daß über die Dämonie des menschlichen Schicksals hinweggesehen und der Katze eine aktuelle Rolle zuerkannt werden könnte. Sprachlich ist die Erzählung eine recht anerkennenswerte Leistung.
Hartunger, Alfons: „*Lumpazius' Erdenfahrt*". Xenien-Verlag. Leipzig o. J. 8°. 172 S. 4 Mk.
Der Vorwurf, daß eine durch fremde Schuld verfehlte und verkümmerte Jugend auch das spätere Leben aus der Bahn und zum Entgleisen bringen kann, ist zwar nicht sonderlich neu, aber es hätte sich doch von einem Könner viel daraus machen lassen. So aber stellen sich psychologische Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten, sprachliche Unebenheiten ein, manches erscheint geradezu einfältig geformt. Für den Verfasser gibt es nur zwei Sorten Menschen: wahre Scheusale und von Edelmut übertriefende; Menschen der Wirklichkeit aber sind ihm fremd. Eine gründliche Umarbeitung täte dem Buche not und wäre ihm nur von Vorteil.
Ilg, Paul: „*Der rebellische Kopf*". Skizzen und Satiren. Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. o. J. 8° 201 S. Leinwd. 6 Fr., 4,80 Mk.
Eine Sammlung von Skizzen und kleinen Erzählungen, dem nüchternen Alltag entnommen, schlicht, unscheinbar und überraschend in ihrer Wirkung; denn es ist schon Meisterschaft, wie dieser Schweizer Dichter es versteht, in alles einen tiefen Sinn, eine innige Empfindung hineinzuzaubern.
Knies, Richard: „*Härassa und Siebengulden-nas, eine Nachtwächtergeschichte*". Hausen, Saarlouis 1927. Kl.-8°. 138 S.
In diese kleine Nachtwächtergeschichte, die übersprudelt von Humor, hat die bewährte Künstlerhand Richard Knies eine tiefe Lebensweisheit eingekleidet, nämlich, daß es mehr Liebe und Duldung gäbe auf der Welt, wenn der Mensch verstehen lernte, daß nicht nur er selbst, sondern auch der andere aus Überzeugung handelt.
Schmidtbonn, Wilhelm: „*Die siebzig Geschichten des Papageien*". Nach dem Türkischen neu erzählt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 333 S. In Leinen geb. 7 Mk.

Digitized by Google

Nicht nur „dem Freunde Stefan Zweig", sondern allen Freunden der persisch-türkischen Märchenliteratur bietet Schmidtbonn mit dieser Übersetzung des bekannten Papageienbuches eine köstliche Überraschung. Der alte Papagei, der mit seinen drolligen, durch feine Satire auf die Schwäche des weiblichen Geschlechts gewürzten Liebesgeschichten ein junges Weib von ehelicher Verfehlung so lange zurückhält, bis ihr Gatte von einer langen Reise zurück ist, hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß einmal ein rheinischer Dichter den Staub der Vergangenheit von seinen Geschichten blasen und sie in neuer, fast orientalisch schillernder Farbenpracht dem deutschen Volke darbieten würde. Die in einem Nachwort des Dichters angefügte Probe aus einer wörtlichen und darum ungenießbaren Übersetzung des Orientalisten Georg Rose (1858) läßt erkennen, wie Wilhelm Schmidtbonn den übersetzten Sagenschatz für die deutsche Literatur nochmals umgedichtet hat.

Stern, Egon von: „*In die Freiheit*" R. Eisenschmidt, Berlin 1927. 8° 224 S. Geb. 8 Mk., brosch. 6,50 Mk.

Stern erzählt in einfachen und schlichten Worten seine abenteuerliche Flucht aus russischer Gefangenschaft in die Mongolei und Mandschurei. Bei beiden Fluchtversuchen wird er nach zahlreichen Abenteuern und Gefahren wieder eingefangen. Eine Fortsetzung dieser Erlebnisschilderung ist vom Verfasser geplant. Das Buch berührt sympathisch durch seine frische Ehrlichkeit, wenngleich ein starkes deutsches Selbstbewußtsein oft verletzend betont wird. Aber das wird man wohl dem Kavallerieoffizier, der Stern war, zugute halten müssen. Übrigens ist die Einstellung gegenüber fremden Völkern nicht von vornherein ablehnend, und Vorzüge und Schwächen werden im allgemeinen unbefangen geschildert. Das Buch liest sich spannend, was schon durch den Stoff gegeben war. Einzelne Stellen verhindern aber wohl, daß man es der Jugend unbedenklich in die Hand geben kann, für die sonst das Ganze vorzüglich geeignet wäre.

Zahn, Ernst: „*Die schönsten Erzählungen*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 219 S. In Leinen geb. 4,50 Mk.

Diese Auswahl aus den Werken von Ernst Zahn, (aus den Büchern „Was das Leben zerbricht", „Helden des Alltags", „UraltesLied", „Firn wind", „Der sinkende Tag", „Das Licht"), die vom Verlag als eine Festgabe zu des Dichters 60. Geburtstag am 24. Januar 1927 gedacht ist, will den FreundenZahns zeigen, daß der Dichter nicht nur ein Meister des Romans ist, sondern auch im Rahmen der Novelle und Erzählung Geschehnisse zu gestalten und Charaktere zu bilden weiß. Zahns Romane haben ihre Gemeinde. Ob seine Novellen sich eine solche erwerben, wird wesentlich davon abhängen, ob es dem Dichter gelingt, die Tragik des menschlichen Schicksals tiefer und höher, weniger zerpflückt und schärfer umrissen, weniger im Plauderton und in mehr konzentrierter Geistigkeit darzustellen. Daß es ihm gelingen möge, sei unser aufrichtiger Geburtstagswunsch.

Weber, Franz, S.: „*Laurins Rosengarten*". Sagen aus den Dolomiten. Deutsche Buchhandlung, Bozen o. J. 8°. 142 S. 3 Mk. geb. 3.50 Mk.

Ein Gruß aus dem „verlorenen Land", aus Südtirol! Nette, anspruchslose Sächelchen, frisch und gutgelaunt erzählt nach umfangreicheren Vorbildern, größern Sagensammlungen. Die Titelsage ist eine Inhaltsangabe des mittelhochdeutschen Gedichtes. Auch sonst stellt sich manch alter, guter Bekannter vor. Die 6. bis 7. Auflage, in der das Büchlein wandert, bringt den augenfälligen Nachweis, welch gerngesehener Gast diese 20 Sagen (darunter eine in gebundener Rede) sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Abel, Adam: „*Das geht zu weit*". Paul Stangl, München 1927. Gr.-8°. 92 S. 2,50 Mk.

Adler, Hans: „*Das Städtchen*". Roman. Ed. Strache, Wien 1926. 8°. 356 S. 5 Mk.

Adrian, Heinrich: „*Der Saelden Hort*". Widmannsche Buchhandlung, Berlin 1927. Gr.-8°. 265 S. Geh. 21 Mk.

Antz, Joseph: „*Führung der Jugend zum Schrifttum*". Ferd. Schöningh, Paderborn 1927. 8°. 178 S. Geh. 3,90 Mk.

Benninghoff, Ludwig: „*Das freudige Herz*". Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg o. J. 8°. 395 S. Geb. 4,80 Mk.

Bernhard, Max: „*Der Stil des Apuleius von Madaura*". W. Kohlhammer, Stuttgart o. J. Gr.-8°. 365 S. 23 Mk.

„*Betrachtungen des hl. Anselm.*" Theatiner-Verlag, München 1926. 8°. 351 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Brey, Henriette: „*Die blaue Stunde*". Borgmeyer, Hildesheim o. J. 8°. 184 S. Brosch. 2,50 Mk.

Breysig, Kurt: „*Eindruckskunst und Ausdruckskunst*". G. Bondi, Berlin 1927. 8°. 250 S. Lwd. 7,50 Mk.

Brust, Alfred: „*Cordatus*". Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 227 S. Geh. 4,50 Mk., geb. 6,50.

Buber und Rosenzweig: „*Die Schrift*". III. u. IV. Buch. L. Schneider, Berlin o. J. 8°. 125 u. 168 S. Pp. 3,50, Lw. 5, Perg. 8,50 Mk.

Büttner, Hans: „*Gedichte, Gesichte, Gerichte*". Eigen-Verlag, Riga 1926. Gr.-8°. 30 S. 2 Mk.

Chamberlain, Houston Stewart: „*Goethe*". Bruckmann, München 1927. Gr.-8°. 784 S. Geb. 12 Mk.

Claudius, Mathias: „*Gedichte*". Strecker & Schröder, Stuttgart o. J. Kl.-8°. 150 S. Geb. 3,50 Mk.

Dederichs, Wilhelm: „*Im Gefolge der Moabitin*". F. Borgmeyer, Hildesheim o. J. 8°. 144 S. 2,20 Mk.

Doré, Gustav: „*Die Bibel in Bildern*". Josef Müller, München o. J. Gr.-8°. 59 S. Text 230 Bilder. Geb. 16 Mk.

Dovifat, Emil: „*Der amerikanische Journalismus*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Gr.-8°. 256 S. Geb. 9 Mk.

Echeverria, José: „*Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko*". 2. Auflage. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1927. 8°. 120 S. Geh. 1,60 Mk.

Edschmid, Kasimir: „*Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein*". Paul Zsolnay, Berlin 1927. 8°. 240 S.

Egidus: „*Unser Herr im Elend*". Osterbüchlein, Ars Sacra, München 1927. 8°. 30 S. 80 Pf.

Egidus: „*Christ ist erstanden*". Osterbüchlein. Ars Sacra, München 1927. 8°. 30 S. 80 Pf.

Egli, Gustav: „*E. T. A. Hoffmann*". Ewigkeit und Endlichkeit in seinem Werk. Orell Füßli, Zürich 1927. Gr.-8°. 165 S. Geb. 5,60 Mk.

Faustmann, Karl: „*Die Ritter des Heiligen Geistes*". Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen (Baden) 1927. I. Bd. Gr.-8°. 431 S. Brosch. 9 Mk.

Franke, Ilse: „*Das höchste Gebot*". Bergland-Verlag, Elberfeld 1927. 8°. 148 S. Geb. 2,50 Mk.

Friedrich, Paul: „*Ewige Mächte*". Engel & Töche, Berlin 1927. 8°. 151 S. 4 Mk.

Gerhard, Melitta: „*Der deutsche Entwicklungsroman*". Max Niemeyer, Halle a. d. S. Geb. 7,50 M.

Grentrup, Th.: „*Nationale Minderheiten und katholische Kirche*". Ferdinand Hirt, Breslau 1927. Gr.-8°. 175 S. 7 Mk.

Grün, Maurus: „*Jugend-Ausklang*". Gedichte. Verlag „Wahrheit", Leipzig o. J. Gr.-8°. 44 S. 1 Mk.

Gunkel und *Zscharnack*: „*Die Religion in Geschichte und Gegenwart*". I., II.-III., IV. Lief. J. C. B. Mohr, Tübingen 1926. Gr.-8°. Zirka 95 S. à 1,80 Mk.

Haggard, H. Ridder: „*Die Herrin des Todes*". Vaterländische Verlags-Anstalt, Berlin o. J. 8°. 354 S. 4 Mk.

Herz, Hermann: „*Peter Schwabentans Schaffen und Träumen*". Josef Habbel, Regensburg o. J. 2 Bd. Kl.-8°. 300 u. 250 S. 3 u. 2,50 Mk.

Hildegard von Bingen: „*Reigen der Tugenden*", St.-Augustinus-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 135 S. Lw. 7 Mk.

Hofmannsthal, Hugo von: „*Deutsches Lesebuch*". 2 Bde. 8°. 330 u. 342 S. 14 Mk., Pp. 16 Mk., Lw. 20 Mk.

Houben, H.: „*Jerusalem*". Passionsspiel. Thomasdruckerei, Kempen (Rhld.) o. J. 8°. 92 S. 3,50 Mk.

Jablonski, Walter: „*Vom Sinn der Goetheschen Naturforschung*". Reuß & Pollack, Berlin 1927. Gr.-8°. 63 S. 2,50 Mk.

Janetschek, Ottokar: „*Der Titan*". Amalthea-Verlag, Wien 1927. 8°. 491 S. 4,50 Mk. Lwd. 5,50 Mk.

Kantorowicz, Ernst: „*Kaiser Friedrich der Zweite*". Georg Bondi, Berlin 1927. Gr.-8°. 656 S. Brosch. 14,50 Mk., geb. 17,50 Mk.

Karrer, Otto: „*Gott in uns*". Ars Sacra, München 1927. 8°. 396 S. Geb. 6,80 Mk.

Kasten, Hans: „*Goethes Bremer Freund, Dr. Nikolaus Meyer*". C. Schünemann, Bremen 1927. Gr.-8°. 480 S. Text, 3 farb. u. 24 schwarze Bildertafeln. Geh. 15 Mk., geb. 40 Mk.

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Kindermann, Rolf: „*Meinem Glauben, meinem Volke*". Volksbund-Verlag, Wien 1926. Gr.-8°. 70 S. 1 Mk.

Leicher, Richard: „*Die Totenklage in der deutschen Epik*". 58. Heft der German. Abh. Gr.-8°. VIII u. 172 S. 9 Mk.

„*Magie der Weltgeschichte*". R. Voigtländer, Leipzig 1927. 8°. 176 S. Geb. 6,50 Mk.

Mann, Heinrich: „*Mutter Marie*". Paul Zsolnay, Berlin 1927. 8°. 246 S. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.

Müller, Elisabeth: „*. . . und wenn es im Leben köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen*". Borgmeyer, Hildesheim o. J. 8°. 133 S. Brosch. 2 Mk.

Neumann, Erich: „*Sonnensucher*". Reuß & Pollack, Berlin 1926. Gr.-8°. 63 S. 3,50 Mk.

Paulsen, Rudolf: „*Der Mensch an der Wage*". H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 242 S. Geb. 6 Mk.

Petersen, Albert: „*Der Schwan vom Avon*". Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg o. J. 8°. 236 S. Geb. 6,50 Mk.

Planta, Gaudenz von: „*Gedichte*". Verlag der Münster-Presse, Horgen b. Zürich 1927. 8°. 122 S. Ld. 3,20 Mk.

Poggel-Degenhardt, Maria: „*Wenn deine Seele in Güte steht . . .*" Borgmeyer, Hildesheim o. J. 8°. 55 S. 1,30 Mk.

Ramuz, C. F.: „*Sonderung der Rassen*". Verlag C. Weller, Leipzig o. J. 8°. 279 S. Geb. 5 Mk.

Richter, Hermann: „*Das wilde Herz*". Koehler & Amelang, Leipzig 1927. 8°. 232 S. Geb. 5,50 Mk.

Roeder, Günther: „*Altägyptische Erzählungen und Märchen*". Eugen Diederichs, Jena 1927. 8°. 341 S. Geb. 8,50 Mk.

Rusty, Friedrich: „*Unter dem Baume des Lebens*". Stillersche Hofbuchhandlung, Schwerin i. M. 1927. 8°. 187 S. Lwd. 5 Mk.

Schacht, Edgar: „*Sünte Marie*". Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg o. J. 8°. 90 S. Geb. 3,50 Mk.

Schmitz, Karl: „*Lorbeer und Myrte*". Hermann Paetel, Berlin o. J. 8°. 369 S. 5,50 bis 7 Mk.

„*Schöninghsche Sammlung*" kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Heft 19—23. Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 30—35 S. je 50 Pf.

Schröer, Gustav: „*Stille Menschen*". Vaterländische Verlags- und Kunst-Anstalt, Berlin o. J. Kl.-8°. 126 S. 2,50 Mk.

Schütz, Jakob Hubert: „*Das Wirken der Orden in Deutschland*". Junfermann, Paderborn 1926. 8°. 132 S. Geb. 12 Mk.

Sell, Sophie Charlotte von: „*Eine Frohnatur*". Ein Lebensbild. Steinkopf, Stuttgart 1925. 8°. 127 S. Geb. 3,50 Mk.

Spaewasser, Else: „*Herr Ludwig der Gestrenge*". Wega-Verlag, München 1926. 8°. 253 S. 4,50 Mk.

Spiero, Heinrich: „*Verschworene der Zukunft*" Volkstümlicher Verlag, Leipzig o. J. 8°. 218 S. Geh. 4 Mk.

Spiero, Heinrich: „*Gebundene*". Vaterländische Verlagsanstalt, Berlin o. J. Kl.-8°. 112 S. Geb. 2,50 Mk.

Stibler, Georg: „*Dichtungen*". Verlag des Kath. Preßvereins, Linz 1926. 8°. 159 S. Geb. 3,50 Mk.

Stratz, Heinz: „*Schemen und Schatten*". Reuß & Pollack, Berlin 1926. 8°. 123 S. 4,50 Mk.

Strecker, Karl: „*Der Weg durchs Addermoor*". E. Keils Nachf., Berlin o. J. 8°. 252 S. Geb. 6 Mk.

Tillmann, Fritz: „*Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes*". II. Teil. Verlag der Buchgemeinde, Bonn 1927. 8°. 335 S.

Többen, H.: „*Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung*". Aschendorff, Münster i. W. 1927. 8°. 970 S. Geh. 36 Mk.

Vallentini, Berthold: „*Heroische Masken*". Georg Bondi, Berlin 1927. 8°. 128 S. Brosch. 3,50 Mk.

Wackenroder, W. H.: „*Herzensergießungen eines kunstliebendes Klosterbruders*". E. Haberland, Leipzig o. J. Kl.-8°. 244 S. Geb. 3,50 Mk.

Weill, Erwin: „*Venezianische Sonne*". Ed. Strache, Wien 1926. 8°. 219 S. Lwd. 4,50 Mk.

Winsch, Wilhelm: „*War Jesus ein Nazaräer?*" R. Schwartz, Oldenburg 1927. 8°. 81 S. 3 Mk.

Wolters, Friedrich: „*Der Deutsche*". V. Teil, 1. u. 2. Heft. Ferdinand Hirt, Breslau 1927. 8°. Zus. 300 S. à 3 Mk.

Zurkinden, P. Odilo: „*Wo der Adler haust*". Canisiuswerk Freiburg (Schw.) Konstanz. 176 S. br. 2 Mk. geb. 2.60 Mk.

Digitized by Google

FÜR DEN MAIMONAT

Liturgisches Marienbuch

47 Mutter-Gottes-Messen und die kleinen Marianischen Tageszeiten
Zusammengestellt und ins Deutsche übertragen von *Josef Weiger*. Leinenband M. 3.—

„In einem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein von handlicher Größe hat hier ein Kenner der Liturgie und feinsinniger Theologe alles vereinigt, was die Kirche offiziell an Marienverehrung übt. Die theologisch tiefe Einleitung ist eine Marialogie im Kern“: .. Die Übersetzung ist ebenfalls auf der höchsten Stufe. Sie ist sprachlich schön, vor allem aber trägt sie einen unverkennbaren mystischen Glanz u. Schimmer. (Bayrischer Kurier.)

Der Maimonat

Gebete u. Betrachtungen im Anschluß an die Lauretan. Litanei für alle Tage des Monats
Von *John Henry Kardinal Newman*. . 3. bis 10. Tausend. Leinenband M. 1.—

„Newmans eigenartig und unmittelbar eindringende Art der Darstellung und Durchleuchtung schuf hier ein Meisterstück, getragen von seiner genialen Liebe zur Gottesmutter. In großartiger Klarheit und Tiefe lebt er an den Einzeltagen die Bedeutung der Einzelanrufungen heraus, stellt eine jede ins Licht der gewaltigen Wahrheit von der unbefleckten Empfängnis ... Nicht selten überrascht eine Auslese so sehr, wie sie beglückt und erhebt ...“ (Allgemeine Rundschau.)

Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz

Soeben erschien:

Hans Franck, Der Regenbogen

Siebenmalsieben Geschichten

Ausstattung d. Gesamt-Ausgabe, Umschlag-Entwurf: Burkhard Mangold
Umfang: 510 Seiten. Steif brosch. M. 5,—, Ganzleinenband M. 8,—

Hans Franck, der durch seine Novellenbände (Septakkord und Das Pentagramm der Liebe) sowie seine Romane (Meta Koggenpoord und Minnermann) in die vordere Reihe der deutschen Erzähler gerückt ist, zeigt sich mit dem vorliegenden Bande von einer neuen Seite: als Meister der künstlerischen Anekdote. In keinem seiner bisherigen Werke bot uns Hans Franck eine solch überwältigende Fülle seiner Kunst des Erzählens wie in diesen 49 Geschichten, die unter dem symbolischen Titel „Der Regenbogen“ zu einem imposanten Bande vereinigt sind. Quer über das deutsche Wesen hinweg spannt das Buch — sieben Zeitalter deutschen Lebens dichterisch verklärend — seinen Bogen, vom ruhevollen Violett der Mythe bis zum brennendem Rot der Gegenwart. Alle Formen der Kurzgeschichte sind in dem Bande enthalten; fabulierfreudige Märchen und tiefbedeutsame Legenden, geruhige Sagen und bis fast zum Zerreißen gespannte dramatische Geschichten, zornvolle Satiren, übermütige Grotesken und hellheitere Schnurren. Ein Buch, von dem man endlich wieder einmal den Eindruck hat: Es ist nicht geschrieben, es ist geworden, es ist gewachsen! Denn an diesem Geschichtenbuch haben Generationen unseres Volkes mitgeschaffen. Und Generationen werden deutsches Wesen überleuchtet sehen von Hans Francks funkelndem „Regenbogen“.

H. HAESSEL · VERLAG · LEIPZIG C 1

Digitized by Google

Zum Kulturkampf in Mexiko!

Soeben erschien das Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI.:

Ueber die bedrängte Lage der kathol. Kirche in Mexiko

(Iniquis afflectisque vom 18. November 1926)

Übersetzt und erläutert von Prof. Dr. von Meurers. Preis Mk. 1,—

Das vorliegende Päpstliche Rundschreiben erfüllt den Wunsch weitester Kreise nach einer amtlichen Darstellung des Kulturkampfes in Mexiko. Der Heilige Vater selbst ergreift hier das Wort und gibt eine Schilderung des Kampfes gegen die Kirche und des heldenhaften Widerstandes des Klerus und des Volkes. Erst durch die Lesung des Päpstlichen Rundschreibens bekommt man einen rechten Begriff von der Grausamkeit und der grenzenlosen Willkür des Kampfes gegen die wehrlose Kirche.

Das Rundschreiben ist zugleich ein praktischer Unterricht über den Laizismus und über die Grenzen der Staatsgewalt.

Aus der bisherigen Kritik der Trierer Übersetzung des Päpstlichen Rundschreibens:

„Die Trierer Ausgaben haben so große Vorzüge, daß sie sich bald das Feld erobert haben dürften." (Domkapitular Lehnhart, Mainz, in „Die Bücherwelt".)

„Es ist eine Freude, diese Trierer Ausgaben in die Hand zu nehmen. Hier sind die kostbaren Perlen der Papstworte in vornehmster Fassung dem Leser dargeboten. Die Übersetzung ist gut, das Latein ist wirklich ins Deutsche umgedacht." („Kreuzfahrt, Organ der älteren Neudeutschen.")

„Rasch haben sich die Trierer Ausgaben bei uns eingebürgert. Die Art des Herausgebers, die Übersetzung und Ausdeutung glücklich vereint, die Ausstattung seitens des Verlages, edel-einfach und zugleich übersichtlich, vornehm und wohlfeil, haben dem ersten Bändchen, „Die Einsetzung des Festes Christi Königstag", vollen Erfolg gebracht. Mögen die folgenden Ausgaben weit hinausdringen in alle Schichten unseres Volkes, damit allen das Hirtenwort unseres Heiligen Vaters kund werde, daß die Gläubigen mit den Priestern des Papstes Sorgen und Anliegen, d. h. der hl. Kirche Anliegen, kennenlernen und durch Gebet und Mitarbeit seine Gedanken und Wünsche und Pläne verwirklichen helfen." (Chrysologus, Paderborn.)

Früher sind erschienen;

1. Rundschreiben über die Einsetzung des Festes Christi Königstag
(Quas primas vom 11. Dez. 1925.) 2. unveränd. Aufl., 41 S. Pr. Mk. 1,20.
2. Rundschreiben über die Förderung der heiligen Missionen
(Rerum Ecclesiae gestarum vom 28. Februar 1926), 46 S. Mk. 1,20.
3. Rundschreiben über den heiligen Franz von Assisi
Zum 700jährig. Jubiläum seines Todestages (Rite expiatis vom 30. April 1926)
46 S., Preis Mk. 1,20.
4. Apostolischer Brief zum 200jährigen Jubiläum der Heiligsprechung des heiligen Aloisius von Gonzaga
(Singulare illud vom 13. Juni 1926)
32 S., Preis Mk. 0,80, bei 50 St. 0,75 Mk., bei 100 St. 0,70 Mk.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der Paulinusdruckerei GmbH. Trier

Digitized by Google

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Inseer, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Pfingstrosen. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Tiefe Stellen. Gedicht von H. B—l / Das Kind. Novelle von Jörg Breuer / Ich klag' .... Gedicht von Antonio Nobre / Vom plumpen Berg und dem spitzen Kirchturm. Von Karl Holzamer / Das Ende am Wannsee. Von Ferdinand Mayer-Eschenbacher / Gedicht. Von Wies Moens / Stefan Zeromski. Von Dr. Otto Forst-Battaglia / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Libelle. Gedicht von Hans Schliepmann / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Neue Romane. Von Dr. Gert Buchheit / Das Droste-Problem. Von Dr. Josef Karp / Stimmen des Auslandes. Von Charlotte Demmig / Zu unserer Kunstbeilage. Von E. Gr. / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: E. Schaffran: Inneres von St. Stefan

21. Jahrgang Heft 9 Juni 1927

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

In unserem Verlage sind stets vorrätig

Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. In Leinen gebunden . . . . . 3.— Mk.

Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in Leinen gebunden . 4.50 Mk.

Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Täuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. in Leinen gebunden 3.— Mk.

Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

Das Goldene Glückwunschbuch

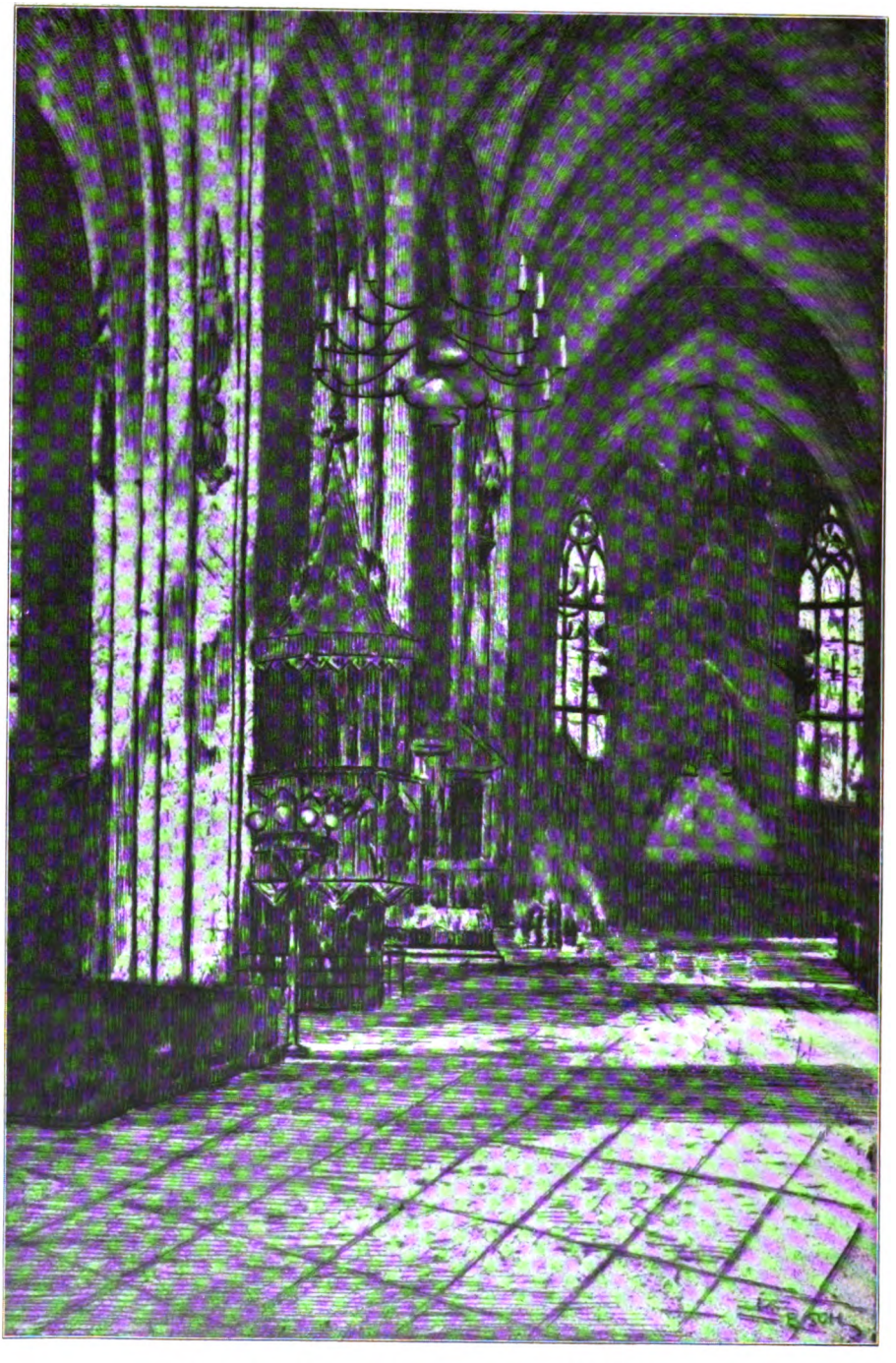
Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Leinen gebunden . . 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google



E. Schaffran / Inneres von St. Stefan

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 9 Essen, im Juni 1927

Pfingstrosen

Von Friedrich Muckermann, S. J.

NACH einem alten Volksbrauch streut man in Sizilien am Pfingstfeste eine Fülle von Rosenblättern vom Gewölbe der Kirchen herab. Wie sinnig diese schöne Gewöhnung, die einen ganzen Himmel von Duft und Blühen in das christliche Volk hineinwirft! Indem man im Geiste zuschaut, singen einem die Verse Pauli im Gemüte: „Die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Vertrauen, Sanftmut, Enthaltsamkeit." Welch eine Häufung von Worten heiliger Lieblichkeit und göttlicher Anmut mitten in der Rede des mahnenden feurigen Apostels. Es ist wirklich, als ob Rosenblätter dabei herabrieselten aus den heiligen Frühlingen besserer Welten. Und immerfort noch wandelt das glückliche Volk der Christen unter dem sanften Regen lenzzarter Rosenblätter. Sieh doch, wie sich die neue Schöpfung, immerfort mit der alten vermählt und sieh doch, wie sie ihre unvergänglichen Frühlinge hineinwirkt! Siehst du es wirklich nicht, christlicher Dichter?

Immer von neuem tritt die Forderung auf, die Dichtung habe das Leben zu packen, wo und wie es sich biete. Es dürfe der Dichter nicht an den Leiden und Fragen der Zeit vorübergehen. Es tun das denn unsere Dichter auch nicht, und sie sind zu Hause in allen Winkeln und Höhlen, in allen Tälern und auf allen Bergen des Menschenreiches. So sehr haben sie es nach Motiven durchsucht und so sehr haben sie sich in ihren Formen erschöpft, daß man auch das verlockendste Buch mit dem verheißendsten Titel nur aufschlägt mit dem Begleitgefühl: Nichts Neues gibt es mehr unter der Sonne. Was dieses Buch auch sagen wird, es hat ein anderer schon besser gesagt. Wie zeitgemäß es sich auch gebärde, es gleicht doch eine Zeit der andern. Wozu überhaupt noch dichten? Wozu denn diese ewige Wiederkehr des längst Gesagten? Und doch stehen wir entzückt vor jedem der Millionen Blüten und Blättlein, die der Frühling hervorbringt, und doch lauschen wir der Nachtigall, als singe sie das erste Mal, und doch kennen wir jene Verjüngung, die allein darum nicht alt wird, weil sie lebt und weil sie blüht. Alles Lebendige will blühen, und es senkt traurig seinen Kelch, wenn die Blüte entwichen ist. Warum blüht unsere Dichtung nicht mehr?

Man macht die Erfahrung, daß Menschen, die ein hohes Ideal ergriffen haben, durch ein niederes nicht mehr erfüllt werden können. Immer wird die erste Liebe wie ein entschwundener Stern über der zweiten stehen, wenn sie nicht größer und

Digitized by Google

tiefer ist als die erste, und in keiner neuen Erfüllung will die Klage um die alte verstummen. Das aber ist das Los der Menschheit von heute, die gewiß ihre Liebe hat, aber zugleich das heimliche Wissen um eine größere, die verlassen wurde. Es kann doch in Europa die Erinnerung an jene Männer nicht sterben, die einst das Brausen des Geistes vernommen haben und die in feurigen Zungen redeten. Vielleicht verstehen wir erst heute wieder den wundersamen Frühling, den sie alle in der Seele trugen. Von diesem Frühling her kam es, daß ihre noch so einfachen Worte von einer unbegreiflichen Wirkung waren. Oder konnten sie schöner Geformtes sagen, als es Plato gesagt hatte? Konnten sie machtvoller sprechen als die Zäsaren, die dem Erdkreis befahlen? Hätte es noch Erschütternderes geben können als die Sprache der alten Tragöden? Und doch gebaren sie ein neues Wort. Ob es sich nicht lohnt, diesem ihrem Geheimnis nachzuspüren? Ob wir am Ende bei ihnen das Wunder des ewigen Frühlings entdecken?

Die ermüdenden Streitigkeiten und skeptischen Zweifel der neueren Zeiten haben unzählig vielen den Zugang zum Inneren der Geschehnisse versperrt, die am Anfang der christlichen Ära stehen. Gewiß gab es damals viel Streit und Zaghaftigkeit, aber doch nur auf dem Hintergrunde einer ganz neuen, wundersam blühenden Lebensfreude. Alle diese Männer und Frauen wußten in einem heiligen Glauben um ein Neues Reich. Sie waren voll des Geistes. Sie fühlten sich hineinverrückt in eine seltsam alles mit sich fortreißende erobernde Herrlichkeit. Sie zogen ihre Straßen wie unter der verzaubernden Führung einer unaussprechlichen Vision. Wir lesen nicht bei ihnen von den Schönheiten der Landschaften, die sie durchwanderten. Sie beschreiben uns nicht die Wunder der Antike. Sie scheinen selbst Akropolis und Kapitol kaum beachtet zu haben. Kriegsfahrten der Legionen, fesselnde Theater und Spiele, Schulen der Philosophie und Geheimnisse der Mysterien, das alles überschreiten sie mit dem Schritt, der in Größeres eindringt, der andere Höhen gewinnen will, der leuchtenderen Sternen folgt. Keiner ist so weit gereist und so viel in jenen Tagen wie Paulus, und es hat keiner wie er in Städten wie Athen und Korinth den Glanz einer Zivilisation geschaut, die allen Prunk und alle Errungenschaften von Jahrtausenden in einem Weltreich ohnegleichen umschloß. Und er sprach darüber hin, daß er alles das wie Kot erachte. Und der greise Petrus ruft auf den Markt hinaus, wo sich der Bürger im Adelstitel des Civis Romanus über alle Völker erhaben dünkte: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliger Stamm, ein zu eigen erworbenes Volk; ihr sollt die Wundertaten dessen verkünden, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat." Heute aber? Kein Dichterohr hört es mehr, und kein Dichterauge schaut es, und in keines Dichters Herz ist es gedrungen, was der Schöpfergeist denen bereitet, die an ihn glauben und die ihn lieben. . . .

Sucht man sich in jene Gedanken zu vertiefen, die einst den Frühling des Abendlandes beherrschten und schlägt man die Werke der Gottesgelehrten auf, die sich darein versenkt haben, so macht man eine merkwürdige Erfahrung. Wo sie vom Heiligen Geiste reden und von seinen Gaben, da scheint ihnen die Sprache zu versagen. Es sind da offenbar Geheimnisse, die ihre Blüte nicht hergeben wollen. Alles Einzelne, alles Begriffliche versinkt in einem Meer von Licht und Schönheit. Alles Grübeln geht über, ehe es noch zu klaren Ergebnissen kommen kann, in geblendetes Schauen. Wie von selber formen sich die Worte zu betender Ehrfurcht, und es geht ihnen wie jenem Anselmus, dem alles zu Gebet und

Digitized by Google

Hymnus wurde, wenn er seinen hohen Geist in die Geheimnisse Gottes tauchte. St. Ignatius rief aus: o beata Trinitas, o du beseligende Dreifaltigkeit. Und er rief es immer wieder, und blieb es in seinem Munde ein Wort, es war in seinem Herzen überwältigende Erfahrung. Menschen dieser Art werden dann ganz still. Ihr Wesen ist gesammelte Kraft. Ihre Worte sind zündendes Leben. Ihr Auge ist ruhig und von innen leuchtend. Kein Schicksalsschlag wirft sie nieder. Niemand kann sich ihrem Einfluß entziehen. Ihre Tätigkeit aber wächst ins Übermenschliche. Und man sieht es ihnen doch nicht an. Sie lächeln immer. Sie werden alt und bleiben doch jung. Sie sind der Frühling ... Ja, einen solchen Frühling gibt es. Er hat sich in jenen Tagen, als das Brausen vom Himmel her ertönte, auf dieses Tal gesenkt. Und nachdem die Menschen um diesen Frühling wissen, wird die Sehnsucht nach ihm nicht sterben. Nachdem diese größere Liebe einmal in ihr Herz gekommen, kann es in einer geringeren nicht mehr glücklich werden.

Es gibt noch heute Menschen, die um diesen Frühling wissen. Sie fühlen sich Tag für Tag wie jenes Volk in Sizilien, wenn die Rosenblätter von den Gewölben herabwehen. Einsam sind diese Menschen zugleich, denn selten wird ihnen ein Echo ihres innersten Wortes zuteil. Darum leiden sie. Denn wie süß auch in ihrer Seele das Abba Vater der neuen Kindschaft spricht, indem es spricht, müssen sie doch an die Waisen ringsum denken, in deren Seele es stumm geworden ist. Ungebrochenen Herzens und doch tieftraurig gehen sie in der Kraft des Geistes unter dem Lichte seiner Erleuchtungen. Und so ringen Freude und Schmerz seltsam in ihrer Seele. Zu Zeiten möchten sie hinausrufen, daß es hinschalle über unsere Städte und alle Kontinente, was sie wissen und erfahren vom Reiche Gottes und der übernatürlichen Berufung der Menschheit. Dann wieder schauen sie stumm zu den uralten grauen Türmen empor und fragen leise, ob denn die Stunde neuer Erweckung nicht kommen wolle. Zu Zeiten mischen sie sich auch unter die Menschen, um doch einen Bruder zu finden, der auf die Botschaft wartet. Oder sie gehen in die Verborgenheit und flehen zum Himmel, daß er die Herzen der Menschen öffne. So unaussprechlich groß ist ihr Mitleid, denn niemand weiß wie sie, was der Menschheit fehlt, nachdem ihr die große Liebe abhanden gekommen ist. Ist sie denn wirklich nicht mehr da oder einzig bei den paar Gerechten, die es in Sodoma noch geben mag?

Es hat soeben Friedrich Heiler eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel „Evangelische Katholizität". Vieles, vieles ließe sich dagegen einwenden, und ich meine doch, daß es zurücktreten dürfe vor einem heiligen Gefühl, das leise hindurchweht. Friedrich Heiler gibt am Schluß in einem Sammelreferat einen Überblick über die „Wege zur Einheit der Kirche Christi". Da sieht man denn zunächst, daß allüberall, soweit es überhaupt Christen gibt, eine Bewegung spürbar wird, die man nur als Heimweh nach jener großen Liebe bezeichnen kann, die mit der Geburt des Pfingsttages ins Leben trat. Über den mächtigen Gebilden, wie sie in den modernen Staaten, im Völkerbund, in Weltwirtschaftsvereinigungen, in zahllosen Bündnissen und Ententen das Bild der Gegenwart bestimmen, steigt auf einmal das Reich wieder empor, das als alles überwältigende Vision den ersten Jüngern vor Augen stand. Tausende und Millionen in allen Erdteilen wirken und beten wiederum für dieses Reich. Sie wollen zusammenkommen, um sich in seinem Namen die Hände zu reichen. Sie wollen, daß es wieder herrsche und das Sklavenjoch von der gedrückten Menschheit nehme. Es wird da ein Wort des Kardinals Mercier angeführt, das er bei Gelegenheit der Besprechungen von Mecheln

Digitized by Google

niedergeschrieben hat: „Es ist vielleicht das erstemal seit 400 Jahren, daß gelehrte Männer, Protestanten und Katholiken, sich mit voller Freiheit Stunden und Stunden lang über die schwersten intellektuell trennenden Gegenstände unterhielten, ohne daß auch nur einen Augenblick die Herzlichkeit der Beziehungen gestört oder ihr Vertrauen auf die Zukunft beeinträchtigt wurde." Der Anglikaner Lord Halifax, der so unendliche Mühe dem Problem der Vereinigung aller Christen gewidmet hat, schreibt, schon ein Greis, die ergreifenden Worte: „Die Vision einer solchen Wiedervereinigung ist so hinreißend, daß, mit ihr verglichen, alles entschwindet. Beten wir also zu Gott mit jenem Ernst, dem keine Abweisung zuteil wird, daß es uns vergönnt sei, mit eigenen Augen die Vertreter eines wiedervereinigten Christentums versammelt zu sehen, um eines Herzens und einer Seele durch die Hände Pius XI. das heilige, unsterbliche, allgewaltige Opfer darzubringen zum Danke an den Vater aller, daß er die Gebete seiner Kirche erhört und seinen Kindern wieder den Segen des Friedens verliehen hat." Mit Friedrich von Hügel ersehnt der Verfasser den papa angelico, den johanneischen Papst der Zukunft, unter dem wieder ein Hirt und eine Herde sein werde... Friedrich Heiler sagt in jenem Buch gewiß manches ungerechte und übertreibende Wort wider Rom, was hier auf sich beruhen möge. Dennoch kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier ein im Grunde edles Herz für ein wunderbares Ideal der Zukunft schlägt. Nichts anderes aber ist dies als die Sehnsucht nach einem neuen Pfingsttage, der in der Kraft des Geistes die Schöpfung des Reiches vollbringt, das der Anfang neuer Liebe wäre.

Was sich hier auf dem weiten Erdkreis begibt, vollzieht sich zugleich als innerstes seelisches Geschehen in den Tiefen gerade unseres Volkes. Indem es einer uralten Neigung folgt, sucht es das Göttliche in den Abgründen der eigenen Natur. Immer gräbt es von neuem nach den Wurzeln der erhabenen Kraft, die am Born allen Lebens sitzt. Zu den Müttern will Faust, um von dort den Schlüssel zu den Geheimnissen der Schönheit zu holen. Vielleicht hat Söderblom recht, wenn er hierin einen Wesenszug der indogermanischen Rasse überhaupt sieht. Wie dem auch sei, wir bemerken selbst im Mittelalter, wo es dem religiösen Leben an der äußeren Form nicht fehlte, jene Mystiker, denen dies alles nichts war gegen das heimliche Pochen des Göttlichen im Heiligtum der Seele. Der Gottesglanz, der über allem Leben liegt, das Gottesauge, das jede jugendliche Schöpfung aufschlägt, das hat unsere Dichter immer entzückt. Und als in der Aufklärung das Bild des Gottes, der über den Sternen thront, langsam entschwand, da klammerte man sich um so mehr an den Gott in uns, an den göttlichen Menschen. Helmut Groos hat noch jüngst gezeigt, wie in diesem Monismus der gemeinsame Kern des deutschen Idealismus liege. Und ich schlage die Schrift auf und begegne dem Wort, daß wir teilhaben an der göttlichen Natur. Nicht nur ist über das Antlitz unserer Seele gebreitet die schöne Ebenbildlichkeit mit dem Schöpfer, die aus dem ersten schaffenden Hauche hervorging, nein, es ist da noch ein ganz neues Verhältnis, eine Verbindung, so innig, daß ein und die gleiche göttliche Natur uns ganz in ihr unendliches Wesen aufgenommen hat. So eins werden Gott und Menschen, daß es nach diesen überwältigenden Worten schwerer ist, in der neuen Schöpfung des neuen Lebens den Menschen zu retten in seiner Individualität, die ihm wesenhaft verbleibt, als den Gott, der ihn nun naturhaft durchleuchtet. Nun begreife ich jene Männer von Galiläa, die wie Götter durch die Welt von Götzen zogen. Ströme des ewigen Lebens kreisten ihnen durch Ader und

Digitized by Google

Herz. Das Siegel des Göttlichen zeichnete sie, und was war Cäsar, der Menschengott, gegen sie, die Brüder des Gottmenschen, ihm verbunden durch die göttliche Natur, als deren Teilhaber sie sich jubelnd bekannten. Nun verstehe ich auch, wieso denn noch ein solcher Glanz auf den Werken unseres deutschen Idealismus liegen kann, obwohl der Stern in dieser Welt untergegangen war, dessen Strahlen aber doch nicht zugleich mit ihm verschwanden. Bis auf diese Stunde ist der Glaube an den innerweltlichen Gott in unserm Geschlechte lebendig, und man sagt sein Bestes, wenn man wie Rilke von seinem heiligen Wehen spricht. Dasjenige aber, was dieses Glanzes eigentliche Quelle ist, das ist verlorengegangen und wird nur noch dunkel geahnt, und es blieb davon nur jenes Unerforschliche, das man nach Goethe still verehren soll. Einmal aber müssen die Tore doch aufspringen. Einmal muß die Zeit doch wiederkehren, wo lebendiger Glaube die Bogen des dunklen Gewölbes einstößt und wo wieder das Brausen aus der Höhe vernommen wird, das im Rauschen unserer Wälder und Ströme wie im Sinnen und Sehnen unseres Gemütes wie eine heilige Ahnung schon lebt und webt. Dann wird die Vision und die Kraft der alten Zeit wie ein neues Pfingsten über unsere Dichtung kommen. Und wie die einfältigen Gläubigen der südlichen Insel werden unsere Dichter Rosen schütten auf ein Volk, das so lange auf den neuen Frühling hat warten müssen.

Man kommt wohl einmal in einen Saal, wo ein wirklich gottbegnadeter Dichter von einer idealen Welt spricht. Ja, es geschieht wohl, daß sich eine Gemeinde zusammenfindet um einen Redner, der von den heiligen Geheimnissen spricht. Da muß man das Volk beobachten. Wie dankbar ist es. Wie lauscht es atemlos. Wie versenkt es sich in die feierliche Stunde. Es sind Menschen aus den verschiedensten Häusern und Schichten. Aber sie leiden alle unter der Zeit, die sie ins Gewöhnliche zwingt. Und sie haben alle die heimliche Sehnsucht, die über die Sterne hinauswill. Sie können vielleicht zynisch sein, sich morgen wieder an einer Revue erquicken oder nichtswürdige Späße belachen. Aber sie tun es nur aus Verzweiflung, weil da keiner ist, der an das Allerheiligste ihrer Seele pocht. Oh, daß doch das Brausen des Heiligen Geistes wieder über alle jene käme, die im Namen des Geistes der Menschheit dienen. Daß doch jene Vision vor dem inneren Auge unserer Dichtung wieder aufleuchtete, die einst jene zwölf zu dem Worte geweckt hat, in dem die vielen Jahrhunderte abendländischer Kultur ihren Ursprung haben. „Ihr sollt die Wunderwerke dessen verkünden, der euch aus der Finsternis zu seinem Lichte berufen hat." Ja, das sollt ihr, und ihr werdet den neuen Frühling bringen und aus gesegneten Händen Rosen streuen.

*

Tiefe Stellen ....

Mir graut vor diesen düst'ren kleinen Flüssen,
Wenn auch die Sonne drin beglückend lacht;
Der weiße Sand verlockt zu deinen Füßen,
Kind, hüte dich und gehe zag und sacht!

Noch spielst mit Muscheln du und mit Forellen,
Doch schau, dort hangen tief ins Schwarz hinein
Die Uferweiden, schweigend ruhn die Wellen,
Dort müssen grausig tiefe Stellen sein. H. B—l

Digitized by Google

Das Kind

Novelle von Jörg Breuer

DIE Schwadron lagerte vor Braunau, als er sie erreichte. In Friedland gab's noch keine neuen Befehle, obwohl Gallas nach Sachsen gesandt war. — Margrits kleine Leiche wurde still zur Ruhe gebettet. Die Schwadron stand dabei, und ein Mönch sprach seinen Segen. Von seinen Leuten war ihm Gewißheit geworden, wer die Mutter des Kindes war. Endlich erfuhr er auch von den Kürassieren, wohin die Mutter des Kindes gebracht worden.
Lange hatte sie vergeblich nach dem Kinde geforscht und es endlich als tot betrauert.

— —

Einige Tage lief Hans Christof schweigend umher, dann nahm er plötzlich seinen Abschied.
Er bestieg den Schecken und ritt den Spuren der Mutter nach.
Vom Friedländer, wo sie zuerst gewesen, führte ihn die Spur nach Prag. Als er einige Tage vergeblich in Prag gesucht, verließ er es mißmutig und wankelmütig. Er beschloß nun, alles dem Zufall zu überlassen, der ja ohnehin bisher sein Führer war.

Von Wallenstein kam ihm die Kunde, daß er die Schweden aus Schlesien verjage. — Da mußte er mit! Der Schecke wurde angetrieben, und im tollen Ritt ging's wieder nach den von Ferne leuchtenden Bergen.
Es wurde Abend. Eine leere Scheune beherbergte ihn. Als er des Morgens erwachte, schmerzten ihn alle Glieder. Und als er eine Zeit geritten, mußte er sich eingestehen, daß er krank war. Jeder Schritt des Pferdes wurde ihm zur Qual. Immer heftiger wurden ihm die Schmerzen — und der Durst — der Durst!
Die Lippen sind so trocken, die Zunge klebt am Gaumen.
Vor dem Pferde tanzt die Landschaft.
Er mußte sich gewaltsam aufraffen, um nicht vom Pferde zu fallen. Eine Zeit später — ihm wirbelte die Zeit vorbei und dehnte sich wieder zur Ewigkeit — hatte er eine klare Minute. Da sah er sich am Hals des Schecken hängen, der, über das ungewohnte Gebaren verwundert, stehenblieb. Vollkommen bei Sinnen stieg er herab, band das Pferd an einen Baum und legte sich daneben, hoffend, durch den Schlaf dem verdammten Fieber den Garaus zu machen.
Er taumelte durch den Schlaf und jagte durch wirre Träume.
Wieder erwachte er.
Leute umstanden ihn. Er lachte sie an und verlangte zu trinken. Ob sie ihm etwas gaben? Fieberträume schickten ihn in andere Länder, jagten ihn durch Schrecken und Nacht und kosten ihn durch Liebeswonnen, aus denen sie ihn wieder jäh entrissen.
Der Tag verging, und die Nacht kam.
Endlich erwachte er, dumpf vom Fieber bedrückt, doch klar bei Verstand. Eine ganze Zeit aber mußte er sich besinnen, ehe er wußte, wo er war. Das Denken tat ihm wehe, aber er zwang sich immer wieder krampfhaft dazu. — Der Schecke fiel ihm ein. Er sah ihn nicht.
Er versuchte zu pfeifen. Die Töne verlachten seine Anstrengungen. Nur ein heiseres Rufen brachte der verschleimte Mund heraus.

Digitized by Google

Aufstehen wollte er nun.
Wie ein Besoffener kugelte er dabei im nassen kalten Grase. Als er sich endlich mit vieler Mühe aufgerappelt hatte, mußte er sich an einem Baum festhalten, um nicht wieder umzusinken.
An diesem Baum war sein Schecke angebunden — gewesen.
So viel brachte er zusammen, daß er sich dessen erinnerte. Und jetzt war das Pferd nimmer da — das sah er.
Nach allen Seiten versuchte er auszuspähen.
Es war stockdunkle Nacht.
Was aber war das? — Hatte er sich denn ausgezogen?
Nur Hosen und das Pluderhemd hatte er an. Mit der Erkenntnis des Fehlens begann er sofort zu frieren.
Die Stiefel fehlten, der Hut, der Rock — alles.
Soweit ihm noch das Bewußtsein treublieb, erkannte er, daß er beraubt. Und seltsam. Der Krieg ernährt den Krieg, fuhr's ihm durch den Sinn. Dann taumelte er und fiel neben dem Baume ins Gras.
Wieder durchlebte er eine Hölle im Fieberwahn, und Kälte, die ihn wie erstarren ließ, löste die unerträglichste Fieberhitze ab. Augenblicke klarer Überlegung. — Klopfte der Tod bei ihm an?
Doch ehe er diesen Gedanken nachfolgen konnte, war sein Geist wieder von Schwindeln verwischt, und ein Nebelgebilde nach dem andern lockte oder drohte.
Endlich nahte der Morgen mit seinem Tau und seinem Licht. Merkwürdig klar erwachte Hans Christof, sah an sich herunter, betastete sich und reckte die Glieder.
Herr Rittmeister? — Er konnte wieder lachen — über sich selber. — Mit einem Male wurde ihm klar, daß er alle äußeren Schalen von sich geworfen und nur Mensch war und sich nur auf den Menschen verlassen konnte — alles andere war ja so lächerlich und eitel, denn ein Tag genügte für den stolzesten Offizier, und das einfachste Naturspiel hatte ihn degradiert. — Die Natur hatte mit ihm gespielt. — Er ballte die Fäuste.
Oder war's Gott? — War das ein Weg, den er gehen mußte?
Schwer gelang es ihm, aufzustehen, und nur wankend tappte er einige Schritte. Die körperliche Anstrengung schwächte mit dem Körper wieder Geist und Willen. Energielos, schwankend tappte er weiter.
War er schwindelfrei, so grübelte er darüber nach, warum er jetzt so bettelarm und wenig war, und groteske Figuren sah dann wieder sein Geist, wenn er vom Schwindel genarrt.
So viel wurde Hans Christof immer klarer — er mußte fort, wenn er nicht elend umkommen wollte.
Ein mitleidiger Marketender, der mit seinem Wagen und zottigen Gäulen dahergerumpelt kam, nahm ihn mit.
„Der ist schwer betrunken!" dachte der Mann und kicherte vor sich hin. — Der Wagen rumpelte auf der holprigen Straße und brachte Hans Christof vollends durcheinander.
Er schrie und lamentierte im Fieberwahn.
Der Marketender hatte schon Lust, den lärmenden und wenig Vertrauen erweckenden Gast wieder herunterzuschmeißen. Und als er langsam erkannte, daß der Mann nicht besoffen, sondern krank war, kämpfte er mit der Furcht vor Ansteckung und dem Mitleid. Schließlich gab er ihm etwas Wein zu trinken.

Digitized by Google

Desto empfindlicher wurde der Durst.
„Wasser — Wasser!" jammerte der Kranke.
Endlich, als sie über die Elbe fuhren, die hier ein ganz kleines Flüßchen, stieg der Marketender ab und goß einen ganzen Eimer des kalten frischen Wassers dem Kranken über den Schädel. Drauf gab er ihm zu trinken.
Oh, das hatte seine gute Wirkung.
Essen wollte er nun — auch das gab ihm der Marketender.
Als sie jedoch nach dem Dorfe Grätz kamen, bedeutete er Hans Christof, abzusteigen.
Er gehorchte. — Überall im Dorfe war buntes Soldatenleben. Dazwischen strichen Zigeuner herum — Kroaten, Slowaken —, ein wirres Gemisch der Völker und Truppengattungen.
Hans Christof lehnte sich an eine Mauer und blickte in das Gewirr. Allmählich wurde ihm besser. Als er bemerkte, daß die Leute über ihn ihre Glossen machten und Witze rissen, stieg ihm das Blut heiß zu Kopfe. Barfüßig, nur mit Hemd und Hose bekleidet, dreckig die Hose, dreckig das Hemd und Dreck im Gesicht. Wahrhaftig, sie hatten Grund zum Lachen.
Kalt wurde ihm, wie sollte auch ein nasses Hemd und eine nasse Hose vor Kälte schützen.
Wütend ballte er die Fäuste.
Mußte ihm das gerade geschehen. Mußte gerade er ohnmächtig ihrem Lachen und Schabernack ausgesetzt sein. — Sollte er den Kerlen erzählen, wer er war? Sie lachten ihn ja doch nur aus. — Wie konnte man unter seiner Gestalt auch nur einen Rittmeister vermuten?
Wahrscheinlich sah er schlimmer aus, als er dachte.
Das Haar hing ihm wirr in der Stirn, die Augen lagen tief und gerötet noch vom Fieber, der Bart senkte traurig seine Spitzen.
An der Mauer taumelte er weiter, nur um das Gegaffe loszusein. Was werden sollte, wußte er nicht. Es war ihm zum Sterben übel.
Als er um die Ecke bog, trabte ihm ein Reiter entgegen.
Kaum traute er den Augen.
Das war ja sein Schecke!
Einen Augenblick sperrte er ratlos Maul und Augen auf — dann taumelte er wie ein Rasender vorwärts.
„Schuft, elender!" schrie er und sprang das Pferd an.
Einen Augenblick bäumte dieses erschreckt auf, drauf blieb es aber ruhig stehen und ließ sich willig von ihm streicheln.
„Mein Pferd, — steige herunter von meinem Pferde — du Dieb, verfluchter!" Heiser keuchte es Hans Christof und riß an dem Reiter.
Der Reiter hatte ein vornehmes Aussehen. Ein wallender Federhut bedeckte das herrische Gesicht, eine goldgewirkte Schärpe hing ihm quer über der Brust. Ein zierlicher Degen war ihm zur Seite.
Die Abzeichen, die er trug, waren die eines Obristen.
Er hob den langen Zügel und schlug damit nach Hans Christof.
Heller Zorn über den frechen Anfall und über die grobe Anschuldigung dieses unverschämten Menschen, der aussah wie ein Strauchdieb, stand ihm im Gesicht.
„Hund!" schrie er erbost, „scher dich weg, sonst laß ich dich aufknüpfen!"
Wie — das ihm?

Digitized by Google

Schaum stand Hans Christof auf dem Munde, er dachte ja nicht daran, daß er nicht anders als ein Wegelagerer aussah.
Er sprang an dem Reiter hoch und riß ihn mit einem Ruck vom Pferd.
Dann war es aber zu Ende mit seiner Kraft.
Neben dem Pferde sank er um und wäre sicher von dem unruhig gewordenen Schecken getreten worden, wenn es nicht — nun eben sein Schecke gewesen wäre. So beugte es sich zu seinem rechtmäßigen Herrn herunter. Das einzige Wesen, das ihn anerkannte. — Aber was nutzte es?
Der Oberst zog in seiner heißen Wut den Degen und wollte auf den frechen Kerl losgehen.
Doch als er diesen wie leblos und röchelnd daliegen sah, betrachtete er die Sache als erledigt.
Er rief den umherstehenden Soldaten zu, den Kerl aus dem Wege zu schaffen, und bestieg wieder das Pferd. Doch der Schecke bockte jetzt, und ehe der Mann recht oben saß, warf er ihn wieder ab.
Auf der Straße kam eine Kutsche daher, die wegen des Auflaufes stehenbleiben mußte.
Der Schlag öffnete sich, und eine junge feine Dame, der man die Hofkreise ansah, trat neugierig näher.
Sie lachte, als sie den auf dem Boden liegenden und sich wieder fluchend aufkrabbelnden Oberst sah. Und entsetzte sich über den wie leblos und blutig daliegenden Lumpenkerl.
Schließlich rümpfte sie das Näschen und ging zur Kutsche zurück, wo sie die Begebenheit, die sie von den Herumstehenden erläutert bekommen, hineinerzählte.
Der Schecke stand zitternd da, und sein neuer Herr, dem es zu dämmern schien, hielt ihn beruhigend an der Schnauze.
A bah, dachte sich der Oberst, was geht's mich an, ich hab' mein teures Geld für den Gaul gegeben — gestohlen oder nicht, ist mir gleichgültig. — Soll ich mein Geld verlieren?
Ein paar Kürassiere hoben nun auch den kranken Hans Christof auf und trugen ihn beiseite. Ein Zigeuner brachte ihm Wasser.
Langsam kam er wieder zu Bewußtsein.
Staunend blickte er sich um. — Was wollten die vielen Kerle um ihn?
„Macht, daß ihr weg kommt!" herrschte er sie an.
Die Soldaten lachten. — Der Zigeuner neckte ihn mit dem Pferde.
Da wußte er plötzlich Bescheid.
„Das ist mein Pferd — ihr seht ja, es kennt mich!" sagte er, denn er hatte nicht die Kraft, allein aufzustehen.
„Sein Pferd", lachten und höhnten die umherstehenden Gaffer.
Da trat der Oberst näher und schaute sich den Bedauernswerten an.
„Besoffen!" sagte er laut und grimmig, daß es alle hörten, dann ging er mit seinem Gewissen beruhigt zum Schecken zurück, der sich jetzt, da er seinen Herrn nicht sah, wenn auch widerwillig, besteigen ließ.
Ein Sporenhieb, und in großen aufgeregten Sätzen sprang der Schecke davon.
Eben das sah Hans Christof durch die Gasse, die sich durch die umherlungernden Soldaten gebildet hatte.
Alle Kraft zusammennehmend, stolperte er auf die Mitte der Straße.
Zu spät. — Da unten galoppierte eben der Reiter davon.

Digitized by Google

Da begann die Straße in seinen Augen zu tanzen, alles drehte sich. Die Tränen perlten ihm aus den Augen, und nun seine ganze Hilflosigkeit erkennend fiel ihm der Kopf auf die Brust. So stand er unbeweglich auf der Mitte der Straße.
„He — He!" schrie der Kutschierer der Kutsche, die jetzt vorbei und weiter wollte.
Hans Christof rührte sich nicht.
Die Leute schrien vor Lachen über den verrückten Kerl.
Aus der Kutsche beugte sich eine Dame in vornehmer, schwarzer Kleidung. Sie rief den Leuten mit ruhiger klangvoller Stimme zu, den armen Menschen beiseitezunehmen. Einige taten es, und er ließ es ohne Widerstreben geschehen. In seinen Gedanken hatte er eben bei dem toten Kinde gestanden, welches vielleicht seines war.
Als die Kutsche vorbeirückte, sah er auf, und seine Augen trafen sich mit denen der Dame.
Erschreckt richtete er sich empor. Die Hand faßte nach der Stirn, als wollte er die Gedanken gewaltsam herbeiholen.
Das war sie — sie — die er suchte.
Die Augen — ja, die Augen — des Kindes und der Mutter Augen.
Er streckte die Arme aus und wollte sprechen, doch es kam nur ein unverständliches Lallen heraus.
Die Kutsche war beinahe an ihm vorbei, die Dame wollte eben mit dem Kopfe wieder in derselben verschwinden — da rang sich ihm endlich ein markerschütternder Schrei von der Brust.
„Margrit!"
Er tappte ein paar Schritte der Kutsche nach und wäre sicher wieder hingefallen, wenn ein Soldat ihn nicht gehalten hätte.
„Herr Rittmeister!" sagte der Soldat verwundert, „Herr Rittmeister, seid Ihr's?"
Doch der hörte nicht darauf, was der Mann, der einer seiner Dragoner war, sagte. Nur die Kutsche sah er, die dahinfuhr und die ihm doch Schicksal barg. Noch einmal schrie er in fiebernder höchster Seelenangst.
„Margrit — Margrit — dein Kind!"
Mit einem Ruck stand die Kutsche.
Der Schlag wurde aufgerissen, und die Dame stand auf der Straße.
Sie stand unbeweglich — noch zweifelte sie.
Was wollte dieser betrunkene Mann? — Pfui! — Rasch entschlossen wollte sie umkehren — da stürzte der Mann hin.
Der Soldat aber, der ihn gehalten hatte, sprang zu der Dame, nahm den Hut ab und meldete respektvoll: „Gnädigste Dame, dieser Herr ist mein Rittmeister Hans Christof von Nesselwitz. — Madame — er ist krank." So endete er, nun unsicher geworden, seine Ansprache.
Einen Augenblick stand sie zögernd. Dann sagte sie leise: „Bringen Sie ihn her!"
Man schleppte den Bewußtlosen herbei — still wies die Dame in das Innere der Kutsche.
Einen Augenblick später zogen die Pferde an.
Das junge Fräulein wagte nicht zu spötteln — so ernst und traurig blickte die Ältere.
Der noch immer bewußtlose Hans Christof lag ihnen gegenüber auf dem Sitz, noch so, wie ihn die Soldaten hineingelegt hatten. Nicht einen Handgriff taten die beiden Frauenzimmer, um ihn besser hinzulegen.

Digitized by Google

Die ältere Dame, eine liebliche Erscheinung, etwas blaß und mit jenem unsagbar rührenden Gesichtsausdruck, wie ihn die Maler gern den Madonnenbildern geben — ein Hauch von Schmerz und einer von edler reiner Hoheit —, war die Mutter der kleinen Margrit. — Sie war die Margrit, deren reine hingebende Liebe Hans Christof besessen und dann verlacht hatte.
Nun lag er selber wie ein Verworfener, in Kot und zerfetzten, kaum bedeckenden Kleidern vor ihr.
Ekel und Mitleid kämpften in ihr miteinander.
Sie wußte jetzt, wer der war, der da vor ihr lag, aber es hätte sie kalt gelassen, wenn er nicht diese Worte — ‚dein Kind' — geschrien hätte.
Wußte er um das Kind?
Diese Frage bewegte sie immer brennender.
Nur ihrer Mutterliebe wegen hatte sie diesen Heruntergekommenen aufgenommen.
Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, obwohl es ihren Stolz schmerzte, daß er so vom Laster heruntergekommen sei.
War es doch auch kaum denkbar. Vom Offizier — von heut auf morgen — von einem so stolzen Herrn — zu diesem verlumpten und halbnackten Kerl.
Das Kind — das Kind — nur um des Kindes willen, so sagte sie immer leise vor sich hin.
Hans Christof aber hatte einen Traum, der seinen ganzen Jammer vergessen machte.
Zwei liebliche Kindesaugen beugten sich über ihn herab und lachten ihn glücklich an.
Er war zerlumpt im Traume — wie in Wirklichkeit, aber das Kind sah nicht seine Lumpen. Es küßte ihm die Wangen. Dann faßte es ihn bei der Hand und führte ihn mit sich fort. —
Plötzlich wurde er wach und sah sich um.
Da er aber nichts erkennen konnte — denn in der Kutsche herrschte ein mattes Halbdunkel — so schloß er wieder die Augen.
Er war fieberfrei, aber er wußte nicht, wo er war.
Es war ihm ja auch so gleichgültig.
Er war jetzt ein Philosoph, der mit einer gewissen Behaglichkeit seine Lage überdachte.
Also seine Sachen hatte man ihm gestohlen? — — Spaßig!
Und der Schecke war weg? — Schade — es war ein gutes Tier.
Aber — wie war das nur — hatte er ihn nicht wieder? — Langsam besann er sich. Nein — verflucht — mit einem Ruck richtete er sich auf.
Wo war er? — Mühsam erkannte er die beiden Damen, die ihm gegenübersaßen und erschreckt anblickten.
Minutenlang saßen sie so da und blickten sich an.
Hans Christofs Augen hingen wie gebannt an der Mutter des Kindes, an Margrit. — Ja, sie war's — sie war's!
Er war ganz nüchtern geworden, hatte Fieber und Krankheit fast vergessen. Beklommen harrte er des weiteren.
So mußte er zu ihr zurückkommen? — Wie ein Hund, der einen Fußtritt erwartet, war ihm zu Mute.
Was sollte er sagen — was würde sie sagen?
Wie kam er in die Kutsche, aus der er sich jetzt weit fort wünschte.

Digitized by Google

Er dachte an seinen Traum. Hatte das Kind ihn hierhergeführt? Der Wagen rumpelte, und die Insassen hingen mit stürmenden Herzen Aug' in Auge. Die Damen — besonders die Jüngere, welche ja keine Ahnung hatte, was in den beiden andern Menschen vorging — waren voller Angst und ratlos.

Wie sollte Hans Christof beginnen, wenn sie ihm nicht zu Hilfe kam? Endlich, nach einer langen Zeit — sein Herz klopfte, daß es ihm schier wehe tat —, hatte er sich gefaßt, und wie im Traume begann er zu sprechen.

„Margrit — du suchst deine kleine Margrit — und ich suchte dich, um einen Gruß von ihr zu bringen — da wurde ich krank, und so fandest du mich. Krank und verlassen von allen, verhöhnt und verlacht. Doch was bin ich dir — deine kleine Margrit . . .", er schluckte und würgte gegen ein Tränengefühl und suchte nach einem mildernden Ausdruck.

Atemlos horchte Margrit.

„Sie ist", begann er wieder langsam und fuhr hastig und sie ängstlich anblickend fort, „im Himmel — wie die Pfaffen sagen." Langsamer und wie abwesend sprach er weiter, mit einer Stimme, die er nie an sich gekannt: „Und es kann sein, daß sie recht haben — und es gibt einen Himmel, und dann, Margrit — ist sie dort." Er verdeckte die Augen mit der Hand, um die weinende Mutter in ihren Schmerzen nicht ansehen zu dürfen.

„Ja, weine nur — das ist recht —, Margrit, zeige mir das Weinen, es tut weh — aber es ist gut. Wenn ich dich gestern — vorgestern oder — ich weiß nicht mehr, wann — getroffen hätte — vielleicht hätte ich andere Worte zu dir gesagt, du hättest mich als Rittmeister von Nesselwitz getroffen — heute bin ich nur Mensch, besser nicht als früher, aber reicher, das fühle ich, wo ich arm bin. Verstehst du das? — Kannst du mir verzeihen, oder willst du über mich lachen, wie ich dich einst verlachte?"

Sie blickte ihn durch ihre fließenden Tränen starr an.

„Um des Kindes willen, Margrit, das in meinen Armen starb."

Sie bewegte sich nicht.

Er blickte finster vor sich hin — was redete er da —, sie sollte ihm verzeihen um des Kindes willen, zu dem er ja in keinem Verdienste stand?! „Nein, Margrit," sprach er sich selbst quälend weiter, „du sollst mir nicht verzeihen, du hast auch keinen Grund dazu — vielleicht lebte sie noch, wenn sie mich nicht gefunden hätte." Er dachte nicht daran, daß er da Unsinn sprach.

Aber er konnte auch nicht weitersprechen, Tränen, die unaufhaltsam rannen, hinderten ihn daran. Was sollte er auch sprechen — es war besser, er schwieg, denn was war er ihr? — Was wußte sie, was er . . .? — er verwirrte sich immer mehr in seinen Gedanken, aus denen er nicht mehr herausfand.

Da aber sprachen seine Tränen für ihn. Beim Anblick derselben löste sich der Mutter Erstarrung, in der sie sich befangen fühlte.

Er ist ja des Kindes Vater, dachte sie plötzlich, desselben Kindes, dem ich Mutter bin. Seine Trauer ist die meine. Und in ihrem Schmerz wurde sie weich gegen ihn gestimmt. Das Kind und wieder nur das Kind und der Schmerz um dasselbe verdrängte jede Bitterkeit, die sie anwandeln wollte.

„Wo ist sie?" Da er keine Antwort gab, legte sie ihm die Hand aufs Knie. Er schreckte auf und blickte sie verstört an.

„Im Himmel!" sagte er nach einer Weile leise, aber mit Bestimmtheit.

Digitized by Google

Und da erzählte er ihr die Geschichte der kleinen Margrit, die er erst im Tode erkannt hatte und die sein Schicksal wurde.
Und als er von dem Liede erzählte, das sie, schon mit unirdischer Stimme, gesungen:

. . . denn es ist ja doch kein rechtes Scheiden,
wenn du in meinem Herzen bist,

da war er, ohne daß er es recht empfand, auf die Knie gesunken, und sein Kopf fiel ihm wie von selbst in ihren Schoß.
Er weinte, und sie, die durch diese enge Berührung zuerst erschrocken mit sich kämpfte, legte ihre Hände auf sein wirres Haar, und sich in der Kutsche zurücklehnend, schloß sie die Augen.
— Da stand ihre Margrit und brachte ihr den Hans Christof, aber nicht zerlumpt und schmutzig, sondern in prächtigen Gewändern, als ging's zum Feste.
In ihr Träumen aber sprach Hans Christofs tränenerstickte Stimme von ihrem Schoß herauf zu ihr: „Willst du mir wenigstens verzeihen, was ich an deinem Kinde verschuldet, ehe wir uns trennen?"
Tränen vermengten sich in ihre Antwort.
„Wie sollte ich dir nicht verzeihen, da du ihr Vater bist?"
Stille war's — nur die Kutsche rumpelte.
Da fühlte er seinen Kopf emporgehoben, und ein Mund, der sich fest auf seine Lippen preßte, überbrückte Zeit — Schuld und Leid.

Ende.

*

Ich klag'....

Ich klag' um die, die still auf ihren Wegen
Das Hoffen und das Wünschen mählich reute;
Ich klag um die auch, die noch Hoffnung hegen,
Bald auch, wie jene, der Enttäuschung Beute.

Ich klag' um die, die einst im ems'gen Regen
Ein Gut errangen, das der Wind zerstreute;
Ich klag um die, die nach der Ernte Segen
Genießen . . . und so arm bald, wie ich heute.

Ich klag' um die, die ungeliebet lieben,
Die, so geliebt sind, und nicht lieben können;
Und die da leiden! Auch die, so getrieben

In frühen Tod, daß sie ein End gewönnen.
Und um die Toten, denen Ruh zu gönnen
Ich wünschte . . . Klag' um uns, die leben blieben.

Antonio Nobre
Aus dem Portugiesischen von Luise Ey

Digitized by Google

Vom plumpen Berg und dem spitzen Kirchturm

Von Karl Holzamer

Der „Gral" hat es stets als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtet, unbekannten Talenten durch Veröffentlichung ihrer Arbeiten Mut und Kraft für weiteres Schaffen zu geben. Auch die folgende Erzählung stellt die erste Veröffentlichung eines jungen Talentes dar.

Die Schriftleitung.

WENN man von München nach Salzburg fährt, berührt der eilende Zug in der Nähe der Bahnstation Prien den weiten Chiemsee. Glaubtest du noch kurz zuvor, in wenigen Minuten ins Gebirge, dem dich Phantasie und Sehnsucht kilometerweit entgegentrug, donnernd einzubrausen, so treten jetzt die Berge zurück und lassen einen breiten Raum zwischen sich und dem See. Diesen Zwischenraum durchfliegt die Bahn, und ehrfürchtig nebeneinandergereiht grüßen die ersten Bergriesen aus dem Reiche ihrer noch größeren Brüder die Reisenden, denen kaum mehr zu verhaltende Erwartung und erste staunende Bewunderung die Köpfe aus den Fenstern steckt. Bald biegt dann der Schienenweg ab, die Berge verblauen, und Phantasie und Sehnsucht rasen wieder im ratternden Takte der Räder der nimmermüden Eisenbahn voraus — weiter, weit nach Süden.

„Hatten Sie sich den Chiemsee nicht anders vorgestellt?" fragte der Dicke neben mir, mit der entsprechend dicken Zigarre im Mund, sein Gegenüber. Ich hörte nicht mehr, was der Angeredete darauf sagte. Hatte der Dicke doch meine unausgesprochene Frage ausgesprochen und offenbar aus dem gleichen unbefriedigten Gefühl heraus, das der Anblick des Sees in mir wachrief. Überreich hatte meine Phantasie zu tun, um den „tiefgrünen Bergsee, von hohen jähabschießenden Felsbergen umschlossen", zu zerstören und an dessen Stelle diese ruhige blaue Fläche zu sehen, die so souverän dalag, ein kleines Meer, in dem Berge mit weißen reinlichen Kappen, aber geröllschwarzen Hängen ihre schmutzigen Füße nicht netzen durften. Ein Wasser, das sich nicht umkrallen ließ von zackigen Felsen, das vielmehr in königlicher Ruhe und Erhabenheit drei Inseln beherrschend umwogte. Und zwei von ihnen waren selbst aus fürstlichem Geblüte: Herren- und Frauenchiemsee. Und Herrenchiemsee trägt jetzt noch ein prunkendes Schloß, und auf Frauenchiemsee walten heute noch in vornehmer Strenge gebildete Klosterfrauen. Da aber wußt' ich, worin deine Schönheit beruht, „herrlicher" See, und bald ward es mir noch mehr offenbar, daß nicht nur tiefgrüne Bergseen adelig sind, daß du, blauer Chiemsee, königlicher bist in der verschlingenden Macht deiner ewigruhenden Tiefe. Und das kam so:

Aus dem Dämmerdunkel der Klosterkirche traten wir ins Licht des Tages, das uns blendete wie das volle Leben, das in Natur und Menschen um uns flutete. Denn unsere Augen waren noch vom Dunkel des Todes gefangen, das sich am Eingang zur Kirche schattenhaft über die Wände ergoß in all den vielen schicksalkündenden Erinnerungstafeln teurer Toten, die der aufgurgelnde Rachen des Sees an peitschendem Sturmtag geschluckt oder die glucksende Welle weicher Mondnacht aus schwankendem Nachen geschaukelt hatte. Jung war ihr Blut noch zumeist, rudergeübt der Arm und wettergehärtet Antlitz und Brust. Und sie hatte

Digitized by Google

er gebändigt, der herrliche See, ihren Lieben nur die graue Kunde an geschwärzten Wänden und die Gewißheit eines ungewissen Grabes in nasser Tiefe gelassen. Die alten, vom Leben ausgestoßenen, die ließ er ruhig sterben, ließ ihren Lieben die zermürbte Asche unter vertrockneter Haut, ließ die weißen Grabsteine im Kirchhof davor lebensfroh schimmern in der jungen Glut des Tages, die Inschriften drauf golden prangend erzählen von hochbetagten müden Menschen.
Das ist die junge Kraft des uralten Sees, die sich mit gleichen Kräften mißt, das ist der Großmut des Starken, die edle Geste beherrschter Kraft, die vom Baume des Lebens nicht reißt, was schon an braunem Stengel hängt. O du herrlicher See.
So begeistert wir das Licht des Tages grüßten, so angstbeklemmt schien unser Schritt im Ufersand zu knirschen. Wir banden den Kahn los und ruderten in gleichmäßig scharfen Schlägen von der Insel weg. Still saß ich am Steuer. Unvermerkt bannte mich plötzlich die tintenschwarze Flut. Mein fragender Zorn stierte ins schuldschwarze Gesicht des Sees. Doch ein stolzes Lächeln darin spielte in kräuselnden Wellen um unser Boot. Ich sah das Bild und hatte das Steuer vergessen. Ein Anruf der Freunde traf mein Ohr, ich drehte — fast mechanisch. Die Ruder zogen an, und gradaus schoß das Boot. Es gab sich ungewollt: Ich hielt auf eine kleine Kirche am Ufer zu, die ihren langen spitzen Turm, so recht als ein Zielkorn im Visier für mich, aus dem sie umgebenden Grün hochreckte. Ich dachte nicht weiter, als daß man so fein gespitzte Bleistifte in dieser achtungswerten Größe wohl auf der ganzen Welt nicht mehr zu sehen bekommt wie hier in Oberbayern. Das Wasser wurde blau und grün, der Nachen schleifte und stak fest. Wir stiegen aus, und im bunten Getriebe eines Sommertags unter lieben Freunden vergaß ich See und Kirche, Insel und Tod.
Unser Boot stand mehrere hundert Meter von Frauenchiemsee entfernt im See. Die Ruder hingen ins Wasser. Wir waren den ganzen Tag kreuz und quer gefahren; unsere müden Hände kühlten sich im See, und unser Blick lag auf der Silhouette der Klosterkirche. Einer fiedelte den Abend ein. Wer Ähnliches erlebt, weiß, wie in solchen Stunden mit dem steigenden Mond die Bangigkeit aus dem Wasser herauf an unser Herz kriecht, und wie sie uns dann allmählich wieder freigibt, wenn das Licht der Nacht nicht mehr unstet und zitternd schwingt, sondern breit und voll daherfließt wie ein warmer Goldstrom. Dann wird das Wasser plötzlich wieder licht und flüssig, während vorher dickflüssiger schwarzer Schlick den vollen Nachen zu tragen scheint. Im Rhythmus des spielenden Lichts beginnt dann der Tanz des Bootes auf den Wellen, frei werden die Arme, leicht klatschen die Ruderblätter, und lautlos gleitet der Kahn dahin. So prallen Tag und Nacht nicht ungestüm genander. Wohl haben beide ihr eigen Gesetz, doch auch der Übergang vom Tag zur Nacht hat ein Gesetz: Er zieht den Menschen fort aus der Wirklichkeit des Tages ins Traumdunkel der Phantasie und weckt ihn wieder auf in der Wirklichkeit der Nacht. Wer diesen Weckruf überhört, den nenne man getrost nur Träumer, schimpfe weichlich ihn, doch hütet euch im Eifer für das Gute, die zu schmähen, die vom Übergang vom Tag zur Nacht sich tragen lassen: Denn eine Wirklichkeit enthüllt sich ihnen, fern der Erde, die mindestens so groß wie diese: Und die alte Mauer des Frauenklosters erzählte flüsternd dem Abend, und der Wind trug mir's zu:
„Als das erste Grün sich an meinen weißen Mauern aufrankte, stand drüben gen Abend, wo heute die Bahn pfeift, ein Berg, größer als die, die hinter ihm in den Himmel wuchsen, und plumper als alle, die du kennst. Er hatte sich in seinem

Digitized by Google

wilden Ungestüm vor die anderen gedrängt, und die litten es, daß er sich breitspurig und großmächtig ihnen vor die Nase sperrte. Litten es zwar, doch wider Willen. Denn sie hätten sich doch auch des Morgens gern in dem Seespiegel beschaut, wenn sie der Frühtau gewaschen und der Wind ihnen die alten borstigen Haare auf dem Kamm zurechtgeweht hatte. Hätten auch gern den frommen Nonnen auf der Insel über die Mauer gesehn, wenn sie des Mittags im großen Garten spazierten zur Erholung, ein geistlich Buch in den feinen frommen Händen. Und hätten sich am Abend den Anblick gegönnt der großen, roten, aufgedunsenen Mondscheibe, die immer so gutmütig blinzelte, offenbar, weil der Mond des Tags gut schlief. Doch sie sahen nur stets den kalten strengen Mann im Mond, wie er sich um Mitternacht mit seiner schweren schwarzen Last in der kleinen weißen Scheibe mühte. Und das nur, weil der plumpe Berg alles für sich allein haben mochte, als ob er die ersten Strahlen der Sonne nicht auch hätte erwischen können, wenn er hinter ihnen gestanden hätte; dann wären die Menschen aus den Tälern, die die Sonne suchen, auch zu ihnen emporgestiegen und hätten sie nicht der frostigkühlen Einsamkeit vor Tau und Tag überlassen. Der plumpe Berg aber besah sich alles gut: Seesturm und Wintertreiben, Wallfahrt zur Insel und Hochzeit im Dorf.

So weit hatte er aber noch nie seine Augen aufgerissen als heuer. Heuer? — Es kann halt doch schon seine etlichen hundert Jahre haben. — Gut, drüben im Dorf, dem Plumpen also schräg gegenüber, begann man mit Macht zu bauen. Auf dem See wurde es still, denn man brauchte alle kräftigen Hände beim Werk. Der Berg äugte und äugte und begann sich zu wundern, zum erstenmal übrigens in seinem Leben; doch bald sollte es noch besser kommen.

Da der letzte Handgriff getan, stand da — die feine spitze Kirche, die du ja bereits kennst. Nur strahlend weiß im schmucken Kleid der Neuheit. Nichts Grünes war noch um sie her. Schlank hob sie das feine Hälschen in die Luft, anmutig wie ein kleines Mädchen, auch so schüchtern verschämt, weil sie noch unverborgen lag. Der Bergriese schüttelte verwundert den Kopf, denen, die hinter ihm standen, kribbelte es vor Ungeduld, auch zu sehen, was den Plumpen aus der Fassung brachte, in allen Gliedern und Steinen; und lange Zeit mieden die Menschen den Berg, aus Furcht, er möchte wieder ein paar Steiger mit seinem Kopfschütteln in die Tiefe stoßen. Die Zeit ging, das Vergessen kam, die Bauern trieben wieder ihr Vieh auf den Berg, und — aus dem schüchternen Mädchen drüben im Dorf wurde eine reizende Jungfer: Prachtvoll stand ihr die Krinoline. Keck standen unten zwei weiße Schühchen heraus, breit ausladend hielt sie mit weißen spitzen Fingern das grüne Reifkleid, das der Frühling ihr geschenkt hatte; wo der weiße Turm durchblinkte, hob es sich heraus wie Perlflecken auf grüner Seide. Frei trug sie den weiß schillernden Hals und steckte das zierliche Köpfchen aus purem Übermut etwas seitlich ins Grüne und ließ das kleine schwarze Schieferhütchen in der Sonne spiegeln. Leicht kokett stach sich die feine Spitze drauf in den blauen Himmel.

Dem Riesen gingen die Augen über; die Nonnen auf der Insel, der gutmütige Mond, Sturm und Wetter, Wallfahrt und Hochzeit hatten kein Interesse mehr für ihn. Nur der Spiegel des Sees noch außer dem Kirchlein; denn jetzt besah er sich jeden Morgen noch genauer darin, wenn er Toilette gemacht hatte. Die „Spitze" hatte Sinn und Herz des „Plumpen" gefangen. Wenn gelegentlich wieder ein Toter ins Dorf gebracht wurde, den man abgestürzt zwischen den Füßen des

Digitized by Google

Riesen gefunden hatte, so war da nur die Jungfer Kirche in Schuld, und er kümmerte sich nicht um die Trauer."
Als die alte Mauer nun in ihrer Erzählung fortfuhr, da mußte sie, vermeinte ich wenigstens zu hören, selbst lachen; so merkwürdig kam ihr das vor, wie es in dem weiteren Verlauf sich abfolgte. Vielleicht auch deswegen, daß diese Liebesgeschichte so haargenau weiterging, wie es in allen anderen üblich und natürlich ist. „Der erste Blick des Morgens, sobald der Horizont sich hinter dem Kirchlein rötete, der letzte Blick des Abends, wenn die Sonne hinter seinem Rücken verschwunden war — galt ihr, ihr! So sagen, glaube ich, die Liebesleute," hüstelte vor Lachen die Mauer, „und wenn die anderen schreiben von ihr, so schreiben sie Ihr groß. Das konnte nun der plumpe Berg nicht; denn dafür war er zu unkultiviert. Wie er überhaupt manches nicht konnte, was er in dieser Lage hätte können sollen, und manches tat, was er nicht hätte tun sollen. Er hätte sich zum Beispiel nicht — doch wir greifen vor", unterbrach sie sich jetzt. „Also der erste Blick, der letzte Blick! Er konnte natürlich nachts nicht schlafen und wälzte sich bisweilen so unruhig hin und her, daß er fast regelmäßig einen seiner im Chor und Takt schnarchenden Mitbrüder weckte. Das gab großes Schimpfen und Fluchen. Aber das sonst so rauhe Ungetüm litt geduldig und sanft als ein „Märtyrer der Liebe". Ja, hätte er auch nur ein Wort gesagt, der ganze Chor seiner klotzigen Brüder hätte so barsch aufgebrüllt vor Lachen, daß man das Echo wohl bis in Italien drunten gehört hätte. Dann hätte er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Denn bei Tage hätten sie ihn gehänselt, und bei Nacht hätte er vor Gram kein Auge zudrücken können. Das hat er sowieso nicht getan: ab und zu ein scheuer Blick nach seinem holden Gegenüber in heller Nacht konnte ihn reichlich entschädigen, auch für die Unbill und den Fluch der Bauern, die ihm Teufel und Hölle auf den Hals wünschten, wenn er sich wieder einmal so unverständlich geräkelt hatte. Dreinfahren durfte der Arme nicht. Er hätte zwar infolge seiner unbändigen Kraft zum Schluß den Sieg behauptet, doch sicher seinen unbezahlbaren Platz vor den anderen eingebüßt. So schwieg er, schwieg leidend und sehnend. — Und die spitze Dorfkirche wußte von all dem nichts, schlief friedlich, wenn er nicht schlafen konnte und ihm vor Frost die Zähne klapperten, lachte unbekümmert in die Welt, wenn er vor Liebespein verging. Er zog immer mehr griesgrämige Falten, und sie schmückte sich von Tag zu Tag neu, immer herrlicher, wechselnd mit der Jahreszeit. Mollig eingehüllt im Winter in den weißen Pelz, im Sommer leicht und luftig, ganz in hellem Grün und strahlendem Weiß; im Frühling, wo mit dem Saft das Leben steigt, da zeigte sie die pralle grüne Farbe, da schien dem Riesen ihr Gesicht so von satter Lebenskraft und junger Schönheit durchblutet, und wenn der Sommer ging, da kamen erst die Farben: das schillerte an jedem Tage neu, ja, in jeder Stunde, wenn die letzten warmen Strahlen ihr schmeichelnd goldne, hellgoldne Fäden durch das vornehme rostbraune Kleid zogen. Da schien sie den ganzen Reichtum ihrer Kleiderpracht noch einmal dem verliebten Berg zu zeigen, um dann einen langen Winter durch nur einen warmen Pelz darüber zu tragen. Das machte unseren stürmischen Gesellen rein wie rasend. Denn ihm war wahrhaftig nicht anders, als ob das Kirchlein viele Freier hätte, die ihr stets heimlich neue Kleider schenkten. Das machte ihn vor Eifersucht beben. Dabei waren ihre „Freier" nur die Gezeiten, die fürwahr nicht das Kirchlein schmückten, um es zu besitzen, sondern um das Menschenauge wohlzustimmen. Doch der Riese konnte das gar nicht begreifen und ärgerte sich täglich mehr. Hätt' es doch

Digitized by Google

grade anders machen sollen und sein Aug' an jeder neuen Farbe, jedem frischen Kleid entzücken sollen. Dann wär' ihm Liebeskummer erspart geblieben und seine Liebe eitel Glück gewesen.
Weil der Berg so ganz Auge war, achtete er der anderen Sinne kaum. So kam es, daß er das Aveläuten, das dreimal am Tage seine jubelnden Kreise über dem weiten See zog, zunächst gar nicht wahrnahm und dann, da er es hörte, seine Richtung und Herkunft nicht zu deuten wußte. Erst als nach einem schweren Gewitterregen der Himmel sichtig stand, die Luft nur langsam atmete und der See wie schweres Blei so müd' in seine Form gegossen lag, da spürte er deutlich, daß den hellen Glockenschlag nur des Kirchturms flinke Zunge rühren konnte. Da wogte es in heißer Lust in des Riesen starker Brust. Mächtig hob und senkte sie sein wilder Atem, daß die Wälder auf den Hängen sich schüttelten und große Blöcke in aufgeregter Jagd den Berg hinunterpolterten. Dreimal sang im frohesten Diskant die Kirche ihr Friedensave in die Berge, und dreimal echote er im Orgelbaß. Die Bauern aber schüttelten die grauen Köpfe: ‚'s ist aus, ganz aus!'
Doch es kam noch bunter. Ein Neues war dem Bergriesen allmählich aufgefallen, daraus sich ein Neckspiel formte und zum Schluß — wenn Kinder spielen, endet die Freude auch oft unter Tränen und Scherben — sein hoffnungsreiches Glück zerschlug. Er hatte nämlich entdeckt, daß sie sich morgens und abends wechselweise die Schatten entgegenwarfen: sie ihren schmalen, zarten, wie ein kleines Händchen so leicht hingeworfen, so daß sie in neckischem Spiel noch rascher als die flüchtige Sekunde zurückhuschen konnte, wenn die Sonne hinter den Wolken verschwand. Und er hätte schon gern am Morgen seine ungeschlachte Hand hineingepatscht, daß er selber vor Freude erschrocken wäre. Aber er mußte sich bezähmen bis zum Abend, und dann war der Schatten des Kirchleins verschwunden. Wütig platschte er seinen unheimlichen Schatten in den See, daß die sommerlichen Gäste in den Nachen erschreckt in die Höhe sahen, als fürchteten sie einen überraschenden Regenguß. Hinter ihm aber verglühte die Sonne, ein Bild seines leidenschaftlichen Zornes. So ging es wieder einen Sommer lang Tag um Tag, ja, zur Nacht selbst ruhte das grausame Spiel nicht, dann nämlich, wenn sie mondhell war. Der Riese sann und sann, und neue Sorgenfalten gruben sich in sein verwittert Gestein.
Die Bauern konnten nun, auch wenn sie es aufrichtig gewollt hätten — und der Mut stand ihnen oft genug danach —, schon nicht mehr laut fluchen. Sie bissen sich verärgert in die Lippen, um in ihrer Not nicht hell auflachen zu müssen. Wenn die ersten Schimmer im Osten das Kirchlein weckten, daß es schlaftrunken mit seinem spitzen Schatten in den Morgen blinzelte und recht unsicher bald hierhin, bald dorthin fuhr, wohl um seine Gliedlein zu recken oder auch das Wetter zu erkunden, ob es nicht ratsamer sei, die vorwitzige Nase noch unter der warmen Decke zu halten, bis die Sonne hoch stünde, als sie jetzt frech und schnippisch in den kühlen See zu stecken, da glaubte der Bergtölpel, das Fräulein schicke ihm den Morgengruß und einen flinken Handkuß, den seine Brüder nicht sehen sollten. Er reckte und streckte, bog und dehnte seinen ungeheuren Körper, daß die Rippen krachten und das Geröll donnernd in die Tiefe bollerte. Der Donner wiederholte sich in den Tälern, und die Berge fuhren unsanft aus ihrem tiefen Schlummer auf. Wenn nun das Fräulein drüben, erschreckt ob des vielfältigen Getöses, in der Morgenfrühe zitterte, da versuchte der Plumpe zu hüpfen in seliger Freude, vermeinend, das Kirchlein habe seine Reverenz so gut verstanden

Digitized by Google

und wolle es nicht verabsäumen, dies kundzutun. Sang es dann mit frischer Stimme den Morgenkanon über Land und See, dann wußte der Riese sich einfach nicht mehr zu helfen; denn er hätte doch auch am liebsten so fein gesungen, und was herauskam, war ein abgehacktes Rumoren mit schweren Felsen, das einem brummenden Schelten verteufelt glich. Die Bauern standen vor den Häusern und hielten sich die Bäuche. Du hättest das Gelächter sehen und dieses sonderbare Kegelspiel hören sollen! Und über die Verrenkungen des alten Polterers gar hättest du dich kaputtlachen können!"

Die alte Mauer verschnaufte sich hier ein wenig, so war sie außer Atem gekommen. „Das kann ich gar nicht rasch genug erzählen, so versetzt mich das heute noch in Aufregung." Das glaubte ich der alten Mauer gern. „Die Leute sprachen nur noch vom tollen Berg, mieden ihn, nahmen aber sein Getue und Gedonner nicht recht ernst. So taten auch die anderen Berge. Toll war er, jawohl, liebestoll, das heiße Blut in seinem Herzen war ihm in den Kopf getrieben. So blieb die Bitternis nicht aus.

Enttäuschung auf Enttäuschung vergällte seine Tage. Hatte er schon öfters gehofft, daß ihr Mondschatten und sein Sonnenschatten an einem Abend, wenn es günstig stand, sich küssen könnten, so war wenige Augenblicke zuvor sein Schatten spurlos im Wasser zerronnen, und die Jungfer Kirche streckte ihm ihren langen Zeigefinger entgegen, wie die Kinder es tun, wenn sie jemand geneckt haben, und sagte: Ätsch! Er faßte das als eine regelrechte Kriegserklärung auf und betrachtete die ganze Nacht hindurch mit wachsendem Mißtrauen den Schatten der Kirche als einen vorgehaltenen wehrhaften Spieß. Zog der sich nun gegen Morgen erst langsam zur Seite und dann ganz zurück, dann guckte ihm der Mond so fahl und bleichsüchtig ins Gesicht — ganz krank sah er aus, hatte einen umflorten Blick, die Menschen nannten es Hof —, daß der Berg noch den halben übrigen Tag heulen mußte — auch wie ein Kind. Und wieder sagten die dummen Menschen nur: es regnet. So wenig fühlten sie mit ihm und seinem meerestiefen Leid!

Und selbst das hätte sich noch leidlich ertragen lassen, wenn er wenigstens eine kleine Aussicht auf Erfolg in seiner inständigen Liebeswerbung gehabt hätte. Aber die Aussicht wurde ihm jetzt buchstäblich verbaut: Die neue Klosterkirche mit dem barocken Turm hatte nämlich bisher noch nicht gestanden, und unbehindert konnte sein sehnsüchtiger Blick über meine niedere Gestalt und die nicht viel größere alte Kapelle zum Dorfkirchlein hinüberschweifen. Doch jetzt hatte sich fast über Nacht unsere gute Klosterkirche" — die alte Mauer wurde jetzt warm und sprach das „Unser" mit einem gewissen Stolz — „in unserem Klostergarten eingekuschelt, und die liebe Dame, so eine recht ehrwürdige Matrone, als Mutter und Vorbild für unsere ehrwürdigen Klosterfrauen in ihrer unberührbaren Erhabenheit wie geschaffen, sah so still und herzig unter ihrer breiten Haube hervor, lugte so treu und selbstverständlich durch die Bäume nach der Dorfkirche hinüber, als sei sie als Hüterin des Sees schon immer bestellt gewesen. Ihr klares Auge ruhte beherrschend und gütig zugleich über See und Land, und nichts, rein gar nichts, konnte ihre ruhige Überlegenheit stören. So abgeklärt, wie nur noch die Ewigkeit es sein kann. Und gerade diese Selbstverständlichkeit, mit der die alte Dame sich auf die Insel gesetzt hatte, brachte den feurigen Gesellen in Harnisch und trieb ihn in helle Verzweiflung, als er sich dieser neuen größeren Macht ohnmächtig erlegen fühlte. Wenn er am Abend den ungestalten Riesenschatten über den See und

Digitized by Google

die Insel deckte, dann quollen ihm die flackernden Augen aus den unheimlichen Höhlen, die wenigen Haare am Rande seiner öden Glatze sträubten sich verzweifelt — zu Berg kann man schon nicht mehr sagen — in den violetten Abendhimmel, und die Bauern hielten sich wieder die dicken Bäuche. Mußte ihm am Ende seines hoffnungsfroh erblühten und jammerreichen Lebens — er fühlte bereits, daß das Ende ihn erwarte —, mußte ihm das Bitterste noch eingeträufelt werden, daß er seine sehnigen Schattenarme, die er doch so vorsichtig und lind um des spitzen Kirchleins Hüften spreiten wollte, um die verhaßte Dicke auf der Insel legen! So gemein", weinte jetzt die alte Mauer ihre Erzählung weiter, „sprach dieser Teufel von unsrer guten Frauenkirche. Ich schäme mich in den Boden, seine niederträchtigen Flüche habe anhören zu müssen, geschweige denn, sie dir zu wiederholen. Doch er bekam die Zuchtrute bald zu spüren.

Ob der Gedanke, mit Gewalt zu erzwingen, was ihm in Güte versagt blieb, oder die betäubende Verzweiflung den abenteuerlichen Plan in sein ausgemergeltes Hirn spritzte, ich weiß es nicht. Kurz, er beschloß, sich zum spitzen Kirchlein hinüberzuschieben und gleich quer über den verhaßten See; ja, so sinnierte er, vielleicht konnte er als eine Riesenwalze Insel und Kloster und die gute Kirche in den Abgrund des Sees zermalmen! Er hob mit wuchtiger Kraft die beiden Klumpfüße, auf denen sein Bergmassiv ruhte, einen um den andern, holte tief Atem und seine Beine weit aus, um sie auf die Glasfläche des Sees zu setzen, stieß einen markerschütternden Fluch aus, das Wasser schlug berghoch in Gestalt eines Vulkankraters in den Himmel und stürzte wieder, brausend wie eine fürchterliche Lawine, in sich zusammen und glättete sich wieder. Der herrliche See hatte ihn, den Gierigen, verschluckt, weil Herz und Hirn ihn blindlings dahin trieben, wohin ihn seine Füße nicht trugen! Das spitze Kirchlein aber rief, ängstlich gezerrt: Sturm, Sturm, Sturm über See und Land, und alle Berge echoten im Orgelbaß: Grab, Grab, Grab."

Ich stülpte meinen Mantelkragen hoch, zog den wetterfesten Hut ins Gesicht, die Freunde rissen an den Rudern; ein Wolkenbruch stürzte rauschend seine Wasser über uns aus den Schleusen des Himmels.

*

Digitized by Google

Das Ende am Wannsee

Von Ferdinand Mayer-Eschenbacher

DER Gastwirt zum Stimming schwatzte unter dem Bogengang seines Hauses über das greuliche Wetter, wobei er an seinen Röhrenstiefeln herumnestelte, seine Weste sich zurechtzupfte und in eine winzige Wasserlache glotzte, in der sein Scheitel, sein einziger Glanzpunkt, vollkommen schwarz erschien. Da hopste plötzlich eine Kutsche über den dreisten Eckstein, der, träg und dick wie er war, ihr nicht ausweichen wollte. Eilfertig trat der Wirt an das haltende Fahrzeug heran, schimpfte über den beschwerlichen Wagen, schob sich eine Prise Tabak in die Nase und geleitete Frau Henriette Vogl und Herrn Heinrich von Kleist in das Zimmer Nr. 7.

Eine gedämpfte Schwüle stockte in dem mehr farblos als fahl gestrichenen Raume. Mürrisch starrten die Wände auf zwei schlagfällige Schränke hernieder und auf ein schmachtendes Doppelbett, über dem hinter einem toten Glase ein altes Bildnis schlief. Während der Wirt sich mit vielen Bücklingen zurückzog, guckte Kleist niedergeschlagen durch das schmutzige Fenster, über dem sich der rastlos regnende Himmel auftat. Seine Tropfen füllten mit einförmigem Klopfen die Stille. Es war, als würde er nie wieder blau, die Welt nie wieder schön werden. Indessen ging Henriette Vogl mit Schritten auf und ab, die eine eigentümliche Müdigkeit verrieten. Über ihrem Wesen lag ein Siegel, das ihre Seele wie unter Jenseitsblumen spielen ließ. Selbst ihr Lachen entrang sich einem dumpfen Groll, als sie jetzt hastig zu sprechen anhub:

„Heinrich! Ist es nicht herrlicher, freiwillig zu sterben, als mit Karossen, mit Regimentern und Trompeten begraben zu werden und ein Jahrhundert später dem Hohn der Lächerlichkeit anheimzufallen?"

Kleist antwortete nicht. Die letzten Wochen wetterten wie Wolkenbrüche an ihm vorüber, davon er noch immer ein Geträufel verspürte. Mitten in der Kümmernis über die Zurücksetzung seines Homburger Prinzen schenkte ihm das Verhängnis eine Freundin, die er wie die Festsetzung seiner Bestimmung betrachtete. Es durchfröstelte ihn bei dem Gefühl, daß ihre Schicksale an den dünnen Fäden eines Zufalles hängen konnten und daß sie gerade in diesem Augenblicke etwas denken mußten, was sie so geheimnisvoll aneinanderknüpfte.

„Wie ein Fallsüchtiger würde ich taumeln, schritte ich heute zur Tat!" erwiderte er jetzt dumpf.

„Sind das die Schläge deines königlichen Herzens, daß du immer wieder den Geschmack des Irdischen verspürst?" fuhr sie ihn an und straffte entrüstet ihr Haupt. „Denke an die Tafel deiner Schwestern, wo dir ihre Demütigungen wie Steine in die Seele fielen. Denke an jene unselige Wirklichkeit, die alle Erfahrungen befleckte, die alles, was da in Scham und Schönheit gestanden, in Schauder und Schrecken gebadet hat. Denke an die Karren von Verlorenen, an die Berge von greulich mit Unrat gespickten Leichen, denke an den Triumphzug der mordenden Horden und frage dich, was du überhaupt noch vom Leben übrig hast? Ist es nicht dein eigenes Schicksal, das dich zu Stimmungen zwingt, die mit dem Herrn des Irdischen hadern? Und sind deine Erinnerungen nicht auch deine Versucher? Die Erinnerungen an deine Heimat, in deren Abgrund du getreten, auf deren Herz du deine Ehre gelegt? Die Erinnerungen an dein zertrümmertes Dasein,

Digitized by Google

vor dessen Sättigung du mit geschlossenen Augen stehst, um weder zum Sehen noch zum Denken zu kommen? Dein Genius hat alles so herrlich vollbracht: Hohn über dich, wenn du jetzt die Krone versäumst!"

„Henriette, laß mich noch einmal einen kosenden Griff ins Leben tun!"

„Heinrich, wenn du dich auch in den Gedanken wiegst, noch eine Weile am Leben zu hangen, ist dann nicht immer wieder der Tod das einzige Ufer, zu dem sich deine Zuversicht kehrt?"

„Laß mir das Labsal einer letzten Nacht! Sei milde, Henriette, habe ein Herz!"

„Heinrich, ich bin doch dasselbe Entsetzen und dieselbe zur Klarheit sich durchringende Verwirrung wie du. In mir ist die gleiche Gewalt und das gleiche Erschaudern vor dem Geschehen. Mich aber lockt nichts mehr in die Schollen Staubes zurück. Und du, Heinrich, du hungerst noch nach einer armseligen Nacht? Möge sie dich mit göttlichen Schwingen umschatten. Durchschlafe sie. Ich kann nicht verneinen, wo Kleist bejaht!"

Und als die alte Kuckucksuhr die Mitternacht rief, schlief er mit festen Zügen ein. Es war wie ein Hinsinken auf grünendem Moos, wie ein Ausruhen nach irrer Wanderung. Traum und Leben flossen ihm leise ineinander und mischten sich zu einem Fremden, das weder das eine noch das andere war. Und in seinem Ohre begann eine Stille zu summen, und vor seinen Blicken hingen Gewebe, die sich unaufhaltsam hin und her bewegten und immer dunkler wurden, je länger er zu ihnen aufsah. Sie verdichteten sich zu Gestalten, die zu einem Spiegel dessen wurden, was in ihm vorging. Und auf einmal stand, tief golden und unfaßbar klar, wie über dem Boden schwebend, der Engel des Todes vor ihm. In seiner Helle fühlte er es: er hatte ihn schon die ganze Lebenszeit geliebt, und er war es, der aus Nacht und Grauen zu ihm herabgestiegen war, der ihm Zeichen gab und zu kommen winkte. Und er führte ihn an ein dunkles, leidenschaftlich bewegtes Wasser, dessen Fluten zu dumpfen, hingehaltenen Tönen anschwollen, zu Tönen, die bald zu ihm stürzten und bald zurückgeworfen wurden, um abermals in ewig einförmiger Bewegung zurückzufallen, immer leiser und dumpfer, bis sie zum Geflüster wurden und völlig erstarben. Da verschwand das Traumbild, und erwachend fühlte er das Morgengrau auf seiner Hand verrieseln.

Henriette aber saß noch immer vor ihm. Ihr sinnendes Gesicht war noch blässer geworden, und von den Schultern glitt ein blauer Schleier wie ein Streifen herabgefallenen Himmels. Sie sah auf ihn, nicht ruhelos und verhärmt, sondern mit den Augen einer Heimgehenden, deren Blick mit eigenen Ahnungen erfüllt ist.

„Deine Nacht ist zu Ende!" sagte sie versonnen. „Schon schaut durch die Scheiben die Schönheit des Wannsees herein, und mit schimmernden Fingern schreibt das Schicksal unsere Namen darauf. In seinem Spiegel ist ein Schein von Verklärung. Er tritt zu unserem Heimgang heran. Wir sind in dieser Stunde zum Sterben geboren. Wir sind jetzt überzeitig zum Tode."

Kleist erhob sich in fragender Betroffenheit und flüsterte verloren:

„Denke an dein Herz, Henriette!"

„Du bist gewaltiger als mein Herz!"

„Denke an die Verlassenheit deiner Mutter!"

„Verlassenheit birgt Angst. Doch Angst birgt Mark, und wo Mark ist, da ist Rückgrat, Heinrich!"

„Denke an dein einziges Kind, Henriette!"

Digitized by Google

„Mein Kind hat sein eigenes Leben und steht in höherer Hut. Mich aber ließ das Schicksal fallen!"
„Denke an den Vater deines Kindes!"
„Ich weiß nicht, was es mit ihm ist. Ich weiß nur, daß mich Schauer umwehen wie eine ferne Musik. Wie eine Musik, die mich willenlos macht und die mich von allen Dingen das Leben als das widerwärtigste erscheinen läßt. Ich will nicht zurück und ich will nicht nach vorne. Ich bin dem Tod wie einer Bestimmung verfallen!"
Ihre letzte Wendung wirkte mit unerhörtem Antrieb. Er führte sie wortlos in die reine Morgenruhe hinaus, und sie schritten so fröstelnd durch das regungslose Grau, als wäre der Fluren Rauhreif nur der Rahmen für ihre Erscheinung. Über ihnen wandelten die Wolken ihren großen Gang, und die Landschaft wob sich in immer dichtere Nebel ein, als ließe sie keinen Weg mehr ins Leben offen. Unübersehbar öde schliefen die Felder vor ihnen, und die Hecken und Bäume sahen aus, als seien sie alle gestorben. Nackt und unbeschützt ragte einer hinter dem anderen hervor, erst nur in verlorenen Linien sichtbar, allmählich aber scharf wie eine Menschengestalt aus den greulichen Nebeln tretend. Durch die Wege aber zogen glitzernde Töne, Töne, die keine waren, dünne Goldfäden, dünner als Spinnweben, und kein Mohn schrie im Scharlachrot seiner Schönheit auf, kein Wegerich duftete über die Fluren. Nur die Seele des Novembertages dehnte sich eintönig hin, und eine Flöte klang wie ihr Herz durch ihre Gedanken. Das Licht in ihnen brannte immer mehr herab, sie verdüsterten, und es kam eine Stimmung über sie, die mächtiger schien als das Leben, eine Stimmung, die sich mit feindseliger Gewalt allen wirklichen Dingen gegenüberstellte. Dünkte ihnen jetzt nicht alles, was sie da sahen, von jenem Reize zu sein, der ihre Müdigkeit lockte? Vereinsamte nicht eines am andern? Spann nicht jedes für sich am Herbstlied seiner Gedanken weiter? Und wurden die Massen, die auf ihren Seelen lagen, nicht immer schwerer? Verloren schritten sie die Böschung entlang und wußten nicht, wohin sie gehen sollten. Sie starrten auf das leidenschaftlich schäumende Wasser, das sich jetzt zu ihren Füßen ausbreitete und ihr Bild bald in die Länge, bald in die Breite zog. Sie sahen, wie die Wellen immer lebendiger wurden und wie ihr Schimmer gleich dem Schaum von Muscheln an den Schilfen hängenblieb. Und als sich die eisige Landschaft vergoldete und die Sonne immer größer aus den Wolken kroch, da hauchte Henriette zu ihr: „Du streust nicht mehr so reich wie einst, so unberührt die Strahlen her, ich spüre nimmer, wenn du scheinst, die Brust von süßen Schauern schwer. Wohl streichst du noch um mein Gesicht und weichst mit deiner Helle nicht. Wohl tauchst du mich in Hag und Hain noch heimlich in dein Leuchten ein. Wohl wirfst du oft noch so wie einst Glanzrosen auf den Weg mir her: nur so, in goldnen Schauern, scheinst du längst schon in mein Herz nicht mehr!"
Und als sie verstummte, da klang von den jenseitigen Ufern ein Glockenspiel herüber, ein tieferes und höheres setzte ein, und alle Klänge verwoben sich zu einem wundersamen Lied. Die Töne schwebten wie dunkle Kugeln durch die kalte Landschaft, und als die letzte Melodie verhallte, verdichtete sich noch lange ein pfeifender, klagender, dumpfgezogener Ton, der sich müde in der Ferne verlor. Und scheu, wie ein Vogel seine letzten Klänge hinschluchzt, flüsterte jetzt Kleist: „Ist das alles nicht schön zum Sterben?"
Henriette ließ die Hände fallen und wiederholte:
„Das alles ist schön zum Sterben! Ich schlage die Augen nimmer nieder vor dem,

Digitized by Google

was ich erflehe: Töte mich, Heinrich! Ich habe alles von dir, wenn du die Harfe in mir zerschlägst!"
Da nahm der Winkel seiner Gestalt eine Neigung an, und er straffte sich und wuchs immer höher hinan. Alles Übermaß an Heldenkraft war ihm in diesen Augenblick hineingeflossen, und es erwachte sein ganzer Mut. Er atmete tief und keuchend, als hätte sich in ihm ein Schweigen Luft gemacht, das nur der Tod entsiegeln konnte. Und ehe er sich noch einmal dem Leben entgegendehnen konnte, gellte seine Kugel durch das lautlose Land. Henriette lag auf dem Boden und streckte die Füße wie zwei weiße Tauben ins Gras. Als Kleist ihre brechenden Blicke sah, setzte sich seine Ergriffenheit in Größe um, und er kniete sich in die Vertiefung, darin die Sterbende lag, und da kein Widerstreben in ihm mehr war, auch nicht mehr der geringste Anteil für das Leben, neigte auch er das Haupt, bereit, in Demut hinzunehmen, was ihm sein Schicksal schien. Der Laut seines fallenden Leibes glitt von hinnen, stiller als alle Stille. Ein Windhauch erhob sich und holte Düfte von Föhren für die Erlösten, die in bewegungsloser Ruhe nebeneinander lagen.
Und während vom Gasthof zum Stimming der Wirt mit seinen Leuten gelaufen kam, erwachte wieder das Glockenspiel an den jenseitigen Ufern des Sees. Es klang bald so weich wie das Wimmern eines verlassenen Kindes, bald wieder war es wie eine Stimme, so grauenhaft und unirdisch, als kämpften die Seelen der Ausgerungenen darin. In die Landschaft aber wuchs ein immer größeres Schweigen hinein, ein Schweigen, das um Scholle, um Stamm und Welle war, ein Schweigen, das wie eine Beruhigung war, vor dem sich alles aussöhnte und legte. Der Atem des Wannsees wehte wie ein Seufzer des Herbstes, darin sich wehmütig das ganze Leben dehnte, und aus dem Weinen des Windes und aus den Schreien der Dohlen war es zu hören, und aus den Stämmen der Bäume schauerte es nieder: Der Tod ist Wandlung, und nicht er allein, auch das Leben wandelt uns von Lenz zu Lenz, und wen nicht das Leben wandelt, den wandelt auch der Tod nicht um, den trägt auch er nicht aus der Wirrnis der Welt hinaus.

*

Gedicht

In die Pappeln
Gingen die Winde zur Ruhe;
Gleich Kelchen
Voll purpurnen Weines
Regungslos stehen die Rosen.
Trunken taumelt
Die Nachtigall,
Lilien schaudern.

Falter schlafen
An den Zweigen;
Eine summende Goldfliege
Verkündigt Gott!

Über den Sternen schreiten
— Helle Gestalten —
Die Stunden.

Wies Moens
Übersetzt von Dr. Decroos

Digitized by Google

Stefan Zeromski

Von Dr. Otto Forst-Battaglia

Der Verfasser dieses Artikels, ein hervorragender Kenner der polnischen Literatur, wird von Zeit zu Zeit einen literarischen Hauptvertreter der Polen behandeln, um so unsern Lesern die polnische Literatur näherzubringen, die sich sowohl durch eine klassische Formenschönheit auszeichnet, als auch inhaltlich vom Geiste unserer modernen Zeit erfüllt ist. Die Schriftleitung.

IN einer weitverbreiteten Kriegsbroschüre stellte Werner Sombart dem Typus des Händlers den des Helden gegenüber. Längst war dem Literarhistoriker ähnliche und, wie jedes Schema, nicht einwandfreie Scheidung geläufig; die in vom Sentiment beherrschte, vom Wagemut vorwärtsgetriebene Romantiker und in vom Verstand gelenkte, von der Vorsicht gezügelte Klassizisten. Doch nur selten begegnen uns in der Wirklichkeit Menschen, die restlos eine der beiden geistigen Rassen verkörpern. Stefan Zeromski ist, wie in so vielem, darin Ausnahme, daß in ihm das Heldenhafte, die Romantik Gestalt gewannen. Er entstammte einer Klasse und einer Gesellschaft, die, wenn je eine, die Ideale der Romantik und des Heldentums (und auch ihre Schattenseiten) bis in die nüchterne Gegenwart hinüberrettete. Unmöglich, den großen Schriftsteller zu begreifen, wenn man nicht seine Umwelt und seine Bedingtheit kennt. Unmöglich, seinen Wert zu ermessen, wenn man sich nicht bewußt wird, wie aus dem schollenhaft Nationalen bei ihm das allgemein Menschliche erwuchs.

Zeromski war ein Sohn der polnischen Szlachta. Es wäre falsch, diesen Standesbegriff der polnischen Geschichte mit dem deutschen Wort „Adel" zu übersetzen. Zur Szlachta gehörten im alten Sarmatenstaat alle, die volle politische Rechte übten, Ämter bekleideten, Grund erwarben, wählen durften und dafür im Krieg das Land verteidigten. Vor dem Recht hatten sämtliche „Szlachcicen" gleiche Befugnisse und gleiche Pflichten, während die Praxis mit den Vermögensunterschieden faktische Verschiedenheit schuf. Neben dem millionenschweren Magnaten stand der Adelsproletarier, eifersüchtig sein Ebenburt wahrend, unfähig, sich den großen Herren tatsächlich zur Seite zu stellen, stolz auf seine Privilegien und durch sie über die Schichten der Bürger, Bauern und Juden gehoben zu sein.

Anfangs und zur Zeit ihrer Blüte, im 16. Jahrhundert, überwogen bei der Szlachta die Tugenden. Ritterliche Gesinnung paarte sich mit Bildungseifer, Frömmigkeit mit Toleranz. Großer Wohlstand, der sich auf zahlreiche Familien verteilte, gestattete der geistigen und materiellen Kultur weithin vorzudringen. Seit dem 17. Jahrhundert kam der Verfall. Wer hätte nicht von den Gebresten der untergehenden polnischen Republik vernommen? Von Willkür, Korruption und Feigheit der Magnaten, von beschränkter Kirchtumspolitik, Raufsucht, Unwirtschaftlichkeit und Roheit des kleinen Adels? Die Teilungen des Reiches brachten, zu spät, moralische Läuterung. In den napoleonischen Kriegen vergossen die Polen heldenmütig ihr Blut im Dienste des Kaisers, den sie den Erneuerer ihres Staates wähnten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts bekräftigten sie durch mehrere Aufstände und den hartnäckigsten Widerstand gegenüber allen Entnationalisierungsversuchen der Teilmächte ihren Lebenswillen und mit der holden Blüte der Dichtung, deren Meister, Mickiewicz, Slowacki, Krasinski, zugleich die Propheten der staatlichen Wiedergeburt waren, ihr kulturelles Vermögen. In Galizien seit der

Digitized by Google

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Macht, in Preußen im zähen, unpoetischen und wesentlich wirtschaftlichen, in Rußland im dramatischen, blutigen, opferreichen und geistigen Kampf stehend, harrten die Polen des Weltkriegs, dessen Ausgang deutsches Leid mit polnischer Erhebung verknüpfte, so daß in Deutschland nicht reine Freude über ein Ereignis aufkommen konnte, das früher die Besten herbeigesehnt hatten.

Vergangenheit, Unterdrückung und Widerstand, individuelle Freiheit (deren tolldreister Gipfelpunkt zur Institution des Liberum Veto wurde: jeder polnische Szlachcic konnte dem als übel betrachteten Beschluß der Mehrheit den Gehorsam verweigern) und — stärker als geschriebenes Gesetz wirkend — das solidarische Empfinden mit den Volksgenossen, das Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit, sind dem Werk Zeromskis Voraussetzung, Nährboden, Erklärung, Stoff, Maßstab zum Urteil. Er war ein Sproß seiner Nation, seiner Klasse. Doch, nicht eingeengt von Scheuklappen irgendeines Chauvinismus, zugleich ein Weltbürger, der seine Mitmenschen zärtlich liebte, wenn auch denen, die ihm durch die Geburt nahestanden, vor allem sein Herz entgegenschlug. Mitleidsvoll, reizsam, impulsiv, leidenschaftlich war die Seele des Dichters, der nie die Vorgänge, die Wesen ringsumher mit kalter Gegenständlichkeit zu betrachten vermochte. Was immer war, geschah, handelte und empfand, trat alsbald in feindliche oder freundliche Beziehung zu seinem genial einseitigen Urteil.

Als echter polnischer Szlachcic war er Romantiker, Stimmungsmensch, Individualist vom Scheitel bis zur Sohle. Ganz Pathos und ferne von kritischer Ironie. Niemals darum verlegen, wo das Gute und das Licht, wo das Böse und die finstere Nacht regierten. Wie den Anhängern Zoroasters schien ihm oberste Aufgabe des Sterblichen, des Dichters zumal, dem Guten im Kampf wider das Böse beizustehn, zu wirken und zu streiten für Ormuzd und gegen Ahriman. Dem Polen ist der Satan im russischen Unterdrücker, dem hochherzigen Ritter im egoistischen Geldsack, dem Künstler in der Routine, dem Fanatiker der Offenheit im Heuchler, dem Demokraten im volksfremden, zur Huldigung an den nationalen Bedrücker bereiten Junker verkörpert.

Mit dieser fest verankerten Überzeugung trat Stefan Zeromski, verarmtem polnischem Gutsherrengeschlecht entsprossen, Zögling russischer, alles Polnische verpönender und ignorierender Schulen, ins Leben. Es hat ihm nicht gelächelt. Not und Sorge begleiteten die ersten Schritte des Studenten und verließen selbst den zu Anerkennung, ja zur Glorie gelangten Schriftsteller erst an der Schwelle des Greisenalters, wenige Jahre vor seinem allzu frühen Tode. Den überströmenden Jüngling litt es nicht im Lande, das, als er seine Laufbahn begann, schwer unter dem Joch des russischen Zwingherrn seufzte. Zeromski lernte das gerne ertragene Exil in der freien und gastlichen Schweiz kennen. Dort krönte er seine Studien, wirkte als Bibliothekar am Polnischen Nationalmuseum zu Rapperswyl, das in idyllischer Einsamkeit am Zürichsee die einzige Heimstätte des kompromißfeindlichen Unabhängigkeitsgedankens bildete.

Fanatischer Wille zur Pflicht, der glühende Eifer für das als gerecht Erkannte verwickelten den Unbeugsamen in manchen Konflikt mit sozial und wirtschaftlich Stärkeren. Er bezahlte diesen rühmlichen Starrsinn mit viel erduldeter Bitternis, mit dem Verlust seiner bescheidenen, Wohlstand verbürgenden Stellung; erntete Feindschaft, Haß und Zerrüttung der Nerven. Doch er trat den Widersachern gegenüber, erhobenen Hauptes, weil er nicht anders handeln konnte.

Digitized by Google

Das bürgerliche juste milieu war nicht Sache des ritterlichen Streiters. Ein an Kummer und an edler Freude reiches Mannesalter neigte sich dem Abend zu, als der Weltkrieg anbrach. Zeromski verlebte ihn mit vibrierender Anteilnahme im damals österreichischen Galizien. Wieder gehorsam dem kategorischen Imperativ seines Gewissens und im Gegensatz zur kompakten Majorität. Im neuen Polenstaat war er, nun schon ein Greis dem Körperlichen nach, aber noch jugendfrisch als Schaffender, der anerkannte Meister des Schrifttums, der Lehrer, Prophet und Abgott der jungen Generation. Ehren häuften sich auf seine Schultern. Man verlieh dem Herold des nie erschütterten Glaubens an die nationale Auferstehung das Großkreuz des Ordens der „Polonia restituta", bereitete ihm eine Wohnung im Königsschlosse. Der materielle Erfolg stellte sich ein, und es hub Zeromskis Ruf an, spät und zaghaft, über die polnischen Grenzen hinaus nach dem Westen zu dringen (die Russen haben ihn früh und fast noch vor seinen Landsleuten gekannt, übersetzt und gewürdigt). Auch jetzt war dem zum raschen Hinsiechen Verurteilten kein ungetrübter Lebensabend vergönnt. Für seine Freuden ließ ihn das ungnädige Geschick mit dem herbsten Weh büßen, das dem zärtlichen Vater verhängt werden konnte. Es starb der einzige, vergötterte und genialische Sohn. Um das letzte, grandiose Buch des heißen Patrioten entspann sich eine Fehde, die auf seiten der Gegner Zeromskis nur zu oft das Maß und den guten Glauben vermissen ließ. Mitten im Lärm der literarischen Waffen, von der Parteien Gunst und Haß umtobt, starb — am letzten Herbsttag des Jahres 1925, knapp einundsechzig Jahre alt — der Dichter, dessen geschwächter Organismus nicht länger das Dasein ertrug. Nun schwieg auf einmal jedes Mißwollen. Freund und Feind, einig in der Bewunderung für das Genie und den Charakter des Dahingeschiedenen, verbanden sich zur imposanten Huldigung des nationalen Begräbnisses, an dem Regierung und Parlament, Kunst, Literatur und Wissenschaft in tiefer Trauer teilnahmen. Und man schritt alsbald dazu, sich Rechenschaft über das abgeschlossene Werk abzulegen, das den Rahmen seiner Zeit sprengt, so sehr es mit ihr verwachsen und durch sie bedingt war.

Zeromski, der romantische polnische Poet, war, wie es dem doppelten Ideal entsprach, das er verkörperte, ein Prophet zugleich und ein großer Mahner. Lyrisch ist der Grundton seiner vom Gefühl beseelten, von hemmungsloser Ehrlichkeit getragenen Bücher. Mochten sie der äußeren Form nach erzählende Prosa, Drama, kritischer Essai scheinen, es waren immer Stimmungsbilder, Bruchstücke des „Monologue intérieur", den der Dichter mit sich führte, subjektive und mitfühlende Glossen, der Zeit und ihrem Geschehen an den Rand geschrieben. Nie fehlt die Tendenz, doch nur selten verringert sie die künstlerische Wirkung. Mächtig und bezwingend ist das heilige Muß, dem die Bücher Zeromskis ohne Ausnahme ihr Entstehen danken. Mannigfaltig ist die Skala der Töne, die sich zur grandiosen Symphonie vom polnischen Schicksal zusammenfügen.

Dem Können freilich, dem Handwerksmäßigen sind Grenzen gezogen, die oberflächliches Urteil vielleicht als Schlacken ansehen könnte. Eine gewisse Eintönigkeit kann nicht geleugnet werden. Mag auch nichts Menschliches dem Dichter fremd sein, die Typen und Ereignisse treten nur durchs polnische Medium in die Erscheinung. Seine Technik hat etwas von der rührenden Unbeholfenheit des Genies, dem die fingerfertigen Talente so häufig den Rang ablaufen. Die meisten Bücher entbehren der abgerundeten Komposition, sind für lateinische Leser ungenießbar, denen im oft wirren Chaos der Empfindungen und Ereignisse der Leitfaden kristallklarer Lo-

Digitized by Google

gik fehlen wird. Wenn es die Seele des Autors lockt, vom beschrittenen Weg abzuweichen, so bekümmert er sich wenig, ob die Harmonie des Ganzen Einbuße erfährt, ob die Einheit der Handlung gefährdet ist. Lose reiht sich Episode an Episode. Manches, das uns wesentlich erscheint, übergeht, atemlos vorüberhastend, die vom eigenen Werk angereizte Unrast des Dichters. Nicht nur die Form müßte die Vorwürfe eines herzlos und verstandesmäßig gestaltenden Kritikers hinnehmen.
Zeromskis Weltanschauung, die ihr entquellenden Geschehnisse in seinen Werken und die agierenden Helden gehorchen den Gesetzen einer in sich gefesteten, nicht durchaus denen der landläufigen Logik. Was vom Ethos gefordert, vom Pathos verzerrt gesehen wurde, wandelte sich unter der erzitternden Feder des Poeten in Tatsachen, deren objektive Wirklichkeit wir oft bestreiten müssen. An der Weltgeschichte vollzieht der Leidenschaftliche ein Weltgericht, das nicht gegen jede Appellation gefeit ist. Liebe und Haß trüben das Urteil, das, wohl sorgfältig und ehrlich begründet, nicht aber von historischer und psychologischer Beweiskraft erscheint. Der größte Vorwurf, den wir gegen den Schilderer ungezählter und lebensvoller Gestalten, Geschehnisse erheben, ist, daß er, statt des Ganzen oder wesentlicher und charakteristischer Teile, willkürliche und tendenziös gewählte Ausschnitte gibt.
Damit ist gesagt, inwieweit Zeromski, wie es die Polen wollen, als Realist gelten kann. Er bleibt stets der stilisierende Romantiker, genau so wie die französischen und deutschen Koryphäen des Thesenromans und des Thesenstückes der siebziger und achtziger Jahre, wie die Naturalisten des Fin de siècle. Ich bin weit davon entfernt, damit einen Vorwurf zu erheben oder gar Absprechendes zu behaupten. Vom ästhetischen Standpunkt aus genügt es, daß die subjektive Wahrheit, Logik herrscht und die künstlerischen Möglichkeiten voll genutzt werden. Wenn wir dem Kampf Ahrimans und Ormuzds skeptisch begegnen, der politischen Grundidee Zeromskis praktischen Wert bestreiten und in seinen hochgesinnten Träumen mehr Phantastik als greifbare Ziele erkennen, so üben wir damit unser gutes Recht gegenüber des Sozialenthusiasten weltfremden Glaubenssätzen. Die Bewunderung für den Schriftsteller und Künstler wird dadurch um nichts gemindert. Dies gilt es nachdrücklichst zu betonen, weil die Gefahr besteht, daß, wenn einmal Zeromskis Werk bis in die Massen dringt, sowohl in Polen als auch in Deutschland im Namen des Dichters für den Parteimann Zeromski geworben werde. Oder aber, daß — mit Recht oder Unrecht — verletztes deutsches nationales Empfinden mitspiele, den ästhetischen Wert von Zeromskis Schriften zu bezweifeln. Einer der leuchtendsten Vorzüge seines Werkes muß beim Überschreiten der Grenze verlorengehen. Zeromski war der gewaltigste Meister des polnischen Wortes. Er hat die Sprache seines Volkes bis in ihre letzten Feinheiten gekannt und sie als geschmeidiges Instrument benutzt. War selbst schöpferisch tätig und einer ganzen Generation das bestaunte Vorbild. Aus dem unergründlichen Reservoir der älteren Literatur und der Dialekte, der Rede des gemeinen Mannes nahm er das Rohmaterial, das sich unter seiner Hand zum glitzernden Schmuck umformte. Sein Wortschatz war schier unendlich, wunderbar und nur selten wunderlich. Der Situation, dem Menschen, der Empfindung stellte sich stets das rechte Sprachkleid des geziemenden Ausdruckes ein. Herrlich sind die Plastik seiner Schilderung und die Melodie, der Rhythmus seiner Sätze. Besonders in den Büchern aus polnischer Vorzeit und in den schmalen Bänden der Landschaftsschilderung seiner letzten Jahre hat Zeromski eine Pracht und Schönheit erreicht,

Digitized by Google

die in Polen seit den drei großen Romantikern ihresgleichen vergeblich sucht. Das vermag die Übersetzung nur selten und schwer zu vermitteln.
Möglich und geboten aber ist es, dem deutschen Menschen die Gestaltenfülle der Zeromskischen Welt nahezubringen. Zu innerst verwandt und so gar nicht fremd werden ihn die unbeugsamen Helden, die Einzigen und ihr sorgsam gehütetes seelisches Eigentum, werden ihn die stolzen und zärtlichen Frauen anmuten. Mit Rührung wird er den Kampf des starrköpfigen Idealismus gegen die Schranken der Selbstzucht und der nie entwaffnenden Gemeinheit verfolgen, den die Aufrechten bis zum Ende führen, ob ihnen auch der Zweifel am Sieg vom Anbeginn her und zuletzt die Niederlage klar erkennbar waren. Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. Doch wozu der ferne, römische Vergleich. Ibsens „Volksfeind" ist der Ahne einer Schar von einsamen Heroen. Und dem großen Norweger zunächst haben die russischen Meister des psychologischen Romans auf den Polen mächtigen Einfluß gehabt: Dostojewski, Turgenev, Tolsto. Von Franzosen die, denen das germanische Empfinden sich am ehesten kongenial fühlt: Flaubert, Goncourt, Zola. Dann Rousseau und — bei den sozialen Romanen — Victor Hugo. Diese fremden Vorbilder vereinen sich mit den Polen Mickiewicz, Slowacki. Unter den Zeitgenossen hat kaum einer auf ihn Einfluß geübt. Ihm wesensähnlich sind der Franzose Claudel und der Russe Merezkovskij.
Bieten sich nicht auch Claudel und Merezkovskij im steten Kampf zwischen Gott und Satan der guten Sache zum Helfer? Freilich überwiegt bei ihnen das Universelle über das Nationale (beim Polen stets und immer das Leitmotiv einer sonst vielmotivischen Symphonie). Merkwürdig ist die Übereinstimmung des erotischen Empfindens beim größten der russischen und der polnischen Schriftsteller unserer Zeit. Eine mystische Sinnlichkeit, die an die griechische und an die Mysterien des ausklingenden Rokoko erinnert, durchzieht des einen und des anderen Werk. Wenn beide versichern, daß Gott die Liebe ist, so vernehmen wir häufig den Kontrapunkt, die Liebe als Gottheit, triumphierend, schrecklich, unerbittlich und hoch über den Menschenschicksalen. Hätten wir Merezkovskij und Zeromski gefragt, wie es um ihre Religion stehe, so hätte die Antwort gelautet, daß sie ein konfessionsfreies Johannischristentum bekennen. Der objektive Beobachter sieht ihre Weltanschauung als heidnisch, antik. Pan schreitet einher in christlicher Vermummung, und Christus läßt sich auf dem Olymp als rasch amalgamierter Eindringling inmitten der Götter Griechenlands nieder. Ist es aber auch wirklich die heitere Religion der Hellenen, die sich als Kern unter der christlichen Hülle birgt? Ich glaube nein. Noch einmal müssen wir den Schleier heben. Und nun steht Zeromskis Weltbild (ich lasse den Russen fortan beiseite) klar vor uns. Von der altgermanischen, urarischen Metaphysik ist sein Werk, dem wir schrittweise nahten, gezeitigt und beseelt worden.
Der hoffnungslose Pessimismus und — von ihm in nichts gehemmt — das heldische, um Lohn und Ausgang unbekümmerte Streben der Reinen; der jauchzende Kampf, die verzehrende Sinnesliebe, tief wie das Meer und bei der Umarmung vernichtend; die restlose Hingabe an die Volksgemeinschaft, gepaart mit verachtender Geringschätzung der Menge: wer vermöchte zu leugnen, daß wir bei Zeromski mitten in der nordisch umdüsterten Welt der „Edda" und des „Rings der Nibelungen" stehen. Zieht nicht stets aufs neue Jung-Siegfried aus, den Drachen zu töten, bis er später selbst dem neidischen Gezwerge erliegt? Sind nicht die Frauen der hehren Brünhild Schwester? Ward nicht der Traum

Digitized by Google

vom Glück, die Gesamtheit von Zeromskis sozialen Wunschträumen aus der Vorstellung vom Fluch des Goldes? Des Autors literarische Gestalt trägt den polnischen Kontuß; sie hält das Kreuz in der einen, das Evangelium nach Karl Marx in der anderen Hand. Der Hülle entblößt, sehen wir den Helden von der Walstatt, mit Empfindungen und Instinkten aus den Urtagen, da noch Germanen und Slaven eines Stammes, eines Sinnes waren.

Ich darf es jetzt wagen, dieses nunmehr umrissene Bildnis mit einigen Worten seiner Seele sprechen zu lassen, die über seine Wesenheit die hellste Klarheit verbreiten. Die Natur (und das ewige Schicksal): „Wie ist doch das alles mitleidlos, kalt und ohne Erbarmen." Einzelner und Masse: (des sozialistischen Anführers Worte): „Kein Prolet ist über mir!" Geborene und bloß Niedriggeborene: (wieder ein Sozialistenführer, doch diesmal aus dem Proletariat): „Aus dem Mob stamme ich, vom ärgsten Gesindel. Du kannst nicht begreifen, wie der Mob ist! .. Du bist aus einer anderen Kaste!" Die Sinnenfreude: „Gut ist der Satan und das Reich seiner Lust, die Nacht." Wäre Gobineau, wäre Nietzsche in Polen unter fremden Druck als Sohn eines ins Proletariat gestoßenen Adelsgeschlechtes geboren worden, er hätte nicht anders schreiben können und wäre vermutlich den Weg Zeromskis geschritten.

Das ungeheure Mißverständnis, in ihm einen christlichen, einen sozialen (das heißt für die Ideale der Französischen Revolution und der Internationale fühlenden), einen „modernen" Autor zu erblicken, ist durch die Selbsttäuschung entschuldbar, die sich dem Dichter aufdrängte. Zum Teil beruht sie darauf, daß betriebsame und schnell mit dem Worte fertige Jugend hier die evangelische Milde, dort das nach dem Ballspielsaal schmeckende Wort „Ehre den Menschen" und die Predigt der Emanzipation des Fleisches und nicht des Mannes Werk und Wesen in ihrer Ganzheit betrachtete.

Wenn Deutschland dem Herrlichen naht, an dessen Erbe sich Generationen berauschen und entzücken werden, schaue es zu tiefst und nicht bloß auf die täuschende Oberfläche! Darum sei hier auch, vom Anbeginn, die Umwertung der Werte vollzogen, die in Zeromskis Schriften beschlossen sind. Daß sie ein einziges holdes Sprachwunder bedeuten, von der ersten Novelle des Sechsundzwanzigjährigen bis zum letzten Wort des Sterbenden, habe ich schon ehrfürchtig berichtet. Nur tiefes Eindringen in den Urtext (und wie wenigen wird das vergönnt sein, die deutscher Zunge sind) vermag da mein Urteil zu überprüfen und selbst Genuß aus der Urquelle zu schöpfen. Sondern wir die Bücher nach dem Inhalt, so kann man Spreu vom Weizen scheiden.

Ein paar Mißgriffe (und wo wären die auch dem größten Genius erspart?) sind schon in Polen schweigend und taktvoll beseitigt worden. Auf sie zurückzukommen, wäre Frevel. Unter den in Zeromskis Heimat überschätzten Werken sind die publizistischen Schriften samt und sonders zu zählen. Des großen Künstlers reine Seele hat da oft die Grenze überschritten, die das Kindliche vom Kindischen, das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Verfehlt erscheinen mir die dramatischen Versuche (auch das mit Erfolg aufgeführte Lustspiel der letzten Jahre).

Es verbleibt für die Weltliteratur eine Gruppe von etwa einem Dutzend Romanen, zwei Dramen und einem halben Dutzend Prosabänden, die man schwer dem Genre nach klassifizieren kann. Etwa die Hälfte davon ist ungleichmäßig, erfüllt von adeliger Schönheit und hinreißendem Schwung, dann wieder abfallend bis weit

Digitized by Google

unter das Mittelmaß. Die andere Hälfte umfaßt Meisterwerke, die sich dem Höchsten zur Seite stellen dürfen, was Menschengeist ersann.
Dem Stoffe nach treffen wir (während das Grundthema, der Kampf mit dem Bösen, des Helden für und gegen die Masse; der Schauplatz Polen bleibt) archaisierend im Stile, Erzählungen aus der frühen und der an Urzeitgröße gemahnenden neueren Geschichte: „Walter, der Recke", „Die Mär' vom Hetman", zum großen (und weitaus besseren) Teil „Der Wind von der See". Ihnen in der Sprache und dem Geiste nach verwandt ist die unübertreffliche Schilderung der polnischen Landschaft: „Die Weichsel", „Zwischenmeer", „Die Tanneneinöde". Eine zweite Reihe hat die polnische Gegenwart zum Inhalt, trägt dieser Zeitgenossenschaft auch in der Sprache Rechnung. Bewährte sich an der intuitiv erschauten Vergangenheit die Gabe des Einfühlens in versunkene Epochen, so jetzt die des beobachtenden Verstehens leidenschaftlich und leidensvoll erlebter Umwelt. Die Gegenwartserzählungen beginnen mit dem düsteren „Sisyphusarbeit", führen aus diesem Buch freudloser Kindheit zur Tragödie des gescheiterten Mannesalters, „Heimatlose Menschen", zum Kriegsroman, der den Zeromskis gesamtem Schaffen progammatischen Titel „Kampf mit dem Satan" trägt, und bis in die jüngste Vorzeit, die fast zum Jüngsten Gericht an Polens erneuter Staatlichkeit wird, zum quälend-grausamen „Vorfrühling". Dazwischen, als Brücke von der im Dunkel des Mythos versinkenden Geschichte zum lebendigen Jetzt, die Romane und Dramen, in denen sich das trotzig aufbäumende Ringen der polnischen Nation um ihre verlorene Freiheit spiegelt. Die Romantrilogie „Aschen", das Drama „Sulkowski" gestalten die Zeit Napoleons und der in des Kaisers Diensten kämpfenden polnischen Legionen um zum zeitlosen Hohelied auf Mannesmut, der die Ketten bricht. Der „Getreue Strom" und „Rosa", Erzählung das eine, Drama das andere, verherrlichen die Revolutionskämpfe gegen den Zarat in zwei Episoden aus dem Jahre 1863 und 1905. Abseits steht und am meisten der nationalen Bindung entbehrt ein Buch, gegen das Bedenken ohne Zahl und nicht ohne Grund laut wurden, in dem, auch künstlerisch, Gipfel und Abgrund unvermittelt wechseln, der Roman „Geschichte einer Sünde".
Unermüdlich ist die Erfindungsgabe des Dichters, der mit ein paar Motiven und um ein paar Typen soviel Mannigfaltigkeit, Bewegung, Emotion, Spannung schaffen kann wie Zeromski! Gerade diese Vielheit in der Einheit zeugten, wie bei dem Zeromski wesensverwandten Richard Wagner, Gobineau, für die Kraft und die Macht eines sonst dem handfertigen Talentchen unterlegenen Ingeniums. Die Motive und Figuren im Werk des großen Polen lassen sich auf wenige Urbilder zurückführen: ein „Volksfeind", ein Held der Pflicht, kämpft für, oft gegen die Masse und ohne sich um sein bißchen Erdenglück zu bekümmern. Die Tragik und die Gewalt der Arbeit werden geschildert, das physische Leid, die verzehrende Sinnenglut (die beim Mann immer nur Episode, bei der Frau Schicksal und Verhängnis ist). Ein emporgekommener schwankt zwischen Abscheu und Bewunderung gegenüber der Welt ererbter Kultur und gesichertem Wohlstande. Heroische Jugend entreißt sich der egoistischen und zärtlichen Fürsorge unverstehender (und oft unverständiger) Väter. Raffgier und Klassenegoismus hemmen und vernichten hohes Streben.
Selten nur sind die Gestalten restlos überzeugend einer banalen Wirklichkeit nachgezeichnet; nicht häufig folgt die Handlung dem Gebot eines landläufigen Realismus. Die geschichtliche Treue läßt (entgegen der in Polen üblichen Mei-

Digitized by Google

nung) viel zu wünschen übrig. — Wer vermöchte z. B. der Grundauffassung der „Aschen" zu folgen: Napoleon steht vor dem Zug gegen Rußland. „Es hielt der Kaiser das Ehrenwort, das er bei Madrid dem geringsten seiner Soldaten gegeben hatte", nämlich, Polen wiederherzustellen? Zeromskis historische Kenntnisse sind, wie die Victor Hugos, oft aus alten Schmökern geschöpft und mit der Logik der Tatsachen und der Zahlen nicht immer im Einklang. Er nennt wohl gar den Kaiser im „Rolandslied" Karlmann (irrig so das französische Charlemagne übersetzend); meint, daß Adolf von Nassau im Jahre 1311 deutscher König gewesen sei. Selbst die vielgerühmte sprachliche Anpassung an die geschilderten Epochen ist nicht philologisch unter die Lupe zu nehmen und anderen in Polen, wie z. B. Nowaczynski, besser geglückt.

Was hat das alles gegenüber dem Reichtum zu bedeuten, der unerschöpflich Farben findet, die Landschaft auserwählter und schlichter Seelen zu malen; gegenüber der hehren Kunst, die erschüttert und erhebt, betäubt und hinreißt. Die Menschen schafft, wahrer, als wenn sie uns in Fleisch und Blut begegneten; die dem Leben gleich häßliche Geschichte zum Mythos erhebt; gewöhnliche Logik souverän mißachten darf, weil sie der Gottheit verwandt, die aus dem Nichts das Etwas hervorbringt, statt des Gesetzmäßigen hohe Wunder wirkt.

Ein Gast auf Erden, den Blick in die Vorzeit und in die ferne Zukunft gekehrt, vollendete Zeromski seine Zeitlichkeit. Mit seinen polnischen Menschen und Schicksalen, so nahe sie auch den nur mit Jahreszahlen und geographischen Breitegraden Messenden und so fremd und feindselig sie dünken mögen, kann, soll, muß der Deutsche Umgang pflegen wie mit denen Homers. Denn wie von den alten Griechen und Troern ist er von ihnen durch die Scheidewand getrennt, die Ewiges und Verklärtes vom Irdischen und Wirklichen trennen; wie mit jenen ist er diesen durch das Band des Menschlichen, des Mitleidens und Mitempfindens mit allem Gewaltigen und Heldischen verbunden.

Es bewirke dieses Bildnis, dem absichtlich vulgäre Nacherzählung des Inhalts der beachtlichen Werke mangelt, die, weil keine schwache Kopie den Glanz des Originals auch nur andeuten kann, Barbarei wäre; es bewirke dieses Bildnis, aus dem Zeromskis Augen träumend, traurig und herzlich um Gehör bittend auf die künftigen deutschen Leser blicken, daß der Dichter, der seinem Volke Prophet, Führer und verklärter Typus war, auch im fremden, feindlichen und doch so verwandten Lande gekannt, geliebt und bewundert werde.

*

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte Von Friedrich Muckermann

VOR einiger Zeit hatte *Franz Herwig* einem jüdischen Freunde eine Unterredung gewährt, deren Inhalt in Nr. 15/16 der *„Literarischen Welt"* wiedergegeben wurde. Es ging darin vor allem um das heute so beliebte Thema der Krise im Katholizismus. Auf Einzelheiten möchten wir hier nicht eingehen, wollen ja Plaudereien solcher Art mit einer gewissen Nachsicht gelesen werden, und enthält im besonderen diese keinerlei neue Gedankengänge. Was daran vor allem auffallen mußte, war der Umstand, daß ein männlicher Charakter, wie es Franz Herwig doch immer war, so pessimistisch fühlt, und weiter, daß er diesen katholischen Pessimismus vor eine so breite Öffentlichkeit trägt. Es muß hier doch wohl eine Verstimmung vorliegen, die auf tiefere Ursachen zurückgeht, was auch schon daraus folgt, daß seit dem Falle Wittig gewisse Klagen und Fragen nicht zur Ruhe kommen wollen.

Sucht man nach Gründen im einzelnen, so drängt sich immer wieder der Gedanke vor, es werde die Dichtung und überhaupt die freie schöpferische Arbeit heute allzusehr behördlich beengt und es habe die Kirche die Weite nicht mehr, die ihr in früheren Zeiten zu eigen gewesen sei. Ich kann diese Auffassung nicht teilen. Blättert man etwa eines von den Sammelwerken durch, in denen dogmatische Entscheidungen gesammelt sind, so macht man schnell die Entdeckung, daß die Autorität zu allen Zeiten in ganz ähnlicher Weise wie heute die Wahrheit geschützt hat. Daß die ausführenden Persönlichkeiten dabei immer vor pädagogischen Fehlgriffen bewahrt geblieben wären, braucht darum nicht behauptet zu werden. Wer genau zuschaut, wird im Falle Wittig und ähnlichen immer feststellen können, daß der Eingriff von oben doch letzten Endes nur Mängeln des Schriftstellers zu verdanken war, die ganz leicht hätten fehlen können, ohne daß sein Werk darum an schöpferischer Kraft verloren hätte. Das Reden über Religion ist heute außerordentlich verbreitet, und es vergißt der Katholik wohl einmal, daß er da in einer ganz anderen Lage ist als jene, die den Begriff einer absoluten Wahrheit nicht mehr haben. Wer bei uns über dogmatische Angelegenheiten spricht, der muß eben wissen, daß es Dinge gibt, die nun einmal zum Erbgut der überlieferten Wahrheit gehören und in ihrem wesentlichen Bestand festliegen.

Dazu kommt die Auffassung, es hemme das Dogma als solches den katholischen Dichter. Auch hier bin ich vollkommen anderer Meinung. Ein moderner Mensch freilich, dessen Leben mit diesen dogmatischen Wahrheiten in keiner Weise verbunden ist, dem also diese Wahrheiten nichts anderes sein können als starre Formeln, wird mit Dogmen nichts anzufangen wissen. Der Katholik aber, dem diese Dogmen der absolut gültige Ausdruck des Glaubens sind, aus dem er lebt, wird gerade in ihnen den besten Quellgrund seiner Schöpferkraft finden. So war es doch bei Dante und so war es bei Calderon, und schon diese Beispiele müßten für alle Zeiten genügen. Man darf ruhig behaupten, daß, je kleiner ein Geist ist, er um so mehr der Freiheit des Irrtums bedarf, um überhaupt schaffen zu können. Das Genie aber hat es in sich, schon von Haus aus eins zu sein mit der Wahrheit der Natur und darüber hinaus auf das Beste disponiert für die Empfängnis der Offenbarung. Gerade die Wahrheit — und das ist doch das Dogma — macht frei,

Digitized by Google

nur sie gibt verpflichtende Objektivität, nur sie verleiht der Kunst Ernst und Würde, während wir es heute so oft erleben müssen, daß aller Gehalt des Lebens sich in Subjektivitäten verliert, wo denn am Schluß von der großen Gotteswelt nicht viel anderes übrigbleibt als das kleine, ach, so unbedeutende Ich.

Auch heißt es oft, der Klerikalismus sei verantwortlich. In einer Beilage der „Frankfurter Zeitung" hatte ein Katholik gerade dieser Seite der Sache einen ganzen Artikel gewidmet. Ich sehe hier einfacher. Der Kleriker, insofern er nur dieses ist, kann für sich keinerlei besondere literarische Bildung in Anspruch nehmen. Hat er sich aber auf diesem Gebiete die notwendigen Kenntnisse verschafft, so wird ihn sein Amt doch nicht hindern, sie zu verwerten wie jeder andere. Im Gegenteil wird die heilige Zone der Religion, die den Künsten immer so hold war, seine Empfänglichkeit für echte Schönheit nur steigern. An der starken Trennung von Kirche und Theater etwa ist nicht die Kirche schuld. Oder soll man von der Kanzel aus eintreten für den Besuch einer modernen Revue? Damit ist freilich dieses Problem nicht erschöpft, und wir sind denn auch im „Gral" immer und sehr energisch dafür eingetreten, es müsse auf irgendeine Weise die Pflege der deutschen Sprache und Literatur im Bildungsgange des späteren Seelsorgers mehr gefördert werden als bisher.

Nicht wenige unserer Dichter fühlen sich auch reichlich vereinsamt und meinen, daß sich das katholische Publikum für sie zu wenig interessiere. Da haben sie schon recht. Nur muß dieser Vorwurf in viel größerer Allgemeinheit erhoben werden. Sport, Kino, Radio lenken heute die Aufmerksamkeit von den Büchern und Zeitschriften stark ab. Dazu kommt die Reiselust, die manchen veranlaßt, den Groschen selbst noch zu sparen, der sonst für ein Abonnement verausgabt wurde. Das größte Interesse für literarische Dinge zeigen noch die Juden, die eben darum hauptsächlich auf diesem Gebiete so viel bedeuten. Vielleicht wird es besser, wenn die Welt einmal mehr zur Ruhe gekommen sein wird und der unerträgliche wirtschaftliche Druck etwas weicht. Es ist uns in den Zeitschriften auch nicht so leicht, immer wieder auf unsere Dichter hinzuweisen. Schließlich werden es die Leser müde, wenn man immer wieder sagt: Handel-Mazzetti, Herwig, Dörfler, Weismantel, Weinrich, Federer, Linzen, Schwarzkopf, Heinrich, von Stockhausen, delle Grazie, Schreyvogl, Hasenkamp, Roselieb, Ilse von Stach usw. und umgekehrt. Es sind immer die gleichen, und der Nachwuchs ist gering. Dazu kommt noch etwas, und hier fällt auch ein Schatten auf manche Dichter. Tief verwurzelt in den Geheimnissen des eigenen Glaubens sind sie nur ausnahmsweise. Andererseits sind sie es doch wieder so viel, daß die Vollkraft einer in allem unabhängigen Entwicklung irgendwie gebunden ist. Und so kommt denn leicht eine gewisse Halbheit heraus, die Halbheit so mancher gebildeten Katholiken. Weniger Schuld ist das als tragisch anerzogener Mangel. Aber es ist doch so. Dazu kommt: Es gibt Größeres in der Zeit, oft jenseits der Mauern der Kirche — vom gestalteten Kunstwerk ist natürlich die Rede und von seinem menschlichen Reichtum. Noch mehr: Unsere Dichter stellen gar nicht mehr das ideelle Zentrum dar, wie zur Zeit Schillers und Goethes. Auf anderen Gebieten wird viel tiefer geschürft, erscheinen viel wertvollere Bücher, entfaltet sich eine ganz andere schöpferische Kraft.

Vielleicht ist die sogenannte Krisis im Katholizismus nur ein Phantasieprodukt, das, einmal zum Gespenst geworden, alle anderen Gespenster um sich versammelt. Alles Geistige kämpft heute schwer. Kaum *einer* Persönlichkeit gelingt es noch,

Digitized by Google

sich in dem ungeheueren Konzert des Europas der Riesenkongresse und eines unendlichen Spektakels durchzusetzen. Für den katholischen Dichter sähe ich noch die beste Möglichkeit, wenn er wirklich einmal daranginge, aus den Tiefen seiner Religion zu schöpfen und von ihr aus das Leben von heute zu erfassen. Nur auf *die* Weise kommen wir zu neuer Kraft und auch zu jener neuen Volkstümlichkeit, wie sie den Bedingungen der umgruppierten menschlichen Gesellschaft entspricht.

*

In Neuyork liegt seit einiger Zeit ein Gesetzentwurf vor, der Theater und Film unter staatliche *Zensur* stellen soll. Die Verlegenheit und die Angst der Dichter jenseits des Ozeans allem gegenüber, was staatliche Zensur heißt, erinnert deutlich an Stimmungen bei uns, als das Gesetz wider Schmutz und Schund „drohte". Nichts fürchtet eben der geistige Arbeiter mehr als Käfigstangen polizeilicher Bevormundung; lebt er doch von der Freiheit, und ist doch nie etwas Großes entstanden ohne ihren heiligen Schwung. Daß sich die Interessen mancher Kinobesitzer und Schundfirmen im geschäftlichen Bereich mit den Forderungen des Ideals decken, ist dabei eine fatale Kalamität, die letzten Endes mit dem Wesen der Freiheit zusammenhängt. Werden Ziegelsteine freigegeben, so baut der eine damit eine Börse, der andere ein Freudenhaus und der dritte eine Kirche. Man kann nicht Freiheit zum Guten geben und die Ausnützung zum Bösen verhindern. Was taten nun in ihrer Not die Dichter von Neuyork? Sie handelten so praktisch, daß sie aufs neue den Ruf vom praktischen Amerikaner bestätigen können. Um der Verwirklichung dieses Gesetzes zuvorzukommen, bildeten Dramatiker, Regisseure und Schauspieler in aller Eile ein Komitee, um *von sich aus* die Handhabung der Zensur wahrzunehmen und den Staat also von einer Arbeit zu entlasten, die er oft allzu groben Händen anvertrauen muß.

In der deutschen Schriftstellerwelt herrscht namentlich seit den Tagen der neuen Koalition ein gewisses Zensurfieber. Man hat die einstige Sicherheit verloren und ergeht sich in Phantasien vor dem Entsetzlichen, das jeder Tag bringen kann. Wie wäre es nun, wenn die deutschen geistigen Arbeiter das Beispiel der Amerikaner befolgten und aus ihrer Mitte heraus jene Organe der Sicherheit schüfen, die ein um das Wohl des Volkes besorgter Staat fordern muß? Wir haben ja seit einiger Zeit die *Dichterakademie*. Mochte man ihre Gründung mit einiger Skepsis begleiten und einstweilen ein gewisses Mißverhältnis dem Format Wilhelm von Humboldts gegenüber beklagen, man wird doch, nachdem sie einmal da ist, ihr das Beste wünschen und ganz gewiß jede Skepsis begraben, wenn man Taten sieht. Hier wäre die Möglichkeit einer Tat gegeben. Jedenfalls ist die Akademie doch eine gewisse Vertretung der geistigen Arbeiter, denen es sonst an einer gewichtigen Repräsentation fehlt. Indem die Akademie zugleich ein offizielles Gepräge hat, könnte sie die Mittlerschaft zwischen Kunst und Staat sehr wohl verkörpern.

Äußerlich betrachtet, ständen einem solchen Verfahren nicht die geringsten Hemmnisse entgegen. Tiefer gesehen, melden sich allerdings einige Schwierigkeiten, die wir lieber unter dem Gesichtspunkt von notwendigen Aufgaben betrachten wollen.

Ist es zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß manchen weithin bekannten Schriftstellern von heute das Gefühl der Verantwortung dem Volke gegenüber

Digitized by Google

fehlt? Wie wäre es sonst möglich, daß Dichter von Rang Sachen schreiben, deren zerstörende Wirkung ihnen selber doch nicht verborgen bleiben kann? Es wäre wohl an der Zeit, wenn deutsche Schriftsteller einmal zusammenkämen, um ihre Stellung dem Volke gegenüber zu besprechen, und wenn die größere Mehrzahl von ihnen sich auch öffentlich zu dem Ernst bekennen wollte, der ihnen tatsächlich innewohnt. Es kann doch kein Zweifel darüber sein, daß unsere besten Schriftsteller gewisse Auswüchse des Literaturlebens der Großstädte schon vom Forum der Kunst aus verurteilen.

Es könnte hier der erste Ansatz geschaffen werden, um die Verbindung von Schriftsteller und Volk ganz neu zu begründen. Geben wir uns doch keinen Täuschungen hin. Dichter und Schriftsteller sind in der Breite unseres Volkes keineswegs so geachtet, wie ihr Stand es erfordert. Ein Offizier z. B., ein Professor, ein Studienrat, ein Regierungsrat, ein Minister, selbst ein Abgeordneter genießt im gesellschaftlichen Verkehr durchweg größeres Ansehen als der Schriftsteller, namentlich der freie, oder als der Bühnenkünstler. In dem Augenblick, wo unser Volk sieht und fühlt, daß bei unseren Schriftstellern seine besten Werte bewahrt und aus Schöpferkraft immerfort erneut werden, wird eine Besserung eintreten und der Mann mit der Feder zu derselben Würde aufrücken wie der Mann mit dem Degen.

Die Wurzel dieser Entfremdung von Volk und Schriftsteller liegt sehr tief, und es lohnt sich, auch darüber bei dieser Gelegenheit nachzusinnen. Vor einiger Zeit brachte der *„Ostwart"* die Ergebnisse einer Rundfrage, die sich auf die Stellung des Dichters zum Christentum bezogen hatte. Es zeigte sich, daß zwar bei unseren bekanntesten Dichtern, einige wenige ausgenommen, eine große Sehnsucht nach Religion und nach heiliger Lebenssubstanz vorhanden ist, daß es aber an geformter Religion, an unerschütterter Gläubigkeit und an sicherer Tadition ganz erheblich mangelt. Man darf wohl behaupten, daß unser Volk alles in allem noch viel gläubiger ist als seine großen Dichter, wie es denn auch in Großstädten meist noch viel anständiger ist als deren skandalöse Revuen. Vielleicht trügt auch hier der Schein, vielleicht sind wir rein durch die Verteilung der propagandistischen Mittel und durch den Spektakel geschäftlicher Mache zu allerhand falschen Vorurteilen gekommen, so daß viele von uns um die echtesten der deutschen Dichter der Gegenwart zu wenig wissen und überhaupt das Bild, wie es sich in der Reklamekritik breitmacht, gar nicht das der Wirklichkeit ist. Eines sei hier nur erneut gesagt: daß weder Artistentum noch Libertinismus zum Herzen des Volkes führen können, sondern einzig eine Bewegtheit der Seele, die den gleichen Wellenschlag aufweist, der in den heiligsten Regungen auch der Volksseele lebendig ist.

*

Daß neben der ungeheuerlich anschwellenden Literatur über Goethe nun auch die über *Schiller* wieder ansteigt, darf als gutes Zeichen geistigen Aufstiegs begrüßt werden. *Dr. Wilhelm Iffert* schildert uns in einem sorgfältig durchgearbeiteten Buch die Entwicklung des *jungen Schiller*. Trotz seines gelehrten Charakters eignet sich diese Darstellung für weitere Kreise, die daraus ein vorzügliches Bild der geistigen Strömungen jener Tage, besonders des Pietismus und der Aufklärung, erhalten werden. Mit Recht wird hervorgehoben, daß in diesem Dichter das Herz niemals vor der Vernunft kapituliert hat. Besonders ansprechend und in ihren

Digitized by Google

Ergebnissen wohl auch neu scheinen mir die Ausführungen über das Verhältnis Schillers zu Rousseau. Ganz von Pedanterie ist das Buch nicht frei, und man wittert gelegentlich einen Zettelkasten in der Nähe. Vor den Einflüssen, die mehr oder weniger kontrollierbar auf die Bildung des Dichters gewirkt haben, kommt er am Ende selber zu kurz, ich meine die Herausgestaltung der genialen Persönlichkeit.

Etwas theoretisch blaß ist auch ein Werkchen von *A. M. Darboven*, das eine Einführung in die Entwicklung der Schillerschen Weltanschauung sein will und den Titel führt: *„Schillers sittliche Forderungen"*. Eines freilich wird geleistet: An der Hand der wichtigsten philosophischen Gedichte und Abhandlungen wird man wirklich mit den Ideenkreisen des Dichters bekanntgemacht. Die inneren Zusammenhänge werden klar und greifbar. „Die Künstler" und „Ideal und Leben", zwei so entscheidende Dichtungen, erfahren eine treffliche Analyse, die sich natürlich im wesentlichen auf den Dichter selbst stützen konnte, der über seine Absichten ja klar genug Rechenschaft gegeben hat. Ich vermisse nur den Einbau dieses Denkers in die Geschichte seiner Zeit, vor allem aber wenigstens Ansätze zu einer Wertung. Mögen nämlich Schillers sittliche Ideale noch so hoch und mag auch sein eigenes Kämpfertum noch so heroisch gewesen sein, es fehlen mit dem persönlichen Gott die Quellen der Kraft und auch die absoluten Bindungen. Kant dürfte hier die endgültige Entscheidung gebracht haben, schrieb doch der Dichter unter dem frischen Eindruck der damals alle Geister ungeheuer bewegenden Lehre des Königsbergers: „Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raumes oder der nimmer endenden Zeit nicht verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ganze Länge gibt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meine ist."

Einer Schrift, *„Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften"*, möchten wir die größte Verbreitung wünschen, da sie eine wundervolle Auswahl aus des Dichters besten Gedanken und Hoffnungen darbietet. Es ist doch immer noch das Beste, in des Dichters Lande zu gehen, zumal in Fällen wie hier, wo sich stärkste Selbstkontrolle mit der Arbeit des genialen Schaffens so innig verbunden hat. Wohl sind die ewigen Sterne nun einmal in der Welt unserer Klassiker erloschen, aber es ist ihr Abglanz in den Dingen geblieben, und dieser Rest des Göttlichen oder dieser Spiegel, wie man will, den das Antlitz der Welt jedem Denkenden und Schauenden offenbart, bricht sich tausendfach in ihren Werken. Sehr lehrreich ist die Einleitung zu dieser Selbstcharakteristik, die *Hugo von Hofmannsthal* geschrieben hat. Er beschäftigt sich darin vor allem auch mit dem Geheimnis der wechselnden Stellung der eigenen Nation zu ihrem größten Dramatiker. An entscheidender Stelle heißt es: „Nach welchen Gesetzen eine Nation, deren höheres Leben sich in Schwüngen und Gegenschwüngen vollzieht, zeitweise einen großen Geist sich ganz aneignet, zeitweise ihn wieder ausstößt, ist uns undurchdringlich. Genug, wir vermögen zu erkennen, die Masse, als sie in diesem Sinne von Schiller abfiel, warf sich dann auf die Wagnersche Musikdichtung; hier konnte jeder das dumpfe Trachten seines Innern hineinlegen und jene eigentümliche Mischung des einsam Schwelgerischen mit dem melancholisch Sehnsüchtigen, die vielen von uns innewohnt, ins Ungeheure erweitern. Vor einer

Digitized by Google

Generation aber, für die dies wie jenes abgetan ist, hebt sich Schillers Gestalt neu und rein hervor, und sobald wir uns eine neue geistige Gegenwart aufrichten, können wir ihn nicht entbehren."

Iffert, Wilhelm: *„Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit"*. Eine Untersuchung auf Grund der Anthologie-Gedichte. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1926. 8°. 135 u. 39 S. Geb. 8 Mk.
Darbowen, A.M.: *„Schillers sittliche Forderungen"*. Eine Einführung in die Entwicklung seiner Weltanschauung. Georg Müller, München 1926. 8°. 173 S. Preis geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.
„Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften." Nach einem älteren Vorbilde neu herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Bremer Presse, München 1926. 8°. 186 S. Preis geb. 9 Mk.

Auf *Johann Gottlieb Fichtes „Politische Fragmente"* möchten wir mit besonderem Nachdruck hinweisen, weil diese kleine Schrift erstens in der Einleitung von Reinhard Strecker eine ausgezeichnete Darstellung von Fichtes Entwicklung bietet, dann aber auch, weil gerade diese Fragmente, die gewiß mit Fichtes Philosophie verbunden sind, aber doch zum Gegenstand ein konkretes, allgemeinerer Erfahrung zugängliches Gebiet haben, geeignet sind, die landläufigen Auffassungen über diesen seltsamen Mann in weiten Kreisen richtigzustellen. Wie für den Philosophen selber der Krieg, den er erlebte, der beste Förderer seiner politischen Einsichten war, so mag die Zeit nach dem Weltkrieg besonders befähigt sein, ein neues Verständnis für ihn zu gewinnen. War Fichte Republikaner, und hat er mit einer geradezu revolutionären Schärfe, die man heute noch gern übersieht, gegen Fürsten und Adel geschrieben, so war er doch ein Revolutionär, in dessen Tiefen ein mächtiges, nach und nach errungenes Ideal stand, das Ideal der inneren Freiheit, der in einer absoluten Ordnung fundierten Persönlichkeit. Gewiß stecken in dieser „Ordnung" alle Widersprüche des Monismus, aber auch hier wird man gestehen, daß die aufgestellten Ideale heimlich nicht vom Monismus leben, sondern erst in der Gottesordnung des Christentums ihren letzten Sinn finden können. Vielfach berühren sich Fichtes Gedankengänge mit denen des späteren de Lagarde, namentlich in der Beurteilung der religiösen Frage. Nicht ohne erstauntes Lächeln liest man die Ausführungen des im Alter schwärmerisch religiös gewordenen Philosophen über die kultische Ausgestaltung der ersehnten deutschen Religion. Es gibt da eine Reihe von Anweisungen, als wolle ein Joseph II. seine Küster belehren über die Zahl der Kerzen usw. Man kann es rührend finden oder auch lächerlich, am ehesten tragisch. Es ist das Problem des Atheisten, der es eben doch nicht aushält und wieder beten möchte. Eine Logenfeier kommt auch wirklich zustande. Und das nach fast zweitausend Jahren eines Christentums, dem es an der wundervollsten und sinnigsten Liturgie doch nicht fehlt. Wir stehen hier vor dem Punkte, an dem deutscher Philosophenernst ins Komische umschlägt. Da müßte man ein Kind in ihre Mitte rufen und sagen: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

Fichte, Johann Gottlieb: *„Politische Fragmente"*. Neu herausgegeben und eingeleitet von Reinhard Strecker. (Der philosophischen Bibliothek Band 163 f.) Leipzig 1925. Felix Meiner. 8°. XXXVI u. 128 S.

Waldemar Bonsels wird leichthin ein Modeschriftsteller genannt, ist aber doch mehr. Das drängt sich jedem auf, der mehrere Werke des Dichters hintereinander liest und gewahrt, daß in ihnen Zusammenhang und Entwicklung ist. Einen guten Überblick über des Dichters weltanschauliche Entwicklung bietet *Hanns Martin Elster* in einer Einleitung, die einem vorzüglich zusammengestellten Sammelband der Deutschen Buchgemeinschaft vorausgeschickt wird.
Tiefer dringt in die Fragen ein *Fritz Adler* in einem Büchlein, *„Waldemar Bonsels,*

Digitized by Google

sein Weltbild und seine Gestalten". Ähnlich wie bei Dehmel, so lebt auch hier in urtümlicher Stärke der Erdgeist und das Reich des Ewigen. Zwischen beiden wandern die Menschen, deren uns Waldemar Bonsels eine große Fülle bietet. Immer erfaßt er ihr Sein von seinen beiden Polen aus, und alles drängt zu einer Lösung, die von Adler sehr gut gegen Stefan George etwa abgegrenzt wird. Bei Stefan George endet die Schau in dem vergotteten Leib, bei Waldemar Bonsels aber werden wohl auch beide Seiten bejaht, aber die eine wird „Stufe zur andern". Adler sagt darüber: „Im Gegensatz zu Georges antiker Lösung ist hier wieder die germanische, gotische Lösung gefunden. Denn das deutsche Mittelalter war keineswegs nur mönchische Weltflucht und -verneinung — diese sind nur die letzte gewaltsame Steigerung einer Wesensseite —, sondern gerade erst die stete Grundspannung zwischen Erde und Geist war der fruchtbare Boden, aus dem die mittelalterliche Kultur emporblühen konnte. Ausdruck dieser gotischen Seele sind aber in gleicher Weise der Kathedralbau, das Klosterleben und der Marienkultus wie auch das schwerterfrohe Ritter- und Wikingertum, das großartige Kolonisationswerk des Ostens und die kraftvolle Machtentfaltung des jungen Bürgertums. Die Synthese von Germanentum und Christentum fand hier zum erstenmal Gestalt in der Grundspannung von Erdkraft und Geistkraft. Denn das Mittelalter diente der Erde und erlitt sie, darüber hinaus aber sang es in seinen Domen das unvergängliche, ewige Lied Gottes. In ihnen sang sich die himmlische Ungeduld dieser großen Epoche heim zu Gott."

Leider fehlt in diesen Büchern jede kritische Einschränkung. Es wird ein Weltbild hingestellt, und man schreitet fort zu einem andern. Uns bleibt noch die Aufgabe, alle diese Weltbilder im Zusammenhang des einen großen Weltbildes zu sehen, das eben das Weltbild Gottes ist. Waldemar Bonsels ist stark bestimmt durch den Gegensatz zu der „rationalen" Zeit und drängt überall zurück ins Kosmische. Was immer lebt und „wesenhaft" lebt, das wird Gegenstand seiner Darstellung. Eine Moral gibt es in dieser Auffassung nicht, die nur verlangt, daß alles sich selbst und seiner innersten Bestimmung getreu bleibe. Das wäre so etwas wie eine wurzelhafte Ethik. Es mag auch noch zugestanden werden, daß in der Reinheit einer interesselosen heiligen Stimmung am ehesten noch das innere Gesetz offenbar wird. Aber die geistige Welt ist damit nicht fest genug gegründet. Ihr fehlen die starken Imperative gegen die Dämonen. Und so sinkt das Werk eines Dichters, den wohl ideale Sehnsucht erfüllt, doch stark ins Sinnenhafte und geradezu Animalische. Dieses wieder offenbart sich nicht in seiner eigentlichen Dämonie, die in der Schuld liegt, und so bietet es sich gern dem vergoldenden Hauch einer abendlich wehmütigen Stimmung. Das ist die indische Gefahr dieses an sich so deutschen Dichters und seines noch so idealen Vagabundentums.

Adler, Fritz: „*Waldemar Bonsels, sein Weltbild und seine Gestalten*". Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 133 S. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.
Bonsels, Waldemar: „*Der Wanderer zwischen Staub und Sternen*". Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin. 8°. 370 S.

Digitized by Google

Libelle

Ein Etwas fliegt mir am Auge vorbei,
Und eh' ich noch sehen kann, was es sei,
Fällt es mit flirrendem Husch
Am Wegrand auf einen Busch,
Und plötzlich sitzt
Und flimmert, schimmert, gleißt und blitzt
Auf sonnigem Blatt ein Wunderding! —
Eine Blume, die verborgen hing?
Ein Geschmeide, das verlorenging?
Schmetterling, Vogel? Ein Tier, das lebt? —
Sieh: es atmet! Leise erbebt
Ein doppeltes Flügelpaar,
Von Elfen ein Nixenhaar
Und Mondesstrahlen gewoben;
Ein Liliputpanzer, zusammengeschoben
Aus schimmernden Ringen Metalles, gebildet
Von kunstreichen Zwergen, den Leib umschildet,
Und gleich funkelnden Edelsteinen
Blinken und scheinen
Zwei mächtige Augen im Sonnenlicht,
Das sich siebenfarbig in ihnen bricht.

Ein unvergleichlich Meisterwerk scheint mir's
Des großen Weltenjuweliers,
Der dieses Schmuckstück für ein Paradies
Aus einem — Sumpf hervorgehen ließ,
Der eine häßliche Larve erlesen,
Um als ein seliges Wunderwesen
Den Liebestag wie ein einzig Gedicht
Zu feiern im goldenen Sonnenlicht!

Siehe, er schuf als Symbol die Libelle
Von der Liebe gewaltiger Wundermacht,
Die auch die schuldige Seele aus Nacht
Und Sumpf emporführt zu Schönheit und Helle!

Hans Schliepmann

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

TIEF und gewaltig klingt durch den Lärm der Welt vom Gestade der Griechen der tragische Dreiklang. Ehern singt Aischylos sein schicksalschweres Lied in die heroische Dämmerung des jungen hellenischen Morgens; milder Weisheit ein goldener Strom, quillt es, harfenumrauscht, aus Sophokles' Dichtermund durch den sonnigen Mittag der Blütezeit; müde und resigniert, manchmal von zynischen Dissonanzen zerrissen, manchmal zu orgiastischer Steigerung und Übersteigerung geschwellt, spricht aus Euripides die weltschmerzliche Erkenntnis nahenden Untergangs, doppelt ergreifend in einer Zeit wie der unsrigen, die ja der seinigen in so manchen Dingen gleicht, nur daß ihr auch noch der letzte Rest einer tragischen Gläubigkeit abzugehen scheint. Kein Zufall, wahrlich, ist es, daß ein Stück wie „*Die Bachantinnen*" gerade heute einen kongenialen Übersetzer und Vertoner, eine effektvolle Aufführung und ein begeistertes Publikum fand.

Es ist die Zeit des ahnungsvollen Helldunkels, in unklaren Impulsen sich offenbarend, die uns in dieser Tragödie, deren Handlung ja hinlänglich bekannt ist, entgegentritt, jene Zeit der messianischen Vorbereitung auch im Heidentum, die sich dann jäh in göttlicher Offenbarungshelle entflammt, als Christus erscheint, der Erleuchter und Erfüller. Messianische Sehnsüchte, messianische Urahnungen, so scheint es mir, bilden den tieferen Sinn jener esoterischen Weisheiten um Dionysos, den lösenden Gott, der zeitweise auch als freiwillig leidender Gott erscheint, jener eleusinischen Mysterien, deren Inhalt wir nur erahnen können. Die alte Götterbuntheit verblaßt in den „Bachantinnen" vor den dominierenden Gestalten des Dionysos und der Demeter, und das sakramentale Geheimnis von Brot und Wein leuchtet aus unbewußten Dämmerungen der Mysterien:

„Es sind die Zwei: die große Demeter,
Die Mutter Erde darfst du sie auch nennen.
Sie gibt Lebendigen des Lebens herbes Brot.
Zum zweiten Er, der Sohn der Semele.
Die Rebe hat er gepflanzt, brachte uns ihr Blut,
Das süße, den Wein, der fließt den armen
Kindern der Erde, säugt sie, daß
Die Last des Grames sinkt, ein Schlummer uns hebt,
Einzig Arznei für die Leiden der Erde.
Ihn selbst, einen Gott, weih'n wir den Göttern,
Und Heil der Seele hauchen sie zurück."

So war einem Sokrates schon der hellenische Götterhimmel der einen Lichtgestalt Apollons gewichen, um welcher Erkenntnis willen Griechenlands erster Monotheist den Schierlingsbecher trinken mußte. Dionysos ist der euripideischen Zeit der große Löser des Leids. Zum christlichen Erlösergedanken freilich ist noch ein weiter Weg, den das rein diesseitig orientierte Griechentum aus eigener Erkenntniskraft zu gehen nicht vermochte. Dionysos vermag nur zu lösen vom Leid des Augenblicks; sein Wirken ist Rausch, und es folgt ihm das Nichts. Christus erst ist es, der dem Hellenentum das Tor der Ewigkeit öffnet in dem Augenblick, da es den epheuumwundenen Thyrsosstab gegen das ernste Zeichen des Kreuzes von Golgatha eintauscht.

Digitized by Google

Wer die im Verlag von Jakob Hegner, Hellerau, erschienene freie Übersetzung Berthold *Viertels* liest, dem wird sie ohne Frage einen seltenen poetischen Genuß bieten. Nicht auf die Wörtlichkeit kam es dem Übersetzer an; denn sein Zweck war es nicht, eine brauchbare Eselsbrücke für hilfsbedürftige Primaner zu schaffen, sondern einem Kunstwerke jene Gestalt zu geben, die ihm unter heutigen Verhältnissen poetische und bühnenmäßige Wirksamkeit garantiert. Dies aber ist Viertel in jeder Hinsicht gelungen. Hell und rein erstrahlt das geistige Wesen der Dichtung im neuen sprachlichen Gewande. Der Dialog ist von starker Plastik, scharfer Charakteristik und dabei von beschwingter Leichtigkeit; die epischen Partien der Berichte sind dramatisch verdichtet, von zugespitzter Akzentuierung und flüssiger Diktion. Für die Chöre wurden Kurzverse, wie sie der deutschen Metrik entsprechen, gewählt, die in ihrem Ausdrucksgehalt dem hellenischen Original mit seinen Silbenquantitätsmassen so nahe wie möglich kommen. Hier und da verstärkt an lyrisch betonten und gehobenen Stellen der Reim die klangliche Wirkung. Auch hier statt vieler Erörterungen ein Beispiel:

„Selig, der in Stürmen stand,
Nun geht ruhig das Meer!
Selig, wer Leid überwand!
Selig!
Macht und Reichtum sind verschieden.
Auf und nieder schlägt hienieden
Die Welle des Wunsches,
Die ewig schwillt:
Mancherlei bleibt unerfüllt!
Doch wer dem Dämon,
Der ihn zwingt,
Entringt
Eine goldene Stunde:
Der trage freudig jede Wunde!"

So wirkt die Übersetzung, ohne pietätlos dem eigentümlich Originalen abzuschwören, in bestem Sinne modern und bietet die unerläßliche sprachliche Basis eines in jeder Hinsicht spielbaren Manuskripts.

*

In den Kreisen derer vom Bau grassiert gegenwärtig ein nicht ganz unverfängliches Schlagwort, das einer genauen Untersuchung hinsichtlich des ihm etwa zugrunde liegenden Wahrheitsgehaltes bedarf, das fast zum Dogma gewordene Schlagwort von der Überlebtheit oder zum mindesten momentanen theatralischen Schonungsbedürftigkeit der Klassiker. Man hat die Beobachtung gemacht, daß Klassikervorstellungen nicht eben gut besucht waren, und daß sie nicht allzu stürmisch applaudiert zu werden pflegten. Nun kann und soll diese Tatsache nicht etwa bestritten werden, zumal sie keine besondere Eigentümlichkeit gerade unserer Zeit darstellt. Schon zu Lebzeiten der Klassiker galten die Schröder, Iffland und Kotzebue in der Anerkennung eines primitiven Publikums erheblich mehr als die Schiller und Goethe, deren Stücke nur zu oft vor mäßig besetzten Häusern gegeben werden mußten. Friedrich Ludwig Schröder hatte selbst während seiner Hamburger Blütezeit immer und immer wieder energisch den Kampf gegen Dummheit und Verstocktheit des Publikums aufzunehmen. Nicht anders war es während der großen Periode des Mannheimer Nationaltheaters

Digitized by Google

unter Dalberg, während Immermanns Düsseldorfer oder Laubes Wiener Tätigkeit. Ganz selbstverständlich übrigens; denn daß ein „Fröhlicher Weinberg" oder „Ollapotrida" stets mehr ziehen werden als etwa ein „Tasso" oder eine „Iphigenie", ergibt sich einmal mit Notwendigkeit aus der ewigen Primitivität der Masse als solcher, also auch der ästhetischen, die wir als Publikum zu bezeichnen pflegen, dann aber auch aus der Tatsache, daß eben die beliebten Reißer hemmungslos dem Effekt huldigen. Sinn und Aufgabe des Kulturtheaters war es angesichts solcher Erfahrungen deshalb von jeher, den herabdrückenden Tendenzen der Masse den nötigen künstlerischen Ernst und Willen entgegenzustellen. Nur unter solchem Gesichtspunkt rechtfertigt sich, zumal in armen Zeiten, wie wir sie ja auch heute wieder erleben, eine reiche Subventionierung der Bühnen aus öffentlichen Mitteln. Immer aber gelang es den Klassikern, ihre ästhetische Bedeutung zu wahren, wo Regisseure von Rang und Verantwortungsbewußtsein, Schauspieler von anständigem Wollen und gediegenem Können sich für sie einsetzten. Heute scheint es Intendanten, Regisseuren und Künstlern an den genannten Eigenschaften zu fehlen. Der Kult des Aktuellen kennt keine Grenzen; ein allgemeines Wettrennen um den Augenblickserfolg beherrscht die Situation. Es regnet Uraufführungen, mit fabelhaften Mitteln in Szene gesetzt; selbst die Provinz vermag sich dem Taumel nicht zu entziehen. Das künstlerische Ergebnis ist äußerst dürftig; parturiunt montes, nascetur ridiculus mus! Man denke sich denselben Aufwand an Klassikeraufführungen verschwendet, und man wird über eine auffällige Leere der Häuser nicht mehr zu klagen haben. Aber das ist es ja gerade. Schnell und lieblos werden die Klassiker herausgejagt, es sei denn, daß ein erfindungsreicher Regisseur das Bedürfnis verspürt, an ihnen eine oft sehr willkürliche und belanglose Inszenierungsidee zu erproben. Von einer pädagogischen Arbeit des Bühnenleiters an seinem Ensemble spürt man überhaupt fast nichts mehr; man kauft sich seine Prominenten zusammen, sucht sich die nötige mimische Deckung für die nächste Zeit und denkt im übrigen: „Nach uns die Sintflut!" All das sind bekannte Tatsachen, die man aber nicht zugeben will. Statt dessen kommt man mit programmatischen Fanfarenstößen, die von nichts als erheblicher Lungenkraft zeugen. Einer erklärt: „Der klassisch sanktionierte Begriff vom Theater als moralische Anstalt hat aufgehört zu existieren." So einfach und leichthin sagt man das und plappert es nach, daß man an dem Kulturwillen unserer Intendanten und Regisseure schier verzweifeln möchte, sagt das in einem Augenblick, wo ganz offensichtlich die Dramatik anfängt, in sich zu gehen und sich höheren Aufgaben zuzuwenden.

Im gleichen Augenblick aber, in dem man die Klassiker für tot erklärt, sucht man krampfhaft in der Literaturgeschichte nach Inszenierungsobjekten. Den „Volpone" von Ben Jonson hat man neuerdings ausgegraben, den „Perikles von Tyros", eine schöne Dichtung der elisabethanischen Zeit, unter Shakespeares Namen in die Welt geschickt, und schon gibt Ernst *Kamnitzer* wieder im Bühnenvolksbundverlag den *„Londoner verlorenen Sohn"* heraus, ein historisches Schauspiel, dem man in der Cottaschen Shakespeareausgabe von 1836 begegnet. An sich braucht es uns wenig zu kümmern, ob nun der große Brite in der Tat als Vater dieses Werkes anzusprechen ist oder nicht. Wir kennen die fruchtbare elisabethanische Zeit. Wie ein Hochplateau bietet sie sich dem Bilde dar, ein Hochplateau, aus dem einige Gipfel emporragen, unter denen Shakespeare der größte und imponierendste, aber durchaus nicht der einzige ist. Der „Londoner

Digitized by Google

verlorene Sohn" gehört nun gewiß nicht zu den stärksten Dramen der Epoche; er erscheint mehr episch gedehnt als dramatisch konzentriert, und manche Flüchtigkeiten und Ungeschicklichkeiten lassen sich mühelos feststellen. Was übrigbleibt, ist aber immerhin eine sympathische und liebenswürdige Dichtung von starkem seelischem Gehalt. Das Schicksal des Vaters ist es, das man erlebt, des Vaters, der den verlorenen Sohn sucht und nach jedem Verlust immer und immer wieder sucht, bis er ihn endlich findet. Möglich, daß man das Stück für die Bühne gewinnen könnte, doch bedürfte es dazu einer intensiveren und geschickteren Bühnenbarbeitung als derjenigen, die uns Kamnitzer vorlegt. Viel müßte um der szenischen Wirkung willen geopfert werden, viel, was vielleicht dichterisch schön und wertvoll ist. Möge immerhin ein gewandter Dramaturg hierzu das Seinige tun. Leider kann man nicht sagen, daß die Übersetzung in der vorliegenden Form genügen könnte. Sie wimmelt von Ungeschicktheiten und Härten. Unzählige Beispiele ließen sich dafür anführen. Auch hier wäre eine gründliche Neugestaltung dringend vonnöten. Vielleicht findet sich ein Dichter von Rang, der die ästhetische Rettung des heute noch für die Bühne verlorenen Sohnes auf sich nimmt. Kamnitzers fleißige Arbeit in allen Ehren; aber über eine liebevolle Anregung geht ihre praktische Bedeutung kaum hinaus.

*

In Trier und Bonn fand kürzlich die Uraufführung eines neuen Stückes von Leo *Weismantel* statt, der man mit großer Spannung entgegensah. Können wir doch immer noch von der Hoffnung nicht lassen, es möchte endlich auch einmal aus dem katholischen Kulturkreis dramatisches Heil für unser notleidendes Theater kommen. Es muß in aller Offenheit und Ehrlichkeit festgestellt werden, daß solche Hoffnung leider abermals getrogen hat. Dieser *„Lionardo da Vinci"* (im Bühnenvolksbundverlag erschienen) zeigt zwar starke dichterische Ansätze, wie denn überhaupt die rein poetische Begabung Weismantels außer Frage steht, als Drama hingegen ist er vollständig mißglückt. Das Werk enthält eine Ideenfülle, die notwendigerweise den Rahmen gestraffter Form zersprengen muß. Dabei ist der Mangel an ursprünglicher Intuition unverkennbar. Nicht der drängenden Not unmittelbar gelebten Lebens verdankt die Dichtung ihren Ursprung; sie ist vielmehr das Produkt blasser Kunsterlebnisse, mit allen Merkmalen des Ästhetizismus behaftet. Man müßte von ihr in sinngemäßer Abwandlung der Zolaschen Formel sagen, sie sei ein Stück Kunst, gesehen durch ein Temperament. Der Maler ist es, der den Dichter inspiriert hat, der Maler des Abendmahls zu Santa Maria delle Grazie und der Gioconda, und zu allem Überfluß spielt noch ein drittes Bild, das Abendmahl von Ponte Capriasca, eine bedeutsame Rolle.

Von Lionardo meldet eine alte, ergreifende Sage, er habe lange Umschau halten müssen, bis er den Reinen gefunden, der würdig gewesen sei, auf dem Abendmahlsbilde das Antlitz des Heilandes zu tragen. Darauf aber habe er wiederum lange, lange Zeit nach jenem gänzlich Verworfenen gesucht, der als Urbild des Judas gelten könne. Da er ihn aber endlich gefunden, habe er voller Entsetzen feststellen müssen, es sei derselbe Mensch, nach dem er einst Christus gemalt. Bei Weismantel verläuft die Handlung, soweit sie überhaupt klar erkennbar wird und nicht in mystischen Nebeln verdämmert, wie folgt. Lionardo liebt seinen Schüler Giovanni, den Reinen, Unschuldsvollen, den er, ein verwaistes Judenkind, aus dem Schlamm der Armut, der Not und der Verbrechen zu sich zog und dessen Reinheit er hütet. Da tritt ein rätselhaftes fremdes Weib in beider

Digitized by Google

Leben ein, eine vertriebene Herzogstochter, die den Adel ihrer Abstammung in bäuerlichem Gewande verbirgt und deren Trachten nur darauf geht, die Macht und Herrlichkeit eines schönen, starken Lebens der Tat sich zu erzwingen. In Lionardo hat sie den Gegenpol ihres Wesens erspürt, den genialen Menschen, der indessen das Leben in ihrem Sinne nicht zu zwingen vermag, der, herrschend im Geiste, dem Mächtigeren dienen muß. Die Pole suchen sich, ohne doch zusammenkommen zu können. Vergeblich müht sich die Unbekannte, die Mona Lisas Züge trägt, Lionardo zu erringen; da es ihr nicht gelingt, weiß sie in Giovanni die Glut sündiger Liebe zu wecken, also, daß er den Meister verläßt und dem Weibe folgt. Man weiß nicht recht, tut sie es aus ihrer natürlichen Grausamkeit heraus oder hofft sie, die große Liebe des Meisters zum Schüler werde ihn zwangsweise zu ihm und damit auch zu ihr führen müssen. Tiefe Reue ergreift den Schüler; er kommt sich vor wie Judas, der den Herrn verriet, und solch furchtbares Erleben läßt ihn zum Künstler reifen, der eine Kopie des Abendmahles von Santa Maria delle Grazie malt, wobei er dem Judas sein eigenes, durch einen Bart verhülltes Antlitz gibt. Lionardo seinerseits, in namenloser Einsamkeit, vollendet nun auch sein Bild, dessen Judas die ebenfalls durch einen Bart entstellten Züge der Fremden trägt. Das Ende des Ganzen ist dieses: der Schüler verzweifelt, das Weib verfällt in Irrsinn, Lionardo aber erkennt seine Schuld: er hat zu einem Menschen gesagt, daß er Judas sei. Zu spät ist die Erkenntnis, zu spät der Wille zur Liebe. Nur als Künstler noch wird er sühnen können, indem er Mona Lisa verklärt, „das rätselhafte, süße, lächelnde Weib, das unergründliche, das unfaßliche". Seiner Kunst nur wird er leben können, herrschen nur in ihrem Bezirk, taumelnd folgt er dem Rufe, der an ihn ergeht, statt Herzog Moro fortab dem neuen Herrn, Frankreichs König, zu dienen.

All das ist nur ein unzulänglicher Versuch, aus dem verwirrenden Bunt des Ganzen die gröbsten Linien der Handlung herauszuheben. Völlig unnötigerweise ist dem Stück ein Vorspiel vorangeschickt, wie es ja auch bei Schillings Oper „Mona Lisa" der Fall ist, nur daß sich hier leider durch diese Zutat die Handlung noch mehr symbolisch verwirrt. Die berührten, aber nicht gelösten Probleme alle anzuführen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; sie vermöchten ausreichenden Stoff für zehn Dramen zu liefern. Hier kommt eine einzige große Unklarheit heraus, zumal vieles offenbar nur mangelhaft durchdacht und nicht mit der nötigen Sorgfalt durchgearbeitet ist. Vieles ist zudem gesucht und gequält. Hier und da macht sich eine ungesunde Originalitätssucht bemerkbar; die interessante Kompliziertheit wird auf Kosten der inneren Wahrheit gesucht; hinter einem raffinierten Artistentum verschwindet das Antlitz der Kunst. Der Dichter Weismantel braucht unbedingt den sicheren Halt einer soliden Gegenständlichkeit. Seit er sich von seiner Heimatscholle löste, wurde er unsicher; seit er sich der ihm innerlich nicht gemäßen Form des Dramas zuwandte, verlor er den untrüglichen Stilinstinkt. Seinem „Lionardo da Vinci" aber fehlt das Wesentliche, was stets und überall das Kunstwerk macht: edle Einfalt und stille Größe.

*

Digitized by Google

Neue Romane

Von Dr. Gert Buchheit

Es ist nicht leicht, über moderne Epik ein gerechtes Urteil zu fällen. Denn die Zeit sieht kaum nach Erfüllung aus, eher nach Halbheit und bedenklichen Erprobungen, die nicht immer Kräftespiel sind. Eines aber ist sicher, und wir spüren es immer mehr, auch und gerade im Roman: eine neue, zwar noch zaghafte und sucherische Bindung an das Übersinnliche bahnt sich an, eine Abkehr von jener autonomen Selbstherrlichkeit und Sattheit irdischen Behagens, wie wir sie so treffend und symptomatisch für die Kunst des 19. Jahrhunderts in Ibsens Baumeister Solneß formuliert finden. „Fortan will ich freier Baumeister sein," hieß es dort, „nie mehr will ich Kirchen bauen, nur Heimstätten für Menschen." „Heute", können wir mit Umkehrung dieses Satzes sagen, „begnügen wir uns nicht mehr mit dem Erfahrungsbereich der Erde. In der Erkenntnis der seelischen Hintergründe, im lebendigen Funkenschlag von Geist gegen Geist, in der Deutung des Ewigen sehen wir die Entfaltung dessen, was den Menschen erst zum Menschen macht." Wissenschaftliche Theorien (Darwinismus, Marxismus, Milieu usw.) werden abgestreift. Die Dämonie des Menschlichen, die seelische Verworrenheit der Gegenwart und die Frage nach ihrer Überwindung, das Okkulte in jedem Sinne gewinnt an Interesse. In die abgedroschene Stoffmasse physiologischer Erotik, abnormer Seelenzustände und Krankheitsfälle wetterleuchtet das Ringen „mit den in den Tiefen der Zeit und auf den Höhen der Ewigkeit" wirkenden Mächten. Der Dichter, nicht mehr Fabulierer und Milieuschilderer allein, wagt den Kampf mit Schicksalsfragen. Er wird Problemdichter, Weltanschauungsdichter!

Zwar kreist die Sehnsucht nach dem, was über uns ist, noch allzusehr um die Oberfläche intellektuell gebundener Zivilisationsliteraten, und ihre Bekundung wirkt, auch wo sie ernsthaft ist, leicht wie verkappte Atelierluft, da sie nicht im dunklen Gemütsgrunde des Volkes wurzelt. Es fehlt ihr die köstliche Naivität, die allem spontanen Schaffen nun einmal anhaftet. Aber der Wille ist da. Er treibt hinaus über unsere allzu irdische Landschaft, wagt „wunderliche" Flügel wie Heinrich Luhmanns „Vogel Wunderlich", oder stößt in unentdeckte Schluchten vor, um sich beinahe darin zu verlieren, wie Franz Kafka in seiner unvollendeten Dichtung „Das Schloß".

Es lassen sich kaum größere Gegensätze denken wie diese beiden Romane. Bei Luhmann steht im Mittelpunkt ein sonderbarer, närrischer, gutmütiger Kauz, der Schreinermeister Anton Andreas Weitensicht, der, weil kindlichen Gemüts und ohne Arg, in ein Spinnweb von Ränken aller Art gerät und aus einem selig-unseligen Liebeszwiespalt — sein Herz schwankt zwischen zwei Zwillingsschwestern — nimmer heraus weiß, bis er in der Schule des Küsters und Holzschuhmachers Poggel sein Glück finden und halten lernt. Fremd, nie intim vertraut erscheint dagegen Kafkas Hauptheld: der Landmesser „K". Trotzdem sich 486 Seiten ausschließlich mit seiner unscheinbaren Person beschäftigen, gewinnen wir kein Bild von ihm. Sein Äußeres findet kaum Erwähnung. Ja, wir erfahren nicht einmal seinen Namen. Auch sein Wollen und Tun bliebe uns ohne Max Brods erklärendes Nachwort ein Rätsel. Denn es scheint ohne Sinn, daß ein Fremder mittellos in eine geheimnisvolle Umgebung (Schloß und Dorf) eintritt, um von isolierter Position aus Arbeit,

Digitized by Google

Beruf und Heirat und damit innerliche Festigung zu erringen, und daß eben dieser Fremde, von unfaßbaren Beamten und Instanzen zurückgestoßen, verwirrt, entmutigt und gereizt wird, um schließlich, wie es im Entwurf des Werkes vorgesehen ist, mit einem kargen Almosen zu resignieren. Zum Verständnis dieses Kreuzworträtsels der Mono- und Dialoge, dessen Figuren und Kulissen sinnbildlich genommen werden wollen, verhilft nur seine Auflösung: das Schloß, dem K. zustrebt, dem er sich aber nicht einmal richtig nähern kann, ist nach der Meinung Brods das, was die Theologen „Gnade" nennen, die göttliche Lenkung menschlichen Schicksals (des Dorfes), „die Wirksamkeit der Zufälle, Begabungen und Schädigungen, das Unverdiente über dem Leben aller". Den Weisungen dieses „Schlosses" gemäß will der Held sein Leben einrichten. Zäh und trotz fortwährender Enttäuschung beharrt er hoffnungsvoll bei seiner Absicht, in „Verbindung mit diesem Schloß" zu kommen. Er urteilt und schmäht zwar, er verurteilt und zweifelt, im Tiefsten aber ist er dennoch ehrfürchtig. Was ihm und uns schließlich bleibt als Resultat des Romans — die Berechtigung eines solchen, absichtlich unklar gehaltenen „Läuterungsweges" vorausgesetzt — ist die scheinbar bizarre, aber bei näherer Betrachtung doch bis zu einem gewissen Grad richtige Tatsache, daß „das Himmlische, von Menschenvernunft aus visiert, bald als etwas Erhabenes und aller Liebe Würdiges erscheint, bald aber auch höhnisch und dumm kritisiert wird".

Um vieles einfacher, faßlicher und demgemäß packender gestaltet Luhmann sein dem „Schlosse" verwandtes Motiv. Eine ganze Umwelt baut er um seinen Helden und gibt ihm in ihr Wirkungsbereich und Atmosphäre, zu jedem Träger einer bestimmten, für den Fortgang der Handlung wichtigen seelischen Haltung schafft er ein Gegenstück: zum sorglos heiteren, fast nur in Beispielen aus der Vogelwelt redenden Vogelvater Poggel den rüden Holzmeister und den windigen Schneiderhochstapler Trilling, zur stets kraftvoll tätigen, selbstlosen, mütterlichen Tres die heuchlerische, rührsam empfindende Nähmamsell Annemieke. Selbst die Kinder, die in der Erzählung auftauchen und wie Sternlein verlöschen, sind Gegensätze: flügellahm und zart wie ein Traum das eine, spielfreudig, pausbackig, echt Kind das andre. Über allen aber steht Anton Andreas, der Vogel Wunderlich, wie er von den Bewohnern seines westfälischen Heimatdorfes genannt wird; einer, der sich verflogen hat in eine weite lockende Ferne und zurückfindet zur Wirklichkeit und Lebensfreude durch Leid und Erfahrung. Grundgütig ist dieser Lebensweg geschaut, und demgemäß ist auch seine Darstellung weit entfernt von jener marmornen Sachlichkeit Kafkas, die fast mehr Virtuosität als Natur ist. Behaglich, spitzpinselig tiftelnd, bewegt, voller Blut ist Luhmanns Sprache, als habe Gottfried Keller Pate gestanden.

Zeitnäher und begrenzter ist das Problem, das Hans Franck in seinem Bekennerroman „Minnermann"[1] gestaltet. In der Lebensfeindschaft zweier kindheitlang benachbarter Familien schildert er den Bruderkampf des alten und des neuen Deutschland. Ein junger, im Grunde seines Herzens unverdorbener Mensch wird durch die Unduldsamkeit der bürgerlichen Moral des alten Deutschland immer tiefer in Egoismus verstrickt. Das Böse, das seinen Weg „wie Meilensteine eine Chaussee" begleitet, gewinnt Macht über ihn infolge unglückseliger Verkettungen. Denn eine früh empfundene Liebe zur Tochter des reichen Kaufherrn Heinrich Eerban kann keine Erfüllung erhoffen, da zwischen den Liebenden unüberbrückbar

[1] Vgl. auch 21. Jahrgang, Heft 4.

Digitized by Google

die Feindschaft der Väter, des armen Storchturmbewohners Christian Minnermann und des reichen und angesehenen Kaufmanns, steht. So bleibt ihm nur übrig, um des schnöden Mammons willen in die Welt zu ziehen. Dort häuft sein heißes Blut Schuld auf ihn. Sie zu sühnen, meldet er sich als Kriegsfreiwilliger. Aber die schmachvolle Zurückweisung treibt ihn ins andere Lager. Die große Umwälzung im Besitz, das Verarmen des Kaufherrn, sein eignes Reichwerden als Besitzer eines Fleischerladens läßt seine ichsüchtigen Pläne reifen. Auch die Jugendgeliebte wird nun endlich, nach Jahren und gegen den Willen ihres verbohrten Vaters, seine Gefährtin. Aber der in ihr lebende Wille, Schutzgeist seines Daseins zu werden, scheitert. Denn das so verbissen Ertrotzte wandelt sich nimmer in freundlichen und wahrhaften Besitz. Ein Autounglück macht Ludwig Minnermanns Leben ein Ende. Sein großer Gegner Eerban aber lebt, zwar am Geiste gebrochen, da er die neue Zeit nicht mehr begreifen kann.

Die epische Abwandlung dieses Lebenslaufes, der inneres Schicksal zugleich sein soll, vollzieht sich in einer sehr ungleichmäßigen, oft knapp geballten, oft langatmigen und wortreichen Sprache. Der Held selbst ist, wenn auch nicht ohne Härten und Verzeichnungen, im Ganzen glaubhaft geschildert. Aus seinen Irrwegen erhellt, als „der Weisheit letzter Schluß", die Erkenntnis, daß Deutschland nicht mit Eifern und Zürnen, Haß und Härte geholfen ist, sondern nur mit Milde, Duldung und Verzeihung. „Wir müssen, weil unsere Väter sich in den Maßen vergriffen, kleiner, enger uns behelfen, als wir ohne ihre Versündigung am Geist der Wahrheit nötig gehabt hätten." Zwischen dem Zugroß und Zuweit unserer Väter und dem Zuklein und Zueng, das unser heutiges Schicksal ist, gilt es, das rechte Maß, den uns eignen, uns rechten Weg zu finden. So lehrt uns Hans Franck, indem er selbst im Ausklang des Buches zu uns spricht. Sein Held Minnermann aber ist alles andere als eine Bestätigung dieses Satzes; er ist seine Negation und höchstens dadurch ein Beispiel für die innere Zerissenheitr unserer Generation.

Was Francks Werk beweist, nämlich, daß es *nicht* genügt, der Zeit, dem Leben in die aufgerissene Brust, ins Zucken des Herzens zu schauen, daß vielmehr neben der Einfühlung die Distanz Voraussetzung jeder Beurteilung der Zeitnot und Zeitwende ist, dies bestätigt Friede H. Kraze in ihrem neuen Roman „Dom der Zeit". Gewiß, auch hier werden viele schöne Einzelzüge sehr sorgfältig aneinandergereiht. Aber es fehlt die Konzentration, die Einfachheit im Aufbau, die Dynamik. Das Zuviel an Personen, Stimmungen, Details bringt den Grundgedanken um seine Stoßkraft. Der einzige Mensch unter all den Typen, die den Roman bevölkern, ist noch der Lehrer Konstantin Sieweking, ein Bruder und Freund der Jugend, ein Idealist reinsten Wassers, also echt blauäugig deutsch. Seine Zielstrebigkeit und fanatische Einseitigkeit — gut empfunden und gestaltet — gibt den 40 Bildern des Romans den Zusammenhalt und versöhnt uns mit den vielen kraftlosen und unklaren Ichlein: der marionettenhaften Modepuppe „Dodo", dem angehenden Dichterling „Thed Nagel", dem fertigen Dichter Holm, der spukhaft auftaucht, Küsse raubt und verschwindet, dem Spekulanten und Sektpfropfenknaller „Siegfried Koberstein" und wie diese blassen Schemen alle heißen.

Heinrich Luhmann: „*Vogel Wunderlich*". Roman. Kösel & Pustet, 1927. 231 S.
Franz Kafka: „*Das Schloß*". Ein Roman. Kurt Wolff, München 1927. 503 S.
Hans Franck: „*Minnermann*". Roman. Haessel-Verlag, Leipzig. 520 S.
Friede H. Kraze: „*Dom der Zeit*". Roman. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1927. 236 S.

Digitized by Google

Das Droste-Problem

Von Dr. Josef Karp

Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen.
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich. Ibsen.

GROSS und tragisch ragt aus der taghellen Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts die doch so rätselvolle und dem Forscherblick sich wohl nie ganz erschließende Persönlichkeit der Dichterin des Geistlichen Jahres. Geheimnisvoll und bang tönen uns aus ihren Bekenntnissen jene uralten Rätselfragen entgegen, die einmal die meisten, wenigstens ernsteren Menschen bewegt haben: von Tod und Auferstehung, vom Leiden und vom Lohn im Jenseits, von der Sünde und dem Los der Gerechten hier auf Erden. Aber im Testament dieser trotz allen Komplikationen im Grunde doch tief religiösen Freifrau stehen die Probleme in einer Schroffheit, Unerbittlichkeit und inneren Wahrhaftigkeit, wie sie sonst uns so leicht nicht wieder entgegentreten. Folgen wir den erschütternden Auseinandersetzungen mit Gott und horchen auch hin auf die leisesten Schwingungen ihrer empfindlichen Seele, dann können wir die ganze Stufenleiter ihrer religiösen Empfindungen und Gefühlsausbrüche miterleben: von der gläubigsten Zuversicht auf eine Vorsehung bis zur gänzlichen Gottverneinung. Grausen packt uns, wenn wir sie schreiten sehn um mitternächt'ge Stunde über die Terrasse ihres Schlosses, einem Geist am Runensteine gleich. Schleier des Mystischen und Magischen umweben sie. Durch Zauberformel beschwört sie die Geister. Da plötzlich gewahrt sie, wie ein Riesenleib sich hoch und höher reckt und auf sie zuschreitet. Aber das Gespenst der Nacht verflüchtigt sich zur Wolke, da es in die Nähe der Christin kommt und aus ihrem Mund den Spruch vernimmt:

„— Um ist deine Zeit!
Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide."

Der Hünenstein.

Ein treffendes Symbol für Annettens Doppelnatur: Das Nordisch-Germanische unterliegt dem Südlich-Katholischen. Dies Kräftespiel beherrscht den größten Teil ihres Lebens, wirkt sich aus in ihren Beziehungen zu Gott, den Heiligen und der Kirche und nimmt Gestalt an in ihrem poetischem Kirchenjahr. Die Aufdeckung dieses letzten und tiefsten Wesenskerns gibt uns zwar auch noch nicht restlosen Aufschluß ihres Inneren, vermittelt uns aber zum wenigsten das leichtere Eindringen in ihre Problematik, läßt uns manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten in ihren geistlichen Liedern besser verstehen und nicht zuletzt ihre Persönlichkeit gerechter werten und würdigen. Wie viele Mißverständnisse, ja harte Urteile und Lieblosigkeiten wären vermieden worden — auch die katholische Kritik war zuweilen zu eng —, wenn man nicht mit vorgefaßten Meinungen an die Analyse ihres schwer deutbaren Werkes herangetreten wäre.

Die katholische Richtung — vertreten vornehmlich durch Wilhelm Kreiten — suchte sie für ihren Glauben zu gewinnen. Die Protestanten mit Budde als ihrem Haupt ließen sie protestantisch denken und fühlen und endlich gar die freieren Beurteiler — Busse mag hier als Typ gelten — glaubten sie loslösen zu müssen

Digitized by Google

von jeder kirchlichen Tradition. In allen diesen Auslegungen, soweit sie nicht offensichtlich ungerecht sind, ist etwas Richtiges enthalten. Jeder Deuter bietet uns einen Ausschnitt ihres Wesens, der vollkommen zutrifft. Sie war katholisch, sie dachte protestantisch, und wenn man will, steckte in ihr auch ein Stück Freigeist. Aber nur unter bestimmten Perspektiven, in gewissen Phasen, unter besonderen Verhältnissen.

Bei meinen Droste-Studien habe ich eine Erkenntnis gewonnen, die mir zur Beurteilung ihres werdenden Charakters nicht unbedeutsam zu sein schien, die aber bisher von der Kritik noch nicht stark genug betont oder gar vollständig übersehen worden war: Annette ist mit 48 Jahren eine ganz andere geworden, als sie mit 20 Jahren war. Eine deutliche Aufentwicklung ist nicht zu verkennen. Die religiösen Hemmungen der Jugend sind zurückgetreten. Nun sah die frühere Forschung — besonders die katholischen Gelehrten — den Quellgrund der inneren Konflikte in physiologischen Bedingtheiten, so namentlich Scheiwiller in neuerer Zeit. In einer größeren demnächst erscheinenden Untersuchung glaube ich den Nachweis erbracht zu haben, daß Annette in der zweiten Hälfte ihres Lebens von den tückischsten Krankheiten heimgesucht worden ist. Nach der Theorie der streng gläubigen katholischen Beurteiler müßten dann auch in reiferen Jahren die heftigsten Zweifel ihre Seele zerrissen haben. Ihr Leben spricht dagegen. Und auch der zweite Teil des Geistlichen Jahres ist alles andere als ein Dokument der Gottesferne. Freilich darf man auch nicht schlechthin behaupten, die frühe Droste sei ungläubig gewesen, die späte dagegen gläubig. Solche Zustände treten nie ganz rein auf. Selbst der Ungläubigste hat Stunden der Gnade, und der Gerechte kann straucheln. Zudem war ihre Veranlagung zu kompliziert, als daß man die Zeit der Gottverlassenheit und die der Gottbejahung scharf gegeneinanderstellen dürfte. Man kann also wohl sagen, daß in den Jahren der Reife der Zweifel dominierte, gegen Ende des Lebens dagegen der Glaube, das Gebet und die Gnade vorherrschte. Diese Ansicht teilt auch Flaskamp. Körperliche Ursachen machten nicht den Zweifel aus, sondern verschärften ihn allenfalls, waren nicht Wesen, sondern akzidenteller Natur.

Kampf füllte den größten Teil ihres Lebens aus. Das Gebet war die wirksamste Waffe in ihrem Ringen mit dem Dämon, der sie durch alle Schreckensgründe jagte, durch die Nacht des Grauens hetzte und unaufhörlich peitschte, bis sie blutend aus tausend Seelenwunden todmatt zusammenbrach, den Gott der Väter von sich stoßend:

Ist es der Glaube nur, den du verheißen,
Dann bin ich tot . . .
Ich hab' ihn nicht. (Pfingstmo.)

Dieser Schrei der Verzweiflung könnte befremden, weil er dem letzten Teile des Geistlichen Jahres angehört und daher unserer oben dargelegten Auffassung widerspricht. Indessen handelt es sich hier um den Glauben im allgemeinen. Der mangelt ihr noch. Im übrigen atmet das Gedicht Hoffnung und Liebe. So fragt sie:

Ist denn der Glaube nur ein Gotteshauch?
Hast du nicht tief in unsre Brust gesät
Mit deinem eignen Blut die Liebe auch?

Die in eine feste Zuversicht ausklingende Endstrophe steht in schroffem Gegensatz zu dem düsteren, jeder Hoffnung baren Schluß des Gedichts Mo Karw: „Weh mir, vernichtet!"

Digitized by Google

Nach meiner Kraft,
Die freilich ich geknickt
Durch eigne Schuld (Vergangenheitsmoment)
Doch einmal aufzurichten nicht vermag,
Will hoffen ich, will sehnen ich, will dulden;
Dann gibst du Treuer wohl dem Glauben nach,
Der Hilfe schafft.

(Zuversicht.) Die Hoffnung und das Vertrauen auf einen Erlöser ist die Hauptkraftquelle in ihrem sittlichen Streben. „Ich lasse nicht von dir." Die Gnade war der Kampfpreis. Sie wird nicht müde, das Walten Gottes in der Menschenseele zu verherrlichen, Weise und Wirken des Schöpfergeistes deutet sie an durch die Bildersprache, wie sie Paulus zuerst anwendet und später von den griechischen Kirchenvätern weiter ausgebildet wird.

Jene geheimnisvolle Durchdringung des Menschenkindes mit göttlichem Odem, daß es zum Gotteskind werde. „Der andere Teil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher durch göttliche Gnade belebt zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit — Annette gebraucht an anderer Stelle einmal einen ähnlichen Vergleich — emporwachsen könne. Von dieser letzteren Überzeugung war ich aufs innigste durchdrungen." (Dichtg. u. Wahrh. III., 15. Buch.)

Auf dem Kreuzwege hatte sie Gott gefunden. Seelenpein und Leibesnot, Gewissensqual und Reueschmerz, Herzenseinsamkeit und Gottverlassenheit waren die Stationen zum Berg der Verklärung, zum Ausruhen in Gott in der Mystik. „Nur in der Träne des Schmerzes spiegelt sich der Regenbogen einer besseren Welt." (Hebbel, Tagebuch 1839.) Solche Feierstunden der in Gott geborgenen Seele — Augenblicke des stummen Jubels und seliger Verzückung — waren ihr nur selten beschert. Und dann beglückten diese Triumphe der Gnade sie nur in den letzten Lebensjahren. Vom Tode erst erhoffte sie Lösung aller Zweifelsfragen.

Wenn die Toten auferstehen,
Wird doch alles mir bewußt. (Mi Karw, 7.)

Viel ist in der Literatur über die Konfession Annettens gestritten worden. Mir scheint die Frage, ob sie innerlich oder äußerlich diesem oder jenem Bekenntnis angehört habe, müßig zu sein, da sie sicherlich nicht viel zur tieferen Erfassung ihres Lebensbildes beigetragen hat. Denn was wird für die Literaturwissenschaft gewonnen, wenn der Nachweis erbracht ist, daß sie innerlich mehr zum Katholizismus oder Protestantismus geneigt hat? Es ist aber geradezu ein verwegenes Unterfangen, mit der Sonde an das Seelenleben der Dichterin heranzutreten und feststellen zu wollen, wo sie *freiwillig* gezweifelt hat, und wo keine Schuld vorliegt. Solche vermessenen Forscher mag Annette selbst in ihre Schranken zurückweisen: „Es gibt eben viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat."

Wenn man in heiliger Scheu vor dem Geheimnis der feinsten und tiefsten menschlichen Seelenregungen sich nicht an die Aufhellung des Schuldproblems heranwagt — denn wer wollte hier die Grenzen ziehen, da nicht einmal der Mensch sich selbst kennt — und auch nicht ängstlich fragt, „inwiefern war die Dichterin katholisch, inwiefern war sie es nicht?" (Budde.)

Digitized by Google

Dann mag man als den Kern der Untersuchung über die religiöse Entwicklung Annettens folgende Auslegung gelten lassen.

In der Droste herrscht in der Jugend mehr als im reiferen Alter das nordische Element vor: Der faustische Drang, das schmerzliche Ungenügen, die Zweifel- und Grübelsucht, das geduldige Warten und langsame Reifen, ein gewisser Trotz und die Selbstbehauptung gegen alle Widerstände. Mit diesen nordischen Grundkräften liegt im Streite die andere Natur, die von dem Vater auf sie übergegangen ist und die sich hingezogen fühlt zu dem angestammten Glauben, in dem das Romanische, das Bildhafte überwiegt, die sich in einer reichen Phantasie und einem starken Gefühlsleben äußert, die sich jedoch weniger von dem magischen Zauber des Kultus der katholischen Kirche bestricken läßt, als vielmehr in dem Kindheitsglauben die Erfüllung ihrer Sehnsucht sieht: Lebensbejahung, unwandelbare Ruhe, ewig gültige Form und Vollendung. Aus diesem Kampf erwächst ihre Tragik. Allmählich schwächen sich die Glaubenskämpfe ab, wenn auch der alte Zwiespalt zeitweilig in seiner ursprünglichen furchtbaren Größe wieder auflebt. Indes bleibt das Schwanken Grundstimmung. Erst wenige Jahre vor ihrem Tode glätten sich die Wogen.

Aus dem Deutungsversuch, den Levin Schücking über die religiöse Frage im Leben der Droste gibt, könnte man entnehmen, daß sich die Zeit des Unglaubens gegen die des Glaubens scharf abhebe, während in Wirklichkeit die Grenzen eher fließend sind. Sonst nähert er sich unserer Auffassung: „Es kam für sie eine Perode des Zweifels. Sie blickte scharf und kühn den letzten Folgerungen der Negation ins Antlitz. Aber vor dem Abgrunde des Nichts erschauerte ihre Seele in den tiefsten Fibern. Sie zog den kühn vorgedrungenen Fuß zurück vor diesem Abgrunde; ihr kritisches Denken, welches sich gegen den Glauben gerichtet hatte, begann sie mit gleicher Schärfe gegen den Unglauben zu richten. Sie hörte die Stimme des Gemütes, die wie leise Glockentöne mahnend zur Umkehr riefen, und die Phantasie beflügelte diese Umkehr. Die Geschichte ihres Glaubens war die so vieler begabten, zu einer eigenen Denktätigkeit befähigten Menschen."

*

Digitized by Google

Stimmen des Auslandes

Von Charlotte Demmig

BENJAMIN Crémieux gibt in der „Nouvelle Revue Française" eine Charakteristik des Nachkriegstheaters, das er *„Théatre de Connaissance"* nennt und dessen wesentlichsten Zug er in dem Anti-Realismus sieht. „Die Dichter", so führt er aus, „stilisieren, setzen und bilden das Reale um oder kehren ihm den Rücken, appellieren an die Phantasie und das Symbol, und die Regie, die nicht mehr darauf ausgeht, das Leben nachzuahmen, sondern den inneren Rhythmus der Werke wiederzugeben, betont und begünstigt diese Reaktion gegen den Realismus. Daß hierin eine Abwendung von den Exzessen des Théatre libre und des Bürgerdramas besteht, ist klar, wozu auch die Nachwirkungen des Krieges das ihrige beigetragen haben: teils durch die materiellen Folgen, aus denen sich die Notwendigkeit ergab, mehr anzudeuten als zu zeigen; teils durch die moralischen Folgen, die zur Flucht vor der Wirklichkeit trieben und, um diese zu vergessen, vom Theater etwas anderes verlangten als das Alltägliche; und schließlich die geistigen Folgen. Durch den Umsturz alles bisher Bestehenden, der den Menschen schließlich an sich selbst, an seiner eigenen Realität, der Einheit seiner Person zweifeln ließ, ist das menschliche Drama von der Bühne der Handlung auf die Bühne des Bewußtseins verschoben worden. Stärker als der Anti-Realismus hat vielleicht die Verneinung aller jener Begriffe, die die Bedingungen einer Tragödie der Handlung waren, dazu beigetragen. An Stelle des Problems: „Was soll ich tun?" trat das Problem: „Was soll ich von mir und den andern denken?" Der Dichter stürzt seine Personen in eine Handlung; die geheimen, tiefen, uneingestandenen Gefühle, die sie in dieser Handlung empfinden, zu offenbaren, darin besteht das Drama. Und zwar geschieht diese Offenbarung nicht immer durch den, der die Gefühle empfindet, sondern durch seinen Widersacher. Oft wird ein Gefühl erst durch seinen Denunzianten erweckt, das sind die pathetischen Momente des Dramas. Man wird ohne weiteres zugeben, das ein derartiges Bewußtseinsdrama sich auf einen absoluten Zynismus, einen gänzlichen Mangel an Moral und menschlicher Ehrfurcht gründet. Auch die Grenzen, die ihm gesetzt sind, sind nicht zu verkennen; sie bestehen darin, daß es sich nicht selbst genügen kann, sondern sich auf die Handlung stützen muß.

*

Der Polemik über Literatur und Moral, die *Jacques Rivière* mit so vielen seiner Zeitgenossen geführt hat, und die noch heute, zwei Jahre nach seinem Tode, fortdauert, versucht Ramon Fernandez einige Klärung zu geben. Er deutet den Moralismus Rivières weder als Immoralismus noch als Amoralismus, sondern als „Prä-Moralismus". „Er strebte danach, ähnlich wie Bergson, den Ursprung des Lebens wiederzufinden. Er wünschte, sich von all dem freizumachen, was an die moralische Ordnung rührt, sowohl vom Perversen wie vom rein Ideellen; denn er, der nur im Wahren zu leben vermochte, sah das Leben wie die Menschheit entstellt durch das moralische Vorurteil. Er war Katholik und Cartesianer in einem. Unerschütterlich war sein Glaube an einen Wiederaufschwung der Menschheit. Was man für seine Perversität hielt, war seine Forderung, daß der Moralist gleichzeitig Psychologe sei." Als wesentlichste Eigenart Rivières und gleichzeitig als Grund dafür, daß er oft den Eindruck der Unvollkommenheit machte, bezeichnet

Digitized by Google

Fernandez die Fähigkeit, sich restlos auf einen Moment oder eine Seite seines Gesamtwesens zu konzentrieren. (Albert Thibaudet drückte das gleiche Urteil mit den Worten aus: „Sein Leben war eine immerwährende Forschung, die innerhalb weniger Jahre einen Mann, ein Werk restlos zu erschöpfen wußte, um dann zu einer andern Kulturerscheinung überzugehen.") Die letzten ernsten Worte, die Fernandez aus dem Munde Jacques Rivières vernahm, sind bezeichnend für diese Eigenart wie für das ganze Wesen des Dichters: „Es ist die Abwesenheit Gottes, die im tiefsten eine Erklärung meines Moralismus ist. Ach! ich habe auf Gott nicht verzichtet!"

*

Auf die wiederholt erörterten Fragen über *Unterschied, Gleichheit und Gegensatz* zwischen den beiden jüngsten literarischen Generationen gibt M. Raval in der „Revue Mondiale" folgende Antwort: „Die sozialen Umwälzungen, die Kriege, das Erscheinen einiger Meteore an unserm Himmel — mehr braucht es nicht, um eine Generation Front machen zu lassen gegen die andere. Sie brachten es dahin, daß die Literatur heutzutage eine Art Ausflucht geworden ist. Sie hat aufgehört, ein Lockmittel, ein Spiel zu sein. Sie ist sogar für denjenigen, der über die gebrechlichen Zeichen der Worte hinaus zu lesen versteht, der Ausdruck einer unheilbaren Verzweiflung. Die Zeit gestattet nichts Unnützes mehr. Der so lange geknechtete Geist ergreift wieder Besitz von seinen Rechten und findet seine ursprüngliche Unschuld und Rechtschaffenheit wieder. Ich billige es durchaus, daß eine neue Generation das Schriftsteller-Handwerk endlich diskreditiert. Endlich fängt man an, mehr dem Individuum im Schriftsteller Rechnung zu tragen und seinen schriftstellerischen Wert untrennbar zu machen von seinem Wert als Mensch."

Über das gleiche Problem des Gegensatzes zwischen den Generationen sinnt *Louis Charles Baudouin* nach in einer Sondernummer der „Renaissance d'Occident", die dem Andenken Charles de Coster und Emile Verhaeren gewidmet ist. Er meint die Undankbarkeit der jüngsten literarischen Generation gegenüber der älteren durchaus verstehen zu können. Ohne Anmaßung glaubt er behaupten zu dürfen, daß unsere Generation, d. h. die den Krieg in der Kinderstube erlebte, in Wahrheit die „geopferte" sei. Das Elend, dem sie sich mit einem Schlage gegenüber fand, war so groß, daß die meisten nicht die Kraft hatten, es zu tragen, und es darum aus ihrem Bewußtsein verloren, so wie jene im Kriege Verschütteten die Erinnerung an die erlebte Katastrophe vergessen haben. Sie geben sich als Hanswurst, wollen lachen — das Lachen allerdings wird zu einem Grinsen. Der Gedanke aber, der sie zunächst und vor allem beherrscht, ist der: den Menschen, die sie in das Unglück gestürzt haben, niemals zu verzeihen. Hierzu kommt der aus dem Krieg geborene Geist der Leichenschändung, der in seinem wütenden Kampf von Mensch gegen Mensch Gräber und Lebendige zertrampelt, alles, was nicht freiwillig streben will. Einst sahen die Kunstjünger mit Ehrfurcht und Bewunderung zu ihren Meistern auf; wir aber speien sie an. Einst schämte man sich, die Klassiker nicht gelesen zu haben; wir aber halten absoluteste Unwissenheit für unsern sichersten Ruhmestitel.

*

Eine recht scharfe Kritik erfährt *Thomas Manns „Pariser Rechenschaft"* seitens der „Revue de Genève", die neben teilweiser Anerkennung folgende Einwendungen machen zu müssen glaubt: „Herr Mann hat sich mit der Herausgabe

Digitized by Google

seiner Reisenotizen ein wenig überstürzt, sonst hätte er wohl zweifellos entweder die deutsche oder die französische Sprache gewählt; denn was entstanden ist, ist ein Kauderwelsch von groteskem Deutsch, einem Haufen französischer Redensarten und Jargonausdrücken, Börsenjargon, dazwischen auch richtiges Deutsch und seitenlang jene philosophische Sprache, die Carlyle anzuwenden beliebte, wenn er nichts Besseres zu tun hatte. Anstatt England und Frankreich die Unterminierung mit okkulten Mächten zu wünschen, hätte er sich lieber ‚Rechenschaft' darüber ablegen sollen, ob es nicht besser gewesen wäre, sich selbst davor zu bewahren und wieder nach dem Besitz einer rein deutschen Mentalität zu streben, anstatt den beiden Westmächten eine verfeinerte Kultur anzupreisen. Die mysteriösen Ausdrücke, mit denen er den Einfluß des nahen Orients andeutet, tragen dazu bei, daß man sein Werk nur stückweise genießen kann. Ein gewisser Humor wird die Leser, die einen solchen lieben, bei dieser mephistophelischen Rechenschaft auf ihre Kosten kommen lassen; sie werden sich über das Kauderwelsch amüsieren und es für bewußt und gewollt komisch halten — wer weiß, vielleicht haben sie Recht."

*

Zensur in Irland. Auch die irische Regierung hat eine Kommission ernannt zum Kampf gegen Schmutz und Schund in der Presse, zunächst mit der Aufgabe, über die diesbezüglichen besten und geeignetsten Mittel und Wege zu beraten. Wie berichtet wird, hat die Kommission sich bereits über folgende Vorschläge geeint: Ernennung einer Behörde von 12 Zensoren, die eine Schwarze Liste zu führen hätte. Befugnis der Zolloffiziere, gegen die Einführung schlechter Literatur einzuschreiten. Konfiskation von Tageblättern, die anstößiges Material verbreiten. Als besonders scharfe Maßnahme wird empfohlen, der Kommission auch das Recht der Untersuchung verdächtiger Läden und Bibliotheken zuzugestehen.

*

Zu unserer Kunstbeilage

Von E. Gr.

Professor Emerich Schaffran trägt mit seinem Bilde „Inneres von St. Stefan" des katholischen Österreichs köstlichsten Besitz im Bilde ins brüderliche Deutsche Reich. Des katholischen Österreichs Wahrzeichen ist der Stefansdom, seine heiligste Stätte der Innenraum von Sankt Stefan. Dieses Bild, das so wahr und zugleich so vergeistigt ist, eine Radierung mit fast karger Anwendung der Farbe, gibt am besten die flammende, wuchtige Düsterkeit des herrlichen Domes wieder. Gerade die Technik der Radierung ist mehr als jede andere geeignet, die Macht der hochaufstrebenden Säulen und Gewölbe und zu gleicher Zeit die feinen Linien der Ornamentik festzuhalten. Die heilige Düsterkeit des Domes wird zu jedem sprechen wie eine vollaufbrausende Orgel, und wie ein Chor andächtiger Stimmen ruht in ihr der schwere, goldflammende Lichterglanz, der zwei Heiligtümer umfließt. Wer weiß, was sich hinter diesem Glasten birgt, begreift auch, daß eine Kunst, wie Emerich Schaffran sie übt, geweiht und geheiligt ist. Erdrückend überirdisch ruht der prachtvolle Hochaltar, ganz in Glast geborgen, der Gott im Tabernakel, umwogt von der wabernden Lohe. Und etwas weiter im Vordergrund unruhigeres, heißeres, ich möchte sagen, „irdischeres" Licht, das Zucken, Beben, Flackern flehender Seelen. Auf schwer eisernem Gestell eine Unzahl von Kerzen und Kerzchen, jede Flamme ein menschliches Zagen und Hoffen, ein Gebet um Erhörung.

Der Schöpfer des Bildes ist eine der interessantesten Erscheinungen unter den österreichischen Malern. Im Jahre 1883 in Wien geboren, verkörpert er in seiner Kunst und seinem Wesen „Östereich". Wohl gerade darum, weil er neben dem urdeutschen auch ungarisches und romanisches Blut in den Adern hat, was seine Kunst so sonnig durchwärmt. Unendlich fesselnd ist es, sein Schaffen zu verfolgen. Etwas Tastendes,

Digitized by Google

Suchendes liegt darinnen und doch nie Unsicherheit. Wie die Offenbarung einer Menschenseele erlebt man es, sein Hinübergleiten vom Impressionismus zum Expressionismus. Seine ungewöhnlich entwickelte Zeichentechnik duldet dabei keine schwankende Linie. Er begriff, daß es nicht das Letzte und Höchste der Kunst sein kann, vom berauschten Auge Geschautes wiederzugeben, sondern daß der Künstler den Blick nach innen wenden und die geheimsten Regungen seiner Seele erspüren muß. Und begeistert uns bei früheren Arbeiten Professor Schaffrans die wunderbar getreue Wiedergabe der Natur, seine fast raffinierte Art, Licht, Wasser, Luft in ihrer Sinnenwirkung zu gestalten, so wirkt es bei den neueren Werken geradezu erschütternd, wie er es versteht, uns in seine Gedanken- und Gefühlswelt mitzunehmen. Man darf wohl annehmen, daß er als Landschafter das Größte geleistet hat, obwohl er sich in letzter Zeit auch dem Porträt und dem Figuralen besonders zugewandt hat. Größere Arbeiten von ihm schmücken den Festsaal des Sanatoriums Steinhof, das Ottohaus auf der Rax, den Musiksaal des Lloyddampfers „Heluan", die Villa des Konsuls Jakob in Odensee, Dänemark.

Neue Bücher

Philosophie

Dempf, Alois: „*Die Ethik des Mittelalters*". Handbuch der Philosophie. 11. Lieferung. R. Oldenbourg, München 1927. 8°. 112 S. 4,55 Mk.

Alois Dempf, der Verfasser eines umfangreichen geschichtsphilosophischen Werkes sowie bedeutender Untersuchungen zur Geistesgeschichte des Mittelalters, war wohl der Berufensten einer, im Rahmen des „Handbuchs der Philosophie", das wichtige Thema der Darstellung der Ethik des Mittelalters zu behandeln. Es sind wenig betretene Wege, die Dempf hier gehen muß. Die Geschichte der mittelalterlichen Ethik ist, von der Leistung des großen Aquinaten abgesehen, eigentlich noch sehr wenig erforscht. Auch diese seine jüngste Schrift zeigt die inhaltlichen und formalen Vorzüge Dempfscher Arbeiten: sein geschichtsphilosophisch geschärfter Hellblick läßt ihn vor allem die „Innere Systemkraft" der christlichen Ethik erschauen und in ihren Auswirkungen aufspüren. Wer etwa geglaubt haben sollte, die Scholastik sei auf dem Gebiete der Ethik unoriginell und unschöpferisch gewesen, wird hier eines Besseren belehrt. Für Dempf ergibt sich geradezu „schöpferische Systematik als Wesen der mittelalterlichen Ethik". Zuerst entwickelt D. in lichtvollem Überblick die neutestamentliche, speziell die synoptische, johanneische und paulinische Ethik; bei der Darlegung der mannigfaltigen Formulierungen der Väterzeit wird auf manche, kaum gekannte, in ihrer Bedeutung kaum gewürdigte Höhepunkte hingewiesen. Für das eigentliche Mittelalter gipfelt die Darstellung in der Aufrollung der drei großen ethischen Systemtypen, der „symbolischen" (sozialethischer Symbolismus, Anselm, Hugo de St. Victor, Bonaventura), der theologischen (Thomas von Aquin) und der „metaphysisch-mystischen" (Meister Eckhart). Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß Dempf, der hier eine erneute Probe seines meisterlichen Könnens in der Kunst geistesgeschichtlicher Darstellung gegeben hat, einmal Gelegenheit haben möchte, das hier in knappen und scharfen Umrissen Entworfene in größerem Rahmen durchzuführen.

Dr. A. Hilckmann.

Odebrecht, Rudolf: „*Grundlegung einer ästhetischen Werttheorie*". Bd. I: „Das ästhetische Werterlebnis". Reuther & Reichhard, Berlin 1927. Gr.-8°. 315 S. Geb. 10 Mk.

Wer sehen will, wie trostlos es in der wissenschaftlichen Ästhetik aussieht, wie der eine am andern vorbeiredet, greife zu diesem Buche. Im einzelnen viel des Interessanten, trotz mancher schwerfälligen und schleppenden Darstellungen; im ganzen Unklarheit.

H. Birkenbach.

Paulsen, Rudolf: „*Der Mensch an der Wage*". H. Haessel, Leipzig 1926. Kl.-8°. 242 S. Geb. 6 Mk.

Es wurden schon vielfach neue „Zarathustras" ausposaunt, meistens war es Verlagsreklame oder hohle Deklamation unverantwortlicher Rezensenten. Diese schon häufig gemachte Erfahrung erfüllt mit einem starken Vorurteil gegen alles, was als „Zarathustra" ausgegeben wird. Bei Paulsen ist das Vorurteil zum Teil unberechtigt, aber dafür ist sein Buch auch wirklich kein Zarathustra, sondern ein leidlich sympathisches, bescheidenes Büchlein, das manches Wertvolle zu sagen hat, ohne daß es gerade welterschütternd und unerhört wäre. Das Ringen einer gottesfernen Zeit um höchste Lebensschönheit und tiefsten Lebenssinn kommt hier zum Ausdruck. Manches erinnert an Leopold Ziegler, auch formale Anklänge glaubt man festzustellen. Im übrigen steht in dem Buch viel Verworrenes, was ja nicht unbedingt ein Vorwurf zu sein braucht, da alle Bücher der Kulturkritik und Lebensphilosophie sich ja der eigentlichen philosophischen, mit rationalen Methoden arbeitenden Kritik entziehen.

Dr. Ferneberger.

Schmidt, Expeditus: „*Magnalia Dei*". Ein Aufriß der christlichen Gedankenwelt. J. Kösel & Fr. Pustet, München o. J. 8°. 170 S. Geb. 3,50 Mk.

Digitized by Google

Ein in seiner Schlichtheit und liebenswürdigen Anspruchslosigkeit sympathisches, wohltuendes kleines Büchlein, das imstande sein wird, vor allem unter Nichtkatholiken viele Vorurteile zu beseitigen. In ruhiger und klarer Darstellung werden hier die Grundlehren der Religion dem Verständnis der Gebildeten, nicht nur der „Gebildeten" in Anführungszeichen, nahegebracht. Jede Zeit hat ihre eignen Wege des Gott- und Kirchensuchens; einen so unaufdringlichen und vornehm-zurückhaltenden Führer, der gar nicht eigentlich führen, sondern nur zu bedenken geben will, wird sich auch der Mensch unserer Tage, der außerhalb des kirchlichen Credos steht, gerne gefallen lassen. *H. Birkenbach.*

Schneider, Arthur: *„Albertus Magnus, sein Leben und seine wissenschaftliche Bedeutung"*. (Kölner Rektoratsrede.) Oskar Müller, Köln 1927. 8°. 36 S. O. Pr.

Ein guter Überblick über die hohe Bedeutung des größten deutschen Philosophen des Mittelalters, eine Bedeutung, die weit über den Bereich der Philosophie sich in die Naturwissenschaften hin erstreckt. *Dr. Str.*

Kunst

Beitz, Egid: *„Caesarius von Heisterbach und die bildende Kunst"*. Benno Filser, Augsburg 1926. Gr.-8°. 96 S. 42 Abb. 6 Mk.

Der unter den letzten Staufern im Zisterzienserkloster Heisterbach lebende Novizenmeister — am ehesten bekannt durch seine Wundergeschichten — rückt hier in ein bisher wenig geklärtes Verhältnis zur bildenden Kunst seiner Zeit. Während für die Stilwandlung in der Architektur so gut wie nichts aus des Caesarius Schriften zu entnehmen ist, erweist sich die beste Ausbeute für Malerei und Plastik und für gewisse kunstgewerbliche Schöpfungen bedeutsamer. Nach einer sauberen Studie über Leben und Werk des Caesarius untersucht der Verfasser die Stellung der Zisterzienser zur Kunst, klärt die Christus- und Madonnenauffassung des Novizenmeisters und seine eschatalogischen Meditationen an Hand der bildenden Kunst und gibt einen ausführlichen Bericht über die Illustration seines Werkes und über Idealporträts des Caesarius selbst, um seine wertvolle Untersuchung mit einem Literaturbericht abzuschließen. *G. B.*

Dvorak, Max: *„Geschichte der italienischen Kunst im Zeitalter der Renaissance"*. Akademische Vorlesungen, erster Band. Das 14. und 15. Jahrhundert. Mit 97 Tafeln. R. Piper & Co., München 1927. 4°. XII u. 1965 S. Geb. 20 Mk.

Zwei Schüler Dvoraks, Johannes Wilde und Karl M. Swoboda, gaben den neuen Band der gesammelten Werke des unvergeßlichen Kunsthistorikers heraus. Die Edition ist aufgebaut auf den Kollegienheften einer 1918/19 gehaltenen Wiener Vorlesung, unter Beachtung mehrerer Stenogramme. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher das erwähnte Kolleg teilweise hörte, kann versichern, daß seine Erinnerung und der Drucktext der vorliegenden Ausgabe fast lückenlos aneinanderschließen. Den Editoren gebührt für ihre Text-Rekonstruktion alle Anerkennung; noch mehr aber für ihren Gedanken, die Gesamtausgabe nicht nur auf eine Sammlung und Sichtung der schon früher im Druck erschienenen Arbeiten Dvoraks zu beschränken. Denn durch diese allein kann man nicht das geistige Bild dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit erhalten, die in strenger Selbstzucht nur sehr sparsam publizierte. Nun, dieses Buch hier ist ist ein typisch geisteswissenschaftliches. Denn aus der Fülle der vorbildlich beherrschten Details wird Seele und Sinn historischen Ablaufes mit überzeugender Klarheit aufgewiesen. Diese synthetische Darstellung des Ursprunges und der Entwicklung der Renaissance-Kunst, sie ist gleichzeitig die wesentliche Geschichte der Renaissance überhaupt. Man muß wohl Kunsthistoriker sein, um alle Feinheiten der Dvorakschen Beobachtungskunst und seines historisch-denkerischen Scharfsinns zu genießen, aber man muß nicht Kunsthistoriker sein, um nicht die reichste Belehrung und vertiefte geschichtliche Einsicht aus diesem Buch schöpfen zu können, dessen zweiter Band hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird. *Dr. Ernst Alker.*

Kleinschmidt, Beda: *„Geschichte der christlichen Kunst"*. Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. Gr.-8°. 637 S. 22 Mk.

Eine besondere Geschichte der christlichen Kunst gibt es eigentlich bis in das 17. Jahrhundert herauf nicht, denn das meiste, das die Kunst schuf, stand in irgendeiner Form in Verbindung mit der Kirche oder dem christlichen Gedankenkreis. Daher sind die ersten vier Teile des vorliegenden Buches nur ein Teil einer europäischen Kunstgeschichte, und man verspürt manchmal das durch die Titelwahl gewaltsame Lostrennen des Stoffes vom allgemeinen Rahmen. Dennoch würden wir auch diese Abschnitte nicht missen wollen; denn die Darstellung ist hervorragend klar, die auf modernstem Boden stehenden Erläuterungen sind treffend und durch gute Literaturangaben ergänzt, wobei bedauerlicherweise der Autor die 18 Bände der Staatlichen österreichischen Kunsttopographie nicht kennt, wie denn die österreichischen Länder überhaupt ziemlich knapp wegkommen (es fehlen z. B. die Temperabilder auf der Rückseite des Verduner Altares in Klosterneuburg, die ältesten deutschen Tafelgemälde), was wir hierzulande übrigens schon gewöhnt sind. Das 19. Jahrhundert und die Moderne sind beängstigend knapp behandelt.

Digitized by Google

Die Hauptbedeutung des verdienstvollen Buches liegt aber in den Abschnitten „Kirchliche Innenausstattung" und „Symbolik und Ikonographie". Hier ist ein ausgezeichneter, auch entwicklungsgeschichtlich sehr glücklich gefaßter Leitfaden durch die liturgische Kunst geboten, und mancher, nicht nur der Kunstfreund, wird gern diese vorbildlichen Teile des Buches zum Nachschlagen und zur Belehrung benutzen. Besonders die Abschnitte über „Quellen und Mittel der Darstellung (darunter die „ikonographische Darstellung") und das registerartige „Verzeichnis der Sinnbilder, Attribute und Darstellungsformen der bekannten Heiligen" sind sehr begrüßenswert.

Die bildliche Ausstattung, gerade in den zuletzt genannten Kapiteln nicht allzu reich, ist der Auswahl und dem Druck nach gut und einwandfrei. Das Buch muß wärmstens empfohlen werden. *Prof. E. Schaffran, Wien.*

Schneider, Arthur: „Van Dyck, der Meister des Porträts". Rümann, Arthur: „Rembrandt, der Radierer". Delphin-Verlag, München 1926. 8°. 22 S. 1,20 Mk.

Beide Büchlein der schon stattlich angewachsenen Sammlung der „Kleinen Delphin-Kunstbücher" angehörend; knapp und warm im Text, wissenschaftlich einwandfrei und musterhaft in der vorzüglichen Bebilderung. Diese wahren Volksbücher dienen nicht nur zur allgemeinen Orientierung über einen Künstler, sondern führen auch geschickt in Spezialgebiete ein, ohne in leere Rhetorik zu verfallen. Literaturangaben am Schluß wären für den, der weiterstudieren soll, brauchbar. *Prof. E. Schaffran, Wien.*

Lyrik und Drama

„Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung." Übersetzt und herausgegeben von Rudolf Fuchs. Kurt Wolff, München 1926. 8°. 120 S. Geb. 4 Mk.

Wie bei jeder Auswahl spielt auch bei dieser, noch dazu so knappen Anthologie, die besondere Sympathie des Herausgebers für diese oder jene künstlerische Richtung die Hauptrolle. Hier wird ganz vornehmlich die revolutionäre Note der tschechischen Dichtung betont, was insofern nicht ganz unberechtigt ist, als die modernste tschechische Literatur das revolutionäre Element stark in den Vordergrund stellt. Überhaupt ist die ältere Zeit zu Gunsten der jüngsten benachteiligt, was man schließlich hinnehmen könnte, wäre die Auswahl der Proben aus der modernsten Dichtung glücklicher. Von den Revolutionären ist nur der früh verstorbene Jiri Wolker ein großer Dichter zu nennen, dessen „Ballade von den Augen des Heizers" auch in der Übersetzung mächtigen Eindruck macht. Neben ihm behauptet sich nur Durych, der einzige katholische Dichter der Tschechen, auch ein sozialer Ankläger, der aber die Harmonie, nach der die andern schreien, schon in sich trägt. Von der älteren Generation sind Brezina Sova und Bezruc zu nennen, von denen aber nur der letzte wegen seiner revolutionären Gebärde eine entsprechende (und bei ihm viel zu weitgehende) Berücksichtigung findet. Der feinsinnige Sova, dessen Lieder vielleicht das reifste, am meisten an Goethe gemahnende Element der tschechischen Dichtung sind, hätte jedenfalls mehr Beachtung verdient. Nerudas Haßlied gegen die katholische Kirche hat offenbar nur wegen seiner Tendenz Aufnahme gefunden, da es künstlerisch sehr schwach ist. Aus der ältesten Zeit sind einige Balladen und volkstümliche Motive von Erben und Celakovsky beigesteuert. Die Übersetzungen sind, wenn auch manchmal nicht ohne Freiheiten, doch im allgemeinen als ausgezeichnet zu bezeichnen. Manche Stücke, wie z. B. Theers Dichtungen, lesen sich wie Originale. *Dr. J. L. Seifert.*

Hamsun, Knut: „Der wilde Chor". 2. Aufl. Übertragen von Heinrich Göbel. 8°. 124 S. Gebunden, mit Goldschnitt und Kassette 5 Mk.

Lebendig tritt uns hier der Dichter entgegen, vertraut dadurch, daß er selbst einige Zeilen über sein lyrisches Schaffen dem Band hinzufügt. Diese Lyrik gehört nicht zu der „großen", wie er bekennt. Aber all sein heißes Stürmen in wildem Lebensrausch entströmt den schlichten Versen, die oft ans Volkstümliche anklingen, all sein Lieben, Klagen, Sehnen, Träumen — Trotzen gegen Gott. Und es zittern darin auch die so unendlich feinen wunderzarten Schwingungen seiner Seele, wenn sie, im Schoß der Wälder ruhend, im innigsten Verbundensein mit dem All, einzige, letzte Erfüllung sucht und findet. *Ch. Demnig. Sünte Marie: „De Wolfenbütteler Marienklag und Osterspill".* Übertragen von Edgar Schacht, eingeleitet von Prof. Dr. Rosenhagen. Hanseatische Verlagsanstalt o. J. 8°. 90 S. Geb. 3,50 Mk.

Die Einleitung Rosenhagens zu diesen beiden mittelalterlichen Mysterienspielen faßt gut und genau alle Ergebnisse der Forschung zusammen. Die Übertragung des Textes ist nicht eigentlich eine Übertragung, sondern eine geschickte Annäherung des alten Textes an unsere Zeit. Jedem Niederdeutschen werden die beiden Spiele so nur noch näher treten. Besonders begrüßenswert sind die musikalischen Beilagen, die von Hermann Zenk fachkundig in unser Notensystem gesetzt sind. Alles in allem ein Büchlein, das nicht nur des Kaufes der Fachleute wert ist.

Dr. Hammerschmidt.

Paquet, Alfons: „Sturmflut". Schauspiel in 4 Bildern. Volksbühnenverlags- und Vertriebs-G. m. b. H., Berlin 1926. 8°. 106 S. Brosch. 2 Mk.

Der Hauptgrund der Aufmerksamkeit, die der Uraufführung dieses Revolutionsdramas des Lyrikers Alfons Paquet entgegengebracht wurde,

Digitized by Google

ist wohl einmal in der sensationellen Einbeziehung aller technischen Organisationsformen des heutigen Lebens — Film, Radio, Lautsprecher, Grammophon — in das Drama zu suchen, andererseits in dem Untertitel: „Das revolutionäre Ethos des Lyrikers Alfons Paquet." Auf diese beiden Punkte bleibt auch das Interesse beschränkt. Die einzelnen Szenen und Bilder voll aufpeitschender Spannung und heiß pulsierenden Lebens sind zwar im Moment voll hinreißender Wirkung, die noch verstärkt wird durch des Dichters wohlbekannte Wortkunst, die Macht von Pathos und Rhythmus. Aber der Eindruck, den das Drama als Ganzes hinterläßt, ist kein tiefgehender, erfüllender. An Geschehnisse und Gestalten der Wirklichkeit anknüpfend, Bolschewismus, Revolution, Gegenrevolution, Machtgründung des englischen Kapitalismus, Lenin, Sawinkow — verliert sich der Dichter, bewußt, ins Romantische, Phantastische. Dabei versagt seine Gestaltungskraft. Ereignisse und Personen verlieren den Zusammenhang, die innere Notwendigkeit. Die Vorgänge entwickeln sich nicht aus dem Charakter der Persönlichkeiten, sondern wie unter dem Zwang eines unsichtbaren Schicksals. Was wir erfühlen, ist nichts wie das „revolutionäre Ethos des Lyrikers Paquet", seine glühende Begeisterung für Freiheit und Brüderlichkeit, sein Traum von reiner Menschlichkeit, inmitten von Zerstörung und Verwüstung sein zukunftsfroher Wille zur Neuschaffung — interessant im Hinblick auf die Persönlichkeit des Dichters, aber zu arm an Ewigkeitsklängen.

Ch. Demmig.

Romane

Bloem, Walter: *„Mörderin"*. Der Roman eines Verteidigers. Verlag von Otto Liebmann, Berlin. 341 S. 8°. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Die junge Frau eines alternden Mediziners hat sich in der Kunst der Hypnose so lange geübt, bis sie es fertigbringt, ihrem Gatten den Befehl zu suggerieren, sie zur Universalerbin einzusetzen und sich dann zu erschießen. Der Mediziner befolgt prompt den Befehl und erschießt sich. Ist nun die Frau eine Mörderin? so lautet das Problem, mit dem der Verteidiger nicht fertig wird, weil er selbst und die Liebe zu ihm die Tat seiner Mandantin ist. Bei der entscheidenden Wendung in der Hauptverhandlung legt er die Verteidigung nieder. Sein Kollege erzwingt einen formellen Freispruch, aber die Mörderin kann sich von ihrer Schuld nicht befreien; sie richtet sich selbst.

Für den Laien und für den Juristen bringt der Roman eine zwar nicht streng juristisch, aber um so packender gehaltene Darstellung eines Mordprozesses. Walter Bloem zeigt, wie begrenzt die irdische Strafrechtspflege ist, und weist mit feierlicher Gebärde auf einen ewigen Richter hin und auf das unwandelbare Gesetz seiner Gerechtigkeit.

Dr. Keulers.

Wells, Herbert George: *„Der Traum"*. Roman. Paul Zsolnay, Berlin 1927. 8°. 379 S. 2,50 Mk., Leinw. 4,80 Mk.

Der Roman ist eine Auseinandersetzung des bekannten „großen" Romanciers mit seinem eignen Leben. Denn der Held, der hier seine Lebensgeschichte ablegt, ist Wells selbst. Der unablässige Verkünder des „Erwachen Englands", der seinen Landsleuten die Augen öffnen und sie aus dem Schlendrian reißen möchte, in welche Tradition und Bequemlichkeit sie getrieben haben, weist ihnen den Weg zu neuem Leben, zu einem glücklicheren menschlichen Dasein. Seine Hauptsorge und Hauptaufgabe sieht er wieder in der Erziehung der Jugend. Auch hier sehen wir den Zeitkritiker Wells am Werke, erkennen wieder den Journalismus als den hervorstechenden Zug in seiner literarischen Physiognomie, fragen uns wieder vergebens, wie eine Zukunft, wo die ewige Antithese zwischen Altruismus und Egoismus aufgehoben, zustande kommen soll. Den geborenen Erzähler aber genießen wir immer wieder gern.

Dr. Karl Arns.

Hegeler, Wilhelm: *„Die zwei Frauen des Valentin Key"*. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 263 S. In Ganzleinen gebunden 5,50 Mk.

Man muß die Ethik dieses Romans von Wilhelm Hegeler unter allen Umständen und mit aller Schärfe ablehnen. Denn was ist das Lavieren des Malers Valentin Key zwischen seinen beiden Frauen letzten Endes anders als ein durch angebliches Künstlertum verbrämtes sinnliches Ausleben im Weibe. Vergebens versucht Hegeler den Leser davon zu überzeugen, daß der Eros dieses Valentin Key solcher Exzentrik bedarf, um innere Seelenkräfte zu einer künstlerisch-genialen Ausstrahlung zu bringen. Man kann es ihm nicht glauben, weil das, was der Maler schließlich unter dem Einfluß der von der Schmiedetochter Julia ausgehenden sinnlich-erotischen, ja, hart die Grenzen des Sexuellen streifenden Reizung leistet, im Grunde doch zu unbedeutend und wesenlos ist, als daß sich davon die Berechtigung der hier vertretenen Ethik herleiten ließe. Eine solche Ethik führt nicht zu Höhen, sondern zu den Tiefen und zu den Niederungen des Triebhaften; sie befreit weder den Menschen noch den Künstler, sie fesselt höchstens an ein in dieser Form zu verwerfendes erotisches Prinzip. Wenn auch die von Wilhelm Hegeler dem Roman verliehene künstlerische Formung manche Schönheiten und Vorzüge aufweist, so vermag dieser Umstand nichts daran zu ändern, daß dem Roman als ganzem wegen seiner abwegigen Ethik

Digitized by Google

die Anerkennung versagt werden muß. Es ist das bedauerlich, aber trotzdem unumgänglich.

Dr. Heising.

Jaques, Norbert: „*Der Feueraffe*". Drei-Masken-Verlag, München 1926. 8°. 372 S. 5 Mk., geb. Mk. 6.50.

Ein Abenteurerroman, der zum Teil in der Heimat, in Deutschland, zum Teil in der Fremde, in Brasilien, spielt, voll Spannung von Anbeginn bis zum Ende. Manchmal verlieren sich die Ereignisse ins Dunkle und Geheimnisvolle, gegen Schluß überstürzen sie sich förmlich. Die Sprache ist ausdrucksvoll und wuchtig, bisweilen scheint es, als wäre auch sie mit dem Geschehen in die Glut des Südens getaucht. Im letzten Drittel stört ein Übermaß an Sinnlichkeit. Eine Unüberlegtheit, die zur Ungereimtheit wird, auf S. 55: „. . . wie ein Rahmen leuchtete, auf den eine um wenige Punkte blassere Helligkeit, als die Finsternis im Flur, gespannt war." Der tiefere Sinn, entkleidet aller Handlung: Glücklich, wer in der Fremde die Heimat wiederfindet.

Dr. Oskar Lorenzoni.

Karwath, Juliane: „*Marie Duchanin.* Die Apothekerin und ihr Weg". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 264 S. Leinw. 5,50 Mk.

Was den Hauptreiz dieses Buches ausmacht, ist das stark persönliche, ins Allgemein-Menschliche erhobene Erleben und Erfühlen, das aus dem Schicksal der Heldin spricht, die, von einem polnischen Vater und einer deutschen Mutter abstammend, kurz vor dem Abitur, eines Augenleidens wegen, ihre Studien abbrechen muß und sich ihren Weg als Apothekerin erkämpft. Diese für die Emanzipation ihres Geschlechtes sich mit allen Kräften und Gedanken einsetzende Frau, die schließlich ihre Erfüllung findet in einem unbewußt in ihr schlummernden Künstlertum, verkörpert in ihren Kämpfen, Nöten, Leidenschaften die ganze überzeitliche Schicksalstragik jener in etwa Heimatlosen, Entwurzelten, die aus Mischblut stammen. Das unheilvolle Gemisch gegensätzlicher Elemente — wilder Leidenschaftlichkeit und weichem Hindämmern und Hinträumen, unnahbar selbstbewußter Frauenherbheit und unbeherrschten instinkthaften Sichhingebens, zielbewußter Sachlichkeit und völligen Auflösens in kosmischer Entbundenheit —, dieses Gemisch zu einer harmonischen Ausgeglichenheit zu bringen, ist der Dichterin nicht ganz gelungen. Vieles an Schicksal und Gestalt ihrer Heldin bleibt verschwommen, unfaßlich, nicht nachlebbar, so die völlige Teilnahmslosigkeit an dem großen Erleben der Menschheit, dem Weltkrieg, so auch ihre Liebe, die, erfüllt von dem altgermanischen Glauben an den *einen*, vom Schicksal bstimmten Mann — den wir übrigens auch bei Sigrid Undset finden —, nur aus Trieb und Sentimentalität besteht, eine Vergeistigung aber nicht kennt. Der Eindruck, den diese am Schluß sich ins Nebelhafte verlierende Gestalt hinterläßt, ist darum keiner der Erhebung, kaum der eines inneren Gewinnes. Bei den unzweifelhaft starken künstlerischen Fähigkeiten der Dichterin, unter denen besonders die hohe Wirkungskraft eines einfach-ungekünstelten Stils hervorgehoben sei, bleibt dieser Mangel zu bedauern.

Ch. Demmig.

Keller, Paul: „*Marie Heinrich*". Roman. Bergstadtverlag in Breslau 1927. 8°. 294 S. Lw. 9 Mk., Hlbldr. 10 Mk.

Es ist ein Roman, der zum guten Durchschnitt innerhalb der gegenwärtigen Erzählungsproduktion gehört. Seine Vorzüge sind in der Klarheit des Aufbaues und in der flotten, ungezwungenen Art des Fabulierens, wie sie Paul Keller im hohen Maße eigen ist, zu suchen. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß die Charakterisierung der im Mittelpunkt der Erzählung stehenden Marie Heinrich in allen Teilen nicht die nötige Tiefe aufweist. Man hat doch stellenweise den Eindruck, als ob der Dichter zu sehr an der Oberfläche der Charakteristik bleibt, als ob ihm die Kraft fehlt, allem Handeln der Marie Heinrich eine vom Psychischen in ihrer Kausalität bestimmte Plastik zu geben. Immerhin reizt den Leser an dieser Frauengestalt das Kraftvolle, das Gesunde und das Geschlossene der Persönlichkeit, ihre Sicherheit und Zielbewußtheit im Handeln und das Ausgeglichene in der Mischung von äußerer Kälte und Härte und von innerer Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Auch die sittliche Stärke dieser Frau in den schwierigsten Lebenslagen weckt die Sympathie des Lesers. Für die katholische Belletristik bedeutet der Roman einen gewissen Wertzuwachs, selbst dann, wenn er im Gesamtrahmen der neuzeitlichen katholischen Romanliteratur vor anderen Werken etwas zurückstehen muß.

Dr. Heising.

Novellen

Havemann, Julius: „*Der Barbar*" und andere Novellen. Otto Quitzow, K.-G., Lübeck 1927. 8°. 111 S. 3 Mk.

Der Barbar ist der Pommernherzog Bogislaw, der, an Kaiser Maximilian ob seiner Ohnmacht irre geworden, 1496 mit wenigen Getreuen auf eigene Faust einen Kreuzzug unternimmt und nach kurzem Aufenthalt im Hl. Lande über Rom nach dem Norden zurückkehrt. In Rom läßt ihn Havemann am Hofe Alexanders VI. durch eine Türritze einen Blick in das „Allerheiligste" des Papstes tun, läßt einen seiner Vasallen Zeuge eines der berüchtigsten Hoffeste werden und läßt den Herzog dann heimkehren mit dem Bewußtsein: Wir Wilde sind doch bessere Menschen. Auch in den drei andern Novellen behandelt der

Digitized by Google

Dichter kulturhistorische Stoffe. Seine Freude an kraftvollen, ungeschlachten Gestalten, an derben Späßen und an allem ungeschminkten Leben überhaupt kommt weniger in seiner noch entwicklungsfähigen Technik als in seiner wohlgepflegten, mit köstlichem Witz gewürzten Sprache zur Geltung. „Der Barbar" ist nur für Leser, die über ein abgeklärtes Urteil in historischen Dingen verfügen. *Dr. Keulers.*

Kesser, Hermann: „*Die Peitsche*". Novelle. Rütten & Löning, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 70 S. 3 Mk.

Diese Novelle könnte auch betitelt sein „Der Ring", statt Marko könnte es heißen Franz Diener, statt Arena Zirkus Busch oder Westfalenhalle. Was Kesser mit heißem Atem schildert, die ekstatisch erregte Volksmasse, aufgepeitscht durch ein Wagenrennen, ist heute dieselbe wie zu Zeiten des Cäsarenrom. So ist „Die Peitsche" ein kühner packender Griff in die rasend bewegte Gegenwart. *Dr. Bruno Knauff.*

Kesser, Hermann: „*Straßenmann*". Novelle. Verlag Rütten & Löning, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 58 S. 3 Mk.

Die Geschichte vom Börsenmann, der aus irgendeinem Hause einer Straße dritten Ranges morgens zeitunglesend in sein Auto steigt, heimkommt mit einer Dame, die seine Frau werden soll, sobald er Geld genug hat, um die Scheidung durchzuführen. Da ein Einbruch nachts mit Keifen und Fluchen der Nachtwächter und Nachbarn. Ein buntes Gewirre von Wein, Zigarren, von Elle und Begier. „Straßenmann" ist eine öde Geschichte mit der Physiognomie des ödesten Großstadtalltags. *Dr. Bruno Knauff.*

Kinek, Hans E.: „*Renaissance*". Novelle. Aus dem Norwegischen übersetzt von Ellinor Drösser. Haessel, Leipzig 1927. 8°. 83 S.

Diese Novelle konnte nur schreiben, wer die Metaphysik des Mikrokosmos erfaßt hat und, im Besitze dieses innersten Erlebens, als Künstler dem Makrokosmos den Stempel seines Weltbildes aufzudrücken versucht. Nichts anderes will Germund Gjuveland, der Sohn der sagenumwobenen nordischen Landschaft am Fjord, der als Kunstschlosser wie sein Vater hinter den letzten Sinn der Dinge zu kommen sucht. Als Künstler täuscht er sich über sich selbst, bis er, zur Erkenntnis gekommen, wie sein Vater den letzten Kunstgriff nicht mehr findet: Die Rückkehr zu sich selber. Kineks fein abgestimmtes Sprachinstrument gibt dieses tiefe Gedankengut, oft mit Symbolen durchwirkt, andachtsvoll wieder. *Guido Rain.*

Weber, Gottwald: „*Unge Pulei*" und andere Novellen. Leipziger Graphische Werke, A.-G., Leipzig. 8°. 166 S. Geb. 3,50 Mk.

Weber liebt es, den vielverschlungenen Lebenswegen seltsamer Menschen nachzugehen. Er erzählt Schicksale, in denen eine starke Leidenschaft Menschen ungleicher Gesinnung und Gesittung, ganz verschiedener Kultur- und Gesellschaftskreise zu einem kreuz- und dornenvollen Leben aneinanderkettet. So ist Unge Pulei die Geschichte eines indischen Mädchens, das ein Europäer mit Gewalt vor dem Tode im Gottesurteil rettet, das nun glaubt, vom Fluche der Gottheit verfolgt zu werden, und sich den Göttern opfert. Der Dichter wendet sich in der zweiten Novelle, „Die Kunstreiterlore", und in der fünften, „Die Sündermadonna", an Leser, die über ein reifes moralisches Urteil verfügen. *Dr. Bruno Knauff.*

Kleine Anzeigen

Baur, Ludwig und *Decker, Franz*: „*Schaffenslust und Lebensfreude*". Ein Lesebuch für junge Kaufleute. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. 462 S. Lwd. 4,50 Mk.

Die jungen Leute, die sich dem kaufmännischen Berufe widmen wollen, laufen wohl am meisten Gefahr, frühzeitig ihre Ideale und ihren Sinn für Natur, Kultur, für Kunst und Dichtung zu verlieren. Der Mammonsgeist erfaßt sie fast alle, früh oder spät. Da erfüllt das vorliegende Lesebuch die besondere Aufgabe, den jungen Kaufleuten mit einer glücklichen Auswahl von allem, was wir an wahren Lebenswerten in unserer Literatur besitzen, wenigstens den Sinn für das Wahre und Gute und Schöne zu wecken. Die Einteilung in Lebensethik, Arbeits- und Wirtschaftsethik ist zwar nicht ganz einwandfrei, gibt aber den Inhalt der einzelnen Abschnitte wieder. Das Buch ist vornehmlich für den Schulgebrauch bestimmt, eignet sich jedoch auch für den Privatunterricht. Es gehört jedenfalls auf den Arbeitstisch jedes angehenden Kaufmannes. *Elisabeth Hoeke.*

Goyau, Georg: „*Friedrich Ozanam*". Autorisierte Übertragung von Josef Sellmayr. Kösel & Pustet, München 1926. Kl.-8°. 176 S. Geh. 2, kart. 2,50 Mk.

In unseren Tagen, da die soziale Frage zur Lebensfrage der deutschen Nation geworden ist, kommt dieses Büchlein einem dringenden Bedürfnis entgegen. Die heranwachsenden Träger des Fürsorge- und Wohlfahrtsgedankens sollen nicht nur die Gesetze und Methoden studieren, sie brauchen mehr denn je lebendige Vorbilder für die soziale Arbeit. „Diese jungen Herren müssen wissen, was Hunger und Durst und gänzliche Mittellosigkeit ist. Sie müssen Unglückliche sehen, kranke Eltern, weinende Kinder, müssen sie sehen und lieben. Entweder wird dieser Anblick ihr Herz rühren, oder dieses Geschlecht ist verloren." (Ozanam.) Seitdem die Karitas in

Digitized by Google

Akten und Gesetze eingeschlossen ist, hat sie etwas Anrüchiges bekommen. Soll die „Fürsorge" wieder zur Karitas werden, muß sie den Geist Ozanams, d. h. den Heroismus der Nächstenliebe in sich aufnehmen. Die vorliegende Einführung in das Leben des Karitasapostels von Paris wird bei uns eine besondere Mission zu erfüllen haben. Bei einer Neuauflage wären wir dem Übersetzer für eine — an einigen Stellen — weniger wörtliche Wiedergabe des französischen Textes und eine wissenschaftlichere Bearbeitung der sehr willkommenen Anmerkungen dankbar. *Dr. Keulers.*

Hagemann, Walter: „*Das erwachende Asien*". Verlag der Germania, A.-G., Berlin 1926. 8°. 159 S. Geb. 6 Mk.

Ein kleines, aber trefflich und flott geschriebenes Büchlein, das man jedem in die Hand wünschen möchte, der sich bei der wachsenden Bedeutung Asiens im Rahmen der Weltpolitik über diesen Erdteil unterrichten will. Hagemann hat diese Länder in den Jahren 1924 und 1925 bereist und schöpft aus lebendiger, eigener Anschauung. Ein besonderer Vorzug des Buches liegt darin, daß die politischen Fragen und Probleme in ihrer Wirklichkeit erfaßt werden, und daß es sich von der vielfach zu beobachtenden Tendenz freihält, die Asien im Eiltempo zu der Europa und Amerika erdrückenden Großmacht heranwachsen läßt. Zu diesen Pessimisten zählt der Verfasser nicht. *W. G.*

Jean Paul: „*Ein Taschenbuch für Deutsche*". Jean Pauls politisches Bekenntnis. Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 232 S.

Eine geschickte Auswahl aus Jean Pauls Schriften, hauptsächlich aus seinen politischen Abhandlungen, die anläßlich seines 100. Sterbegedenktages veranstaltet wurde. Wie es müßig wäre, Jean Paul irgendwie parteimäßig stempeln zu wollen, so sehr reizt es, ihm als wahrhaften Patrioten, als Verfasser trefflicher Gedanken über Deutschland und Europa, als Verfechter eines wirklichen, nicht verstiegenen Weltbürgertums zu begegnen. Es ist erstaunlich, wie sehr und wie oft er da zeitgemäß anmutet.

Dr. Oskar Lorenzoni.

Kircher, Rudolf: „*Engländer*". Frankfurter Societätsdruckerei, G. m. b. H., Frankfurt a. M. 1926. Gr.-8°. 351 S. Geh. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

Ein tiefer und überlegener Menschenkenner gestaltet hier an Hand charakteristischer Figuren des öffentlichen Lebens ein Bild des heutigen Englands, seines politischen und gesellschaftlichen Seins. Aus jedem Essay heraus spürt man gerade das Wesentliche und Typische der englischen Demokratie und ihres self-government. Eindrucksvoll und lebendig wird der Gedanke herausgearbeitet, der für das englische Staatsleben primär und zielweisend ist: mit innerer Konsequenz und starkem geschichtlichem Verständnis stets von neuem zu formen und zu schaffen die Synthese gewordener Vergangenheit und werdender Gegenwart. Hier liegt in nuce das Geheimnis der englischen Politik. Men and measures wirken zusammen, um England und den Typ „Engländer" in seiner Eigenart immer wieder zu prägen. Ein klassisches, lebensbejahendes Buch, dessen Studium und Durchdenken innerlich freimacht. *W. G.*

Vorländer, Karl: „*Von Machiavelli bis Lenin*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 8°. 286 S. Preis geb. 10 Mk.

In einer Zeit, wo jeder einzelne Staatsbürger in mehr oder weniger umfangreichem Maße berufen ist, auf die Lenkung und die Geschicke des Staates einzuwirken, ist die politische Erziehung ein unentbehrliches Erfordernis. Nichts vermag das Interesse am Staate, seinen Einrichtungen und seinen Funktionen mehr zu wecken und zu fördern als ein Studium der Staats- und Gesellschaftstheorien. Gerade aus einem Vergleiche der Anschauungen und Ideen bedeutender Staats- und Gesellschaftstheoretiker, die zeigen, wie verschieden im Laufe der geschichtlichen Entwicklung Wesen und Aufgaben des Staates umschrieben worden sind, kann der Staatsbürger Anregung und Belehrung schöpfen. Vorländer gibt kurze, prägnante Abrisse der wichtigsten Staats- und Gesellschaftstheorien, die allerdings meistens mehr in die Breite als in wirkliche Tiefen gehen. Was Meinecke für eine Epoche meisterhaft und tiefschürfend versucht hat, war in diesem Falle nicht beabsichtigt, um so mehr wird man über diesen Mangel hinwegsehen dürfen. Hervorzuheben ist, daß das Buch im ganzen den Konnex mit der lebendigen Wirklichkeit nicht verliert, und gerade deswegen erfüllt es Ziel und Zweck vortrefflich. Es verdient, gelesen und durchdacht zu werden. *W. G.*

Ferling, Robert M.: „*Glühende Ketten*". Original-Roman. Verlag von Franz Peter Scholze, Leipzig o. J. 8°. 216 S.

Ferling nennt dieses Werk einen Original-Roman, weil er darin seine Erlebnisse als Gefangener während des Weltkrieges und nach demselben erzählt. Die Liebe eines Weibes hat ihn in glühende Ketten geschmiedet. „Vergessen Sie, daß Sie Gefangener sind!" Er vergißt. Aber sie kann nicht vergessen, daß sie Mutter ist und schon zweimal unglücklich geliebt hat. Darum widersteht sie seiner Liebe und überläßt ihn seinem Schmerze, fern der Heimat. Im Hintergrunde dieses tragisch geschilderten inneren Erlebens stehen die Ereignisse der Nachkriegszeit im Osten und das Tohuwabohu im Innern Rußlands.

Dr. Bruno Knauff.

Lambrecht, Nanny: „*Der Raub auf der Königsburg*". Ein Roman aus der rheinischen Geschichte. Georg Fischer, Wittlich 1926. Kl.-8°. 284 S. Hlblw. 3,80, Lw. 4,50, Hlbldr. 5,40 Mk.

Digitized by Google

Ein Jugendwerk der bekannten Dichterin, seither als Zeitungsroman unter dem Pseudonym Alca Ruth erschienen. Die abenteuerliche kinohafte Geschichte berichtet von einem „schwarzen Ritter" und Banditen, der sich für verschmähte Liebe rächt, indem er den Knaben der Begehrten raubt und ihn auf seinen verbrecherischen Weg zwingt. Der gute Kern des Totgeglaubten und alles überbrückende Mutterliebe wandeln schließlich das unglückliche Wiedersehen zu einem glücklichen Wiederfinden von Eltern und Sohn.

Hull, E. M.: „*Der Scheich*". Roman. Aus dem Englischen übertragen von Martin Proßkauer. Ernst Keils Nachf. (August Scherl), G. m. b. H., Berlin u. Leipzig. 8°. 116 S.

Auch ohne die eingeschobenen Bilder von der Flimmerwand würde man in diesem Roman das Filmmanuskript wiedererkennen. Es fehlt nur, daß die junge Dame, die auf ihrer Expedition durch die afrikanische Wüste einem Gewaltmenschen in die Hände fällt, eine Amerikanerin ist. In der Romantik des arabischen Nomadenlebens ein Mittelpunkt, um den sich die exotische Wüstenwelt gruppiert: der Scheich, ein Mann, dessen Zynismus ihrem Amazonentum den Fuß in den Nacken setzt, bis sie ihrem Bezwinger demütig die Hand reicht. Der Roman ist modern, denn er ermangelt jedes ethischen Wertes.

Dr. Bruno Knauff.

Philipps, E.: „*Der fremde Prinz*". Roman aus Japans Gegenwart. Verlag von J. P. Bachem. Köln. 8°. 270 S. Geb. 7,50 Mk.

Die von E. Philipps in diesem Roman vorausgesetzte internationale politische Lage ist eher zur Wirklichkeit geworden, als der Dichter es ahnen konnte. England und Amerika sehen argwöhnisch der Entwicklung in Japan zu. In London überwacht ein japanischer Prinz mit Argusaugen die Politik der Downing Street. Da wird ein amerikanischer Geschäftsträger auf dem Wege nach London ermordet; ein anderer Diplomat Amerikas wird in geheimnisvoller Weise in seinem Auto auf offener Straße umgebracht. Der Verdacht, der Prinz sei der Mörder, verdichtet sich immer mehr, bis daß sich schließlich ein Diener des Japaners als gedungener Mörder entpuppt. Interessant ist in diesem Roman der Einblick in das Getriebe der hohen Diplomatie, verblüffend die an Machiavelli erinnernde Kaltblütigkeit, mit der diese Asiaten das Leben einzelner Ausländer vernichten und sich selbst in Gefahr bringen, wenn es gilt, dem Vaterlande zu dienen.

Guido Rain.

Brey, Henriette: „*Die blaue Stunde*". Besinnliches zwischen Tag und Traum. Fr. Borgmeyer, Hildesheim. Kl.-8°. 184 S. 2,50 Mk.

Besinnliches im wahrsten Sinne des Wortes, nicht Ersonnenes, bietet die genugsam bekannte Dichterin H. Brey durch ihre „Blaue Stunde" in überquellendem Reichtum und in einer Sprache, die von reifer Schönheit und Mäßigung ist. Aus tiefem Lebensleid und darum bis an den Rand mit den Kostbarkeiten eines Herzens, das viel gelitten hat, mit dem Licht und der Helle eines Denkens, das in der Stille der Einsamkeit viel gesonnen hat, ist beinahe jeder Satz gefüllt.

Dr. A. Kamp.

Fliegel, Alice: „*Liebe*". Eigenbrödlerverlag, Berlin 1926. 8°. 217 S. 6 Mk.

Eine ungemein feinfühlige Seelenkenntnis ist die Hauptstärke der Künstlerin, die in drei Erzählungen: das Buch des Kindes, das Buch des Menschen und das Buch von Gott, die Liebe in dreierlei Form gestaltet. Mit dieser Gabe weiß sie so ans Herz zu greifen, besonders in der Kindergeschichte, daß man fast über die vielen Unwirklichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten in Handlung und Menschen hinwegsehen könnte. Die unmögliche Gestalt eines Geistlichen aber, der, unbemerkt, neben seiner Amtstätigkeit jahrelang das wilde Leben eines Trunkenbolds und Wüstlings führt, kann man kaum ohne Widerspruch hinnehmen, ebensowenig eine Tochter, die zur Heiligen gestempelt wird, weil sie diesen Wüstling, der doch immerhin ihr Vater ist, ohne mit der Wimper zu zucken, im Straßengraben elend umkommen läßt.

Ch. Demmig.

Seemann, Margarete: „*Hörende Herzen*". Ein Buch von Liebe. 1.—3. Taus. Berglandverlag, Elberfeld 1926. 128 S. 8°.

Nicht „hörende" — „tränende, blutende Herzen" soll man dieses Buch betiteln! Hier spricht eine Frau vom königlichen Heldentum stiller, einsamer Menschen, von solchen, die man gewöhnlich Stiefkinder des Glücks nennt, die nicht den Mut aufbringen, sich im Kampf ums Dasein die robuste Ellbogenfreiheit zu verschaffen, die aber auch einmal an der Tafel des Lebens sitzen möchten. Aber sie treten zurück, um andern Platz zu machen, verbluten sich in Leid, wo andere Lust empfinden. Was diese Menschen vom Leben hören, kann nur eine Frau erzählen, eine Frau, die, selbst vom Leben hart angepackt, oft mit warmen weichen Händen verschwiegene Schmerzen gelindert. „Hörende Herzen" ist ein feinsinniges Geschenk für leidgeprüfte Menschen.

Dr. Keulers.

Wolff, Johanna: „*Der liebe Gott auf Urlaub*". Zeitlose Legenden. Georg Müller, München 1926. 8°. 237 S. 4 Mk., Lwd. 6 Mk.

Diese sogenannten Legenden hinterlassen nicht alle den gleichen Eindruck. Es ist auch nicht nach jedermanns Geschmack, wenn Zeitsatiren unter dem Mantel von Legenden maskiert gehen. Am besten und schönsten treffen den Legendenton „Die vielen Wohnungen" und „Des lieben Gottes Ebenbild". „Ein Priester und noch ein Priester" ist ganz von lutherischem Geiste. Wiederholt fällt auf eine allzu saloppe Art, wo bei

Digitized by Google

aller Schalkhaftigkeit mehr Ehrfurcht am Platze wäre, bisweilen sticht der Erzählerton geradezu in verzerrten Spott, wie z. B. in „Der junge Mensch". Die Sprache erhebt sich, rhythmisch beschwingt, stellenweise zu dichterischer Schönheit. *Dr. Oskar Lorenzoni.*

Muszynski, Franz: „*Unsere Leidenschaften*". 2., verb. u. erheblich erweiterte Aufl. Schöningh, Paderborn. 8°. XV u. 504 S. Geb. 5 Mk.

Muszynski stemmt sich bewußt der Gefühlslehre der modernen Psychologie entgegen und versucht, die Leidenschaften als Mächte des Lebens aufzuzeigen und ihnen den ethischen und wissenschaftlichen Rang zurückzugeben, den sie immer in Wissenschaft und Leben gehabt haben. Der Begriffsfälschung soll allseitig unbedingt ein Damm entgegengesetzt werden. In engem Anschluß an Thomas von Aquino zeigt Muszynski nach einer historischen und sachlichen Orientierung in acht Abhandlungen zunächst die Leidenschaften im Leben allgemein, legt dann das Wesen der einzelnen Leidenschaften dar, beantwortet die Frage nach dem Grund und Ursprung derselben und schätzt ihren Wert und Unwert an Hand einer Kritik der vor- und nachchristlichen Ethik. In der fünften und sechsten Abhandlung zeigt er den Menschen in seinem Erliegen und Obsiegen. Die siebte und achte handelt von den Affekten und Leidenschaften als Laster.

Das Werk würde ohne Zweifel einen größeren wissenschaftlichen Wert haben, wenn es weniger mit schöngeistigen Betrachtungen und dichterischen Sentenzen durchsetzt wäre. *Dr. Keulers.*

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Abtei Maria Laach: „*Die betende Kirche*". Augustinus-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 615 S. Leinen 25 Mk.

Anwand, Oskar: „*Das deutsche Morgenrot*". Roman. R. Bong, Berlin 1927. 8°. 325 S. 6,50 Mk.

„*Astralis*", die Wind- und Sonnenlieder. Leopold, Bonn 1927. 8°. 61 S. Kart. 1,50 Mk.

Baltzer, Friedrich: „*Vom Missouri*". Neue Gedichte. Waisenhaus, Halle 1927. 8°. 188 S. 6,50 Mk.

Banse, Ewald: „*Abendland und Morgenland*". G. Westermann, Braunschweig 1927. Gr.-8°. 284 S. Leinw. 25 Mk.

Bartsch, Rudolf Hans: „*Das Glück des deutschen Menschen*". L. Staakmann, Leipzig 1927. 8°. 113 S.

Bartels, Bernhard: „*Beethoven*". Borgmeyer, Hildesheim 1927. Gr.-8°. 386 S. Leinw. 10 Mk.

Bekker, Paul: „*Bethoven*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Gr.-8°. 623 S. Geb. 13 Mk.

Bergmann, Wilhelm: „*Religion und Seelenleiden*". 2 Bde. L. Schwann, Düsseldorf 1927. 8°. 339 u. 242 S. I. Bd. geb. 6 Mk., II. Bd. geb. 7,50 Mk.

Biedermann, Frhr. v.: „*I. F. Unger im Verkehr mit Goethe und Schiller*". Bertholddruck, Berlin 1927. Gr.-8°. 203 S. Pappband 15 Mk.

Bilabel, Friedrich: „*Antike Küche*". E. Heimeran, München 1927. Kl.-8°. 53 S. Kart. 65 Pf.

Collinson, W. E.: „*Contemporary English*". Teubner, Leipzig 1927. 8°. 161 S. Geh. 4,80 Mk.

Diehl, Wilh. Lothar: „*Ausgewählte Gedichte*". D. Meininger, Neustadt 1927. Kl.-8°. 90 S. 3 Mk.

Eiffe, Peter Ernst: „*Splissen und Knoten*". C. E. Klotz, Magdeburg 1927. 8°. 234 S. Leinw. 5,25 Mk.

Eulenberg, Herbert: „*Um den Rhein*". Roman. I. M. Spaeth, Berlin 1927. 8°. 328 S. Lwd. 5 Mk.

Feldigl, Ferdinand: „*Der Weg übers Moor*". Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 519 S. Geb. 6,50 Mk.

Frank, Hans: „*Der Regenbogen*". Novellen. H. Haessel, Leipzig 1927. 8°. 510 S. Lwd. 8 Mk.

Gerlach, Kurt: „*Ragnarök*". Roman. H. Hellenhaus, Hellerau 1927. 8°. 284 S. Lwd. 6,50 Mk.

Goetz, Bruno: „*Das göttliche Gesicht*". F. G. Speidel, Leipzig 1927. 8°. 214 S. Lwd. 6 Mk.

Graber, Oskar: „*Im Kampfe um Christus*". U. Moser, Graz 1927. Gr.-8°. 230 S. Geh. 10 Mk., geb. 12,40 Mk.

Hauptmann, Karl: „*Tantaliden*". Roman. Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 277 S. Lwd. 7,50 Mk.

Heller, Adolf: „*Licht nach dem Dunkel*". Aeonenverlag, Elberfeld 1926. 8°. 142 S. Geb. 3 Mk.

Hilty, Karl: „*Vom Sinn der Zeit*". Auswahl. Furche, Berlin 1927. 8°. 213 S. Brosch. 4,50 Mk.

Hirschberg, Leopold: „*Reliquienschrein des Meisters Karl Maria von Weber*". Morawe & Scheffelt, Berlin 1927. Gr.-8°. XVII u. 165 S. 18 Mk.

Kafka, Hans: „*Das Grenzenlose*". Die Schmiede, Berlin 1927. 8°. 238 S. Brosch. 3 Mk., geb. 5 Mk.

Kellner, Leon: „*Geschichte der nordamerikanischen Literatur*". Sammlung Göschen. W. Gruyter, Berlin 1927. Kl.-8°. 2 Bde. III u. 116 S. 1,50 Mk.

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Ketter, Peter: „*Im Lande der Offenbarungen*". Reiseschilderungen. Paulinusdruckerei, Trier 1927. 8°. 250 S. Lwd. 5 Mk.

Knevels, Wilhelm: „*Brücken zum Ewigen*". Religiöse Dichtung der Gegenwart. H. Wollermann, Braunschweig 1927. 8°. 280 S. Lwd. 5,50 Mk.

Kröger, Timm: „*Ein schlechter Mensch*". Georg Westermann, Braunschweig 1927. Kl.-8°. 200 S. Lwd. 3,50 Mk.

Kröger, Timm: „*Wie mein Ohm Minister wurde*". Georg Westermann, Braunschweig 1927. Kl.-8°. 171 S. Lwd. 3 Mk.

Krüger, Hermann Anders: „*Die sieben Räudel*". Roman. Grethlein & Co., Leipzig 1927. 8°. 592 S. Lwd. 8,50 Mk.

Lange, Karl: „*Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung in Deutschland und im Ausland*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 80 S. Geh. 2,50 Mk.

Leden, Christian: „*Über Kiwatins Eisfelder*". F. A. Brockhaus, Leipzig 1927. Gr.-8°. 285 S.

Lessing, Theodor: „*Rudolf Hans Bartsch*". L. Staakmann, Leipzig 1927. 8°. 113 S.

Lewis, Sinclair: „*Die Benzinstation*". Roman. H. Herz, Wien 1927. 8°. 355 S. Geh. 3 Mk.

Ley, Stephan: „*Beethoven als Freund*". Fr. Cohen, Bonn 1927. Gr.-8°. 261 S. Lwd. 18 Mk.

Linde, Ernst: „*Die Bildungsaufgabe der deutschen Dichtung*". 8°. VIII u. 168 S. Friedrich Brandstetter, Leipzig 1927. Lwd. 5 Mk.

Linde, zur, Otto: „*Die Kugel*". Philosophie in Versen. R. Piper, München o. J. 8°. 148 S.

London, Jack: „*Jerry, der Insulaner*". Tierroman. Universitas, Berlin 1927. 8°. 310 S. Lwd. 4,80 Mk.

Luhmann, Heinrich: „*Die Abendstube*". Erzählungen. Kösel & Pustet. 1927. 8°. 158 S. Lwd. 5 Mk.

Martin, Josef: „*Grillius*". Beitrag zur Geschichte der Rhetorik. Schöningh, Paderborn 1927. Gr.-8°. 189 S. Geh. 16 Mk.

Minrath, Hedwig: „*Der Gottesbegriff in der modernen Wertphilosophie*". Ferd. Dümmler, Berlin 1927. 8°. 82 S. Kart. 4 Mk.

Morgenstern, Christian: „*Mensch Wanderer*", Nachlaßgedichte. R. Piper, München 1927. 8°. 280 S. Geh. 4 Mk. Lwd. 7 Mk..

Müller-Freienfels, Richard: „*Metaphysik des Irrationalen*". F. Meiner, Leipzig 1927. Gr.-8°. 493 S. Brosch. 22 Mk.

Neundörfer, Karl: „*Zwischen Kirche und Welt*". Carolus-Druckerei, Frankfurt a. M. 1927. 8°. 180 S. Lwd. 5 Mk.

Pfitzner, Hans: „*Gesammelte Schriften*". Benno Filser, Augsburg 1927. 4°. 2 Bände. 227 u. 308 S. Lwd. 20 Mk.

Platon: „*Gastmahl*". E. Heimeran, München 1926. Kl.-8°. 100 S. Halblwd. 4 Mk.

Presber, Rudolf: „*Liebe*". Novellen. Dr. Eysler, Berlin 1927. 8°. 280 S. 6 Mk.

Rehm, Walther: „*Geschichte des deutschen Romans*". Sammlung Göschen. W. de Gruyter, Berlin 1927. Kl.-8°. 2 Bände. 175 u. 104 S. 1,50 Mark.

Renker, Gustav: „*Der sterbende Hof*". Roman. L. Staakmann, Leipzig 1927. 8°. 264 S. Brosch. 3 Mk., Lwd. 5 Mk.

Richter, Hans: „*Fonti, der Erbe eines Chaos*". Ein Roman. Ernst Keils Nachf., Berlin 1927. 8°. 232 S. Brosch. 4,80, geb. 5,50 Mk.

Rolland, Romain: „*Mutter und Sohn*". Roman. Kurt Wolff, München 1927. 8°. 572 S. Geb. 7,50 Mark.

Saitschik, Robert: „*Schicksal und Erlösung*". Hofmann, Darmstadt 1927. 8°. 241 S.

Salten, Felix: „*Martin Overbeck*". Roman. P. Zsolnay, Wien 1927. 8°. 292 S. Lwd. 5,50 Mk.

Seeberg, Dierk: „*Oberstadt*". Roman. H. H. Haessel, Leipzig 1927. 8°. 200 S. Brosch. 3 Mk.. Lwd. 5 Mk.

Sergel, Albert: „*Glockentraum*". Lyrik. F. Borgmeyer, Hildesheim 1927. 8°. 180 S. Brosch. 2,50 Mk., Lwd. 4,50 Mk.

Sergel, Albert: „*Güldenkettlein*". Kinderlieder. F. Borgmeyer, Hildesheim 1927. 4°. 60 S. Halbleinen 3 Mk.

Schaeffer, Albrecht: „*Die Odyssee Homers*". Übersetzung. Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 586 S. Halbleder 10 Mk.

Schlözer, Kurt von: „*Amerikanische Briefe*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 180 S. Lwd. 6,50 Mk.

Spinoza: „*Leben und Lehre*". I. Teil: Das Leben Spinozas. Von J. Freudenthal. 2. Aufl. von Carl Gebhardt. II. Teil: Die Lehre Spinozas. Auf Grund des Nachlasses von J. Freudenthal bearbeitet von Carl Gebhardt. Carl Winter, Heidelberg 1927. Gr.-8°. XVI u. 350 S. III u. 270 S. Geh. 30, geb. 32 Mk.

Schwindrazheim, Oscar: „*Im Feenlande Immerhin*". Friedrich Brandstetter, Leipzig 1927. Gr.-8°. 115 S. Lwd. 12 Mk.

Storck, Karl: „*Geschichte der Musik*". 2 Bde. J. B. Metzler, Stuttgart 1927. Gr.-8°. 484 u. 466 S. Lwd. 32 Mk.

Strauß, Leopold: „*Gedichte*". J. Bensheimer. Mannheim 1926. 8°. 88 S. Brosch. 2 Mk.

Schullern, Heinrich von: „*Kleinod Tirol*". Roman. Tyrolia, Innsbruck 1927. 8°. 552 S. 5 Mk., Lwd. 7,20.

Tornius, Valerian: „*Mit Goethe durch Thüringen*". J. C. Hinrichs, Leipzig 1927. Kl.-8°. 136 S. Geh. 2 Mk., geb. 3,50 Mk.

Wyneken, Gustav: „*Der europäische Geist*". Der Neue-Geist-Verlag, Leipzig 1926. Gr.-8°. 182 S. Geb. 8,50 Mk.

Zahn, Ernst: „*Der Libori*". Geschichte einer Ehe. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1927. 8°. 168 S. Lwd. 2,80 Mk.

Digitized by Google

Die neuen Romane

Kleinod Tirol. Von Heinrich von Schullern. 552 Seiten. Broschiert S. 8.—, R.M. 5.—, Ganzleinen S. 12.—, RM. 7.50.

Schullern sieht den Dingen vorurteilslos bis auf den Grund. Er entwirft ein grandioses Gemälde des sinkenden Mittelalters mit all seinen Verfallserscheinungen im sittlichen, staatlichen u. leider auch im religiösen Leben. Die Menschen, die nur aus ihrer Zeit verstanden und begriffen werden können, bringt uns seine ruhige und vornehme Darstellungsart in unmittelbar lebendige Nähe. Wer vermag sich dem Banne des Vogtes von Matsch zu entziehen? Wer leidet nicht mit der schönen jungen Katharina von Sachsen, die als Opfer der Stadtdiplomatie in ihrer Jugendblüte an den haltlosen und doch brutalen Erzherzog Siegmund gefesselt ist? Wer sieht nicht das Buhlweib, die Spießin, wie eine Schlange durch das Gewirr dieses reichen historischen Gemäldes mit Schrecken gleiten? Und über all der bewegten spannenden Handlung leuchtet die große Liebe um das heute wie damals gefährdete Kleinod Tirol!

Sebastian und Leidlieb. Roman von Joseph Georg Oberkofler. 488 Seiten. Ganzleinen S. 11.—, RM. 6.50.

Frankfurter Zeitung: „Der Roman ist ein Werk von packender Kraft." Kölnische Volkszeitung: „Die drei Hauptfiguren aus der Frauenwelt sind wie von der Hand eines alten Meisters wunderzart und doch kräftig in holdseligem Farbenschimmer auf Goldgrund gemalt."

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

VERLAGSANSTALT TYROLIA
Innsbruck / Wien / München

Plattdeutsche Werke

Von Dr. Auguftin Wibbelt

(Pfarrer zu Mehr bei Cleve)

Die Werke des weit über die Gaue seiner engeren Heimat geschätzten und beliebtesten Dichters sind in vielen Tausenden verbreitet. Mit seiner dichterischen Kraft, seinem kernigen, gesunden Humor nimmt Wibbelt heute den ersten Platz unter den plattdeutschen Schriftstellern ein. Bei ihm ist das Wort Humor, der unter Tränen lacht, keine Phrase.

Der Paftor von Driebeck. Erzählungen in niederdeutscher Mundart. Gebunden RM. 4.50.

Dräke-Nähne. Luftige Geschichten in münsterländischer Mundart. 3 Bände. 3.—5. Auflage. 350, 335 und 339 Seiten, in Leinen gebunden à RM. 4.50.

Schulte Witte. Erzählungen in münsterländischer Mundart. 2 Bände. 2. Auflage. 358 und 371 Seiten, in Ganzleinen gebunden à RM. 4.50.

Bildrups Hoff. Eine Erzählung in münsterländischer Mundart. Mit 23 Illustrationen von J. Müller-Maßdorf. 4. Auflage. 258 Seiten. Gebunden in Ganzleinen RM. 4.50.

Sus Dahlen. Eine Erzählung in münsterländischer Mundart. 3. Auflage. 302 Seiten stark. Gebunden RM 4.50

De leften Blomen. Vertellsels ut'n Münsterlanne. 2. Auflage. 238 Seiten. Gebunden in Ganzleinen RM. 3.50.

De Strump. Erzählung in münsterländischer Mundart. 2. Auflage. 278 Seiten. Gebunden RM. 4.50.

Ut de feldgraue Tied. En Vertellsel ut'n Münsterlanne. 2 Bände, 2. Auflage. Band 1: **De graude Tied.** Band 2: **De swaore Tied.** In Ganzleinen gebunden, pro Band RM. 6.—.

Räten-Gaitlink. Gedichte in münsterländischer Mundart. Mit einem Bilde des Autors. 256 Seiten. Elegant gebunden RM. 4.—.

Paftraoten-Gaoren. Gedichte in münsterländischer Mundart. 208 Seiten, in feinem Ganzleinenband RM. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Fredebeul & Koenen / Verlag / Eſſen

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Trau, schau, wem. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Erlösung. Novelle von Rudolf Schuster / Rainer Maria Rilkes Tod. Gedicht von D. Luschnat / Gedichte. Von Alexander Kuhr / Das verlassene Haus. Von Otto Ehrhart / Erwachen. Gedicht von Franz Sagebiel / Abi Sacha. Von Charlotte Ursina / Am endlichen Ziel. Gedicht von D. Luschnat / Das Satirische im südslawischen Volkslied. Von Georg Ebel / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Neue Romane. Von Dr. Gert Buchheit / Carl Hauptmanns religiöser Weg. Von Hubert Razinger / Gotik, Romantik, Expressionismus. Von Dr. Kurt Bock / Stimmen aus dem Auslande. Von Charlotte Demmig / Zu unseren Kunstbeilagen. Von Prof. Johann v. Lutter, Budapest / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilagen: Victor Tardos-Krenner: Portiunkula und Stigmatisation des hl. Franziskus von Assisi

21. Jahrgang **Heft 10** Juli 1927

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

BÜCHER

aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Romane, Novellen und Erzählungen

Herabgesetzte Preise

Adam, Arbeit und Leben	Mk. 2.–
Bauer, Die Gotteswiese	„ 1.50
*Cüppers, Rheinische Legenden, Oktav, holzfreies Papier, Ganzleinen	„ 8.–
Fabri de Fabris, Sommerlaub	„ 2.–
Frank, Gletenjahns Söhne	„ 3.–
– Schulte Kneftmanns Komplott	„ 1.50
Frentz v. Gemmingen, Schwester Thereſia vom Kinde Jeſu	„ 3.–
Haarhaus, Die Erben von Blankeneck	„ 3.–
Haber, Tagebuch eines Kindes	„ 1.50
Heinrichs, Mit Knotenſtock und Ränzel	„ 4.–
Herbert, Von vieler Liebe und mancherlei Leid	„ 3.–
*Janſen, Novellen	„ 3.–
*Kleinmann, Das Abenteuerbuch, geb. in Leinen	„ 3.–
– in feſtem Umſchlag, geheftet	„ 2.–
Krane, Sibylle	„ 5.–
Lambrecht, Allſünderdorf	„ 3.–
Marneck, Zwiſchen Tal und Firn	„ 2.50
Oertzen, Der Welt Sünde	„ 2.–
Paſchwitz, Tam Tamen	„ 1.50
Peter, Es war im Böhmerwald	„ 3.–
– Granit und Gneis	„ 3.–
Pfannmüller, Als der Heiland kam	„ 5.–
– Eine Walz zum Balkan	„ 6.–
– Erſtlinge der Wüſte	„ 5.–
– Durchs Land der Toren	„ 4.–
*Rockenbach, Rückkehr nach Orplid, 2. verbeſſerte Auflage	„ 4.–
Schedlbauer, Der Stern des Meeres	„ 2.50
*Dr. W. Schmidt, Pfefferle, Weg und Geſtaltung	„ 3.50
*Schrönghamer-Heimdal, Wie's daheim war	„ 5.50
*Schrott-Fiechtl, Das heimliche Hochwetter	„ 4.50
Spättgen, Farbenſpiele	„ 1.50
Stolzen-Heimbach, Kinder der Induſtrie	„ 3.–
Torrund, Mit Gott und gutem Wind	„ 2.50
– Die Krone der Königin	„ 2.50
– Ein Kuß aus Verſehen	„ 2.50
Wibbelt, Im bunten Rock	„ 1.–

*Neuerſcheinungen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

FREDEBEUL & KOENEN

ESSEN (RUHR)

Digitized by Google

Portiunkula / Plafond-Fresko von Victor Tardos-Krenner
(Sanktuarium der Budapester Franziskanerkirche)

Digitized by Google

Digitized by Google

Stigmatisation des hl. Franziskus von Assisi / Plafond-Fresko von Victor Tardos-Krenner
(Sanktuarium der Budapester Franziskanerkirche)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Einundzwanzigster Jahrgang Heft 10 Essen, im Juli 1927

Trau, schau, wem ....

Von Friedrich Muckermann, S. J.

ALLE unsere Arbeit im „Gral" geht auf den Aufbau. Von Streit und Händeln wird man bei uns weniger und weniger merken. Zum Teil gebietet uns das schon die Rücksicht auf unsere Leser, die stetig wachsende „Gral"-Gemeinde. Es sind darunter Katholiken, Protestanten, Freireligiöse und überhaupt Menschen der verschiedensten Anschauungen. Uns geht es darum, zu sammeln, zu einigen, zu erheben und Feierstunden der Kunst zu bereiten, was alles durch den ewigen Zank eher gehindert als gefördert wird. Darüber hinaus bestimmt uns aber noch etwas anderes. Alle Kultur und also auch alle Literatur wurzelt in jener tieferen Schicht der Seele, wo der Glaube wohnt und die Religion. Solange hier noch irgendein Leben ist, wird es sein Licht und seine Kraft in alle Bereiche des Schaffens emportreiben. Wenn aber da der Tod herrscht oder eine vollkommene Leere, so wird alles andere langsam absterben müssen. Wer so denkt, wird das Heil zunächst nur von gläubigen Menschen erwarten. Mit ihnen wird er sich besonders verbunden fühlen. Die in dieser Verbindung wirksamen Kräfte werden das Geheimnis des Wachsens und der Fruchtbarkeit in sich tragen. Ihr innerstes Gesetz wird das Gesetz des Lebens sein, das aus sich heraus zu immer neuen Formen drängt. So ist man denn auf Kampf und Abwehr nur soweit eingestellt, als das Leben selbst es verlangt. Abwehr kommt erst in zweiter Linie. In erster Linie aber steht das Leben selbst und seine strahlende Entfaltung.

Aus solchem Grundgefühl entwickelt sich auch ein ganz eigentümliches Organ für die Kritik. Nur Leben spürt Leben. Leben wird zur Liebe an allem Leben. Weil das Leben das Leben liebt, so mag es auch nicht den kleinsten Keim zertreten, der wirklich lebendig ist. Aber alles Leben bildet auch einen heimlichen Bund gegen den Tod und gegen das Verwesende. Das gehört noch zum Leben selbst und zu dem innersten Gesetze seiner Selbsterhaltung. Indem Kritik solcher Art an allem lebendigen Schaffen teilnimmt, verdient sie den Namen des Schöpferischen. Sie weckt das Verständnis für den echten Dichter und diesen selbst. Sie bildet zur Wissenschaft fortschreitend den Kosmos einer lebendigen Kultur. Sie kann sich, dies vorausgesetzt, aber auch nicht der Pflicht entziehen, das Leben, vor allem das Leben eines ganzen Volkes, wenn es schon gefährlich bedroht ist, mit dem göttlichen Rechte des Lebens selber zu verteidigen.

Mehrfach haben wir uns im „Gral" mit Thomas Mann beschäftigt. Wir haben ihm

Digitized by Google

mehr Vertrauen entgegengebracht, als man uns zugemutet hat. Es schien in ihm doch ein starker Künstler am Werke zu sein. Die Gewissenhaftigkeit, die aus jedem seiner fein und sorgfältig geformten Sätze und Worte sprach, offenbarte neben dem dichterischen Können einen ethischen Zug. Einen solchen Mann mußte man geneigt sein ernst zu nehmen, auch wenn er meist skeptisch lächelte. In seinem letzten großen Werk, dem Zauberberg, drang Thomas Mann bis zu sehr energischen religiösen Fragestellungen vor und verband sie mit den großen Gegenständen eines wahrhaft europäischen Romans. Mochte er auch hier heimlich lächeln, wenn sich Leo Naphta um die ernsteren Akzente des Lebens bemühte, diese Akzente waren doch da. Was Leo Naphta sprach, mußte doch irgendwie vorher im Kopfe des Dichters gewesen sein. Die Frage selbst kann oft schon für den Fragenden sprechen, einerlei, wie er sie zu beantworten gedenkt. Thomas Mann verkündete dann noch mit prophetischer Geste, es werde die Zukunft der Literatur der Religion gehören. Durfte man nicht vermuten, er werde die im Zauberberg abgebrochenen Fragen erneut wieder aufnehmen und weiterhin vertiefen? Es kam hinzu, daß der Dichter auch gelegentlich in die politische Ebene hinabstieg, um Bekenntnisse abzulegen. „Wer zu Bekenntnissen neigt, kann kein Schauspieler sein", sagt mit Recht Hugo Ball. War es ein Wunder, wenn wir den Dichter nicht für einen Schauspieler halten wollten? Wir hatten wache Sinne genug, um einen Hauch von Verwesung in seiner Nähe zu wittern. Wir fühlten uns beim Anblick seiner Blumen immerfort an Zypressenduft und Kirchhofsluft leise erinnert. Und doch wollten wir an ihn glauben. Die kleine Geschichte *„Unordnung und frühes Leid"*, die nachher noch herauskam, so unbedeutend sie an sich ist, ließ auch wieder ein edles Gemüt erkennen, das sich mit seltenem Verständnis in die seelische Welt eines Kindes versenkte und ein wirklich hübsches Miniaturbildchen daraus gestaltete. Das bange Problem von Liebe und Tod kehrt darin wieder und zeigt in seiner Wiederholung immerhin, daß im Innern des Dichters um schwere Entscheidungen gerungen wurde. Der Professor hält sein Lieblingstöchterchen auf dem Schoß und phantasiert: „Vaterliebe und ein Kindchen an der Mutterbrust, das ist zeitlos und ewig und darum sehr heilig und schön. Und doch .... Seine Inbrunst für dies süße Stückchen Leben und Nachwuchs hat etwas mit dem Tode zu tun, und das ist in gewissem Sinne nicht ganz schön und gut — obgleich es natürlich die wahnsinnigste Askese wäre, sich wegen solcher gelegentlichen wissenschaftlichen Einsicht das liebste und reinste Gefühl aus dem Herzen zu reißen." Alle Vermutung mußte dafür stehen, daß Thomas Mann sich mit sehr ernsten Dingen beschäftige. Das Gewissen der Zeit schien sich im Gewissen dieses Dichters ehrliche Gewissensfragen zu stellen. Am bourgeoisen Frühstückstisch wurde plötzlich die Maske des Todes sichtbar. Vom Tode bis zur Furcht des Herrn ist aber nicht weit. Und die Furcht des Herrn ist doch der Anfang der Weisheit. Was aber geschah nun?

R. D. W. heißt eine Überschrift in der *„Literarischen Umschau"* der *Vossischen Zeitung*. Es folgt der Untertitel: *„Oder: Thomas Mann, Volk, Literatur"*. Der Eingang des Artikels lautet: „Romane der Welt, herausgegeben von Thomas Mann und Hermann Georg Scheffauer: so künden Plakate in den Buchläden. Jede Woche ein neuer Band, zu niedrigstem Preis, in relativ bester Ausstattung, spannende und literarische Lektüre zugleich. Thomas Mann hält den Schild über das Unternehmen. Alles scheint gut: Literatur fürs Volk." Der Verfasser dieses Artikels, *Dr. Werner Mahrholz*, der uns die Mühe abgenommen hat, diese Romane

Digitized by Google

eingehender zu betrachten, schildert uns nun in kurzen Sätzen, um was für Ware es sich handelt. Ein paar davon können als eben noch annehmbarer Durchschnitt „passieren". Was aber dann kommt, „ist zwischen Nic Carter und den Indianerschmökern seliger Jugendzeiten. Da ist das Flibustierbuch von George Challis, ‚Der Teufelskerl', da ist der Goldgräber- und Banditenroman ‚Die Grenzlegion' von Zane Gray, da ist das sadistische, dafür literarisch aufgeschminkte ‚Porträt eines Rothaarigen' von Walpole, da ist endlich ein Arsène-Lupin-Abenteuer, ‚Die Dame mit den grünen Augen'. In allen diesen Romanen wird Erregung von Sensation um jeden Preis, am liebsten mit sadistischem Einschlag, angestrebt. Ist das der Verantwortung geistiger Menschen würdig gegenüber einem Volk, wie es an Aufnahmefähigkeit und -willigkeit gegenüber guter Literatur trotz allem heute kein zweites in der Welt gibt? .... Und noch einmal: Thomas Mann, wissen Sie, was sich unter dem Deckmantel Ihres guten literarischen Namens zuträgt? .... Inzwischen erscheint der achte Band der Serie. Wiederum Arsène Lupin. Der Titel sagt genug: ‚Die Insel der dreißig Särge'." Soweit Werner Mahrholz, einer unserer ruhigsten und sichersten Kenner und Beurteiler neuzeitlicher Literatur und Kultur. Und zwar steht das in der Vossischen Zeitung, der man fanatisches Wesen nicht vorwerfen wird. Im Gegenteil geht man dort vornehm genug über manches noch hinweg, wie zum Beispiel über das Geschäftliche. Man gibt seinen Namen für derlei Mißbrauch doch nicht umsonst, oder darf man annehmen, Thomas Mann habe keine Ahnung vom Inhalt jener üblen Bibliothek? Jedenfalls könnte man sich vorstellen, er bekäme vom verkauften Exemplar etwa 3 Pfennige. Vergleicht man diese neue Buchgemeinde mit den Ziffern der bestehenden und überlegt man, daß Sadismus unter so zügiger Vertretung bei der Schwäche der Menschen ein sehr gangbarer Artikel ist, so ist am Ende eine regelmäßige Leserzahl von einer halben Million auf die Dauer keine Unmöglichkeit. Das macht eine halbe Million mal drei Pfennige pro Woche oder eine und eine halbe Million Pfennige oder auch 15 Tausend Mark. Und so verdient schätzungsweise der berühmteste der deutschen Dichter, der noch jüngst in Paris im Namen Deutschlands gesprochen hat, der überdies hervorragendes Mitglied der Akademie für Dichtkunst ist, der außerdem gewiß noch in irgendeine Oberprüfstelle für Schmutz und Schund gelangen wird, an einem literarischen Dauerverbrechen, verübt durch Verbreitung sadistischer Literatur, allmonatlich mutmaßlich 60 Tausend Mark. Vielleicht ist es nur die Hälfte, vielleicht auch das Doppelte. Am Ende sind statt der 3 Pfennige auch 5 oder 10 oder 50 bei einem Buchpreis von 2,50 Mk. ausbedungen worden. Wir fügen diese Berechnung hinzu, genau so wie es der Evangelist bei einer bestimmten Gelegenheit in der Schrift nicht verabsäumt hat, die dreißig Silberlinge zu nennen ..... Damit wäre aber auch das rein Chronistische erschöpft.

Wir wollen gerecht bleiben. Hat ein Buchhändler ein Schaufenster für echte Literatur und zugleich ein anderes für Kitsch, so bleibt beides, was es ist. Nur wird beim Betrachten ein gewisser Reiz entstehen, sich diesen Buchhändler doch einmal genauer anzuschauen. Vielleicht hat er sogar Ideale. Er ist eben der Diener aller. Wer etwas Gutes haben will, bitte schön, meine Herren, im Schaufenster rechts. Wer Sensation wünscht, bitte schön, im Schaufenster links. Solche Buchhändlergewissen gibt es, wie jeder Gang durch die Straßen unserer großen und sogar auch unserer kleinen Städte beweisen kann. Buch ist Ware. Der Käufer bestimmt, was er haben will. Der eine trinkt guten Wein, der andere Fusel. Seien

Digitized by Google

wir doch schon loyale Gastwirte. Natürlich gibt es auch Buchhändler und Wirte, die anders denken und der Ansicht sind, es gebe eine gewisse Norm der Anständigkeit, die Käufer und Kaufmann gleichermaßen verpflichte. Aber die allgemeine Empfindung ist das doch heute schon längst nicht mehr. Wir müßten also wenigstens zugeben, es sei der erste deutsche Dichter der Gegenwart doch mit seiner Doppelfirma durchaus nur der Ausdruck seines Geschlechtes und des augenblicklichen Standes seiner Geschäftsmoral. Freilich sollte dann ein solcher Dichter aufhören, sich ethisch zu gebärden. Das Wort Humanität müßte er offenbar durch Geschäft ersetzen. Sein Bekenntnis zu all den schönen Dingen, zu denen sich Thomas Mann auf einem Dutzend von Banketts tatsächlich bekannt hat, sollte sich umformen in das andere, daß es außer einem Bekenntnis zum völlig Bekenntnislosen kein vernünftiges gebe, und es würde prachtvoll passen, wenn man diese Erörterung beschließen wollte mit der Fortsetzung, die Hugo Ball seinem oben genannten Sprüchlein gibt: „Wer zu Bekenntnissen neigt, kann kein Schauspieler sein. Wo aber nicht bekannt wird, dort gibt es viele Schauspieler."

Man könnte aber auch von einem andern Gesichtspunkte aus an die Untersuchung dieser peinlichen Angelegenheit herantreten. Bei Wertheim in Berlin ist fortgesetzt eine große Auswahl billiger, schön gebundener Literatur ausgestellt. Beobachtet man das Volk beim Kaufen, so bemerkt man bald, daß es wertvolle Bücher vorzieht. Es kauft einen Hölderlin, einen Kleist, geradezu beste deutsche Literatur, wenn es nur billig dazu kommen kann. Jene Buchgemeinden, etwa der Volksverband für Bücherfreunde, halten ungeheuere Massen zusammen mit teilweise ausgezeichneten Sachen, die darum ja noch nicht langweilig zu sein brauchen. Man trifft wohl Arbeiter, die Kant und Schiller lesen. So ist unser Volk, und es hat Werner Mahrholz mit seinem guten Urteil darüber ganz recht. Man darf sogar behaupten, es gehe durch dieses unser Volk im Augenblick eine schier unendliche Sehnsucht nach dem Besseren, nach dem Reinen, nach dem Erhebenden. Und da serviert einer von denen, die als Führer dieses Volkes gelten, übelsten Sadismus! Dazu noch unter der Flagge von Literatur für das Volk! Mag sein, daß wir zum Untergang bestimmt sind. Aber was uns zugrunde richtet, ist nicht zunächst die Korruption unseres Volkes, sondern die seiner Führer! Hören Sie doch auf, Thomas Mann, in Zukunft noch zu behaupten, es sei das, was Ihr Mund spreche, nur der Ausdruck der Allgemeinheit. Keine drei Pfennige werden wir für eine Weisheit noch geben, die am Tage vom Wunderbrunnen der Kunst spricht, den sie bei Nacht vergiftet.

Wir waren vor einiger Zeit veranlaßt, eine Stimme aus dem Ausland wiederzugeben, die nicht eben schmeichelhaft von Thomas Mann sprach. Man sieht daraus jedenfalls, daß man unser deutsches Geistesleben mit einigem Interesse verfolgt. Man wird doch schon bemerken, was hier unter dem Namen des größten deutschen Schriftstellers der Gegenwart vor sich geht. Man wird feststellen, welche Ware der deutsche Genius für importfähig hält. Man wird den Sinn des neuen Europas nicht nur im Schaufenster rechts bestaunen, sondern auch im Schaufenster links. Man wird im Reisegepäck dieser großen Internationalen den doppelten Boden erkennen, oben die Humanität und unten die Bestialität. Es lebe das neue Europa! Man könnte versucht sein, zu denken, sie reisten alle mit solch komplizierten Koffern herum, und es liege in diesem Doppelboden das ganze Geheimnis der Völkerbundmißerfolge. Irgendein Besucher von Genf sagte mir einmal, es sei dort ein gewisser Zynismus an der Tagesordnung, am gröbsten und

Digitized by Google

widerlichsten aber sei doch der deutsche. Und es ist nun einmal ein Zynismus ohne Maß und Grenze, sich einerseits als Vertreter edelsten deutschen Geistes und Empfindens feiern zu lassen und andererseits im Reklameschild einer solchen Firma zu figurieren.

Objektiv gesehen — subjektiv wird es dem Dichter nicht so zum Bewußtsein gekommen sein — handelt es sich doch hier um eine geradezu abgründige moralische Verlogenheit. Wir sagen das nicht, um die Anklage nun zu ihrem höchsten Gipfel zu führen, nein, um den Delinquenten zu entlasten. Er ist wohl weniger schuld als seine Weltanschauung, die keine andere ist als die eines innerlich längst entlarvten Liberalismus. Wer Humanität sagt und nicht weiß, ob er auch nur die geringsten inneren Garantien für diese vielgepriesene Humanität besitze, der muß zum Lügner werden. Schön ist dieses Wort Menschheit, indem es die Form des Menschen ausdrückt, der die Krone der Schöpfung ist. Gott selber hat sich nicht gescheut, ein Mensch zu werden und mit dem Menschen auch die Humanität zu retten. Nehmt aber das Göttliche heraus, und es wird sogleich der Teufel seine Stelle einnehmen, und es wird die Humanität die gleisnerische Hülle für jede Gemeinheit. Kein Genie kann diesen innerlich notwendigen Ablauf der Dinge verhindern, und nur Gott kann uns erlösen, nicht aber der Mensch allein. Thomas Mann hat nach dem Menschen gerufen, nach dem europäischen Menschen, nach dem deutschen Menschen, nach dem bürgerlichen Menschen der Ordnung und was der Lockrufe mehr sind. Und erschienen sind die Romane der Welt, eine Sammlung von Schund im Namen des Dichters der Humanität!

Die Front, die gegen die Gläubigen steht, ist nicht die Front der Ungläubigen. Denn viel Glaube schlummert geheim in manchem Unglauben und nicht selten eine ungeheuere Sehnsucht nach Gott. Nein, die Gegenfront hieß im Evangelium und heißt bis auf den heutigen Tag die Heuchelei. Wahrhaftigkeit war darum nicht ohne tiefen Grund die erste Forderung der neuen Jugend. Wir urteilen nicht darüber, wie sich die hier geschilderten Dinge in der Seele des Dichters abspielen mögen. Nicht mit Thomas Mann, dem Menschen, haben wir es zu tun, wo wir selbst Geduld mit all unsern menschlichen Schwächen erwarten müssen. Es geht einzig um die erschütternde Tatsache, daß unser berühmtester Dichter seinen Namen auf ein so unrühmliches Unternehmen gesetzt hat. Diese Tatsache sind wir der breitesten Öffentlichkeit schuldig. Das Heil kann unserm Volke nur von Menschen kommen, die das Göttliche in tiefster Seele oder in heißester Sehnsucht tragen. Nach ihnen suchen wir in der „Gral"-Gemeinde, und nur sie anerkennen wir als Führer und Sterne.

*

Digitized by Google

Erlösung

Novelle von Rudolf Schuster

MONNA Torelli saß auf der Terrasse ihrer Villa am Meer und sann mit großen blanken Augen in den flammenden Streifen, der den gläsernen Mantel der aufsteigenden Nacht säumte. Das Meer trug die Purpurfarbe auf seinen schäumenden Wellenkämmen.

Monna Torelli hatte das Haupt auf den entblößten Arm gestützt. Ihre sonst so herben Züge waren blaß und weich in dem roten zerfließenden Licht. Der Abglanz des Leuchtens überspann ihr Haar mit bläulichem Schimmer, das tiefschwarz, gebändigt über ihr Haupt floß und sich in einem schweren Knoten im Nacken staute. Weiß und kühl und zart durchglüht glitt der Kaschmirschal über die breiten, braunen Schultern in ihren Schoß und hing wie ein Frosthauch auf dem stolzgeschwungenen Nacken und dem schwarzen Haarknoten.

Monna Torelli weilte erst seit wenigen Tagen in Italien und in ihrer Villa am Meer in der Nähe von Rom. Ihr Gatte war Gesandtschaftsattaché der italienischen Botschaft in Tokio. Dringende Familienangelegenheiten und testamentarische Verfügungen, die nach dem Tode ihrer Mutter nach einer schnellen Regelung verlangten, hatten sie veranlaßt, Gatten und Kind zu verlassen und allein die weite Reise über das Meer nach Italien zu unternehmen, nur von der Hoffnung begleitet, so bald wie möglich nach Klärung der Verhältnisse nach Tokio zurückzukehren. —

Der junge Maler, der der jungen Frau gegenüber an der steinernen Brüstung der Terrasse lehnte, träumte in die rote Stunde des sterbenden Tages hinein:

„Die Welt verblutet!"

„Ja, Giordano, die Welt verblutet", sprach die sinnende Frau. „Wenn Krieg und Revolution und Hungersnot von Brand und Mord lassen, dann glutet der Lavastrom über Ährenfelder und Weingärten, knickt Wälder wie Halme und schiebt sich wie ein feuriges Riesentier über Ortschaften hin, wo Menschen ihre stille Heimstatt haben,"

„Und wir stehen dabei," sprach Giordano Mascagni, „und umkleiden unsere Sentiments mit schönen Worten. Wir lesen, lesen und ermessen wohl an Zahlen die Größe und Gewalt der Katastrophe, aber wir erfühlen sie nicht."

Der Maler strich mit einer müden Handbewegung über die Abendblätter hin, die zwischen ihnen auf dem Tisch ausgebreitet lagen und die ersten genauen Nachrichten von dem neuen Ätnaausbruch und seinen verheerenden Folgen brachten.

Frau Torelli hob leicht das Haupt. „Zu uns sprechen kaum noch Zahlen, Giordano; der Wahnwitz eines vierjährigen Völkermordens hat uns Zahlenbegriffe gelehrt, die wir nur in Proportion zu setzen brauchen, um die Relativität zu beweisen. Ja, wir sind kluge Rechner. Unsre Sinne sind stumpf. Wir gehen über die Ereignisse hin und verweilen nur so lange bei ihnen, als sie unsere Neugierde reizen. Wir kennen nur die senilen Gesten fatalistischer Resignation oder banaler Überhebung. Und unser Herz bebt erst, wenn es sich selbst bedroht weiß durch einen Verlust, der ihm eine große brennende Wunde reißt. Ich frage mich, wie wir das Leid tragen, das drohende oder gegenwärtige — wir modernen Menschen. — Giordano?"

Giordano Mascagni ließ sich ihr gegenüber in einem Korbsessel nieder. Seine schlanken Finger schoben sich spielend zwischen die Zeitungsblätter. Er schwieg. Dann sprach er leise, sich steigernd:

Digitized by Google

„Sicher nicht so, Signora Monna, wie diese einfacheinfältigen Schollenmenschen auf Sizilien. Der Glutstrom wälzt sich zischend über ihre hellen, gelben Felder und ihre traubenschweren Gärten, verbrennt und zermalmt die Frucht ihres Fleißes, in der der Schweiß ihrer Frühlingstage und die Hoffnungen ihrer Feierstunden steckt. Und sie stehen stumm und starr. Kein Schrei preßt sich aus der gequälten Brust, kein lauter Leidausbruch. Sie sammeln alle Gesten der Verzweiflung in die eine große, zuckende Gebärde der im Gebet verkrampften Hand vor dem Marienbild. Und wenn der Todesfluß gegen ihre armseligen Hütten heranschäumt — schnell — unheimlich schnell — wie ein unbändiges, feuerschnaubendes Füllen, dann tragen sie das Muttergottesbild dem Feuerstrom entgegen — nicht stumpf-ergeben, sondern mit einer Glaubensmacht, vom Willen zum Leben erfüllt, die für uns unfaßbar ist. Sie achten nicht darauf, daß ihr Marienbild ein kunstloses, handwerksmäßiges Holzschnitzwerk ist, farblos, vom Regen verwaschen, von der Sonne gebleicht. Sie sehen nicht das eckige, harte, hölzerne Antlitz der Gottesmutter und das kantige Christusknäblein; sie sehen nicht die zerspellte Krone, die breit und golden war, und nicht den Mantel der Himmelskönigin, den nur noch seltene blaue Flecke wie verspritzte Farbentüpfel sprenkeln. Sie sehen nur die Mutter Gottes, die Mittlerin, und schreiten hinter dem Bilde der furchtbaren kriechenden Feuermasse entgegen, als sei der Leib und der Mantel der Königin ein Schutzwall, vor dem das Feuer verloht und die glühende Masse verdampft wie ein Wassertropfen auf der Herdplatte. Sie konzentrieren ihre ganze unermeßliche Kraft des Glaubens auf dies Marienbild und leiden stark und schweigend. Sie zweifeln nicht. Sie verzweifeln nicht. Sie glauben. Sie tragen das Muttergottesbild der glühenden Lava entgegen, von Weihrauchwolken umweht und von knisternden Kirchenfahnen umflattert, und das schlichte Holzbild wird zu einer Macht. Ja, wir lächeln ungläubig, Signora Monna, wenn wir hören, daß vor dem hölzernen, verwitterten Muttergottesbild der Glutstrom zum Stocken kommt und stillsteht wie eine fauchende Schlange, wir lachen, weil wir nicht die geistige Macht kennen, die hinter dem Bild sich zusammenballt und den Willen zum Leben gen Himmel schreit in unerschütterlicher Gewißheit der Gnade. Wenn uns die Welle des Leids überspült und wir dem Unglücksstrom das Gottesbild unseres Herzens entgegentragen, so bricht es zusammen, weil es morsch ist und angefault von Skepsis und Überhebung, weil die geistige Macht fehlt, die Berge versetzt."

Giordano schwieg. Das Sternentuch war über die Erde gebreitet, das Leuchten erloschen. Die Frische der Nacht kühlte die Wolke von Wärme, die über dem Land lag.

Frau Torelli lächelte. „Sie eifern wie ein Zelot, Giordano."

Giordano lächelte über seinen Eifer. „Weil mir selbst diese Macht fehlt, die ich bewundern muß, verehrte Frau. Unser Kinderglaube ist unwiederbringlich dahin."

Monna Torelli reichte ihm die Hand über den Tisch.

Er küßte sie andächtig.

„Gute Nacht, Giordano!" — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Torelli saß wie erstarrt und leblos, kalkbleich bis in die Lippen. Die Augen waren grauenvoll geweitet und glichen mit den Augenhöhlen unter hochgezogenen Brauen hohlen Grabgewölben. Dies Bild ward noch verstärkt durch die Glanzlosigkeit und Leere, durch die Kälte und Undurchdringlichkeit, die diese großen, schwarzen Kreise bargen.

Digitized by Google

Sie fühlte nicht den Sonnenstrom, der in ihr Zimmer floß, breit und licht und warm; sah nicht die Morgenschönheit des Sommertags und nicht die Farbenfülle des Parks; sie hörte nicht das Lebenslied der Erde und den frohen Vogelsang und fühlte nicht den schweren Duft der Blumen und den kühlen Hauch des Sees, der sich in den weichen Südwind mischte.

Ihre Seele kreiste fern, angstgepeitscht und irr und blutend und suchte. Fern war ihre Seele im Land der Lotosblumen und der Teehäuser, im gelben Land der Geishas und der ewig lächelnden Schlitzaugenmenschen, fern — fern, wo das Gräßliche, unfaßbar Gräßliche geschehen war.

Allmählich löste sich die Starrheit ihrer Augen, und eine gehetzte Angst sprang in ihren Blick. Schmerzliche Linien gruben sich in ihr Antlitz und verschwanden, zuckten auf und wechselten wie unter einem inneren Krampf und einer ratlosen seelischen Not. Es schien, als reiße ein unerträglicher Schmerz an ihren klaren schönen Zügen und zerfalte sie wie ein Stück Papier.

Ein weher, wimmernder Laut wehte von ihren Lippen. Ihre Brust wogte, als sei der müde Atem wie Windstille zum Sturm angeschwollen. Ihr Haupt beugte sich jäh herab, und sie fuhr mit zitternden Händen die fettgedruckten Zeilen des Zeitungsblattes entlang, das in ihrem Schoß lag, und las, was sie schon oftmals gelesen hatte, laut vor, um sich durch den Klang der Worte an ihr Ohr zu versichern, daß es wahr sei, was sie las: Eine furchtbare Erdbebenkatastrophe in Japan. Tokio und Yokohama stehen in Brand. Die Häuser stürzen ein und begraben ihre Opfer unter sich. Ganze Stadtteile sind vom Erdboden verschwunden. Die Panik ist unbeschreiblich. Die Zahl der Toten läßt sich nicht annähernd feststellen.

Sie schrie röchelnd auf. Die Buchstaben verschoben sich und begannen vor ihren Augen zu tanzen. Die Buchstaben reihen sich aneinander in berechneter Haltung mit unbeweglichen Zügen und mit dem Geruch der Druckerschwärze behaftet, um scheinbar nur ein Sensationsbedürfnis zu befriedigen, und sind doch Gespenster, mit Grauen erfüllt. Hinter ihnen standen Vernichtung und Tod.

Frau Torelli zwang sich zum Weiterlesen. Weitere Nachrichten schlossen sich an und brachten Einzelheiten der Katastrophe, die ein Ausmaß zu haben schien, wie es die Weltgeschichte noch nicht kannte, und eine Tragik umspannte, die ein kleines Menschenhirn nicht fassen kann. Ihre Augen aber glitten über diese Nachricht hin und blieben nur immer wieder an der Meldung haften, die besagte, daß man über das Schicksal des italienischen Botschafters und der italienischen Gesandtschaft noch keine Gewißheit erlangen konnte, da alle Kabel zerstört und jeder telegraphische Verkehr unterbunden seien, daß man aber Besorgnis hege und das Schlimmste befürchten müsse. Ein neben ihr auf dem Tisch liegendes Telegramm der japanischen Botschaft in Rom meldete ihr das Gleiche, nur in der schonenden Art der verhüllten diplomatischen Sprache und mit der Versicherung, daß man nichts unterlassen werde, um sich über das Verbleiben der Gesandtschaft schnellstens Klarheit zu verschaffen. Vage Vermutungen, die man hinzufügte, sollten Hoffnung geben, die aber eher den Todesstoß erhielt durch den Zusatz, daß man leider schon in Erfahrung gebracht habe, daß das Gesandtschaftsgebäude bei einem der Erdstöße zusammengefallen sei. Immerhin, beteuerte man, sei noch kein Grund zu völliger Hoffnungslosigkeit, da es durchaus im Bereiche des Möglichen läge, daß die Gesandtschaft sich bei den ersten Anzeichen der verheerenden Katastrophe noch rechtzeitig habe retten können.

Digitized by Google

Frau Torelli fühlte die Leere, die zwischen den glatten Worten lag, und sah zwischen den Zeilen das Achselzucken der kleinen gelben Männer und die Hoffnungslosigkeit in ihren Mienen, die Glauben und Zuversicht geben wollten. Ihr Gatte war tot und ihr Kind! Ihr Kind!
Sie rang nach Luft, als würge sie jemand.
Gatte und Kind begraben unter zerborstenen Steinmassen oder verbrannt in dem Glutmeer der brennenden Stadt! Die Gedanken bargen Irrsinn.
Tot! — waren sie tot? Ja, waren sie tot??
Es durchzuckte sie wie eine Offenbarung, daß sie noch keine Gewißheit des Todes hatte, daß der Möglichkeiten so viele waren, die eine Rettung verhießen. Der Tod ist an Geschehnisse geknüpft, die schaudern machen durch die Gesetzmäßigkeit und innere Logik ihrer Abfolge, das Leben an Verkettungen gebunden, die an Wunder grenzen.
Frau Torelli vermochte die Möglichkeit einer Rettung gedanklich noch nicht zu fassen.
Da trat Giordano ein. Giordano las die Qual von ihren Zügen ab. Sie sah ihn an mit einem wehen Blick, der ihm das Herz zerriß. Er kniete nieder vor der bleichen Frau und küßte ihre weiße kalte Hand.
„Giordano ... Giordano ..., ist es wahr?"
Wie ein Kind die Mutter fragt, aus einem schweren Traum emporgeschreckt, noch bang und angstgequält von dem Geschauten, daß sie bestätige, daß es nicht Wahrheit sei, was es sah und erlebte, Traum — nur Traum, verwehte Nachtgestalten, so klang ihm diese Frage, ...‚Giordano, sagen Sie, es ist ein Traum — nur Traum. Ich bin erwacht?' ... Die Frage war so hilflos, bang und hoffnungheischend, so erschütternd kindlich-hilflos, daß ihm die Tränen wie siedendes Blut in die Augen schossen.
Aber er zwang sich zur Festigkeit der Stimme und zur Ruhe der Bewegungen. Es galt, die bleiche, zitternde Frau vor dem Versinken in völlige Mutlosigkeit zu bewahren und der siechen Hoffnung Festigkeit und Kraft zuzuführen und den Trost zu reichen, den ein Menschenherz aufbringen kann, ohne bei der Wucht und Gewalt der Ereignisse albern und verlogen wirken zu müssen. Giordano empfand, daß es notwendig verlogen wirkte, wollte man die sinnlose Vernichtung unter dem Gesichtswinkel des christlichen Dogmas betrachten, das den Sieg der Gerechtigkeit in blendende Formeln faßte und alles Geschehen als sinnvolle Schöpfertat und als weise, gerechte Weltordnung aufgenommen wissen wollte. Nein, er vermied es ängstlich, bei dieser Frau, die um Gatten und Kind bangte, eine derartige Betrachtungsweise aufkommen zu lassen, die eher ein Verzweifeln an allen ethischen Werten und einen völligen seelischen Bankrott zu zeitigen vermochte als eine innere Festigung — und die noch weniger verfing — das verhehlte er sich nicht —, wenn das Letzte, Furchtbarste eintreten sollte. So begnügte er sich damit, die Möglichkeiten einer Rettung so zu häufen und zu verdichten, daß sie erkennen durfte, daß die Zerstörung ihrer teuersten Güter, die sie als Gattin besaß, nicht schlechthin als Gegebenheit hingenommen werden mußte, sondern daß eine Rettung wahrscheinlich und vermutlich war. Er führte mit an, daß sich der deutsche Botschafter während der Katastrophe außerhalb ihres Bereiches auf einer Bergtour befunden habe und so der Vernichtung entgangen sei.
„Hoffen Sie, hoffen Sie, verehrte Frau!", faßte er alle seine Vermutungen und Trostgründe zusammen und eilte weg, um nichts unversucht zu lassen, um Gewißheit

Digitized by Google

zu erlangen und, wenn möglich, ihr die erlösende Botschaft der Rettung zu bringen. —

Frau Torelli war innerlich ruhiger und seelisch gleichmäßiger geworden, als sie Giordano verließ. Aber in der Einsamkeit krochen wieder Zweifel herein wie Schlangen, die ihr Opfer verlassen und wehrlos sehen. Sie klammerte sich an den Gedanken, daß Gatte und Kind während des Erdbebens sich außerhalb der Stadt aufgehalten hatten, und ließ sich von allerlei Erwägungen leiten wie ein hoffendes Kind, aber ihr Gedankengang führte sie immer wieder vor das zusammenbrechende Gesandtschaftsgebäude, das alles Lebende unter sich begrub. Die seelische Bilderreihe, die ihre Ideenassoziationen begleitete und durchflocht, denen sie oft gewaltsam eine andere Richtung zu geben bestrebt war, endete wie ein Filmdrama stets mit dem Einsturz und dem Brande des Hauses.

Es kamen ihr Bedenken auf: Wenn auch ihr Gatte durch irgendeine Ordre in seiner Funktion als Gesandtschaftsattaché oder durch eine Privatreise vom Ort der Katastrophe ferngehalten und so dem Tode entgangen war, konnte er nicht ihren kleinen fünfjährigen Matteo zurückgelassen haben in der Stadt des Todes? Er nahm oft Gattin und Kind auf den Reisen mit, die er im Auftrag seiner Gesandtschaft zu unternehmen hatte, aber oft verboten es ihm Dringlichkeit und Wichtigkeit der Geschäfte. Und war es nicht umgekehrt möglich, daß er für die Rettung ihres Kindes Sorge getragen hatte, selbst aber im Bestreben, gleich den übrigen Herren der Gesandtschaft, so viel an Geheimdokumenten und unersetzlichen Werten zu retten, wie möglich war, von den zusammenstürzenden Steinmassen erschlagen wurde? In ihr kämpften Gatten- und Mutterliebe einen zermürbenden Kampf, und weder die eine noch die andere konnte und wollte eine Priorität erlangen, die alle Wünsche und Hoffnungen auf sich zog.

Von diesem furchtbaren Seelenkampf ermattet, legte sich Frau Torelli angekleidet auf ihr Bett und verfiel in einen traumschweren Halbschlaf.

Vor ihr tauchte aus nachtschwarzen Tiefen das schmale, schmutzig-gelbe Antlitz eines Japaners auf mit platter Nase, wulstigen Lippen, niedriger Stirn und einem erschreckend tierischen Ausdruck der Züge, der auch aus den strichgleichen, tückischen Augen stach. Sein Gesicht war von einem weiten Strohhut beschattet, der es vor der Sonne schützte; es erschien unmenschlich groß und zugleich unnahbar fern und quälte sie wie ein Alp, weil sie seiner Erscheinung nachsann in dem bewußten Empfinden, diese vertierten Züge schon einmal menschlich wesenhaft vor sich gesehen zu haben, aber nicht fand, wo und wann. Das unheimlich große Antlitz schrumpfte zusammen und wich zurück und setzte sich gleichsam auf den dazugehörigen Körper, der in gelben Hosen und weißer, fleckiger Bluse stak. Er hob den Arm mit der spinnenfingrigen Hand und schob das Dunkel wie einen Vorhang zurück. Vor ihr lag eine brennende Stadt. Häuser barsten und knickten zusammen wie Bauwerke von Kinderhand. Flinke gelbe kleine Männer, nackte Frauen und schreiende Kinder huschten durch die Schutt- und Brandwolken, fielen auf den glühenden Straßen, über die irre, zuckende Flämmchen tanzten, platt und brettsteif hin und blieben liegen. Menschenähnliche Wesen, wahnsinnig vor Schmerz, zerrten ihren zerschundenen Leib unter Holz- und Steintrümmern hervor, und blutige Fleischklumpen, verbrannt und verstümmelt zur Unkenntlichkeit der Körperform, lagen auf Schutthaufen, aus denen blutrote Flammen wie bleckende Tiere sich blähten und aufschossen und sich vereinigten mit dem sie umwogenden Glutmeer. Die Bilder wechselten wie rasend gekurbelte

Digitized by Google

Filmstreifen. Plötzlich stand die Träumende, wie am Tag in Gedanken, vor dem brandgeschwärzten Gesandtschaftsgebäude und sah ihren Gatten, rauchschwarz, blutig, in zerfetzter Kleidung, mit ihrem schwarzlockigen Buben, der mit großen, angstgeweiteten Augen auf des Vaters Arm saß, aus dem Tor des Gebäudes stürzen. Der vorbeihetzende Menschenstrom riß ihn mit sich fort. Er hastete vorwärts. Neben ihm, vor ihm, hinter ihm brachen Fliehende zusammen, schlugen platt hin vor Ermattung, von herumwirbelnden Steingeschossen und brennenden Holzklötzen getroffen oder von dem dicken, glühenden Qualm erstickt, den ein dichter Funkenregen sprenkelte. Er trat auf Leichen, strauchelte, brach ins Knie, bäumte sich auf, hastete weiter.

Die Schlafende — war es ein Traum, was sie sah, war es eine Vision? — folgte mit keuchendem Atem und fliegenden Pulsen der grausigen Flucht.

Der große, starke Mann, zu Tode erschöpft, hielt krampfhaft das Kind, rannte, taumelte, stürzte, rannte dahin durch Tod und Brand zwischen Tausenden, die nur ihr nacktes Leben zu retten suchten. Der Strom der Fliehenden stockte, staute sich und flutete zurück. Einstürzende Häusermassen begruben Menschen und versperrten den Weg. Wo man eben noch rote Brandwolken, von gestikulierenden Menschensilhouetten erfüllt, gesehen hatte, türmte sich Schutt auf und stießen hohe Flammenwände empor. Die Fliehenden wurden in Seitengassen gedrängt, unter ihnen ihr Gatte. Da griffen jach aus dem roten Qualm zwei dürre, gelbe, blutende Arme nach dem Knaben, dessen Haare, wirr und versengt in das totblasse Gesichtchen hingen und der ohnmächtig an der Brust des Vaters lehnte, entrissen mit jähem Ruck dem Manne das Kind und warfen es in die glühenden Brandreste eines Hauses. Der Mann schlug lautlos zu Boden. Der Strom der Totgeweihten flutete über ihn hin. Das Bild zerriß, und aus Nacht und Glut grinste das schmutzig-gelbe Antlitz mit den wulstigen Lippen, den tückischen Augen und tierischen Zügen sie höhnend an.

Und es war um die elfte Stunde der Nacht, als sie das sah.

Frau Torelli fuhr mit einem gellenden Schrei aus den qualvollen Gesichten auf. Sie zitterte grauengefoltert. Ihr Leib war schweißgebadet, war schwach wie nach langer, langer Krankheit.

Sie erinnerte sich blitzartig des gelben, vertierten Antlitzes, das ihr erschienen war. Es war dasselbe, das jener Mensch trug, der in Japan in ihren und ihres Gatten Diensten gestanden hatte und den ihr Gatte mit Stockschlägen belegen und aus dem Hause jagen ließ, weil er gestohlen und den Verdacht auf Unschuldige zu lenken versucht hatte. Sollte der Traum wahr sein und dies die Rache des Schurken bedeuten?

„Nein! Nein! Nein!", schrie sie und preßte ihre kalten, schlanken Finger an die Schläfen. Sie richtete sich gewaltsam auf, machte Licht und wankte vor den Spiegel. Sie tastete nach ihrem Spiegelbild auf der lichten, blanken Fläche, als wollte sie sich versichern, daß sie noch lebe oder daß sie nicht wahnsinnig sei und sich selbst noch erkenne.

Dann eilte sie aus dem Zimmer und rief ihrem alten Diener zu, der ihr angstzitternd, von ihrem Schrei aufgeschreckt, entgegenkam:

„Mach Licht, Paolo! Licht! Die Nacht erwürgt mich. Mach Licht im ganzen Haus, in allen Zimmern und zünde alle Kerzen an! Licht! Licht! — Mein Gatte lebt!"

Sie lachte, lachte ein furchtbares Lachen. Der Alte humpelte kopfschüttelnd und händeringend davon.

Digitized by Google

Und die bleiche, schöne Frau schritt durch die hellerleuchteten Zimmer, schritt hin und her und immer von neuem durch alle Zimmer, als müsse sich irgendwo ihr kleiner Knabe versteckt halten und ihr Gatte beim Öffnen einer Tür in der Helle des Zimmers stehen.

Als ihre Finger flüchtig über die Saiten ihrer Laute glitten, die in einem Sessel ruhte, wurde sie plötzlich still und lauschte — so, als wehe ein Lied, ein lang vergessenes, oder ein ferner müder Klang durch ihre Seele. Ihre Augen umflorten sich. Und sie nahm die Laute in ihren Arm und strich sanft über die Saiten und schlug Akkorde an, die sich die Hände reichten zu einem Lied. Sie trat auf die Terrasse. Die weiche Nacht schmiegte sich an ihre Wangen und kühlte ihre fieberheiße Stirn. Die sehnsuchtmüden Klänge schluchzten auf und starben.

Ihre Augen irrten zu den Sternen, und sie mußte daran denken, daß die gleichen Sterne, die ihr entgegenblinkten, auch über der Stadt standen, die in Schutt sank und in Brand verlohte. Die gleichen Sterne! Sie wußten, ob sie tot waren oder lebten, Gatte und Kind. Sie sehen Tod und Vernichtung, Geburt und Leben, sie schauen alles und wissen alles. Und sie erschauerte vor der Erhabenheit der Sterne. Ihren müden Händen entglitt die Laute und fiel zu Boden. Monna Torelli sank ohnmächtig auf die Steinfliesen der Terrasse. — — — — — — — — — —

Als sie erwachte, war es Tag, heller, klingender Tag. Aber mit dem Erwachen und mit dem Tag kamen von neuem Qual und Unruhe über sie. Ihr Antlitz war bleich und gläsern wie Wachs. Breite Schatten dunkelten unter ihren müden Augen, die den Vergleich aufkommen ließen, als stände sie am Meer oder auf einem Berg und blickte ins Wesenlose, Unendliche, ins Nichts, so gegenwartsfern war der Blick ihrer Augen.

Giordano hatte, ehe Frau Torelli aus ihrer Ohnmacht erwachte, schon mehrmals sich telephonisch aus Rom nach ihrem Befinden erkundigt und nach ihr verlangt. Jetzt teilte er ihr mit, daß er gestern und auch heute schon des öfteren — mündlich und telephonisch — bei der japanischen Botschaft nachgefragt habe, ohne eine sichere Auskunft über das Verbleiben ihres Gatten und ihres Kindes erhalten zu können. Er schwor ihr, seine Bemühungen nicht ruhen zu lassen und alles Erdenkliche zu tun, um dieser qualvollen Ungewißheit ein Ende zu bereiten, er bleibe deswegen in Rom, so gern er persönlich ihr seine Fürsorge angedeihen lassen wolle. Er rate ihr auch, nicht selbst — wie sie geplant habe — bei der japanischen Botschaft vorzusprechen, da das Gesandtschaftsgebäude umlagert sei von denen, die dunkle Vermutungen oder bestimmte Gründe um das Leben eines ihrer Angehörigen oder des Teuersten, das sie besitzen, bangen ließen. Er drang in sie, nicht zu verzweifeln, da die Rettung einiger Herren der italienischen Gesandtschaft schon sicher und verbürgt sei. Er werde am Nachmittag vorsprechen.

Auch diese Nachricht von der Rettung mehrerer Herren, die in der nächsten Umgebung ihres Gatten gewesen sein mußten, machte Frau Torellis Stimmung nicht gehobener und ihre Hoffnung nicht beschwingter. Die nächtlichen Traumvorgänge waren wie mit harter, blutiger Schrift in ihre Seele eingegriffelt und standen unablässig vor ihrem geistigen Auge. . .

Es litt sie nicht länger in ihrem Heim. Ihre Sinne spürten plötzlich den süßen, schweren Duft von Weihrauch und den Geruch, den altes Chorgestühl und verblichene Kirchenbänke ausatmen. Sie sehnte sich nach dem Dämmergrau eines Kapellenraums. Sie sah plötzlich die schillernden Kreise und farbigen Streifen vor sich, die aus den bunten Kirchenfenstern fallen und sich mit ihrem seidigen

Digitized by Google

Glanz auf die kalten Steinfliesen und Säulen legen und gleichsam lächelnd versunken sind in das zuckende Spiel des rieselnden Lichts. Sie hatte Sehnsucht nach all diesem Verwunschenen, Weltabgekehrten.
Sie verließ ihre Villa. Und wußte nicht, woher ihre bleiernen Glieder die Kraft zum Gehen nahmen; sie schritt mechanisch.
Auf der Straße blickten sie die Vorübergehenden, die sie kannten, scheu an, und oft schien es, als wichen sie ihr aus. Sie fühlte es.
Ihre müden Augen schmerzten in dem grellen Sonnenglanz und dem weißen Lichtgeflimmer der Landstraße.
Nun trat sie in die kühle Dämmerung eines kleinen Marienkirchleins ein. Sie schloß die Lider, um die weißlichen Lichtpunkte zu verscheuchen, die vor ihren Augen wie kleine, wirbelnde Staubteilchen der Landstraße schwirrten. Aufblickend hob sie die Brust in tiefem Atemzug. Wie seltsam verwandelt war alles um sie! Eben betäubten sie noch der Lärm und die Grelle des Tages, der hinter ihr nur noch in der Breite der geöffneten Kirchentür lagerte — weiß und flirrend. Jetzt umfingen sie begrenzte Stille, mystisches Versunkensein geweihten Raumes. Die Stille hatte ihre heimlichen, summenden Laute; und die Stimmen des Tages schlugen nur verwirrt an ihr Ohr. In diesem Raum war alles gesammelt zu einer großen und doch schlichten, feierlichen Geste und zu stiller Einkehr. Hier war alles geweiht und erhoben durch geheime, althergekommene Vereinbarung und rätselvolle Übereinkunft.
Die bronzene Ampel schwang rotglühend, leicht bewegt von einem Luftzug, im Dunkel des Raums. Leise klirrte die Kette, an der sie hing.
Frau Torelli schritt auf das Marienbild zu, bekreuzigte sich und beugte die Knie. Sie legte die Hände im Gebet auf die Brust und hob den Blick zur Gottesmutter auf, um ihn in ihre gnadenvollen Augen zu versenken. Aber was die friedvolle Stille sie auf Minuten vergessen ließ, das riß das Bild wieder an die Oberfläche ihrer Seele. Sie sah nicht die glückvolle Mutter mit dem dickbäckigen Knäblein auf dem Arm, das aus großen, hellen Augen kindergläubig in die Welt schaut; sah nicht den reinen, ungetrübten Glanz weltvergeßner Mutterfreude; ihre Gedanken stellten ihr die schmerzzerrissenen Mienen der Mutter vor Augen, die um den Sohn Leid trägt, und zerrten sie vor die gebrochene Gestalt, die in stummer Qual am Fuße des Kreuzes kauert. An Stelle des Marienbildes mit dem Christusknäblein trat jenes andre aus den Tiefen ihrer Seele, das die leidvolle Gottesmutter zeigt, wie ihr blutendes Herz von glühenden Pfeilen durchbohrt wird.
Sie fühlte ihr Sehnen sich verflüchtigen und ihren Willen zerbrechen, der ernstlich bestrebt gewesen, einen Glauben zu befestigen, der frei von Zweifelsucht und Deutelei sich selbst genug ist und keiner Bestätigung und Erhärtung seines Wesens bedarf, sondern demütig und hingebend die Gewißheit göttlicher Gnade und Hilfsbereitschaft und weiser göttlicher Fügung als unverbrüchlich und erprobt hinnimmt. Statt des Trostes, nach dem sie lechzte, ward ihr neue Qual gereicht — deshalb, weil ihr Intellekt in zwangsläufiger Gedankenfolge die Verbindung von der jungen, strahlenden Gottesmutter zur gebrochnen Frau am Kreuz und Grabe des Sohnes schlug und damit das Bewußtwerden gleichen Leids und die Erinnerung daran die eigene Wunde aufrissen. War ihre Vorstellungswelt, die auf ihrer geistigen Bildung beruhte, schuld, daß sie keinen Trost aus dem Anblick des Heiligenbilds schöpfte, oder war nicht vielmehr das Symbol höchst mangelhaft, das Kraft und Trost verhieß, jedoch bei nachdenklicher Betrachtung notwendig das Leid wieder vor Augen führte, von dem die Betende für Zeit Vergessen suchte?

Digitized by Google

Sie erinnerte sich der sizilianischen Bauern, die das verwitterte Muttergottesbild dem glühenden Lavastrom stumm und gläubig entgegentragen, und jener Glaube erschien ihr jetzt aus dem Erleben dieser Stunde heraus als stumpfe Gedanken- und Urteilslosigkeit oder als Ausfluß eines Heroismus, der mit einem kraftvollen Trotzdem alle aufkommenden Zweifel bannte und alle Versuchungen von sich wies. Entweder wurde dieser Glaube, den sie neu in sich zu gründen suchte, von ihrem abwägenden Verstand gehemmt und zu wenig vom Gefühl geleitet, daß er sich nicht zu Größe und Unerschütterlichkeit und zu dem selbstbewußten Trotzdem aufschwingen konnte, oder diese Schollenmenschen liefen einer Idee nach, die sie von den Vätern ererbt hatten und die sich nicht durch sich selbst bewährte und nicht aus sich heraus Wunder schuf, sondern, von einem starren Willen gestaltet und gestützt, nur von diesem Willen her ihre bezwingende Kraft nahm. Sie glaubte zu erkennen, daß die christliche Symbolik in dem Marienbild und den meisten anderen Heiligenbildern und vor allem in dem Gekreuzigten sinnfällige Äußerungen geschaffen, die das Leid verherrlichen und nur an Leid mahnen, und nicht imstande sind, jubelnde Lebensfreude zu spenden oder versiegende Lebenslust mit neuer Kraft zu erfüllen durch ihren bloßen Anblick.

Und es geschah, was Giordano unbewußt vorausgesagt hatte: Die Welle ihres Leides schwemmte ihr Marienbild hinweg. — — — — — — — — — — —

Frau Torelli saß entrückt in der Lichtfülle des sonnenwarmen Zimmers. Die Sonnenfunken hauchten samtnen Goldglanz auf ihr schwarzes Haar, das ihr bleiches Antlitz bis zu den Schläfen umrahmte, dieses leidvolle Antlitz, das aber nicht mehr die Zerrissenheit des aufgewühlten Meeres trug, sondern den tiefen schweren Ernst des dunkeln Bergsees barg.

„Vor drei Tagen um die elfte Stunde sind sie gestorben", hatte sie dem kleinen, schwarzgekleideten, gelben Herrn geantwortet, der in gesetzten schonungsvollen Worten ihr die verbürgte Nachricht vom Tode ihres Gatten, des italienischen Gesandtschaftsattachés und ihres Kindes zu überbringen die schmerzliche Pflicht gehabt, und der sie daraufhin höchst verwundert angeblickt hatte, da die Zeugen, die den Tod auf die Nachforschungen der japanischen Botschaft hin zu bestätigen wußten, etwas Ähnliches hatten verlauten lassen. Ihr war es gewiß, auch nach den zurückhaltenden Schilderungen, die man ihr gab, daß das Geschaute in jener Nacht kein Traum, sondern eine Vision gewesen, durch die Intensität ihres Gefühls und ihrer Sehnsucht übermittelt. Und sie erschauerte, wenn sie sich der Gräßlichkeit dieses Todes erinnerte.

Gatte und Kind waren tot. Aber seltsam! Sie hatte geglaubt, daß das Wort für sie Wahnsinn in sich berge. Und nun war sie still und ganz gefaßt und wagte es sich zu bekennen, daß die Gewißheit Erlösung war. Ihre Seele war weit und gewärtig, das Leid in sich aufzunehmen wie einen heiligen, unveräußerlichen Schatz, war geweiht und bereitet, den geliebten Toten eine Ruhstatt zu errichten, die ihnen die Erde entzog. Ihr Leid war groß, so groß, daß sie es in seiner ganzen Tiefe und Weite noch gar nicht zu fassen vermochte. Aber die Qual war von ihr genommen, die folternde Qual des Hoffens und Zweifelns, die Spannung ihrer Seele gelöst. Sie wußte; sie hoffte und zweifelte nicht mehr; sie wußte, daß beides hinfällig und ohnmächtig war.

Sie war still und gefaßt, als die Dienerschaft eintrat, um der teuren Herrin verschluchzt und wortlos ihr Beileid zu bekunden. Sie lächelte müde, als ihr alter,

Digitized by Google

getreuer Paolo mit zitternder Hand die ihre an seine zitternden Lippen führte, und strich versonnen über sein weißes, schütteres Haar.
Als Giordano kam, schritt sie ihm entgegen in der ganzen Hoheit ihrer schönen Gestalt. Giordano war ergriffen und bewegt, sie so verwandelt und gefaßt zu sehen. Sie nahm wortlos seinen Arm und schritt mit ihm die Stufen der Terrasse hinab in den Park.
Duft und Glanz umgaben sie und die Fülle sommerlicher Pracht, die nicht ans Sterben denkt. Sie schritten schweigend eine Zeitlang den hellen Parkweg hin. Bis Frau Torelli sprach:
„Ich habe kein Recht mehr auf das Leben, weil mir die Verpflichtung dazu genommen ist. Nur eine Verpflichtung gibt ein Recht zum Leben. So muß ich darauf bedacht sein, mir dieses durch das andere neu zu beschaffen. Leid gibt Verstehen und Kraft zum Mitleiden. Ich will aus der Fülle meines Leides heraus anderer Leiden stillen und Menschenjammer lindern mit ganzer Kraft geläuterter Seele und tätiger Hilfe. Es gibt zu viel des Leides auf der Welt."
Sie wußte nicht, woher ihr plötzlich die Gedanken kamen, die sich scheinbar so selbstverständlich mit den Worten loslösten. Sie erstaunte über ihre eigenen Gedanken. Und sie dachte dabei an das liebliche Muttergottesbild mit dem Christusknäblein und fühlte, daß sie das heilige, große Leid mit der Gottesmutter auf gleiche Stufe stellte und innerlichst verband.
Das Gebet zur Schmerzensmutter erneuerte zwar die Erinnerung an ihr Leid, doch hatte dieses nichts Quälendes mehr für sie, ließ sie vielmehr erkennen, daß niemand in seinem Schmerz alleinsteht.
Langsam löste sich die lähmende Erstarrung, und Monna Torelli erhob sich über ihr Leid zum Glauben. Und sie wurde fast froh bei dem, was sie sprach und dachte. Giordano schwieg auf ihre Worte. Die Entscheidung dieser Stunde war ihm heilig.
Da eilte über die besonnte Wiese ein kleines Mädchen mit wehendem Haar und fliegendem Röckchen auf die Schreitenden zu, hielt aufatmend an und reichte voll kindlichem Ernst der bleichen, schönen Frau im geballten Kinderfäustchen einen Strauß verwirrter Wiesenblumen.
Frau Torelli nahm die Blumen lächelnd und liebkoste das Kind. Das Kind klatschte in die Händchen und lachte beglückt und sprang davon.
„Das Leben kommt zu mir", sagte Frau Torelli.

*

Rainer Maria Rilkes Tod

Da bist du bleichgelittner
ganz zu dir erbleicht,
da bist du ausgegossner
ganz aus dir verströmt.

Des Blutes dunkle Färbung
ward licht und lichter,
du kehrtest dich zurück
zum Ring der Dinge.

Zum schweigenden Gewebe
der Klanggedanken
erlöste sich dein müdes,
dein Wolkenherz.

Nun bist du totgewordner
Gesang im Raum.
Wir heben unsre Stirnen
und sehn dich an.

D. Luschnat

Digitized by Google

Gedichte

von Alexander Kuhr

Ich bin der steinerne Herr der Ewigkeit.
Mein heißer Atem ist Gebrüll
und hangt wie Reif um meine kahlen Tage.
Wann sendest du die Gnade, die verheißen?
Ich bin noch jetzt verwurzelt in der Tiefe
unheiliger Kräfte, die wie Feuer dampfen
im Lodern meiner Brust.
Ich bin der Meister des Gebets zu Dir
und doch nur Sünde. Und mein ganzer Leib
trieft Blut . . und doch
will jener dunkle Vorhang nicht zerreißen
im Zeichen meines Kreuzes, meiner Marter.

Mich kann die Erde fassen nicht.
Ein jegliches Gefäß zerspringt gefüllt.
Ich muß wie Du — ein Heiland — doch von unten
Geborener
auf einem Berg von Leichenscherben enden,
um aufzustehen aus priesterlichen Händen.

*

Mit geheimsten Gehirngewalten
und in marterndem Geistentfalten
jag' ich — wie schmerzt mich mein strenger Mund —
über der Erde endloses Rund.

Wird denn keine Türe mehr aufgetan?
Ist denn alles nur Ende und Wunsch und Wahn?
Ein wenig stille halten vor dem, was nie geschieht . .
Ein wenig glauben an das, was keiner mehr sieht . .
Ein wenig mühn, wo sich Tausende abgefront . .
Mit ein wenig Liebe zufrieden: wie alle — entlohnt . . ?

Doch nein. Solang ich ringe, schrei ich nach verzehrenden Gewalten.
Es flattert schon vor meinem inn'ren Ohr;
in Nächten wird's ein ganzer Chor,
der stößt mich vor
zur Spitze derer, die die Fäuste ballten. .
Erwachend greif' ich wieder in die dünne Luft,
des Morgens mit den schon vergrämten Falten —
und was aus seinem Dunkel ruft und ruft —
es findet mich in Triebe, Griffe, Eile, Angst, Bereitschaft, Trauer, Mut
— und Hoffnung tausendmal zerspalten . .

Digitized by Google

Allein: ich bin in Ewigkeit nicht zu verjagen.
Ein Fußbreit Erde hat sich meiner Hand entrungen:
Die kann mich tragen! —
Hier halt' ich Wacht
von Mitternacht
bis mir der neue Morgenruf erklungen — —
Ich selbst bin keines Wortes wert,
und darbend übt' ich mich im strengen Schweigen.
Aushalten will ich als ein guter Mönch, dem nichts zu eigen;
bis sich geklärt,
was in mir gärt —
bis mir zuletzt im Abwärtssteigen
und Niederneigen
Heil widerfährt.

*

Ich brachte das lachende Herz meines Weibes Gott zum Opfer dar:
Gott nahm es, und die leisen Lieder starben . .

Und legte ihr süßes Augenpaar auf den geleerten Altar:
Gott schmückte tausend Engel mit seinen Farben . .

Und dennoch wollt' ich mein blindes und nimmer lachendes Weib nicht lassen
und wollte lieber den Gott im Himmel hassen.

Doch aber nach einem Jahr, da trafen mich seine letzten Streiche —
Er fand mich schlafend und gar unbereit —

Er sprach im Blitzstrahl und rang aus den Armen mir meines Weibes Leiche:
„MIR habe ich dich geboren und angefreit . ."

*

Ich bleibe so der glatte Fels, der unerbittlich
aus dunklem Meer in dunklen Himmel ragt.
Ich bin nicht zu erklimmen —
Ich kann nicht halten, wenn es Gnade regnet —
Ich bin nicht zu zerspalten durch den Blitz —
Ich bin ein unbeweglich Ding, das ewig dauert —
Ich bin dem Schiffer kein Fanal — ICH bin keine Hoffnung —
Ich bin so dunkel, wie es Gott wohl ist . .

O Gott — Barmherzigkeit —:
Ich bin wie Du, doch ohne Güte
Ich bin, was Du bist, aber ohne Leben
Ich lebe, aber ohne allen Sinn

Digitized by Google

Ich sinne, aber ohne, ohne Ziel
Ich bleibe, aber kalt und unberührt
Ich schreie, aber ohne Hall —:
Ich kann nicht hoffen mehr vor lauter Nacht

und warte, warte — doch — auf Dich.

Du bist die Wahrheit.
Doch die Wahrheit ist mir nichts.
Ich muß *Dich* sehen hinter allem „Ich".

*

Ein Leben ist in mir, das ohne mich geschieht . .
Mein wahres Leben ist
in Versen, wie ich niemals
sie finden kann —,
und die der Seele doch geflüstert hörbar werden
aus ihrem tiefen Brunnen —;
niemand kann sie belauschen, weil kein Weg
von dort nach uns hinführt. —

Wir schluchzen, daß in uns
noch soviel Wohllaut blieb und spüren zitternd:

Es liegt, geballt wie eine Faust, dort unten eine Macht
— von uns und unsrer Tage Mühsal abgeschieden —,
die alle toten Klüfte aufreißt, die
das Kommende verheißt und wiederbringt
in schlichter Klarheit Erde, Menschen, Sterne . .

Ein Einst und Bald keimt in uns — unaufhaltsam — und zu Zeiten
wie drängend!
Tausend Zukünfte ineinandergewachsen wie grüne Halme im Rohr —
Wir denken viel, doch leben innerlich wie Gras und Baum
und sind wie Traum in einem anderen Traum . .

*

Der Gott, der dir nichts ließ, als ihm zu singen,
ist streng. Für dich besitzen darfst du nichts.
Du mußt ihm dienen und für ihn vollbringen:
Das Dunkel muß zu seiner Helle dringen,
und deine Nacht bis in den Kern des Lichts.

*

Digitized by Google

Das verlassene Haus

Von Otto Ehrhart

DER Weg von Osten nach den reichen Dörfern am Rande des Moores ist gar traurig zu durchwandern. Man muß da zuerst an einer bitterarmen Landschaft vorbei, deren kargem Boden kaum das Dürftigste entsprießt. Trockene Heide, weder Baum noch Strauch — keine einzige Wasserader belebt die endlos braune Fläche. Es sind schon üppige Leistungen, wenn ein paar Weiden oder eine magere Krüppelkiefer sich mit wilden Schlehen zusammennistet, um so eine Art Oase in dieser Öde zu bilden. Niedere Brombeerhecken verfilzen oftmals den Boden, aber auch diese Trauben der Armen gedeihen hier nur kraftlos und sind so elend, daß sich kein Mensch um sie bemühen mag. Das Gras ist hart, zäh und spröde. Nur der Wind freut sich des freien Raumes. Bald weht er als lästiger, staubiger Rauch über dem tonharten Boden, bald wedelt er froh wie ein ausgelassener Köter zwischen den verschüchterten Gräsern dahin. Bei Sturm ist seine Macht grenzenlos, und es ist ratsam, ihm dann hier nicht zu begegnen. Mitten durch diese ergreifende Armut führt, wie um möglichst schnell daran vorbeizukommen, eine schnurgerade Landstraße. Sie ist mit künstlich gepflanzten Pappeln besetzt, die wie zwei Reihen braver, müder Soldaten in eine bessere Ferne marschieren. Jedoch selbst diese hellen Zypressen unseres Heimatlandes fühlen sich hier fremd und haben nichts von jenem feierlichen Wachstum ihrer Brüder an sich, wie man sie sonst wohl aus dem Grunde begnadeterer Landschaften nach der lichten Bläue stoßen sieht. Ihre herrlichen Brüder, die, gleich Türmen, lispelnd wie Finger Gottes an den Saum der blanken Himmel rühren, erschienen ihnen wunderbarer als uns — Götter.

Vor einigen Jahren hatte ein mutiger oder auch geschäftsuntüchtiger Unternehmer versucht, in dieser Gegend Ziegel zu brennen. Der schwache Lehmgrund aber war selbst hierfür zu schlecht und zu verdorben. Kurz und gut, die Fabrik wurde wieder abgetragen. Wo man den Lehm gestochen hatte, füllte bald ein fades, schmutzig-grünes Wasser die Gruben, in denen jetzt nur Kröten, Wasserfrösche und Salamander ein faules Dämmerdasein führen. Von der Fabrikanlage blieb nichts zurück als ein Haufen wüsten Abfalls, Gerümpel und Bruch, wie: rostige Schaufeln und Werkzeugteile, durchlöcherte Blecheimer, Scherben, leere und zerbrochene Flaschen, eine Masse nutzloser Dinge, für die ein Althändler keinen Pfennig mehr gegeben hätte. Diese schäbigen Reste beschattet jetzt, als ob es gar seltene Schätze wären, ein freundlicher Hollunderbaum, in dessen Schatten sich Brennesseln und blasse Gräser bemühen, einen barmherzigen Teppich des Vergessens über das verworfene Elend zu weben.

Einen Steinwurf von diesem Orte entfernt liegt ein altes, verlassenes Haus. Einst war es ein glückliches kleines Gebäude, in dem der Ziegeleiaufseher mit seiner Familie gewohnt haben mochte. Es hatte damals noch richtige, blanke Fensterscheiben, einen Ofen, einen Küchenherd, Fenster und Türen besessen. Es barg alles, was bescheidene Leute glücklich machen konnte. Bei dem großen Abbruch aber wurde ihm alles, was wieder verwertet werden konnte, aus dem Leibe gerissen. Man ließ ihm nichts, nicht einmal den Fußboden.

Sommer und Winter kamen und gingen. Regen und Schnee machten seinen feuchten Leib, wie den eines schwangeren Weibes, schwellen. Seine entglasten Fenster-

Digitized by Google

höhlen starren wie blind in die dürftige Heide, und mit seiner zerbrochenen Türe spielt der Wind. Wenn dieser jetzt über die braune Schwermut segelt, ist es geradezu trostlos hier. Die Tür kreischt in den verrosteten schiefen Angeln — das alte Haus klagt und stöhnt. Sein hohler Leib orgelt. Die lockeren Ziegel wimmern, und so, wehrlos dem rüpeligen Winde preisgegeben, ruft es die Menschen an und fleht um Hilfe.

Das arme, verlassene Elend will es nimmer begreifen, daß man ihm zeitlebens gekündigt hat. Also wartet es, rissig und schrundig, mit geschwollenem Leibe, wie eine alte treue Dienstmagd, auf die Rückkehr des Menschen, seines Herrn. Es vergeht schier vor Sehnsucht nach seinen treulos geflohenen Bewohnern. Es weint im Regen, dörrt in der Sonne und ist fast zufriedener, wenn der Wind weht und es durch die kreischende Türe seiner unendlichen Sehnsucht Laut geben kann. Diese Sehnsucht rührt das Herz. Rührt es so, daß man in tiefstem Mitleid mit ihm weinen möchte.

Bald aber hat man sein Leid wieder vergessen. Ein altes Haus? Gott, ist es nicht wie ein schwacher Mensch, den wir herunterkommen sahen? Meine Schuld ist es doch nicht, wenn es ihm jetzt so elend geht! Ich kann deshalb doch unmöglich darin wohnen. Ich könnte — aber es geht mich ja schließlich gar nichts an.

An einem gewitterschwülen Julitage kam ich vom Moor zurück. Ich hatte Pilze gefunden, und ein bekannter Fischer hatte mir eine schöne, große Bachforelle geschenkt. Nun trachtete ich möglichst schnell noch vor dem Unwetter die Stadt oder wenigstens das nächste Dorf über der Heide zu erreichen. Es war aber bereits zu spät. Mitten auf der Chaussee überholte mich das Gewitter, und bald vollkommen durchnäßt, strebte ich eiligst dem nächsten Dorfe entgegen. Da — während ein gewaltiger Windstoß in die ächzenden Pappeln fuhr und ein neuer, schwerer Regenschauer das Land durchpeitschte — wähnte ich ein eigenartiges Tönen zu hören. Ein sich wiederholendes Signal, ähnlich dem Weinen eines kleinen Kindes, oder auch wieder, als wenn ein Mensch in bedrängtester Lage um Hilfe riefe. Ich hielt die Hand ans Ohr und horchte. Deutlicher als vorher vernahm ich jetzt wieder das Tönen, und kurz entschlossen — nässer als ich war, konnte ich kaum mehr werden — schritt ich über das Land, der klagenden Stimme entgegen. Es war — das alte Haus!

Anfangs ärgerte ich mich ein wenig, daß ich, der ich so gerne mein scharfes Hören rühmte, so wenig Unterscheidungsvermögen bewiesen hatte. Dann aber ging ich rasch darauf zu, und nachdem ich einen herumliegenden Pfahl gegen die so jämmerlich kreischende Tür gestemmt hatte, trat ich vollends ein, warf den Rucksack von den nassen Schultern und fand es bald bequemer, hier zu warten als draußen auf der regenüberströmten Landstraße zu sein. Es war ja trocken hier, wenn es auch etwas muffig roch, was wohl von den mit Schimmelpilzen überschlagenen Mauern herrühren mochte. Im Grunde befand ich mich da in einer noch ganz passablen Stube. Ursprünglich schienen hier mehrere Räume gewesen zu sein. Zwei Räume jedenfalls und ein kleines Gelaß, ehe man, wie deutlichst zu erkennen war, die hölzernen Zwischenwände herausgerissen hatte.

Alte Gebäude erweckten schon als Knabe einen stürmischen Forschungsdrang in mir. Auch jetzt befaßte sich meine Phantasie gleich lebhaft damit, sich auszumalen, wie es wohl früher hier ausgesehen haben mochte. Also hier stand der Herd, dort an der weißen Stelle ein Schrank, hier hatten Bilder gehangen, jedenfalls ein paar billige Öldrucke — immerhin, es konnte ganz gemütlich gewesen sein.

Digitized by Google

Drüben an der Wand mußte früher eine Treppe auf den Speicher geführt haben. Ich ging hinüber. Die Bodenluke stand offen, und da der Raum ziemlich nieder war, zog ich mich mit einem raschen Klimmzuge hinauf. Die Luft auf dem Boden war besser als unten, und während die eine Hälfte des Speichers noch vollständig intakt und trocken war, wies die andere leicht zu reparierende Mängel in der Bedachung auf. Durch diese Lücken drang jetzt der Regen herein und bildete eine große, schmutzige Lache auf dem Boden. Spinnweben, eine schlafende Fledermaus, ein altes Wespennest und leere Puppen von Tagschmetterlingen hingen im staubigen Gebälke. Es war hier wie auf einem richtigen Bauernspeicher, und ich glaubte mich in jene wunderbaren Tage meiner Kindheit zurückversetzt, wo wir auf den Speichern des heimatlichen Dorfes Verstecken gespielt hatten. Wo ein süßes, geheimnisvolles Bangen unser zages Herz erfüllte, und wo die staubigen, modernden Dinge allmählich seltsam zu knacken, raunen und reden begonnen hatten. — Unter dem Dachfirst entdeckte ich ein kleines verquollenes Fensterchen. Ich riß es auf und schaute hinaus. Da draußen ging noch immer der Regen über die Heide. Der Hollunderbaum schüttelte sich wohlig, und dort, wo der fröhliche Schwall des Regenwassers aus der Traufe in die Wiese stäubte, hatten sich kleine Weiher und munter fließende Bächlein gebildet. Eigentlich war es ganz gemütlich hier oben. In dem helleren Licht erschien nun auch der ganze Boden viel einnehmender. Es lag zwar eine Masse Gerümpel herum, zahnlose Rechen, Holzpfähle, alte Ofenrohre und so weiter. In einer trockenen Ecke aber lag noch ein ganzer Haufen altes Stroh, auf dem früher einmal sicher jemand geschlafen hatte. Ein Schafhirt, Bauernknecht oder auch ein Stromer — wer weiß, wer. Es war fast grau, und ich fühlte einen leisen Widerwillen gegen dasselbe.

Der Regen war jetzt am Versiegen, und durch das abziehende Gewölk brach schon da und dort ein schöner, tröstlicher Sonnenstrahl. Die weite, von schweren Wolken belagerte Landschaft, über die in wechselndem Spiele bald breite, bald schmale Lichter glitten — ganz im Maße, wie die dunkel drängenden Ballen der schimmernden Helle Durchschlupf ließen —, erreichte hier so starke, scheinwerferhafte Beleuchtungseffekte, wie ich sie bei keiner anderen Landschaft vorher gesehen hatte. Als es endlich vollends aufhellte, konnte es gegen sechs Uhr abends sein. „Wie wäre es," dachte ich auf einmal, „wenn du heute nacht hierbliebest? Diese Gegend scheint viele unbekannte Reize zu haben." Es schien mir keine schlechte Idee. Essen hatte ich genügend bei mir, und ich brauchte nur noch ein Feuer, um daran meine Kleider zu trocknen. Beschlossen! Was ich an trockenem Speichergerümpel fand, warf ich durch die Lucke hinab und baute schnell aus umherliegenden Ziegelsteinen eine Feuerstelle, neben der bald meine nassen Kleider zu dampfen begannen. Währenddem reinigte ich im Badeanzug die ausgenommenen Forellen, — wofür die vielen klaren Wasserlachen eben noch gut genug waren —, spießte sie auf eine Gerte und briet sie über schwacher Glut. Mit dicken Scheiben würzigen Landbrotes als Beilage bot sie mir ein schmackhaftes Abendessen. Später bummelte ich ein wenig um das Haus, fegte mit einem Strohwisch den Speicherboden sauber und legte mich endlich, mit trockenen Kleidern und ehe der Mond erschien, auf dem locker geschütteten Stroh zur Ruhe. Ob der Mond daran schuld war? Ich weiß es nicht. Jedenfalls fand ich keinen Schlaf. Vielleicht war es das alte närrische Haus, welches mich störte. Es verging schier vor Freude, wieder einen Menschen beherbergen zu können. Bald knackte es da, bald dort im Holze. Es huschte um den Raum. Dann bröckelte wieder mit

Digitized by Google

leisem Rieseln etwas Mörtel ab. Es dehnte und reckte sich wie in tiefstem Glücke, um schließlich wieder gleichsam wie in sich selbst zu horchen: „Ja — er war noch da! Es lag ein Mensch in seinem Bauche. Ein Mensch! Es war bewohnt!" Dankbarst räkelte sich das alte Gebälke . . . Mäuse trippelten über den Boden. Aufgeregtes Her und Hin. Spitzschnäuziges Pfeifen. „Kommt rasch und riecht! Hier duftet's doch nach Gebratenem? Wahrhaftig, da liegt ein Mensch und schläft."
Aber ich schlief immer noch nicht. Der Mond stand schon hoch am Himmel, er kroch bleich über die alten Bodenbretter, auf denen wie eine dunkle Landkarte — eine wunderliche, unsympathische und verworrene Landkarte — eine schwarze versickerte Lache stand. Wie von eingedicktem Himbeersafte oder vertrocknetem Blute!" Was man bloß für blödes Zeug zusammendachte! — Ich stand wieder auf und betrachtete durch das kleine Bodenfenster die Landschaft. Wie friedvoll war die Nacht und wie schön! Der Hollunder duftete süß, und die erfrischte Erde roch kräftig und tief nach herber Heide. Im reinen Lichte des Mondes sah man die fernsten Dinge. Die letzten Pappelbäume am Horizonte und sogar einen fern auf der Chaussee hoppelnden Hasen. Das treue, silberne Glänzen war klar und sichtig, hell, fast wie am Tage.
Aus dem Abfallhaufen huschte jetzt ein kleiner, länglicher Schatten. Weich, mit wundervollen Bewegungen glitt er in die Wiesentiefe, versank in einem Mausloche. Schlangengleich tauchte er wieder auf, schoß durch das Gras und fuhr pfeilschnell gegen das Haus. Ahnte das Wiesel denn nicht, daß ich hier war? Eine Weile war es noch still im Hause. Dann raschelte es bald hier und dort, begann blitzschnell hin und her zu laufen, und jetzt — — mein Gott, ich verhielt mich so still, daß ich das Pochen meines Herzens hörte — quoll der unsäglich wehe, herzbeklemmende Schrei einer Maus unter den Bodenbrettern hervor — genau da, wo die unangenehme vertrocknete Lache stand. Zornig und ganz unbegreiflich erregt stampfte ich mit dem Fuße auf den Boden und rief „Mörder!" — Das Haus rumpelte hohl. Kalk fiel von den Wänden und verrieselte leise. „Nein, was bist du albern", mußte ich denken. „Du tust ja gerade, als wäre hier weiß Gott was passiert. — Ach, und schau — was nützt es denn —, da draußen springt der flinke Räuber schon wieder über die Wiese, so leicht und graziös, als wäre die blutwarme Beute nur ein Federchen, ein Flaum, der ihm am spitzen Schnäuzchen klebt . ."
Es war eine lange, wunderliche Nacht. Erst ums Morgengrauen schlief ich ein und erwachte dann an einem heißen, blendenden Sonnenstrahl, der durch das Dachfenster hindurch auf meinen Händen tanzte. An seiner Steile ersah ich, daß es nahezu Mittag war. Ein grundgesunder Hunger trieb mich auf und davon. Nach dem Mittagsmahle, das ich im schattigen Wirtsgarten des nächsten Dorfes eingenommen hatte, kam der behäbige Wirt an meinen Tisch und zog mich, wie es der dortige gute Ton von ihm verlangte, in ein freundliches, belangloses Gespräch. Er erzählte mir dabei auch unter anderem, daß ihm erst vor kurzem ein Marder zwei seiner besten Legehennen getötet habe, und dadurch kam ich unwillkürlich auf mein nächtliches Erlebnis mit dem Wiesel zu sprechen. Er schien seinen Ohren nicht trauen zu wollen, als ich erzählte, wo ich übernachtet hatte. „Ja — wissen Sie denn, wo Sie geschlafen haben?" — „Nun," antwortete ich, der ich mir seine Erregung nicht zu deuten wußte, „ich denke halt, in einem alten, wenn auch vielleicht etwas baufälligen Hause." — „In einer Mördergrube!!" rief er nun schnell. „Es ist noch kaum ein Jahr her, daß ein alter jüdischer Hausierer,

Digitized by Google

der — genau wie gestern Sie —, von den Moosdörfern kommend, in dem alten Hause Unterkunft und Schutz vor einem Unwetter suchte, dort beraubt und erschlagen ward. Zwei Tage später erst fand ihn eine Gendarmeriepatrouille auf dem Speicher der ‚kalten Herberge', wie wir das Haus nennen, mit zertrümmerter Schädeldecke, in seinem Blute schwimmend auf. Marand Josef! Sie müssen ja noch die Spuren davon gesehen haben. Der arme Mann — Gott sei seiner Seele gnädig! Auf Befehl der Ortspolizei wurde dann die auf den Speicher führende Treppe, weil auf dem Boden immer allerhand lichtscheues Gesindel übernachtet hatte, abgebrochen und verbrannt. Mein Gott! Hat der Herr da aber ein Glück gehabt, daß ihm nichts passiert ist!" — „Nun," erlaubte ich mir, von dem Gehörten gar unheimlich berührt, einzuwenden, „es muß doch nicht gleich jeder, der sich zufällig in die alte Hütte verirrt, ermordet werden." — „Das nicht. Nein, aber einen tödlichen Schrecken hätten Sie vielleicht erleiden können. Seit jener Nacht geht der Ermordete um. . ." Nächtlich, erzählte der Wirt weiter, besonders wenn ein nördlicher Wind wehe, höre man den Toten wimmern und schreien. Er selbst habe es schon mehrere Male gehört, es stünde ganz außer allem Zweifel, auch könne der und jener die Wahrheit seiner Angaben bekräftigen. Man höre den Toten poltern und jammern, und oftmals, ob der fürchterlichen Laute, gefröre einem das Herz im Leibe.

„Jetzt wird er aber kaum mehr schreien," unterbrach ich nach einer Weile den Redestrom des Wirtes, „jetzt, nachdem ich ihm einen Zaunpfahl in den Hals gesteckt habe."

„Um Gotteswillen!" rief er aus und bekreuzigte sich entsetzt, „Sie haben doch nicht etwa dem . . dem . . ." — „Nein, nein," lenkte ich schnell ab, „es war doch immer bloß die Türe, die so tat." —

Der Wirt ließ sich nicht beruhigen und blieb bei seinem „Geiste". So könne nur etwas ganz, ganz Übernatürliches tun. Dann rannte er in die Küche, um seiner Frau das Wunder zu erzählen, denn nur durch ein solches sei ich gerettet worden. Ich aber nahm den günstigen Umstand wahr, rief rasch der Bedienerin, beglich meine Zeche und wanderte heimwärts.

Tagelang wollte mir die Geschichte nimmer aus dem Sinn. Immer wieder mußte ich mir den Vorgang vergegenwärtigen. Die stürmische Gewitternacht und den alten, mutigen Händler. Wie er rufen hörte und dann, genau so wie ich den seltsamen Lauten folgend, in sein düsteres Verhängnis ging. Und dann die Tat! Nein — es war abscheulich! Meine Abneigung gegen die Himbeerlache, dieses ungewohnte feige Entsetzen, als die Maus aufschrie, war also aus anderen, tieferen Gründen entsprungen. Warum sonst hätte ich „Mörder!" geschrien? Ach, ich glaube, alle Geschehnisse schaffen Eindrücke — Eindrücke, die wie unsichtbare Bilder an den Dingen unserer Umgebung haften bleiben. Sie sind wie gedankliche Bilder, die sich schleierartig um das Außen legen, und die wir nur nicht sehen können, weil unser inneres Auge längst für solches Sehen erblindet ist. Manchmal nur — wie Ahnung oder Warnung — streift unsere Seele ein froher oder auch trauriger Hauch.

Das alte Haus steht immer noch draußen in der Heide und ruft den Menschen. Der Wind spielt wieder mit seiner zerbrochenen Türe und manchmal, wenn ich nach dem Moore wandre, ruft es mir traurig und vorwurfsvoll nach. Aber ich höre nichts! Mit schlechtem Gewissen eile ich vorbei. So wie man einen heruntergekommenen Menschen nicht bemerken will, weil man doch weiß, was mit ihm

Digitized by Google

passiert ist, und er — wenn er vielleicht auch gar nichts dafür kann — sich doch anstandshalber schämen soll. Nun einfach, weil es uns peinlich ist . . .
Ich werde nimmer auf seinem Speicher schlafen. Nein, warum gerade ich? Ich bin auch kein besserer Mensch als die andern, und so lasse ich das Haus, wie jedermann, verkommen und verfallen. Es wäre ja nichts dabei, wenn man es mal ein bißchen reparierte. Aber warum soll gerade ich es tun, warum gerade ich??
Ein nasser Herbst wird kommen. Der Winter wird krampfhaft in seinem hohlen Leibe wühlen und wird es so lange mit Schnee belasten, bis es birst. Sein letzter Laut aber wird ein Schrei nach Liebe und abgründiger Sehnsucht nach den Menschen sein.

*

Erwachen

Ich habe geträumt, es läge Schnee,
Schnee, den die Sonne bescheint . . .
— Die Fabriksirene hat mich erweckt —
Draußen grau sich die Nacht erstreckt,
Not und Nacht sich vereint. — —
Und ich hatte geträumt, es läge Schnee . . .
Schnee, den die Sonne bescheint . . .

Ich wollte den Morgen nicht verstehn.
Ich habe es doch gemußt.
Ich mußte aus meiner Kammer gehn,
Grau war der Tag und berußt —
Aber wie leuchtend die Ferne ist,
Wie lange, wie tief ich sie vermißt . .
So hab' — ich es nie gewußt!

Ich habe geträumt, es läge Schnee . .
Weiß, hoch und verweht —
Ach, warum war mein Leben so grau!
Wie häßlich die Stadt, wie verwirrt ihr Bau!
Oh, wenn ich jetzt in die Berge geh,
Oh, wäre es nicht zu spät!

Franz Sagebiel

Digitized by Google

Abi Sacha

Von Charlotte Ursina

DER Abi Sacha ist doch wirklich ein Geizhals! sagen die Leute. Aber barmherzig ist seine Seele! meinen die anderen. Und recht haben alle.
Abi Sacha hat den kleinsten Laden in der Gasse. Und die Jüdengasse ist so eng und krumm, so dunkel und schmutzig. Aber sie führt zum Fluß hinaus, der gewunden vor der Altstadt fließt, und eben wer zum Fluß hinunter will, muß durch die krumme Jüdengasse holpern. Und wer durch die krumme Jüdengasse holpert, muß vor Abi Sachas schmalem Häuschen stehenbleiben und durch die Scheiben blinzeln. Denn was der Alte hinter diesen Scheiben und drinnen erst im Laden hat, das findet keiner mehr auf dieser Welt.
Das Schönste sind — für einen, der sie liebt — die alten Münzen, aus Silber getrieben. So kostbar schön, als wären sie Sterne, vom Himmel gestreut, und Jehova habe Abi Sacha, seinen Diener, gerufen, sie einzusammeln, rund um die Erde, ganz im geheimen, und immer bei Nacht. Davon ist Sachas Rücken auch so krumm geworden! Gewiß! das mag sein.
Wenn ein Sonnenstrahl sich in das Jüdengäßchen spinnt — gelegentlich kommt das doch vor —, hängt Abi Sacha ein graues Sacktuch vor die Ladenscheiben; denn die Edelsteine in ihren Geschmeiden sprühen Funken, daß einst ein Armer, dem die Gasse fremd, urplötzlich auf das harte Pflaster vor dem Laden fiel und blind geworden ist zur selben Stunde. Da sind Abi Sachas Augen so schwarz geworden, mit flackerndem Glanz, wie einer von den Diamanten, den sich ein Herzog mühsam einst erstanden, seiner Herzgeliebten das Brautgeschmeid davon zu schenken.
Und die kleine Gemeinde von St. Johann hat drei Jahre lang gespart: die Männer am Bier, die Weiber am Süßzeug, und selbst die Kinder ihre Kreuzer fürs Kasperltheater, nur um von Abi Sacha die Monstranz zu kaufen, die einst der heilige Johann geküßt als Kind.
„Sankt Johann — Nepomuk! Ora pro nobis!" Das haben sie gesungen, als der Kaplan das Heiliggut erkauft, in die Hand genommen und durch das Jüdengäßchen ehrfurchtstief getragen hat. Da hat Abi Sacha nur eigen gelächelt. Aber dies Lächeln ist stehen geblieben um seinen Mund, bei Tag und Nacht, durch Jahre, Jahrzehnte. Seltsam ist das.
Er hat auch die köstlichsten Bücher in Schriften und Zeichen. Und wenn einer eben schon zum Ende neigt, mit all seiner Weisheit, der zahlt dem Abi Sacha die schwersten Gulden auf den schwarzen Tisch und wird noch weiser von seinen Büchern. Doch so weise, wie der Alte ist, wird niemand mehr.

*

Aber kein Geschäftchen ist leicht mit ihm. Abi Sacha ist wirklich ein Geizhals! sagen die Leute und haben recht. Aber barmherzig ist seine Seele! sagen die anderen. Und auch die haben recht.
Denn Abi Sacha hat das fremde Kind behalten, das einst vor seiner Türe lag. Nur in Lumpen gehüllt, am Wollband ein Kreuzlein aus Dünngold am Hals. Kein Mensch auch wußte, woher es gestammt. Aber Abi Sacha hat ihm seinen Namen gegeben und hält es treu und gut, als sei es ihm vom eignen Blut und Fleisch. Er hat es kurz nur Franz genannt. Einmal, weil just Franziskustag bei den Christen am Kalender stand, da er es in der Frühe vor seiner Türe fand. Zum anderen,

Digitized by Google

weil ihm ein Kreuzlein um den Hals gehangen. Er schickt es auch dem Rabbi nicht zur Schule. Doch in der Altstadtschule bleibt das Kind am ersten Platz, in jeder Klasse. Und Abi Sacha, wenn er zum Abend seinen Laden schließt, lehrt es noch selber wunderbare Dinge.

„Jetzt wird das Kind wohl mal sein Erbe sein!" meinen die Leute untereinander. Denn Abi Sachas Kinder sind gestorben, gleich nach dem frühen Tod der Mutter. Seitdem er nun alleine ist, hat er den Laden aufgemacht und ist in seiner Stille alt geworden. Sehr alt, und seine Haut ist bleich und fein wie Elfenbein.

Der kleine Sacha mag wohl jetzt zehn Jahre alt sein. Genau weiß es niemand. Er kann sich zu den Kindern in der Gasse niemals finden. Und in der Schule ist es ähnlich. Er bleibt so ernst und still und tief verschlossen. Nur vor Abi Sacha löst er seine Seele auf. Die ist so zart wie eine junge Blüte und weiß wie Schnee. Abi Sacha hütet sie, wie ein Himmelsgärtner seine Jungfraulilie.

Jetzt legt der Alte jeden Sonntag seinen zweiten Leibrock an, der ist schwarz und lang, vom feinsten Tuch, mit vielen Knöpfen. Er nimmt das Kind bei der Hand und geht mit ihm gemessenen Schritts die Gasse hinunter und weiter zur Stadt. Das ist immer um die Zeit der hochheiligen Messe in den Kirchen, wenn die Glocken von den Türmen dröhnen.

„Geh hinein! Ich warte so lange!" sagt Abi Sacha, drückt dem Kind ein Münzenstück für den Opferstock in die Hand und schiebt ihn in das große Hauptportal der Kirche.

Wenn Abi Sacha das zwölfte Mal rund um den Kirchplatz geht, in den Händen ein Büchlein, winzig, schwarzledern, vergilbt in den Seiten, mit seltsamen Zeichen, dann tönen die Glocken wieder vom Turm, — die Messe ist aus. Und aus der strömenden Menge tritt das Kind auf ihn zu, mit hellweiten Augen, voll gläubigem Glanz. —

Abi Sacha steckt sein Büchlein in den schwarzen Leibrock und nimmt den Knaben sorglich bei der Hand. In der Jüdengasse stecken die Leute sich heimlich zusammen. „Jetzt kommen sie wieder vom Dom!" sagen sie nur und schütteln die Köpfe. Aber zu lächeln wagt niemand. Denn über Abi Sacha wagt keiner zu lächeln.

*

Nun sitzt das Kind den ganzen Tag, knapp, daß die Schule vorüber ist, im Laden, hinter dem Fenster, wo das Licht am reinsten durch die Scheiben bricht, und — malt. Anfangs versucht er sich mit Blumen und Vögeln. Jetzt kommt das Haus, das Abis Laden gegenüberliegt und Ben Elias gehört. Und Ben Elias zahlt dem Franzl Sacha bar zwei Gulden auf den Tisch, so trefflich ist sein Haus getroffen. Da bekommt der Bub einen roten Kopf von allem Eifer und malt wie im Fieber. Abi Sacha lächelt in den grauen Bart und kauft ihm Stifte und Federn, Farben und Pinsel und vom besten Papier.

„Das Kind wird so klug wie Abi Sacha und ein so frommer Christ, wie Abi fromm ein Jude ist!"

Und wer das sagt, hat wahr und recht gesprochen —

Vor drei Tagen ist die Miriam in das Haus gekommen. Die Miriam Korah, Abi Sachas Schwester Kind, die vor drei Jahresfrist verstorben ist. Jetzt, da der Jaob Korah wieder freit, bleibt die Miriam bei dem Onkel. Sie ist des Anfangs wirr und scheu. Aber wie sie den Knaben sieht, wird sie rot bis zur Stirn und senkt den Blick. Seit der Bub sie gesehen, hat er den einen Gedanken nur — er will sie malen. Der brennt ihm Tag und Nacht im Hirn und manchmal im Herzen. Abi

Digitized by Google

Sacha läßt keinen Blick von den Kindern. Das Mädchen ist drei Jahre jünger als der Bub, der vierzehn zählt.
„Vater Sacha, darf ich die Miriam malen?" fragt der Knabe, als sie schon die fünfte Woche im Hause ist und die beiden kaum miteinander sprechen. Die Miriam bekommt einen purpurroten Kopf und glänzende Augen, als Abi Sacha lächelnd nickt.
Jetzt versucht der Bub sich unermüdlich mit dem Stift, und die Miriam hockt auf einem Schemelchen auf dem Ladentisch und wagt sich nicht zu rühren.
So muß die heilige Jungfrau einst gewesen sein! denkt sich der Bub. So schön! Und wirklich! die Miriam ist schön, daß jeder nach ihr blicken muß. Und über den kleinen Sacha kommt ein Eifer, der ist so heilig fast, wie seine Liebe zur Jungfrau ist. Das macht ihn wirr. Wenn er zur Jungfrau betet, sieht er jetzt immer nur die Miriam noch vor sich. Und wenn er die Miriam sieht, meint er, sie sei der Jungfrau doch so ähnlich, daß er sie dieserhalb schon lieben müsse. Und die Miriam fragt den Onkel heimlich, warum der Knabe denn kein Jude sei . . ?
Aber Abi Sacha lächelt und weiß, daß er sie beide in den Händen trägt und tragen wird, den Bub und die Miriam.
Mit dem Bild der Miriam zeigt der Knabe sein Talent. Und daß er nun Maler werden darf, verspricht ihm der Alte.
„Ich werde immer nur die Miriam malen!" denkt er sich still und blickt sie von der Seite an.

*

Nun hat der junge Sacha auch die Schule hinter sich, ist groß und schlank, mit tiefen Augen und klugem Blick, im achtzehnten Jahr. Aber hinter seiner blassen Stirn träumt eine ferne Welt. Und aus den Tiefen seiner Seele weht es wie Sehnsucht. Abi Sacha behält ihn noch ein rundes Jahr im Haus. Und alles, was er ihn noch lehren kann, das lehrt er ihn. Doch über alles schwingt er seine Liebe, die wie ein Schleier fein gewebt sich über Welt und Menschen spinnt.
Die Miriam hat den Haushalt übernommen. Jetzt ist sie kein Kind mehr, und Franz Sacha weicht sie aus — genau wie er ihr. Warum? das weiß sie nicht. Oder will es nicht wissen. Aber zuweilen fragt sie in die Sterne, mit der Sprache des Herzens.
Nun hat sich auch das letzte Jahr gerundet. Wie er ihr die Hand zum Abschied reicht — denn jetzt geht er auf die Malerschule fern in die große Stadt —, wird sie noch einmal so rot wie damals als Kind und senkt den Blick. Und sprechen können sie beide kein Wort.
Abi Sacha hält ihnen den Rücken gekehrt und blättert im Buch. Dann trennen sie sich. An Miriams beschatteten Lidern blinkt es wie Perlen.

*

Vater Sacha! Vater Sacha!
Und wie der junge Franz vier Jahre später vor dem Alten wieder in dem engen Laden steht, da ist er ein Maler, jung noch an Jahren und doch schon mit Namen. Abi Sacha küßt ihm die Stirn. Und freut sich über ihn, wie nur ein Vater sich freuen kann, und seine Augen tragen hell den Glanz des Friedens.
„. . . und Miriam?" Franz Sacha fragt mit Blick und Wort, wie sie in die kleine Stube treten, die ihm so leer erscheint, weil Miriam fehlt.
„Sie ist des Bela Rubens Frau geworden, vor sieben Wochen. Daheim in ihrer Stadt. Das war bestimmt so seit ihrer Geburt, schon durch die Väter."

Digitized by Google

Abi Sacha blickt auf den runden Tisch von blankem Ebenholz. Der Junge ist so grau geworden wie drüben die Wand. Und seine Hände zittern wie sommermüde Blätter im ersten Herbst.
Und doch ist er so fromm ein Christ, wie Abi Sacha fromm ein Jude ist. Doch einmal wollte er sie nur noch sehen . . .
An diesem Abend sprechen sie nichts mehr zusammen. Rings um sie wird Nacht, daß die Lampe verlöscht.

*

Nun küßt ihn Abi Sacha wieder auf die Stirn. Von seinen Lippen weht der Hauch des Friedens. Und seine Worte sind ein einziger Segen. Und seine Liebe wird ihn begleiten. Denn nun weiß und fühlt er es gewiß, Franz Sacha bleibt ein frommer Christ!
Der hält das Dünngoldkreuzchen in der weißen Hand, das ihm als Findelkind am Hals gehangen. Das nimmt er mit, auch wenn er drei Tage später in das Kloster tritt von St. Benedikt.
Und wenn er erst ein Malermönch geworden ist, wird er die Jungfrau malen — nur immer die Jungfrau!

*

Und alles, was Abi Sacha besitzt, vermacht er Miriams zweitem Sohn, der Abi heißt nach ihm. Aber der Alte in der Jüdengasse wird so betagt, daß die Leute ihre Köpfe schütteln. Und wie er sich versammelt zu den Vätern, da Jehova ihn ruft, zählt er achtundneunzig Jahre, fast auf den Tag.
Und wer in der Jüdengasse wohnt, streut Asche auf sein Haupt, denn Abi Sacha ist gestorben. Das ist am siebenten Tag im Mai.

*

Am endlichen Ziel

Nach allem Wandern ist dies ohne Ende:
Das Traurigwerden am vollbrachten Ziel.
Sie finden wenig und verlieren viel
Und segnen mühsam leergewordne Hände.

Da steht der Bleiche, der in Tränen fiel,
Neben dem Lächler an der gleichen Wende
Und wartet, daß ein Ruf ihn weitersende,
Doch still ist alles: Jeder kam ans Ziel.

Am Ziel wird jeder traurig und verlassen,
Mit sich allein und ohne eine Hand,
Er kann das Herz des Raumes nicht mehr fassen,
Zu Asche ist die Zeit dahingebrannt.

Er wird zur steilen Flamme, wird zum Strahl, —
Verstummt, erschrickt vielleicht zum erstenmal.

D. Luschnat

Digitized by Google

Das Satirische im südslawischen Volkslied

Von Georg Ebel

EUER Wohlgeboren! haben mir durch die Übersendung einer wörtlichen Übersetzung vorzüglich schöner serbischer Lieder sehr viel Freude gegeben, sodann aber solche durch Grammatik und Lexicon verdoppelt und verdreifacht.

Ihre bedeutende Sprache hat hierdurch sich auch bey uns den Weg gebahnt und unsern Forschern die Pflicht auferlegt, sich emsig damit zu beschäftigen. Verzeihen Sie aber, wenn ich Sie abermals um eine Gefälligkeit ersuche, um eine gleichfalls wörtliche Übersetzung der hier beikommenden serbischen Lieder, besonders des letzten, worin sich ein artiges Ereignis hervorthut.

Leben Sie recht wohl und bleiben meiner Theilnahme gewiß

ergebensten

J. W. Goethe.

Weimar, den 20. December 1823."

Dieser Brief von Goethe an Vuk Stefanovic Karadzic ist ein Denkstein in der Kulturgeschichte des deutschen wie auch des südslawischen Volkes. Die Verbindung von hinüber und herüber zieht weite Kreise. In der geschichtlichen Folge treffen wir Namen wie Grimm, Ranke, Humboldt, Schlegel usw. Trotz aller Bemühungen ist der Kontakt ein loser geblieben. Es ist nicht die Sprache, die der deutschen Zunge schwieriger, es ist nicht das Volk, das, teils slawisch, teils germanisch die Beziehung zu Deutschland erschwert; es ist die deutsche Sucht nach dem Süden zu fahren, und unter Süden nur Italien zu verstehen. Es ist uralte Sucht, das Ureigene nicht zu schätzen. Aber obwohl der Deutsche an sich für das ausländische Talmisilber mehr empfänglich ist als für das eigene Gold, so bleibt ihm dennoch der Balkan bis auf das alte Griechenland das Barbarenland, dem keine weitere Beachtung zu schenken ist.

Und doch, welche Edelsteine liegen — nur von wenigen erkannt — offen in der Dichtung der südslawischen Volksseele! — Im folgenden gebe ich einen winzig kleinen Ausschnitt aus dem, was dieses Volk an Künstlerisch-Eigenem besitzt. In der Volksdichtung unterscheidet man die männliche (epische) und die weibliche (lyrische) Dichtform. Die weibliche Dichtung zieht ihre Grenzen um das Haus, um die Gemeinde, um das Feld, um die Wiese, es ist die Familiendichtung, und der Ausdruck lyrisch ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung für diese Art von Poesie. Mord, Totschlag, Raufereien sind nichts Seltenes in diesen „lyrischen" Liedern; selbstverständlich unterscheidet man gerade in der weiblichen Dichtung wieder einzelne Sonderklassen, und uns sollen heute nur die hyperbolistischen satirischen Lieder interessieren. Der Platz ist zu eng, um auf die tiefstliegenden Gründe dafür zurückzukommen. Kurz gesagt, die Bodenbeschaffenheit eines Landes formt besondere Menschen, Klima usw. prägt in das Gemüt eine besondere Note. Das Volk der Jugoslawen setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Schon der Name „das Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen" nennt drei verschiedene Stämme. Hinzu kommen noch die Bosnier, Dalmatiner, Montenegriner usw., und jeder dieser Stämme hat seine Intelligenz, wie auch das Gegenteil vertreten ist. Es ist interessant: je intelligenter die Menschen sind, um so boshafter sind sie; doch kann man Bosheit hier nicht

Digitized by Google

als den Sinn für Wahrheit bezeichnen, da durch die Übertreibungen, bis ins Groteske gesteigert, ein Zerrbild entsteht. Sehen wir uns eines dieser Spottlieder an. Ich wähle eines, das in seiner Art typisch für den Charakter dieser Menschen ist. Im Originale heißt es „Sie ließ sich von Kleidern betören", doch wollen wir es sinngemäß mit „Kleider machen Leute" übersetzen.

Kleider machen Leute.

Schöne Jana, bist du blind gewesen!
Warum nahmst du diesen Vagabunden —
Warum nahmst du dir nicht einen Helden?
— „O mein Falke, ich bin arg betrogen,
Denn die Burschen, die zum Wirtshaus reiten,
Glaub, mir, Bruder, hab' ich nie gesehen,
Nur der Schelm war stets im besten Kleide.
Schaute aus und glänzte wie der Feldherr,
Wie der Kadi trug er stolz die Kappe,
Wie der Feldherr spornt er stolz den Falben. —
Aber als die Hochzeit kaum vorüber,
Sieh, da kommen Burschen her vom Feldherrn,
Und zum Feldherrn führen sie den Falben,
Und zum Feldherrn tragen sie die Kleider.
Sieh, da kommen Burschen her vom Kadi,
Und zum Kadi tragen sie die Kappe —
Denk', das Hemd nur ließ man ihm, dem Schelme,
Und auch dieses stammt aus seiner Kindheit."

Es ist interessant, daß dieses an sich harmlose Lied aus dem Geschehnis, aus der Tatsache heraus geschrieben wurde. Überhaupt soll in diesen satirischen Liedern die Schwäche der Mitmenschen gegeißelt werden. Sehr oft braucht der Dichter die Ichform, oder zumindestens läßt er, wie in diesem Liede oben, das Opfer seines Spottes selbst das Geständnis machen. Doch dieses Lied wird zur Tambura, Solo und Chor, gesungen; dasselbe gilt für die weiteren Beispiele, die ich unten anführen will. Boshafter schon, wenn auch irgendwo gutmütig, besonders in der Hyperbole ist folgendes:

Es lebt ein seltsam Volk in Bodegrad:
Neun Häuser melken dort nur eine Geis,
Und alles prahlt so laut, wie sehr man satt,
Daß von der Milch sogar ein Fluß noch fließt,
Daß von der Molke alle Mühlen gehn,
Daß von dem Käse man sich Burgen baut,
Daß man sogar den Rahm zum Mörtel braucht!

Diese Übertreibungen auf das Dorf Bodegrad sind lediglich von den übelwollenden Nachbarn niedergeschrieben. Man möchte diesen zurufen: „Faßt euch selbst an die eigene Nase!" denn dieses Übertreiben, das von den Bodegradern hier gegeißelt ist, wird nochmals weiter übertrieben. Daß man die Armut gern als Schande hinstellt, ist eine der typischen Erscheinungen dieses Landstriches; auch hiervon kann ich ein äußerst prägnantes Beispiel geben:

Ich hab' mein Haus in einem Dornenzaun,
Und meine Scheune ist ein Kürbis Mais,
Und sieh, meinem Linnen, hundert Jahre alt,

Digitized by Google

Ist in der Mitte noch ein Loch gebrannt,
Ein Füllen springt mit Leichtigkeit hindurch.
In meinem Keller stehen drei Fässer Wein:
Spinneweben findest du im ersten,
Lauter Säure findest du im zweiten,
Doch nicht soviel findest du im dritten. —

Im Volke ist die Armut etwas Verpöntes, der arme Freier hat die Zunge dieser Menschen zu fürchten, und das arme Mädchen wird bis aufs Hemd bloßgestellt, selbstverständlich mit den entsprechenden Übertreibungen. Trotz dieser Lieblosigkeit und trotz dieser bösen Zungen erfreuen sich diese Lieder, besonders wegen der Treffsicherheit ihres Stils und ihrer Wortbildungen, einer außerordentlichen Beliebtheit. Die Versform überhaupt in der weiblichen Poesie ist meistens zehnfüßig, jedoch bis vierzehnfüßig. Allerdings kommen auch Unreinheiten in den Versmaßen vor. Ich habe gesagt, daß man diese Lieder singt. Eine selbstverständliche Erscheinung in den Dörfern ist der Straßensänger, der Guslar, der eben hier mit seinen Liedern teils die Schwächen seiner Gemeindemitglieder oder auch den Edelmut eines Mädchens, eines Jünglings, den Liebeskummer beider, den Opfermut einer Mutter besingt. Den Reim kennt man nicht, und wenn er vorkommt, ist er zufällig oder unrein. Die eigentliche Schönheit der südslawischen Dichtung ist die Klangmalerei; dazu kommt, daß dem Volke unendlich viele Worte und Ausdrücke zu Gebote stehen — leider kommt mit der malerischen Schönheit dieser Sprache die deutsche nicht mit. Der einzige, der bis jetzt über einen gleichen deutschen Wortreichtum verfügte, war Rückert, dessen islamische Übertragungen ja bekannt sind. So kann ich leider nur ein schwaches Bild dieser Dichtungen geben. Das südslawische Sprachidiom klingt an den Bilderreichtum des Orients an, denn der Balkan ist die Pforte Europas nach Asien.

*

Grauen

Es klaffen die Zimmer wie weite Grotten,
Unendlich fern ist der Tisch und der Schrank.
Vögel im Nebel taumeln die Motten,
Vom berghohen Borde zur riesigen Bank.

Auf leeren Stühlen sitzen die Gäste,
Die fernen und toten, verstummt und groß.
Die graue Asche verbrannter Feste
Liegt ihnen im Auge, im Herzen, im Schoß.

Es leuchten die inniggeliebten Namen
Aus einstigem Jahr noch einmal empor . . .
Das Dunkel löscht sie mit schwarzem Amen.
Im eisigen Regen klirrt draußen dein Tor.

Roland Marwitz

Digitized by Google

Dichtung und Leben

Auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

UM *Stefan George* ist es ruhig geworden. Es hat die Zeit nur schwach geantwortet auf die Erweckerrufe, die er aus ängstlich gewahrter Einsamkeit in sie hineingeschleudert hat. Aber es wirken seine Schüler, und sie tragen treuen Jüngern gleich die Botschaft des Meisters weiter. Vor nicht langer Zeit wurde im „Gral" von *Wolfram von den Steinen* gesprochen und von seinem Buch über die drei Großen, Anselm, Bernard und Abälard. Willig haben wir in diesem Werke höchst bedeutsame Werte anerkannt, konnten allerdings nicht alle Zweifel zurückstellen. Wir finden es nach diesem Buche nicht verwunderlich, wenn Helmut — wohl der gleiche? — von den Steinen, der von der Vergangenheit sprach, aber die Gegenwart meinte, nun noch tiefer in die Wirklichkeit des Heute und Morgen vordringt und in dem politischen, überparteilich-jungkonservativen Organ „*Das Gewissen*" über die „*Konservative Generation*" schreibt. Es ist unsere Pflicht, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, da es sich in seinen Ausführungen um etwas Schöpferisches handelt, um eine neue seelische Haltung, um ein Bekenntnis zu gewissen geistigen Werten, kurz, um menschenbildendes Künstlertum. Es erhebt sich hier „der konservative Menschenwille gegen den Wahn, aus dem die heutige Zeit geboren wurde, gegen den Selbstmord des Menschen, der dem Fieber der Revolution verfiel und sein heißes Blut den gespenstischen Begriffen ‚Fortschritt', ‚Weltverbrüderung', ‚klassenlose Gesellschaft' und ihren tausend Mitgespenstern opferte". Helmut von den Steinen sieht überall im Lande eine neue konservative Generation heranwachsen, die den Mächten der Auflösung und der Zersetzung kraftvoll zu begegnen sich bereitmacht. Sie wollen Freiheit und Kämpfertum, beides innerlich verbunden mit geistigem Adel, „der Hingabe des Menschen an die schöpferischen Werte genialer Gestaltung, das schöne Maß des Lebens und des Leibes". An die Stelle des Kastengeistes soll treten eine ganz neue Art von Wehrverband. „Diese große Wehrbewegung, die nach dem endgültigen Abklingen des letzten Krieges sich von übereiltem Soldatenspielen ablöst und immer mehr die Tüchtigkeit und den Ernst wahren Kriegertums zur Erscheinung bringt, ist die große Volksschule der konservativen Generation. . . . Sie darf und wird hier keinen eitlen Führeranspruch vertreten, sondern sich ganz und gar dem Dienste weihen. Von der rein technischen Ausbildung bis zur Pflege herzlicher Kameradschaft hat sie hier durchweg Bescheidenheit, Opferfähigkeit und Achtung vor der Ehre des schlichten Mannes zu lernen." Ohne die Tatsache sinnlos ableugnen zu wollen, daß „modernes Leben Wirtschaft ist", will sie doch innerhalb dieses „satanischen Systems des seelischen Massenmordes" den Freiheitskampf für die Persönlichkeit wagen. In allem und vor allem geht es ihr um die Rettung und Wiedergewinnung des eigenen Selbstes in einer neuen Verbindung von Geist und Leib. „Gemäß ihrem Zusammenhang mit älterer Sitte und Geselligkeit wird es den konservativen Jungen nicht schwerfallen, zu beherzigen, daß Leibes Übung mit Kraft und Geschmeidigkeit allein ihr Ziel nicht erreicht hat, daß vielmehr die körperliche Gesamthaltung ein Ausdruck selbstbeherrschter und rangbewußter Vornehmheit sein muß, die weder der steifen Korrektheit noch der fahrigen Gleichgültigkeit unserer nahen

Digitized by Google

Erinnerung verfällt." Man muß diesen konservativen Geist in seiner schönen Jugendlichkeit wohl begrüßen. Eine Saite des deutschen Wesens beginnt hier wieder verheißungsvoller zu klingen, die oft schlaff und sogar verstimmt schien. Ein Ringen um beste deutsche Tradition hat lebenskräftig eingesetzt. Noch ist vieles unklar, entzieht sich zudem wie alles Werdende scharfer begrifflicher Prägung. Aber man merkt schon, wie ein bestimmter Geist sich geistig und bis in das Politische hinein formen will. Darf man aus wohlwollendster Haltung diesem jungen Geschlechte mit dem Glückwunsch auch eine Warnung aussprechen? Es ist in Stefan George ein geheimes Gift, von dem man kommende Jugend frei wünschen möchte. Es wird von Helmut von den Steinen schon gewittert, und es muß vollends ausgeschieden werden. Vergottung des Leibes und Verleiblichung des Gottes, das sind doch mehr griechische Worte als christliche. Es verbirgt sich darin die geheime Überordnung des Ästhetischen über das Ethische. Es will sich der Dienst Gottes darin wandeln in den Kult der schönen Gestalt. Gott wird nicht erhöht in den Geist, sondern erniedrigt in den Leib. Wohl kennt auch das Christentum die Verbindung der göttlichen mit der menschlichen Natur, aber doch unter Wahrung aller Rechte der göttlichen Person. Setzt Helmut von den Steinen den Heiland als den gottgleichen Menschen, so ist das eine verhängnisvolle Zweideutigkeit, die in ihren praktischen Auswirkungen den Unterschied zwischen Christentum und Heidentum aufhebt. Von diesen Zweideutigkeiten aber müssen wir das deutsche Geistesleben endgültig befreien. Wir haben doch erfahren, wohin die große Lüge geführt hat, die wir dauernd fast in allen Darstellungen des deutschen Idealismus beklagen müssen. Man war bis auf den Grund seiner Seele monistisch, d. h., man kannte nur den Allgott und den Menschengott, aber man hat sich nicht gescheut, so zu sprechen, als rede man vom Gottmenschen und dem Christentum. . . . Die Jugend von heute hat es nicht leicht. Schwer trägt sie — und gerade die beste — an den Verschuldungen der Väter. Sie will Tradition, aber siehe da, es ist selbst die Tradition verfälscht. Sie will Autorität, aber die Philosophie der Alten hat doch die Autorität abgeschafft und das Individuum für autonom erklärt. Soll man eine Altersgrenze bestimmen, bei der das Recht beginnt, sich autonom zu nennen? Die Grundlage und der Kern der neuen Bewegung, die Losung von der ihrer Verantwortung sich bewußten freien Persönlichkeit, ist selber problematisch geworden. Von hier aus zu einer objektiven, nach Rang und Stufe geordneten Welt zu kommen, ist nicht leicht. Aber Helmut von den Steinen kennt ja die großen Denker Anselm und Bernard. Es wird wohl notwendig sein, noch mehr aus ihren Schätzen zu heben.

„Das Gewissen." Ring-Verlag, Berlin. Erscheint wöchentlich. Neunter Jahrgang, Nr. 23. 0,30 Mk.

*

Ein sprühendes Feuerwerk brennt *Hugo Ball* ab und nennt es *„Die Flucht aus der Zeit"*. Leider ist dieses Buch zu sehr ein Buch aus Büchern. Ganze Strecken darin sind nichts als mehr oder weniger treffend glossierte Auszüge aus allen möglichen wissenschaftlichen Werken. Ein weiterer Teil gehört in das Gebiet, wo geistige Auseinandersetzung zur geistreichelnden Spielerei wird. Ich kann mir nichts Ernsthaftes dabei denken, wenn es heißt: „Um den Kubismus zu verstehen, muß man vielleicht die Kirchenväter lesen." Oder was sollen uns Ethymologien wie diese: „Denken heißt Urteilen. Urteilen heißt in die Ur-Teile, in die Ur-Sprünge auflösen. Dazu ist ein Wissen um Ur-Sprünge nötig, und zwar ein doppeltes Wissen: um das Ur-Wesen und um das Ab-Wesen, das den Sprung

Digitized by Google

aus dem Ur-Wesen unternimmt. Das Ver-Wesen ist nur die Folge der Abirrung." Ist es nicht gewissermaßen gefährlich, so zu schreiben in einem Buch, auf dessen Seite 292 der Autor erklärt, es sei ihm bei der Lektüre von allerlei intellektualistischer Literatur unserer Tage zumute, „als würde an Blechen gekratzt"? Lächelnd sei dies bemerkt einem Manne gegenüber, der mit Geist spielt und wohl selber heimlich vergnügt sich über seine Leser belustigt, weil er eben wirklich Geist hat. Weiterhin möchte ich aus dem Buche alle möglichen Selbstverständlichkeiten über das Verhältnis von Kunst und Religion und Wissenschaft, von Klassik, Romantik und tausend Dingen, die jeglicher Originalität entbehren, entfernt wissen. Man muß einmal protestieren gegen die Art der geistigen Überproduktion, die, vielleicht interessant in der Form, doch nur von Reproduktion lebt und Gedanken der Allgemeinheit als eigene verkauft, obwohl sie nur eine belanglose Spielform zu bieten hat, nicht selten nur einen neuen Einband. Hätte nun Hugo Ball den noch verbleibenden Rest von wirklich eigenen Gedanken — er hat solche, und ohnedem lohnte es sich überhaupt nicht, von ihm zu sprechen — in ein einigermaßen geordnetes Ganzes zusammengefügt, wie das etwa in seinem in so vieler Hinsicht geradezu wunderbaren Buch über drei byzantinische Heilige geschehen ist, so wäre ein kleines, aber wahrhaft geniales Büchlein zustande gekommen. Dies sei alles nur gesagt auf der Grundlage außerordentlich hoher Schätzung und Verehrung.

Das Buch wurde als Tagebuch geschrieben und umfaßt die Zeit von 1913 bis 1921. Es beginnt mit Dadaismus und endet mit katholischem Integralismus. Eine Unsumme von geistiger Arbeit ist darin aufgehäuft, und es ist schon sicher, daß dieser Mann das Leben nicht leichtgenommen hat. Sozusagen die ganze Weltliteratur von den modernsten Bewegungen rückwärts bis zu den Kirchenvätern wurde von ihm abgestreift und stellenweise sogar gründlich verarbeitet. Das entschädigt etwas für das peinliche Gefühl, daß ein Deutscher, der sein Volk aufrichtig liebt, in jenen furchtbaren Tagen des Weltkrieges, wo an der Westfront die Geschütze ohne Unterlaß donnerten, anstatt ständig in Schwarz zu gehen und die vollkommene Einsamkeit zu suchen — nachdem ihn das Geschick verhinderte, trotz allem Not und Tod des Volkes zu teilen —, sich in Schweizer Kabaretts betätigte und Dadaismen vortrug, wie: gadji, beri bimba . . . glandridi lauli lonni cadori usw. Eine Aufzeichnung läßt Emmy, die spätere Gattin des Dichters und selbst eine hervorragend begabte Künstlerin, sprechen: „Die Leute, die die Sommeschlacht mitmachen, können keine inneren Kämpfe haben. Das ist so eingeteilt." Ball selbst fährt fort: „Sie hält die Sommeschlacht für die wirkliche Hölle, von der prophezeit ist. Sie hat ein Bild gesehen, Leute mit tierischen Gasmasken, die wie Rüssel und Schnauzen aussehen . . . ." Man kann es Menschen, die von Haus aus liebenswürdig sind und, wie gesagt, gezwungen, die Sommeschlacht in Baseler und Züricher Kabaretts mitzumachen, nicht gerade übelnehmen, wenn in aufgezwungener Musse dergleichen gesagt wird — sie wissen ja gar nicht, was sie sagen —, aber es zu drucken, nachdem wir wissen, was unsere Brüder dort erduldet haben, das ist schon eine mehr als dadaistische Taktlosigkeit. Wie ist das zu erklären bei einem geistig doch wieder so hochstehenden Manne? Er deutet es selbst an, wenn er sagt, daß er in jenen Tagen Ästhetizist gewesen sei. Vielleicht war er es noch, als er dies sein Bekenntnis schrieb. Vielleicht war er es sogar noch, als er sich zum Integralismus bekannte. Erich Przywara zeigt mit Recht gewisse Linien auf, die vom Dadaismus zu jenem Integralismus liturgischer Prägung

Digitized by Google

führen. Hugo Ball ist durch und durch eine Künstlernatur, und alles, was er tut, muß man sich verlegt denken in jene Gegend, die eine andere Wirklichkeit ihr eigen nennt als jene, die uns Prosamenschen umgibt.
„Ich liebe sehr die weiße Farbe, weiße Fahnen. Als Knabe las ich wohl fünfzigmal hintereinander die Kreuzzugsgeschichte Gottfrieds von Bouillon. Die heiligen Kämpfe berauschten mich. Wie liebte ich Tancred und Reinhold, wie liebte ich Bernard von Clairveaux." Die hier und dort eingestreuten Landschafts- und Stimmungsbilder sind wohl das Wertvollste in all dem Gedankenspiel. Freilich ist die Romantik von der Art, daß sie die Behauptung Goethes, alle Romantik sei irgendwie krankhaft, wahrmachen könnte. Dieser Geist und diese Seele sind differenziert bis zur Überempfindlichkeit. Künstlertum offenbart sich auch in dem stark konstruktiven Denken. Deutschtum und Protestantismus werden wieder einmal gleichgesetzt, während umgekehrt doch das deutsche Nationalgefühl in seiner übervölkischen Weite aus dem Mittelalter abgeleitet wird. Es ist ein Denken, das nur Linien kennt und das schließlich nicht danach fragt, ob Linien sich überschneiden oder ob sie parallel laufen. Die Gemütsstimmung, die diese Linien begleitet, ist ebenso geradlinig, entweder Liebe oder Haß.
„Das ist mein Vorteil," so heißt es Seite 311, „kein Amt zu haben. Wäre ich Professor, so wären mir, wie die Dinge in Deutschland liegen, die Hände gebunden. Aber ich bin unabhängig und hoffe, es immer mehr zu werden. Ich muß mein ganzes Augenmerk darauf richten, daß ich zu keiner Partei oder Klasse gezählt werde und es mir leisten kann, ohne Interesse und Rücksicht mich zu entscheiden." Vielleicht war dieser Vorteil auch der größte Nachteil. Einem so umfassenden Geist und einer so gewaltigen Formkraft, wie wir sie hier vor uns haben, droht ständig die Gefahr, zu zerflattern und zu zerstäuben. Vielleicht und hoffentlich geben die neuen in der Inbrunst des Glaubens umfaßten Ideale diesem Genius klarere Ziele und den Segen des wirklichen Kreuzes.
Flucht aus der Zeit, das darf nicht die letzte Losung eines Mannes bleiben, der der Zeit so viel zu geben hätte. Es wird sich nur handeln um ein Stadium auf dem Lebenswege, das mit der Gewissenhaftigkeit einer persönlichen Abrechnung hier vorgeführt wurde bis zu dem Punkte, an dem die innere Hohlheit einer vom Göttlichen gelösten Kunst, Wissenschaft und Politik zum qualvollen Erlebnis ausgereift war. In diesem Erlebnis liegt aber schon eine neue große Liebe, und jede Liebe dieser Art ist doch zugleich ein neuer großer Anfang. Mit der Realität der Kirche ist Hugo Ball wieder der feste Boden gegeben, auf dem zunächst das Gefühl sich entwickeln dürfte, was denn überhaupt fester Boden sei. Von hier aus kann dann die gesamte Wirklichkeit neu erobert und umfangen werden. Die Vermählung dieses Geistes mit der Wirklichkeit wird ihn von allen Einseitigkeiten mehr und mehr befreien, wird ihn lehren, die Zone der Gedanken zusammenzuschauen mit der Zone der Taten und das Leben selbst höher zu achten als seine Spiegelung, die doch immer nur als die Funktion des Lebens begriffen werden kann. Flucht aus der Zeit? Aber wohin soll es mit unserer Zeit denn kommen, wenn die Edlen vor ihr fliehen!!

Ball, Hugo: *„Die Flucht aus der Zeit"*. Duncker & Humblot, München 1927. Gr.-8°. 330 S. Geh. 11 Mk., geb. 14 Mk.

*

Will Erich Peuckert gibt des hingegangenen *Carl Hauptmanns* letztes Werk heraus, die *Tantaliden*. Es ist in den frühen Morgenstunden vom 1. bis 9. August 1918

Digitized by Google

geschrieben worden. Man darf hier wohl einmal mit vollem Recht von einem ganz einzigartigen Werk sprechen. Sein Inhalt ist die zu legendärer Größe wachsende Zeit des Weltkrieges. Es ist der Sang von einem jungen Khan, der Kaiser wurde, in dem Macht und Liebe miteinander ringen, beide sich gegenseitig steigernd in ein Ringen um Gott selber. Und es siegt die Liebe. Die Dynamik dieses dem Tode abgekämpften Prosagedichtes ist ungeheuer, seine visionäre Kraft unüberbietbar packend, seine Prophetie schauererregend. So hellsichtig können Dichter sein! Man denkt an die Wirklichkeit, an Schicksale von Kaiser und Zaren, um doch — es bedürfte kaum des Hinweises darauf im Nachwort — gleich zu fühlen, daß ein Zeitgeschehen hier künstlerisch in das Überzeitliche erhoben wurde. In Bildern von apokalyptischer Unheimlichkeit rasen Sieg und Untergang vorüber, im Untergange aber leuchtet auf der innere Sieg, das endliche Bekenntnis zur Güte. Zum Tode verurteilt, schon von den Häschern umgeben, spricht der Kaiser:

Der Kaiser hell lachend.
Einsamer Kaiser . . . . .
Güte in sich. Sanft und ragend.
Kein Wort ging mehr von ihm.
Kaiser sei stark.
Kaiser, sei Güte.
In dir, nur in dir.
Dann sagte er hell:
„Auch Tod ist nicht Tod.
Erlösung in mir von allem Übel.
Ich lebe und sterbe zu mir selber.
Gott ist Güte.
Ich bin die Güte."

In so abgerissenen Sätzen fliegen ganze Teile des Werkes vorüber, das eine letzte Feile nicht mehr abwarten wollte. Carl Hauptmann hat darin seinen letzten Kampf gekämpft. Wie es im Mysterium der innersten Seele ausgegangen ist, wer kann es sagen? In der Formung dieses Werkes ist die Immanenz des Göttlichen nicht überwunden worden. Die Autonomie der Macht hat sich gewandelt in die Autonomie der Liebe. Es ist sittlich mehr, denn die Macht der Liebe steht ethisch höher als die Liebe zur Macht. Als Atheismus gesehen aber ist der schlimmste und gefährlichste nicht der Atheismus der Machtbehauptung — zum Lächerlichen hat er doch nur einen Schritt —, sondern der Atheismus der Liebe, nimmt er doch der Gottheit die schönste Krone . . . . Aber es schrieb ja schon mancher nicht sein letztes Wort in sein Testament.

Hauptmann, Carl: „*Tantaliden*". Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 277 S. Leinen 7,50 Mk.

*

Mutter Marie von *Heinrich Mann* ist im Kern der Handlung eigentlich eine rührende Kalendergeschichte, sagen wir literarischer ein Stück von der Art wie Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl". Man denke sie sich nun eingebaut in die fabelhaft komplizierte Technik von Heinrich Mann, die den meisten Personen zum mindesten so viel Geist zumutet, als dem Dichter selber eignet. Wozu dieser ganze Apparat? Das Zeitbild, wesentlich illustriert durch Börsenexistenzen, hätte sich auch sonst ausmalen lassen. Der eigentlichen Erzählung von dem Dienstmädchen, das sein Söhnlein aussetzt, um es dann, nachdem sie große Dame und Baronin geworden, wiederzufinden als Sohn eines Gene-

Digitized by Google

rals, kann man Innigkeit nicht absprechen. Erst zum Schluß, wo die Mutter auf dem Bußwege über geistliche Übungen und Beichte zur vollen Erkenntnis kommt, verstehen wir ihr Kämpfen, hat sie doch den Sohn nicht nur geliebt als ihr Kind, sondern heimlich auch noch mit einer andern Liebe, wenigstens in Gedanken. Sie läutert sich, wie ihre Religion es von ihr verlangt. Und die Geläuterte ist am Schluß der Handlung der einzige Mensch in diesem Roman, der das Leben gemeistert hat. Es ist vielleicht nicht jeder geneigt, Heinrich Mann ernst zu nehmen, wenn der Dichter sich mit so ernsten und religiösen Dingen beschäftigt. Ich für meinen Teil habe Heinrich Mann immer viel verziehen. Seine starke Sinnlichkeit war doch stets mehr ins Sinnliche vorgetriebener unbefriedigter Geist. Sein Übermaß im Technischen gab sich als Verirrung einer Begabung, die am eigenen Reichtum litt. Gewiß ging seine Hingabe an den Stoff so weit, daß er sich ehrlich eingefühlt hat, und so ist ihm selbst die Darstellung innerkatholischer Vorgänge, alle Umstände in Betracht gezogen, einigermaßen gelungen. Die weitere Entwicklung des Dichters kann erst zeigen, wieweit es ihm wirklich ernst war mit dieser Bekehrung einer Dulderin, die mit ihren Tiefen doch ein Maß gibt für die Tiefen des Dichters selber.

Mann, Heinrich: *„Mutter Marie"*. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1927. 8°. 246 S. 4 Mk., Leinen 7 Mk.

*

Jakob Kneip hat uns lange warten lassen, bis er uns *Hampit den Jäger* vorlegte. Man merkt der Sorgfalt der Sprache auch schon an, daß hier bewußte künstlerische Verantwortlichkeit am Werke gewesen ist. Es ist dieser *„fröhliche Roman"* eigentlich mehr eine Sammlung von heiteren und ernsten Anekdoten, Streichen und Erlebnissen, die das Leben dieses Hunsrücker Nimrods ausgefüllt haben. Sein Wesen wurzelt ganz im Naturhaften, wie denn auch das Volk, das sich in bunten Gestalten um ihn gruppiert, im Naturhaften bleibt. Wo das Christentum auftritt und eingreift, da erscheint es als eine ganz äußerliche Macht, die sich in Prozessionen und Schaustücken erschöpft. Sein Reinstes gibt Jakob Kneip, wenn er von den Leiden und Freuden der Volksseele erzählt oder wenn er sich in die Schönheiten der Heimat versenkt. Die Natur wird ihm sogar Symbol der religiösen Geheimnisse. Der Humor steigert sich bisweilen zur Derbheit, wo denn meinem Empfinden nach die Grenze des Ästhetischen bisweilen überschritten ist, wie das nicht selten bei äußerst zarten Naturen der Fall ist, wenn sie derb sein wollen. Einige Seitenhiebe auf Zeiterscheinungen dürfen einem Werk verziehen werden, das sich nicht bemüht, klassisch zu sein. Die Behandlung des Heiligen in satirischer Form hat ihr Bedenken. Es kommt hier alles darauf an, inwieweit der Seelengrund des Dichters selber durchleuchtet. Das tiefgläubige Mittelalter konnte sich manchen Scherz erlauben, der im Munde eines modernen Skeptikers zum Zynismus würde. Der tiefe Seelengrund dieses Dichters aber bleibt hier vollkommen im Geheimnis, und so finde ich kein klares Verhältnis zu seinem Humor. Das aber wirkt sich doch künstlerisch als Schwäche aus. Der Dichter, der nicht sein Letztes gibt, berührt auch nicht das Letzte im Leser. Haben manche Jakob Kneip als katholischen Dichter im besonderen Sinne gefeiert, so würde ich das nicht mitmachen können. Ich warte auf ein Werk, in dem sich die Fragwürdigkeiten der vorhandenen zu reiner Gestalt lösen. Im Untergrunde dieses Jägers Hampit sehe ich nicht die große Ruhe einer Erfüllung, sondern vielmehr die unheimliche Unruhe eines namenlosen Leides. Tu ich dem Buch zuviel Ehre oder

Digitized by Google

Unehre an? Wer harmlos genug ist, mag sich in aller Harmlosigkeit daran erquicken.

Kneip, Jakob: „*Hampit der Jäger*". Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 287 S. Leinen 7,50 Mk.

*

In der kleinen Geschichte des *Richters von Orb* ist *Leo Weismantel* in seinem Element. Es scheint mir das Eigentümliche dieses Dichters, daß er in der Sphäre webt, die zwischen Licht und Finsternis ist, wo also die Gespenster hausen und alle die unheimlichen Gewalten der Natur und der Religion. Weismantels Schöpferkraft ist schier unbegrenzt. Es liegt an der Trächtigkeit des Grundes bei ihm, an seiner Verbundenheit mit Volk und Landschaft. Er braucht nur in den wuchernden Wuchs hineinzugreifen, und schon hat er einen Strauß von Geschichten beisammen. Der Dichter scheint um die Eigenart seiner Landschaft zu wissen, denn er führt jedesmal vorsichtig hinein und hinab, bis sich plötzlich der erstaunte Leser in einer durch und durch magischen Zone befindet. Ist dieser Punkt erreicht, dann beginnt erst das Spiel. Den Inhalt dieser Geschichte auch nur kurz zu skizzieren, hieße ihren Zauber zerreißen, was hier sagen soll, daß wir uns in ihr wirklich im Zauberlande eines eigentlichen Dichters befinden, der in seinem Dunkel doch durchsichtig bleibt bis ins Innerste seiner vom tiefsten Glauben erfüllten Seele. Ohne einen Gegensatz zu Jakob Kneip hiermit aufstellen zu wollen, vielmehr aus Gründen, die Kenner der intimeren Bewegungen unserer Zeit sogleich verstehen werden, lege ich Wert darauf, noch einmal mit allem Nachdruck zu behaupten, daß *Leo Weismantel ein durch und durch katholischer Dichter* ist, von dem ich übrigens glaube, daß er sein Bestes in seinen kleineren Novellen und in seinen Legenden gibt.

Noch ein Nachwort zu dem Drama *Lionardo da Vinci*. Mir steht nämlich dieses Stück höher als den meisten Kritikern, obwohl es sich auf dem Theater nicht leicht aufführen lassen wird. Es liegt auch hier an dem eigentümlichen Charakter der Gestalten, die etwas Schattenhaftes behalten und im grellen Rampenlicht durchaus verlieren müssen. Auf der Bühne einer starken Phantasie nimmt sich das Stück ganz anders aus. Mir erschließt es Höhen und Tiefen einer tragischen Welt, einer Welt aber, die noch zur Hälfte in den Urnebeln der Schöpfung steckt. Auch das ist schön, aber eben nicht darstellbar.

Weismantel, Leo: „*Die Geschichte des Richters van Orb*". Herder, Freiburg 1927. 8°. 120 S. Leinen.
Weismantel, Leo: „*Lionardo da Vinci*". Drama. Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 129 S. Brosch. 3 Mk.

*

Einen Gruß noch dem neuen *Jón Svensson* und seinem Buche: *Nonnis Erlebnisse auf Seeland und Fünen*. Es ist die spannendste und schönste Jugendlektüre, die sich denken läßt. Aber auch wir Alten haben Freude an diesem prächtigen Nonni, der seine Naivität im köstlichsten Gefäß echtester epischer Kunst bewahrt, ein ganz gesunder Dichter der Natur und der unangekränkelten Frische, zugleich aber der Nachfahr jener isländischen Erzähler, die in Europa nicht ihresgleichen hatten.

Svenson, Jón: „*Abenteuer auf den Inseln*". Herder, Freiburg 1927. 8°. 324 S. Leinen 4,60 Mk.

*

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

Je erlebnisnäher die großen Schicksale der vita activa, um so problematischer ist ihre künstlerische Gestaltung. Wie der Maler die Umrisse eines unmittelbar vor ihm sich auftürmenden Berges nicht zu überschauen und nachzubilden vermag, wie er dazu vielmehr einer gewissen Übersicht gewährenden Ferne bedarf, so bedarf auch der Dichter, und nicht zuletzt der Dramatiker, der seelischen Distanz zu den Erlebnissen, die seine Phantasie mit dem Rufe nach Gestaltung bedrängen. Der tiefste Schmerz singt keine Klagelieder, die höchste Lust keine Jubelhymnen. „Das Gefühl," so äußert sich gelegentlich Thomas Mann, „das warme herzliche Gefühl, ist immer banal und unbrauchbar. Es ist nötig, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack." Dürfen wir uns unter solchen Umständen wundern, daß die große und erlebnisträchtige Menschheitstragödie, die wir Krieg nennen, bislang so ziemlich jedem noch so ernsthaft unternommenem Versuch einer künstlerischen Bezwingung Widerstand geleistet hat, daß sie nur eine leise, scheue und tastende Berührung duldete! Vielleicht, daß manch peripheres Erlebnis mehr individueller oder wenigstens spezialisierter Art sich dessen Überwinder oder sachlichem Beobachter zur Gestaltung darbot, insbesondere, wo traditionelle Berührungspunkte gegeben waren. Der Opfermut des Helden, der sein Leben hingab für das Vaterland, er war wesentlich der gleiche 1914 wie vor zweitausend Jahren bei Thermopylae, und immer war es die eine, gleiche, große Mutterliebe, die je ein Mutterauge feuchtete. All diese Dinge, wie gesagt, kann man gestalten, kann sie künstlerisch überwinden, heute schon, weil sie alle an das große Gestern mannigfachster Erfahrung rühren. Aber der Krieg als Ganzes genommen steht einzig und vorbildlos da in der Weltgeschichte; er bedroht jeden einzelnen, der ihn intensiv erlebte, noch jetzt mit der ganzen drückenden Kolossalität seines Seins; er ist nur äußerlich abgeschlossen, und seinen letzten Sinn wird man erst später erahnen, zu einer Zeit vielleicht, wo ihrer keiner mehr am Leben ist, die ihn tief erschauernd und doch irgendwie erhoben mit erlebten. Oder aber es müßte durch besondere Begnadung einem Sohne unserer Zeit gegeben werden, den Prophetenblick zu tun ins gelobte Zukunftsland der Verheißung von jenem Berge aus, darum die lichte Klarheit Gottes liegt. Nur solch umspannender Schau könnte es gelingen, das große Erlebnis Krieg in seiner Totalität zu erfassen und es in künstlerischer Gestaltung einzufügen in die harmonische Ordnung der Dinge.

Unter den zahlreichen Dichtungen, die das Kriegserlebnis zum Gegenstand haben, ist eigentlich nur eine einzige bislang allgemein bekannt geworden, *Paul Raynals „Grab des unbekannten Soldaten" (in deutscher Übersetzung von Hedwig von Gerlach im Verlag J. H. Ed. Heitz in Straßburg erschienen)*. Zum ersten Male in der Comédie Française gegeben, erregte sie einigen Aufruhr und heftigen Widerspruch in nationalistischen Kreisen, der sich jedoch ziemlich bald beruhigte,

Digitized by Google

so daß das Stück eine große Reihe von Wiederholungen erleben konnte, ohne daß es zu unliebsamen Störungen gekommen wäre. Inzwischen ist es auch in seiner deutschen Übersetzung über eine große Anzahl von Bühnen gegangen, und in der schwedischen Hauptstadt erreichte die Aufführungsziffer die für dortige Verhältnisse seltene Höhe von hundert. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß der Erfolg des Dramas bislang bei Freunden, Feinden und Neutralen von ehedem gleich groß gewesen ist. Ist dieser Erfolg nun etwa der Tendenz des Werkes zu verdanken oder vielleicht dessen künstlerischem Werte? Befragen wir die Dichtung selbst!

Der französische Titel lautet: „Le tombeau sous l'Arc de Triomphe" — das Grab unter dem Triumphbogen. Es sei um des symbolischen Zusammenhanges willen gestattet, daran zu erinnern, was es mit diesem Grabe für eine Bewandtnis hat. Als der Krieg zu Ende gegangen war, da erinnerte man sich in Frankreich einer großen Dankesschuld, die man abzutragen habe. Man erkannte, daß der eigentliche Held dieses furchtbarsten aller Kriege nicht irgendein noch so verdienter General sei, daß vielmehr der Dank Frankreichs der ganzen Nation in Waffen, dem Millionenheer der unbekannten Kinder des Landes gebühre, das millionenfach sein Leben dahingab auf den zahlreichen Schlachtfeldern, damit das Vaterland das seine behalte. Und man ersann sich jene so überaus eindrucksvolle Geste, wie sie typischer für das Beste am französischen Wesen schlechterdings nicht gedacht werden kann und die, etwa von einer anderen Nation nachgeahmt, nicht ohne einen gewissen unangenehmen theatralischen Beigeschmack wäre. Von allen den zahlreichen Schlachtfeldern der unübersehbaren Front brachte man je einen Toten, dessen Name nicht festzustellen gewesen war, nach Paris. Ihrer einer aber wurde in feierlicher Weise zur großen Ehrung für alle bestimmt: Man bestattete seinen armen zerrissenen und verwesten Leib an der höchsten Ruhmesstätte, die Frankreich kennt, unter dem Triumphbogen. So feierte man den toten Sieger.

Diesem unbekannten Soldaten widmet Paul Raynal seine Dichtung: „Unserem Kinde, das millionenfach geopfert wurde, das für die Ewigkeit schläft, für die Ewigkeit Frankreichs, die es schuf, das schlummernd ruht unter dem Triumphbogen, von allen Winden umweht, träumend von dem geheimnisvollen Ruhme des Schmerzes und der Liebe!" Nicht in das Schlachtgewühl hinein führt der Dichter den Beschauer; das ganze Geschehen spielt sich ab innerhalb der vier Wände eines Zimmers und zwischen drei Personen, dem Soldaten, dessen Vater und Braut. Und doch ist der Krieg ungeheuer lebendig in diesen Gesprächen, die um ihn und immer nur um ihn kreisen.

Der Soldat ist einer unter den Millionen, die das Beste von Frankreich repräsentieren, „das höchste Wunder einer auserlesenen und höchststehenden Rasse, die zehn Jahrhunderte zur Blüte gebraucht hat". Als einfacher Soldat ist er hinausgezogen in den Krieg. Er wollte keine Ehrung und Beförderung, er wollte nur einer sein von den vielen, die ihre harte Pflicht tun; denn „Was verteidigen unsere Armeen? Ein Stück Erde? Davon gehört mir mein Teilchen. Eine geistige Tradition? Damit bin ich großgezogen. Mein Platz ist, wo ich bin. Davon weiche ich nicht. Wenn ich noch auf Erden bin an dem Tage, wo der Waffenstillstand sein gesegnetes Schweigen über die Gefilde breiten wird, dann möchte ich, auf den Krieg zurückschauend, sagen können, daß ich nicht mehr getan habe als irgendein anderer, aber auch nicht weniger." Ein besonderer Grund indessen

Digitized by Google

spielt hier noch mit: „Ich hasse den Krieg so sehr, daß es mich nicht reut, ihn ganz von Grund aus durchzukosten." Dieser Kriegshaß aber hat nicht das geringste mit einem verschwommenen oder räsonnierenden Pazifismus zu tun. Der Soldat kennt ganz genau seine Verpflichtung, den Krieg nach seinen besten Kräften mit durchkämpfen zu helfen; trägt er doch selbst mit die Verantwortung für ihn: „Alles, was geschehen ist, habe ich es nicht gewollt oder allem zugestimmt? Bin ich nicht Franzose? Wußte ich nicht, daß ein Krieg ausbrechen konnte? Ich brauchte nur das Vaterland zu wechseln. Ich wußte doch, welche Verpflichtungen ich übernahm, solange ich seine Vorzüge genoß."
Nach vierzehnmonatigem Frontdienst ist der Soldat erstmals auf kurzen Urlaub nach Hause gekommen. Diesen Urlaub aber hat er sich durch ein verzweifeltes Spiel mit dem Schicksal erkämpft. Eine schwere Schlacht steht in Aussicht, die durch tollkühne Unternehmungen von Freiwilligen vorbereitet werden soll. Noch kann zwar Gegenordre eintreffen, aber die Chancen, die für das Unternehmen sprechen, sind 5 zu 1. Der Soldat hat das Spiel mit dem Schicksal gewagt. Für die Bereitwilligkeitserklärung, das tollkühne Unternehmen auf sich zu nehmen, hat man ihm den vorenthaltenen Urlaub erteilt. Kaum zu Hause angelangt, findet er das Telegramm seines Hauptmanns vor, das ihn sofort zurückruft an die Front. Sein Schicksal ist so gut wie besiegelt. Nur fünf arme Stunden bleiben ihm noch. Diese Stunden aber will er nutzen, als seien sie Ewigkeiten.
In Gesprächen mit dem Vater und der Braut erwächst nun mählich die Erkenntnis der ungeheuren Verwüstungen, die der Krieg in den Seelen anrichtete. Nicht eine einzige der traditionellen Illusionen über den frisch-fröhlichen Kampf ist dem Soldaten geblieben. Das bunte Abenteuer des Krieges gibt es für ihn nur in den illustrierten Blättern der Heimat, in der Phantasie jener, die kein Schlachtfeld sahen, deren Sinne von den Wahnideen eines erlogenen Ruhmes umnebelt sind. Ihm ist der Krieg eine Mischung aus Sklaverei und Menschenopfer. „Gibt es denn Kriege, die nicht Bruderkriege sind!" so ruft er aus. Aus tiefster Seele verachtet er den Ruhm. „Der Krieg hat seinen Nimbus verloren. Und denke daran, wie groß er einst war! Man dachte ihn sich wild und herrlich zugleich, eingehüllt in ein purpurnes Gewand aus Feuer und Blut. Er begeisterte uns wie die dunkle Sonne. Jetzt gibt man ihm seinen richtigen Namen: Fron. Die schwerste von allen, die eintönigste. Dieses prächtige Raubtier, das man sich gewöhnlich darunter vorstellte, ist nichts weiter als ein armes gequältes Lasttier." *Einen* Sinn nur kann dieser Krieg haben, wert, daß man ihn darum führe: „Der Krieg, der uns mordet, ihn werden wir mit uns in den Abgrund ziehen, dort werden wir ihn festhalten. Das Untier kann vorübergehend noch einmal erscheinen. Es ist gerichtet. Es hat das Maß überschritten. Die wilde Bestie wird an ihrer eigenen Übersättigung verrecken. Allem Achselzucken dieser eingebildeten Verstandesmenschen zum Trotz, die sich für so hellsichtig halten, ist das Ende der Kriege dennoch da!"
Aber man versteht sich nicht mehr. Nicht das ist die furchtbare Tragödie, daß Feindesvölker sich bekämpfen, nein, die große Mauer des Mißverstehens ist zwischen Front und Heimat aufgerichtet. Draußen lebt man im Absoluten, drinnen führt man das alte Leben weiter. Die Generation der Gestrigen, der Väter, ist wieder zur Macht gelangt und pocht auf ihre Rechte. Und doch, haben diese Väter in Wahrheit ein Recht, sich so zu nennen? Sind sie nicht vielmehr die Kinder ihrer Söhne geworden, der Söhne, die sie beschützen und ihr Leben erhalten? Aber auch die Weibesliebe bedroht der Krieg, bedroht die erzwungene

Digitized by Google

fürchterliche Abwesenheit, in der die Gefühle und Erinnerungen verblassen und zu sterben drohen. Das spürt die Braut, die sich dem Geliebten hingibt, voller Verzweiflung in dieser Nacht. Sie hat etwas Peinliches und innerlich Unmotiviertes, diese sogenannte „Hochzeitsfeier", zu der der Soldat all die Tausende einlädt, die draußen im Felde gefallen sind, auf daß sie Zeugen seien seines Glückes, so wie auch die blasphemischen Gottesleugnungen, die man übrigens für eine Aufführung sehr wohl streichen kann, der tieferen Begründung entbehren. Von stärkster Wirkung hingegen sind die Klagen der leidenden Braut: „Es hätte nicht sein dürfen, daß es einen solchen Krieg gab! Es hätte nicht sein dürfen, daß wir uns begegneten und daß wir uns liebten! Es hätte nicht sein dürfen, daß ich von deinem Dasein wußte, daß ich auch nur zur Welt gekommen bin! Es hätte nichts davon sein dürfen! Und es hätten überhaupt keine Männer und keine Frauen da sein dürfen, denn wir alle zusammen sind fähig, das Glück zu empfangen, es zu lieben, unvernünftig genug, ihm nachzulaufen, zu unglücklich, um es jemals zu erreichen, und zu armselig, um es zu verdienen!"
Aber nicht in dieser trostlosen Stimmung läßt der Dichter sein Stück enden; man findet sich zurück zu sich selbst, nachdem man des Jammers ganzes Maß durchmessen, nachdem die Aussprache keiner noch so schmerzlichen und brutalen Wahrheit sich versagte. Das neue, starke Leben der Zukunft soll über den individuellen Schicksalen stehen, und so findet der Soldat im Augenblick des Abschieds die Kraft, der heißgeliebten Braut die Erfüllung ihres weiblichen Lebenszweckes zum sittlichen Gebot zu machen: „Ich will, daß du deinen Beruf als Frau voll erfüllst. Du wirst von neuem geliebt werden. Und es muß eine reine und edle Liebe werden. Schenke dein Herz keinem, der nicht im Kriege war. Wer sich jetzt in einem Schlupfwinkel verkriecht, läßt seine Mannesehre darin zurück, wenn er ihn verläßt ... Aber einer, der mitgekämpft hat, ... der sich geschlagen hat, ohne viel Aufhebens davon zu machen ... Einer, der sich's nicht erklären kann, warum gerade er noch am Leben ist ... Einer, der am Tage des Waffenstillstandes sich fragt, ob dies auch wirklich wahr ist ... Und der dann ganz schlicht sein früheres Leben wieder aufgenommen hat ... Wenn du dich von diesem da geliebt fühlst, so willige ich ein und rate dir, ihn auch zu lieben."
Die ganze Dichtung aber mündet aus in einen einzigen großen und feierlichen Hymnus auf die Opfergeneration von 1914. Ihr wird man für immer den Glauben bewahren; sie war verlobt mit der Hoffnung des Menschengeschlechts. „Zu dem sonnenbestrahlten Dom der Invaliden eilten von allen Seiten die Pilger herbei und umgaben träumend die geheimnisvolle Gruft, auf deren Grunde sich einst unter dem Totengeläute der Kanonen das größte Genie, das unsere Erinnerung blendet, zum ewigen Schlummer niederlegte. Aber zu der grundlosen Gruft, die sich jetzt höhlt, während die Kanonen ihr unendliches Geläut anstimmen, können die Geschlechter der Zukunft unbegrenzt ihre Pilgerfahrten richten und auf den Knien suchen, was dort begraben liegt, ihre Wohltäter, die sie geheilt, ihre großen Meister, die sie befreit haben. Was ihr der Menschheit gegeben habt, ist ihr einziges Glück! Man dürfte euch nur mit gefalteten Händen nahen."
Manches wird man im einzelnen an der Dichtung auszusetzen haben, deren idealer Grundzug und mitreißender heroischer Schwung indessen außer Frage steht. Sie ist schlechterdings übernational; man könnte statt Frankreich Deutschland setzen, und wir empfänden sie als eine auf unserem völkischen Boden gewachsene Dichtung. Und doch schwebt sie nicht beziehungslos im leeren Raum, sondern

Digitized by Google

bezieht ihre Symbolik aus dem Konkreten. Die deutsche Übersetzung kann im wesentlichen genügen. Es wäre zu wünschen, daß sich der Verlag zu einer besseren Ausstattung und zu einer endlichen Korrektur einer erheblichen Menge von ärgerlichen Druckfehlern entschlösse.

*

Der *Rotapfel-Verlag* (*Zürich und Leipzig*) brachte vor kurzem das dreiaktige Drama „*Aert*" von *Romain Rolland* in guter *deutscher Übersetzung von Erwin Rieger* heraus. Das Stück spielt in einem sagenhaften Holland des 17. Jahrhunderts und behandelt das Schicksal eines jungen Prinzen, Sohnes eines Statthalters, der, als der Prinz noch Knabe war, durch eine Revolution gestürzt und ermordet wurde. Den Prinzen, der sich der Ereignisse noch erinnert, obwohl man sich bestrebt, seiner Erinnerung jede neue Nahrung zu entziehen, obwohl man von ihm jede Berührung mit dem Volke, jede Bekanntschaft mit Büchern, in denen die Ereignisse geschildert sind, fernhält, verschließt sich jedem lauten Lebenstrubel, verschmäht jede Wollust und Zerstreuung, wie sie ihm Tag für Tag angeboten werden, mit peinlichster Sorgfalt seine Reinheit sich erhaltend und damit die Unbeflecktheit des Namens, den er trägt. Eingesponnen in seine Einsamkeit, von Spähern bewacht, gilt sein ganzes Denken und Trachten dem einen Ziel, den Platz einmal auszufüllen, auf den er ein Anrecht hat, um sein Volk aus dem Zwange erniedrigender Fremdherrschaft, aus dem gemeinen Wohlstand, der auf dem Boden der Unehre gedeiht, zu erlösen. Das Schicksal scheint ihm günstig, äußere Aussichten auf Erfolg sind gegeben, da zerstört der Prinz sich selbst alles. In der Prinzessin Lia, der Tochter des gegenwärtigen Statthalters, dessen Gefangener er ist, lernt er die gleichgestimmte Seele kennen, findet er, der Einsame, die große Liebe seines jungen Lebens. Ihr vertraut er seine Pläne an; sie aber verrät diese, da sie sie für undurchführbar hält, wenigstens im gegenwärtigen Moment und in der geplanten Form, gemeinsam mit des Prinzen einzigem Freund, damit Aert am Leben bleibe und nicht untergehe in seinem Abenteuer. Aert aber, der nicht mitschuldig sein will an dem traurigen Los, das seine ihm verschworenen Helfer erwartet, stürzt sich im Augenblick, da draußen der Kampf entbrennt und er seiner Haft nicht entrinnen kann, aus dem Fenster in den sicheren Tod. Seine Freiheit kann man ihm nicht nehmen. Die Dichtung trägt als Motto einen Ausspruch Wilhelms von Oranien; besser vielleicht stellte man ihr den schönen Satz voran, den gelegentlich der Freund Aerts prägt: „Wer, ohne zu handeln, seine Seele rein bewahrt, tut der Welt mehr Gutes als jener, der ihr mit einer beschmutzten Seele helfen will." Die Dichtung ist von edlem Pathos erfüllt und reich an gedanklichen und lyrischen Schönheiten; zum wirksamen Theaterstück fehlt es an der nötigen dramatischen Spannung und Konzentration. Man wird sich daher zweckmäßigerweise besser an die Lektüre halten, die anregend und genußreich zugleich ist. Der Verlag hat für ein ansprechendes Gewand und klaren, sauberen Druck gesorgt.

*

Digitized by Google

Neue Romane

Von Dr. Gert Buchheit

MIT einer Beharrlichkeit, fast möchte man sagen Hartnäckigkeit, wird seit einigen Jahren immer wieder und mit jeweils wechselnden Begründungen die Wesenswandlung des epischen Schaffens betont, das sich in einem Zustand der Gärung befinde, in einem tragischen Moment inneren Schwankens zwischen Deutung und Schilderung des Lebens. Der Ausgleich stünde bevor, der mit der Entscheidung für das Volk gegen die Literatur, für Menschtum gegen den Künstler, für die Persönlichkeit gegen die Technik, für Kultur gegen die Zivilisation eine neue Epoche dichterischen Gestaltens heraufführe. Aber täuschen wir uns nicht?! Zeigen nicht gerade die Erfahrungen der letzten Zeit, die mit einem tiefen Atemholen nach Revolutions- und Notjahren sich der positiven Lebensbejahung, der Wirklichkeit erinnert, daß gerade der weltgesinnte, dem Nutzen abholde, dem Genuß und der Unterhaltung zugewandte Geist vor dem religiösen und ethischen Gemüte die Möglichkeit des Erfolges voraus hat? Trägt nicht der gewandte Weltmann, der geistreiche, brillierende Fabulierer stets über den innerlichen Grübler in den Augen der Menschen den Sieg davon? Erleben wir nicht etwas wie eine Wiederholung der vielgepriesenen Aufklärungszeit, die nach Kriegen aller Art die Verflachung: Skepsis, Frivolität und Genießertum, auf den Thron erhob? Moral ersetzte damals die Religion, Banalität beherrschte die besten Literaturformen, Satire, Fabel, anakreontisches Lied. Und die Parallele von heute?! Bedarf es einer Erwähnung des Dirnenkultes, der bei Kornfeld („Himmel und Erde"), Hans Heinz Ewers („Alraune") und im frühen Unruh („Geschlecht") seine Triumphe feiert und selbst bei lebensstarken Erzählern unter der Maske der Pikanterie auftaucht!

Wenn *Joseph von Lauff* in seinem soeben erschienenen Roman *„Der Prediger von Aldekerk"* pantagruelische Dinge aus Frankreich erwähnt wie „die Liaisons dangereuses oder die Découverture du style impudique, Gesänge und Hymnen, dem Gotte Lampsakos geweiht", wenn er gar seinen Hauptthelden, den reformierten Predigtamtskandidaten Benjamin Seraphikus Rückert, als Jünger Wielands schildert, der bereit ist, nicht nur seinen Meister zu lesen, sondern ihm auch durch Wandel und Tun nachzueifern, so ist diese Erinnerung an Schäferpoesie und Rokokoamourschaft ein Zeichen dafür, daß auch unsere Zeit dem vergifteten Eros huldigt und dem geläuterten Liebesbegriff, wie ihn Dunin von Borkowsky in unvergleichlicher Klarheit dargelegt hat, abweisend gegenübersteht. Gewiß, der Verschleierungen und Abweichungen gibt es genug in diesem elegant geschriebenen Buch. Entscheidend jedoch bleibt, daß ein grell geschlechtlicher Unterton überall mitspricht: bei dem Hauptthelden sowohl, der nicht ungern den Anfechtungen Wielands erliegt, wenn er seine dörfliche Geliebte beim Entkleiden belauscht, wie bei dem widerlich greisenhaften Lüstling Dirk Negels van Klabasterboompjes, dessen erotische Sammlung den Geist eines Casanova widerspiegelt. Die Frau als schönes Spielzeug, das zu ergötzen bestimmt ist, ohne Konsequenzen dem aufzuerlegen, der sich ihr nähert, ist das Thema dieses galanten Romans, dessen Figuren in niederrheinischer Luft, nahe der holländischen Grenze, atmen und ihre von kühlem Nordwest durchschauerten Tage mit um so heißeren Wünschen und Gedankenspielen erfreuen. Dem Thema

Digitized by Google

entsprechend verläuft auch die Handlung: der Prediger, der des Erbherrn Dirk Negels junge Frau in die Lektüre des vergötterten Wieland einführt, verhilft ihr schließlich auch zum ersehnten Erben, da ihr nur ein solcher das Besitztum ihres gebrechlichen Gatten garantiert. Zur Belohnung erhält der Kandidat die Pfarre auf Aldekerk, die hinwiederum ihm die Ehe mit der frischen, unberührten Tochter des Dorfmagisters ermöglicht. Bedarf es noch einer Ausschmückung dieser Geschehnisse, um den moralischen Wert dieses stilistisch guten Buches festzulegen, das weit hinter dem Niveau der andern Lauffschen Romane zurückbleibt?

In einen ungleich bedeutsameren Rahmen spannt *Ferdinand Feldigl* seine Erzählung *„Der Weg übers Moor"*. Der Kühle äußerer Eleganz und Federgewandtheit, wie sie Lauff auszeichnet, steht hier innere Wärme und Tiefe gegenüber. Dort das formal ausgereifte, rokokohaft pretiöse, aber letzten Endes belanglose Histörchen eines geschickten Fabulierers, hier die ergreifende Schilderung eines Schicksals. In die Welt oberbayerischer Bauern versetzt Feldigl seine Heldin, die Postbotentochter Therese Kröner, die als Pflegekind wohlhabender Leute, nicht ohne Eitelkeit, aufwächst, im Lehrerseminar dem Banne philosophischer Irrlehren erliegt und nach unbefriedigendem Abschluß draußen im Einödland bei den Moosbauern ihre Erzieherlaufbahn beginnt. Ein unbeschreibbar hartes Leben liegt vor ihr, der Behaglichkeit und Wohlstand Gewohnheit waren. In den armseligsten Verhältnissen muß sie Kinder unterrichten, die ohne Lachen dahinvegetieren, bis sie einmal selbst Torf stechen oder Körbe flechten können. In ihrer Freizeit muß sie mit Menschen leben, die keinen Sinn für ideelle Güter haben. So erliegt sie in einer schwachen Stunde dem einzigen Menschen unter diesen Moosbewohnern, dem grundguten, ehrlichen und robusten Bauernburschen Flori. Das Kind, das sie zur Welt bringt, wird zur großen Wende in ihrem Leben. Einst gefeiert in der Hauptstadt als zukünftige Führerin des Junglehrerverbandes, wird sie nun, mit Schmach bedeckt, aus dem Lehrerstande entlassen. Einst wohlhabend und ohne Sorge um das tägliche Brot, muß sie nun, des Flori Weib, als Moosbäuerin ihr Brot verdienen, arm und ohne Feiertag für ihre müden, verarbeiteten Hände. Da bricht der Krieg aus, der für sie, der Ärmsten eine, zur Wende der Not werden soll. Denn auf dem Felde der Ehre sühnt ihr inzwischen aus dem Zuchthaus entlassener Mann seine Tat mit dem Tode. Sie selbst findet Obdach bei der einst verschmähten Schwester, die als Schustersfrau ein redlich Leben führt. Dort findet sie zurück in ihr Reich, das das Reich der Kinder ist, die der Sorgfalt und Liebe bedürfen. Dort begegnet sie auch dem Jugendgefährten wieder, dem Kameraden und Mitlehrer Siegwart, mit dem sie einst als Lehrerin Reformideen und Weltanschauungsfragen ausgetauscht hat, und der nun als Invalide aus dem Felde zurückkehrt. Mit ihm zusammen beginnt Therese Körner ein neues, durch Leid und Erfahrung gereiftes und beruhigtes Leben.

Mit einem Hinweis auf die Schule der Zukunft, die weder die Schule von Burgdorf noch die von Jasnaja Poljana sein wird, sondern die Schule von Nazareth, klingt dieses starke Buch aus, das eine Fülle edler und tiefer Gedanken birgt und jedem Junglehrer, jedem Führer, aber auch allen, die aus der Wirrnis unserer Tage Wegweiser und Ziele suchen, ein unerschöpflicher Quell der Stärkung sein kann. Denn über die brennendsten Erziehungsfragen der Gegenwart sowohl wie über das bedeutendste Schrifttum der letzten hundert Jahre, über Chamberlain und Lagarde, Ellen Key und Nietzsche, Keppler und Bertram, Bougoud und Hettinger wird

Digitized by Google

in unvordringlich feiner Art, in Rede und Antwort der Beteiligten wie in Selbstbetrachtungen, berichtet, ohne daß die Handlung irgendwie gestört oder in ihrer Wirkung gebrochen wird.

In ähnlichem Sinne wie Feldigls Buch, das die Entwicklung eines Menschen unserer Zeit zeichnet, und zwar eines ausgesprochen deutschen Menschen, wie sie uns immer wieder begegnen, läßt sich auch das Thema des *Reuterschen Romans „Töchter"* durch die Frage nach der dichterischen Gestaltung der Zeitwende im Erlebnisbezirk der *Jugend* umschreiben. Zwar ist die Problemstellung weniger tief und die Berührung mit den geistigen Fragen pädagogischer, ethischer und weltanschaulicher Art mehr auf den tändelnden Geschmack des Zivilisationsmenschen zugeschnitten, das Ziel jedoch ist ein ähnliches: auch Gabriele Reuter will die Seele unserer Töchter von heute abspiegeln, will deuten, was sie erfüllt, und voll echten Mitgefühls das Leid ergründen, das durch ihre Großstadttage geht. Darüber hinaus will sie diesen bubikopffrohen, charlestontanzenden Ichlein, diesen törichten, abwegigen Frauen wieder Aufgaben stellen, die sie befriedigen und aus ihrem Zwiespalt herausführen. Über zwei Generationen erstreckt sich die Erzählung: von der älteren, geheimrätlichen Familie Cardenius, in der Mann und Frau aneinandervorbeileben, bis zu den Kindern selbst, die aus dieser Ehe hervorgehen, zu Petra, der egoistischen, weltlichen, modernen Frau, die nach kurzer Kriegsehe sich auf eigene Füße stellt und — der Typ der kinderlos Geschiedenen — ein haltloses Dasein führt, bis sie an der Seite eines natürlichen, kraftvollen Mannes genest, und zu deren Schwester Helge, die, blaß, verträumt und voll unbewußter Mütterlichkeit, ein kleines Mädchendasein lebt, bis sie der Vampyrgestalt einer Tänzerin zum Opfer fällt. Zwischen diesen beiden Menschen spielt sich das Geschehen ab, das Kino, Buchverlag, Mode, Tanzdiele, Gesellschaft usw. zum Hintergrund hat, jedoch niemals Einheit und Stoßkraft erreicht, da die beiden Schicksale (Petra und Helge) nicht ineinander übergreifen. So viel Resignation die Schlußworte „ich hatte einmal größere Ideale von der Erziehung — man wird bescheiden" auch bergen, so spricht dennoch aus diesem temperamentvoll geschriebenen Buch deutlich die Anschauungswandlung in der Auffassung der Geschlechterbeziehung, die sich seit etwa 20 Jahren durchsetzt und dem Menschen höhere und geistigere Aufgaben zuweist als den Brauch, im psychosexuellen Leben Ursprung und Ende aller Weltauffassung zu erblicken. Die Liebe streift das Sinnliche ab, das die naturalistische Woge zum Lieblingsstoff gewählt hatte. Das Weib wird zur Genossin des Mannes, zum Lebenskameraden, der die Fesseln nicht mehr kennt, in die eine materialistische Welt das Verhältnis von Mann und Weib eingespannt hatte.

Zu gleichem Resultat, wenn auch aus ganz anderen Voraussetzungen und fernab solcher breiter epischer Gestaltungstechnik, mit andern Mitteln und aus anderem Kunstwollen heraus, gelangt *Kasimir Edschmid*, wenn er die Liebe und ihre rettende Erfüllung an das Ende seiner *„Wandlungen und Verwandlungen"* stellt, die sein Hauptheld, Hofrat Brüstlein, durchzumachen hat. Ein seltsames, famoses Buch! Ein echter Kasimir Edschmid! Dies ist auch der Grund, weshalb mit einer telegrammstilartigen Wiedergabe der Geschehnisse, des Thematischen usw. nichts getan ist. Man muß dies Buch lesen, muß den Stil auf sich wirken lassen, diesen satten, prägnanten, flutenden Stil. Diesen grandiosen Bericht, der an die Diktion der spätlateinischen Historiker (Tacitus) erinnert. Er zeigt dieselbe abstrakte, spiritualistische Ausdrucksweise, dasselbe Streben nach höchster Einfachheit,

Digitized by Google

das uns auch bei Döblin, Sternheim, Manfred Georg so packend berührt. Seine Redeweise hebt sich aus der normalen, breiten Basis heraus auf jene Ebene, auf der wir den Aufstieg des Gegenwartsromans erhoffen.

Und der Inhalt? Edschmid steigert einen an sich alltäglichen Vorgang, die *inneren Wandlungen eines Menschen*, ins Groteske, indem er den verkrüppelten, „mit silbernen Beinschienen schreitenden" Hofrat Brüstlein fünf Verwandlungen erleben läßt, die eine moderne Erfindung ermöglicht. Körper, Gefühl, Geist, kurz, der ganze Hofrat Brüstlein wird nacheinander Chinese, Admiral Keene, Nordpolfahrer, Graf Pourtalès, überall Abenteuer erlebend, überall enttäuscht, da keine Verwandlung, sondern nur eigene Entfaltung, Auswirkung seines einmaligen Wesens ihn befriedigen kann. So erzählt der Dichter von Mut und abenteuerlichen Leidenschaften mit der Distanz und Abgeklärtheit des objektiven Beobachters. Aber nur die Liebe, die letzte Einfachheit, die Schlichtheit und Kostbarkeit des Daseins ist, nur sie kann den Enterbten des Lebens den Glauben an sich selbst wiedergeben. „Herr von Pourtalès war sicher, daß er besser wisse als die Welt, welche nur Romane liest, statt sie zu erleben, was das Glück bedeute, und daß ein siebzehnjähriges Mädchen, welches Salat zu stechen weiß, der beste Preis einer unerhört abenteuerlichen Fahrt sein kann."

Lauff, J. v.: *„Der Prediger von Aldekerk"*. Ein niederrheinischer Roman. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1926. 444 S.
Feldigl, Ferdinand: *„Der Weg übers Moor"*. Preisgekrönter Roman. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 519 S.
Reuter, Gabriele: *„Töchter"*. Der Roman zweier Generationen. Ullstein, Berlin. 379 S.
Edschmid, Kasimir: *„Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein"*. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin-Wien-Leipzig 1927. 240 S.

*

Carl Hauptmanns religiöser Weg

Von Hubert Razinger

CARL Hauptmann, Gerharts heute schier völlig vergessener Bruder, hat sein ganzes Leben lang nach Gott und den letzten Dingen gegrübelt; mit Nietzschescher Intensität glühten im Geist des einsamen Dichterphilosophen alle jene Probleme, in die das Unbegreifliche den denkenden Menschen verstrickt.

Daß Frau Marie Hauptmann, Gerharts und Carls Mutter, eine streng religiöse, pietistische Natur war, ist aus der Lebensgeschichte des berühmteren Bruders bekannt; und so mag schon in jener Zeit von Mutterhand der zarte Samen zur schließlichen schönen Blüte in Carls Seele gelegt worden sein. In seiner Realschulzeit las Carl, der Gebildetere der Brüder, Böhme und Eckhart mit Gefallen. Doch gar bald schieben sich die Wolken des Zweifels und eines gewissen inneren Widerstandes gegen die ihn umgebende Frömmigkeit vor den heiteren Himmel seines Kinderglaubens; besonders von der lebensfeindlichen Religiosität der Tante Julie Schubert fühlt sich der, wenngleich grüblerische, so doch jugendlich-lebensfrohe Carl abgestoßen. Auf den Universitäten Jena und Zürich gerät er unter den Einfluß erst Häckels, dann Forels und R. Avenarius'; die Zeit von 1879 bis 1893 steht im Zeichen Häckels und der damals modernen Naturwissenschaften, die Carl zu eigenen, groß gedachten Arbeiten anregen. Um 1893 erfolgt die *erste*

Digitized by Google

Wandlung C. Hauptmanns; er entdeckt eine „lichte Wundergrotte" in sich, er fühlt seine größere Sendung und wird vom exakten Naturwissenschaftler zum schaffenden Dichter. Sein erstes Werk, das Mariannendrama, zeigt zwei Menschen von wildem, keine Sünde scheuenden Lebensdrang, den Diesseitsapostel Fritz und Frau Marianne, seine Geliebte, im Konflikt mit zwei Menschen, die den Jenseitsglauben verkörpern sollen, einem zelotischen Pastor und Frau Rosa, die „Flugkraft hat — hinein in die abgrundtiefen Räume des ewigen Lichtes", und die warnt: „Das Leben macht schuldig!" Die begeisterte Forderung nach Lebensbejahung und Lebenssteigerung zeigen den Gefolgsmann Nietzsches, die Angriffe gegen Pastoren- und Kirchentum den Schüler Häckels, die Form den Nachfahren Ibsens. „So ziehen wir ja alle aus auf Abenteuer nach dem Wunder" war das Motto des Werkes; damals glaubte er noch, ein Leben in Kraft und Freiheit werde das „Wunder" bringen. Es folgt die Zeit seiner Wirklichkeitsdichtung, *das Reale scheint ihm Erfüllung*; bald aber wird es zur Fessel. Um die Jahrhundertwende geschieht des Dichters *zweite Wandlung*; ein inneres Ungenügen läßt ihn Zola, seinen bisherigen Meister, als „Oberflächenmenschen" und Nietzsche als „ornamentalen, nicht monumentalen Geist" ablehnen, er beginnt, sich überhaupt allen „Einflüssen" zu entziehen, ganz nur auf sich selbst zu horchen und ein ganz Eigener und Einsamer zu werden.

„Ich fahnde allenthalben nach Seele", dies Wort Carls schwebt von da an über seinem Dichten und Grübeln. Sein Streben war von nun an im Grunde immer *Erfassung und Darstellung des Seelischen*, und, da er in seinem Fahnden bald auf jene Tiefen stieß, von denen Heraklit sagt, sie seien ohne Ende, des *Übersinnlichen, des Metaphysischen*. Carl Hauptmann war *durchaus keine einheitliche, zum Monismus neigende Natur*: er sah allüberall Zwiespalt und Konflikt, Problem und Kampf, seinem zwiespältigen eigenen Wesen nach, das, mit einem schönen Wort aus einem seiner Gedichte gezeichnet, „Erde halb — und halb auch Klingen" war. Solche Menschen aber drückt das Leben mehr als andere, auf ihren Lippen formt sich früher das Wort *„Erlösung"*; und so ist die maßgebende Dichtung jener Zeit, *„Die Bergschmiede"*, gleichsam ein einziger Erlösungsschrei. Es ist eine Dichtung, ganz die geistige Unruhe des persönlichen Geistes wie der ganzen damaligen nach Halt suchenden Zeit wiedergebend, in der alle Werte, zuletzt noch von Nietzsches wuchtigen Hammerschlägen getroffen, zu wanken begannen. Versöhnung der Gegner Natur und Geist, Schicksal und Wunsch, Chaos und Ordnung, Antwort auf die Lebenssinnfrage, das will der zweifelgemarterte Bergschmied. Und nicht „Gottesfernen" können ihn erlösen und „ewige Sterne", die sind „Trug für Kinder", nicht Spinozas Betrachtungsart sub specie aeternitatis, in der das Einzelleid aufgeht in der Gesamtordnung, das Weib nur scheint Erfüllung zu verheißen. Aber es scheint nur so. Der Bergschmied C. Hauptmann hatte „noch lange zu graben". *Gott war* in jener Zeit die *dunkle Einheit der Weltvielheit*, persönlich nur für den, der sich mit menschlicher Charakteristik zufrieden gibt, und unbeantwortet bleiben seine großen Fragen: „Wer gäb' Antwort je, woher, wohin?" „Gott", so verlangt er im wunderschönen Gedicht: „Wohin": „Gott, in Erden und Himmelsgründen, könnt' ich dich finden! Wollt' ich wie Jakob dich eisern umklammern, bis du erhörtest unser Jammern!" Und am Ende dort: *„Herr und Gott, ist alles nur Spiel? Zeig' uns ein Ziel!"* Doch schon im Einhartroman steht ein Wort von der Religion der Liebe, die kommen wird, wenn die der Furcht wird abgestreift sein, und schon schreiten durch einzelne

Digitized by Google

Werke Menschen des religiösen Typus, wie der Theologe Dominick im Roman „Mathilde" — der Osterhymnus Dominicks könnte nicht inniger sein — oder der heilige Held Moses im gleichnamigen Drama. Wie sehr dann der Krieg, dieser Prüfstein für Denker und Dichter, Carl erschüttert hat, zeigen u. a. sein 1915 an der Berliner Universität gehaltener Vortrag „Die uralte Sphinx", seine Briefe ins Feld an F. Ebers und seine Kriegsphantasien, vor allem das Tedeum „Krieg"; von nun an wird sein Gottesbegriff immer transzendenter, persönlicher, christlicher. *Der Mensch* — so etwa seine Weltanschauung um diese Zeit — *ist eine Sphinx, furchtbares Raubtier und zugleich „betender Fra Angelico"*; die natürliche Verbundenheit beider im Menschen *eine ewige Tragödie und ihr ewiges Symbol der gekreuzigte Heiland*; der Krieg ein notwendiger, von Gott, dem Unbegreiflichen, zugelassener Ausbruch des Raubtierartigen, aber das Beten „Fra Angelicos" gibt Hoffnung, daß — so geht auch der Schluß des Tedeums „Krieg", in dem junge Mütter am leuchtenden Morgen ihre Kinder zur Kapelle tragen — vielleicht doch einmal die schöne Erde zur friedlichen Heimat echten Menschentums werde. In der Szene „Die Kathedrale" (in der Szenenfolge „Aus dem großen Kriege") spricht die Gottesmutter von „Gottes Frieden, der höher ist als alle Vernunft". (Eine Verehrung unserer hohen Frau zeigt sich des öfteren, wie überhaupt Carl zur *katholischen Kirche eher neigte als sonst zu einer.*) Immer mehr gütige, stille Heilige und Evangeliengestalten ziehen in seine Werke ein, und in seinen beiden letzten Schöpfungen, in „Musik" mit dem nach Gott förmlich gierenden Domkapellmeister und im „Abtrünnigen Zaren", *sind Himmel und Ewigkeit mehr als Traum und zartes Symbol*, und wenn im letzten Werk der eiserne Zar, von seinem Nebenbuhler vom Thron gedrängt, nach langem Kampf, bei dem ihn Gott Vater und Sohn, auftretend in Gestalt zweier uralter Bettler, zur Güte und Überwindung stärken, endlich in plötzlicher Tat, wie vom paulinischen Gnadenblitz getroffen, die Hand, mit der er noch eben den Rivalen ermorden wollte, an den Kreuzschaft nagelt, so tut dies zugleich *Carls letzte Verkündigung und Mahnung* kund: den eisernen Zaren, der in der Seele des Rätselwesens Mensch unheilvoll lebt, zu überwinden durch Christus, der aller Weisheit und aller Kämpfe Schluß ist: *„Verlaß dich auf mich"*, heißt es in der „Musik" *„das letzte im Leben ist lauter Güte — — sichtbar — — leibhaftig — — entschwebt man — — wie Christus — —"*.

In der Gewißheit eines ewigen Lebens starb er am 3. Februar 1921, nachdem er einige Tage vorher, in seinem letzten Brief, an Werner Sombart geschrieben: „Ich kann Deine Frau nicht bedauern, daß sie dahin ist. *Es gibt mehr wie die Welt.* Ich meine wie *die* Welt, in der wir herumpantschen. Und ich habe die Überzeugung, daß, welche Form Leben immer, dem Menschen ein besseres Geschick beschieden ist, als heute bei uns". . . .

„Marianne", 1894, bei S. Fischer, Berlin.
„Die Bergschmiede", 1902, bei Callwey, München.
„Moses", 1906, bei Callwey, München.
„Krieg, Tedeum", 1919, bei K. Wolff, Leipzig.
„Aus dem großen Kriege", 1915, bei K. Wolff, Leipzig.
„Musik in ‚goldenen Straßen'", 1918, bei K. Wolff, Leipzig.
„Der abtrünnige Zar", Legende, 1919, bei E. Tal, Leipzig.
„Die uralte Spinx", Vortrag 1915, bei K. Wolff, Leipzig.
„Aus meinem Tagebuch", München 1910, bei Callwey, in 2. Auflage, erste 1900.
„Einhard der Lächler, Roman, Marquardt in 1. Auflage, Wolf in 2. und 3. Auflage.
„Mathilde", Roman, bei Callwey 1902 und 1907, jetzt bei Mosse 1919.

Digitized by Google

Gotik, Romantik, Expressionismus

Von Dr. Kurt Bock

DAS dürftige fremde Wort „Romantik" hat im Munde der Allgemeinheit falschen Klang bekommen — das echte alte Gold wurde zur abgegriffenen Münze. Soweit man überhaupt festen Begriff damit verbindet, nimmt man's als Sehnsuchtskunst, meist jedoch denkt man an Waldwildnis in magischer Beleuchtung, „mondbeglänzte Zaubernacht", an traumhafte Begebnisse, sorglos-fröhliche Charaktere und seelisch Mondsüchtige.

Daß aber Romantik ehedem bestrebt war, letzte menschheitliche Fragen zu lösen, die Kunst somit wiederum zur Religion zu erheben, sie aus dem Morast seichter Unterhaltung zu erlösen zu wahrer Andacht — dieser Sinn entschwand in Vergessenheit. Wie wenige gedenken der geistigen Tat des Novalis und jener geistigen Revolution, die das Berliner „Athenäum" der Brüder Schlegel bedeutete!

Das wundersame Bild der Blauen Blume sagt uns weit mehr als das Kennwort Romantik. Hier verlockt uns das Wesen der schönen Welt, in glückhafter Stunde ahnend erkannt, zu namenloser Ehrfurcht. Und unter diesem Zeichen erst erfühlen wir, daß Romantik das einzige und wahre Wesen der deutschen Kunst ist — daß Romantik nicht nur eine Dichterschule um 1800 bedeutet, sondern den Urquell unseres besonderen Fühlens und Denkens überhaupt.

Überall dort, wo Kunst an kosmische Rätsel und an die Horizonte des Wissens stößt, beginnt die Romantik. Sie ist der Quell, aus Ewigkeiten in die Seele erflutend, der Brunnen der Gotik und der Quell des Expressionismus.

Ja, des Expressionismus, der im innersten Sinne ebenso zeitlos ist wie Gotik und Romantik, denn Meister Eckehard und Grünewald und die alten Herzjesulieder sind gleich expressionistisch wie Goethe und Novalis, wie Strindberg und Werfel! Denn wohl zu trennen ist Expressionismus von den expressionistischen Dichtungen unserer Tage. Expressionismus ist Ziel, das zwar vielen der jungen Poesien innewohnt, aber keineswegs der Erfüllung nahekam. Mit äußerlichem Wertmaß sind diese Fragen nicht zu messen. Es handelt sich um innerste Lebensbedingungen und Kulturäußerungen. Und Expressionismus ist in jeder Kunst geborgen, die das Wirkliche, Einzelne ins Ureigentlich-Wirkliche, ins Geistige, Allgemeine steigert — die im Menschen die Menschheit und in seinem Leid die ewig irdischen Fesseln verdeutlicht.

Gotik und Expressionismus suchen die Lösung letzter Kunst-Entscheidungen, da sie reine „Weltsicht" in die Dichtung bringen, da sie zutiefst religiös gesinnt und bestrebt sich zeigen. Denn, wie ein junger Dichter sagte: „Die Welt ist da. Es wäre sinnlos, sie zu wiederholen. Sie im letzten Zucken, im eigentlichsten Kern aufzusuchen und neu zu schaffen, das ist die größte Aufgabe der Kunst."

So wird Kunst eine Stufe zur letzten Wahrheit, das ist: zum Einfachen, zum Wesentlichen.

Man stoße sich ja nicht an dem üblichen Schlagwort „Expressionismus", ebensowenig aber an einzelnen, teils extrem unverständlichen, teils grausam realistischen Dichtungen! Expressionismus ist nicht das eine Gedicht, das expressionistisch sich gebärdet, sondern jetzt ein Zeitgeist, der zeitlos zu werden sich bemüht.

Wie dieses Wort seinem inneren Sinn Abbruch tut, genau so steht's auch um die Romantik.

Digitized by Google

Das verfälschte Licht ist geschaffen von der Heidelberger oder Spät-Romantik, die das universelle Streben der Begründer zu volksliedleichtem Ton, zu marionettenmäßigen Handlungen, zur „Stimmungskunst" verniedlichte.
So lieb und mund- und herzgerecht uns die Verse der Eichendorff-Freunde sind, einen Rückschritt bedeuten sie unbedingt dem Willen der Berliner Frühromantik gegenüber.
Die Ursachen, die solches Wollen Fragment bleiben hießen, zu erörtern, ist hier nicht angängig. Jedenfalls ist heute die Zeit gekommen, den Anbeginn der frühromantischen Tat zu erneuen und zu vollenden.
Die jüngste Dichtung ist ganz ethisch auf die Besserung der Welt, der Weltordnung und des Menschen gerichtet. Sie ist sogar mit vollem Bewußtsein politische Triebkraft. Damit verbunden ist übertriebener, ja, gänzlicher Mangel an Naturfreude, Innigkeit, Beseelung — an Gefühl. Dem Liede fehlt die tiefe Melodie.
Wir müssen die ungeheuren Werte anerkennen, die der sprachlichen Neugeburt junger Dichtung innewohnen. Die Sprache wird wieder plastisch, nachdem sie bisher zum matten Klischee erniedrigt worden. Das poetische Wort offenbart wiederum allen verborgenen Sinn, zeigt die fühlbare Rundung des benannten Dinges selbst — es ist keine Hülle mehr, kein Name, sondern leibhaftiges Leben. Der Gewinn an Sprache, an Ethos und an Weltsicht ist das große Anzeichen echter, zukunftssicherer Kunst und der wahren Anwartschaft und Berufung. Diese Fundamente des Expressionismus, diese klaren hellen Gipfelpfade der jungen Dichtung mit Güte zu erfüllen, sie zu beseelen und irdisch zu verschönen — sie dadurch allseitig zu vollenden, ist Romantik gewillt. Ihr gilt es nicht, die Welt zu verbessern, sondern die an sich gute, schöne Welt zu erlösen!
Verstandesliteratur und Formwerk sollen verknüpft werden mit Gefühl, mit Herz! Das muß und wird den Fortschritt der Kunst bringen.
Erneuung der Form und Vertiefung des Gehaltes, schließlich Beschränkung auf das Wesentlich-Einfache, Notwendige: Aus diesem Acker erblüht die blaue Blume der reifen Kunst.

*

Stimmen aus dem Auslande

Von Charlotte Demmig

DIE Vitalität, mit der Amerika — hierin alle anderen Nationen übertreffend — rasch und lebhaft jede neue, ernste Bewegung aufgreift und betreibt, hat auch in der *Theaterbewegung*, von der kürzlich hier berichtet wurde, bereits nennenswerte Fortschritte gemacht. Die Weltbedeutung, die dem Theater von New York, d. h. dem amerikanischen Theater, heute eignet, da es beginnt, nationaler Ausdruck zu sein und sich neben der Architektur als stärkste und verheißungsvollste Kunst zu behaupten — ein Drittel seines Marktes versendet es nach England und einen ständig wachsenden Prozentsatz seiner Produktionen nach dem Kontinent —, diese Weltbedeutung läßt alle interessierten Kreise sich des Problems einer Theaterzensur als eines äußerst schwerwiegenden bewußt werden. Die aus Mitgliedern des Theaters zusammengetretene Kommission, die einer staatlichen Maßnahme zuvorzukommen trachtet, bringt in der *„American Review"* bereits einige Vorschläge zur Veröffentlichung. Rasches, zielbewußtes

Digitized by Google

Handeln sei bei der Organisierung einer zweckentsprechenden Theaterzensur als Hauptbedingung ins Auge zu fassen, um nicht eine Gegenwirkung zu erzielen: ein Stück, dem durch seine Minderwertigkeit ein früher Tod ganz von selbst vorherbestimmt sei, könnte sich unter Umständen zu einem ungeheuren Erfolg gestalten, wenn es als der Zensur verdächtig bekannt würde. (Sehr richtig! s. „Die jüdische Witwe" von Kaiser in Berlin!) Absolut zielbewußte, möglichst geheimzuhaltende Prüfung durch eine Jury erscheine hier als einzige Möglichkeit, über die von der Kommission folgende Einzelheiten geplant sind: Wahl einer Körperschaft von 300 Personen aus den besten Elementen aller Berufe und Stände, welche — nicht zu fortschrittlich und nicht zu konservativ, nicht zu alt und nicht zu jung — die gesunde zeitgemäße öffentliche Meinung typisieren. Durch Los sei aus dieser Körperschaft eine Jury von 7 Mitgliedern zu wählen, die ein verdächtiges Stück bei seiner zweiten oder dritten Aufführung anzusehen und sowohl Anklagen von seiten des Publikums als auch Verteidigung von seiten des Verfassers und Regisseurs anzuhören habe. Nur eine Frage stehe zur Entscheidung: „Gefährdet das Stück die öffentliche Sittlichkeit?" Die Stimmenmajorität entscheidet über weitere Zulassung, sofortige Absetzung oder Zubilligung einer kurzen Zeit zu etwaiger Abänderung beanstandeter Stellen. Bei jedem neuen Stück ist die Jury mit Ausscheidung der schon einmal gewählten neu zu wählen. Ein Büro, das der Kommission zur Verfügung zu stellen ist, nimmt alle Klagen von seiten anerkannter sozialer, kirchlicher und reformatorischer Organisationen entgegen. Vier Personen — zwei aus der Körperschaft als Vertreter des Publikums und zwei vom Theater als Vertreter der Kunst — sind mit seiner Leitung zu betrauen. Um die Einmütigkeit am Theater selbst nicht zu gefährden, ist hier vor jeder Uraufführung eine Bescheinigung von seiten des Dichters und Regisseurs einerseits und des Bühnenpersonals andererseits einzureichen, die sich verpflichten, das Urteil der Jury anzuerkennen bzw. in einem von ihr verbotenen Stück nicht zu spielen.

Wie nicht anders zu erwarten war, nehmen weiteste Kreise an der Lösung des Problems der Theaterzensur regen Anteil, und Stimmen werden laut, die sich sowohl dafür als auch dagegen aussprechen. Einer der heftigsten Gegner ist der derzeitige Präsident der Filmverleih-Gesellschaft, Will H. Hays, der zwar für Film und Bühne die gleiche Sittenreinheit fordert wie für die Kirche, aber auch die gleiche Freiheit und sich gegen inneren Mißbrauch ebenso heftig wehrt wie gegen die Neigung, alles zu zensieren. Ohne dem Ernst der zum Teil ganz einleuchtenden Begründungen seines Standpunktes zu nahe treten zu wollen, kann man sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er in seinem Eifer so weit geht, den Film als guten Engel und einziges Bindeglied der Familie zu bezeichnen, als Treffpunkt von Vater, Mutter und Kind, die der Alltag in alle vier Winde zerstreue. Seine Anziehungskraft würde aber durch Einschränkung seiner Freiheit durch die Zensur stark verlieren. Den einzigen Weg zu einer Lösung sieht Will H. Hays nicht in einer Bevormundung der Werke, sondern in einer Gesundung ihrer Verfasser und im größeren Verantwortungsgefühl der Eltern.

Einer der Verteidiger der neuen Bewegung, der Präsident des internationalen Reformbundes, Kanonikus William Sheafe Chase, beruft sich auf das Vorbild des englischen Theaters, das als reinstes der ganzen Welt gilt, dank der seit 1544 bestehenden Zensur, die, im Jahre 1843 neu geformt, seitdem bereits viermal erneut zur Vorlage gebracht und immer wieder beibehalten wurde. Interessant

Digitized by Google

ist es nun, daß ein Engländer, John Palmer, ehemaliger Herausgeber und Kritiker der *Saturday Review*, in seinen Bemühungen um die Reform des englischen Theaters gerade diesem Gesetz schuld gibt an der heutigen Minderwertigkeit des englischen Dramas, das allerdings auch schon vor 20 Jahren wie vor 100 Jahren auf dem Sterbebette gelegen habe. Die Tatsache, daß heute jeder Dean auf seiner Kanzel größere Freiheit besitze als ein Dramatiker im Convent Garden, mache es verständlich, daß jeder Schriftsteller sich lieber jedem anderen Zweig der Literatur zuwende als dem Drama, wodurch die Kluft zwischen diesem und der übrigen Literatur immer tiefer werde. Die ehemalige Verachtung des Schauspielerberufes lebe heute weiter in einer gewissen Nichtachtung der dramatischen Kunst, die als weniger geeignet und befähigt gälte, tiefste und komplizierteste Charaktere und Lebensfragen zu gestalten, als jede andere Kunst. Für den Schriftsteller bedeute es eine „Herablassung", wenn er sich ihr zuwende, und jeder noch so gute Romanschriftsteller werde heute ein schlechter Dramatiker sein. Alle auf einen Wandel hinzielenden Maßnahmen hält Palmer für verfehlt und zwecklos: Ein Aufschwung der dramatischen Kunst wird sich seiner Überzeugung nach ganz von selbst ergeben aus der gegenwärtigen Entwicklung des Romans. Je mehr dieser sich von seinem ursprünglichen Charakter und Wesen entferne und sich in das Gebiet der Psychologie verliere, um so energischer werden Männer von Genie sich dem Drama zuwenden. Eine große Gefahr für das englische Theater sieht Palmer in seinem Bestreben, sich zu emanzipieren, sich gegen jeden ausländischen Einfluß abzuschließen. Es war von jeher seine wesentlichste Eigenart, bei aller Originalität und Individualität, einen ständigen Ansporn vom Auslande zu benötigen. Die Shakespeareschen Dramen wären nicht entstanden ohne eine Renaissance in Italien und Frankreich; Bernard Shaw hätte sein Leben lang schlechte Romane geschrieben ohne seinen energischen Kampf für die Durchsetzung Ibsens in England. Wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß England nicht auch heute gute Stücke schreiben könne, so würde eine Emanzipation doch unvermeidlich zur Folge haben, daß es die Fühlung verliere mit dem zeitgenössischen Geist.

*

Hand in Hand mit dieser Zensurbewegung geht in England sowohl wie in Amerika eine andere, auf eine Erneuerung des Theaters hinzielende Bewegung, die einen Aufschwung mehr aus dem Religiösen erwartet. Angeregt durch die Idee des französischen Schriftstellers Henri Ghéon, ist in London von einer katholischen Gemeinschaft die Gründung eines christlichen Theaters geplant, auf dem ausschließlich Stücke religiösen Charakters, und zwar nur an den Vormittagen, zur Aufführung gelangen sollen. Eine „Bibliothek katholischer Dramen" soll das Publikum für dieses neue Unternehmen zugänglich machen; als erste Veröffentlichungen sind drei Stücke von Henri Ghéon vorgesehen. Pater Martindale S. J., dessen Übersetzung des „Innenlebens des Heiligen Franziskus" in der Folge gleichfalls erscheinen wird, zeichnet als verantwortlicher Redakteur. Neben rein künstlerischen Zwecken sind es wohl auch nationale, die eine Schauspielergruppe in Dublin verfolgt, indem sie die alten, im 14. bis 17. Jahrhundert in Irland gebräuchlichen Mysterienspiele wieder aufleben läßt. Der große Erfolg der allsonntäglich im Royal Theatre, Dublin, stattfindenden Aufführungen berechtigt zu dem Plan, diesen ersten Versuch weiter auszubauen. Der Amerikaner J. F. Snoyl geht in dieser Richtung noch weiter und tiefer. (*Catholic World, New*

Digitized by Google

York.) Er sieht überhaupt die einzige Möglichkeit einer Erneuerung des Dramas in einem „Kreuzzug des religiösen Dramas", auf dessen Fahne die Losung „Zurück zur Kirche" zu schreiben sei, nachdem der Ruf „Zurück zur Natur" ergebnislos verklungen. Nur von seiner alten Heimat aus, den Kirchen, Klöstern und ihren Instituten, auf die sein Ursprung zurückzuführen ist, könne das Theater seinen Weg nehmen zu einer Wiederauferstehung. In der Tat scheint die Entwicklung, die innerhalb von wenigen Jahren das religiöse Drama in Amerika genommen hat, die Hoffnungen und Ideen Snoyls zu bestärken. In Nachahmung der Oberammergauer Passionsspiele bringt die katholische Universität von Santa Clara alljährlich ihre Passionsspiele mit Erfolg zur Aufführung; ihrem Beispiel folgten die christlichen Brüder in Oakland mit dem „Ecce Homo" von Pater Leo, die Gonzaga-Universität im Nordwesten, das Regis College in Denver; die Institute von New Jersey, Philadelphia und Buffalo zeigen gleichfalls die ersten Bestrebungen in dieser Richtung. So anerkennenswert diese Bewegung ob ihres hohen Ethos ist, so kann ihre Bedeutung für eine Erneuerung der dramatischen Kunst doch nur eine begrenzte bleiben. Von dem religiösen Drama ist kraft der ihm innewohnenden, auf Gemüt und Charakter des Publikums einwirkenden Macht wohl die Anregung zu einer Vertiefung und Verinnerlichung der menschlichen Seele zu erwarten, nicht aber eine Erneuerung der gesamten dramatischen Kunst. Ganz besonders geht der Amerikaner Snoyl fehl, wenn er seine Hoffnungen und Ideen auf die Sinnfälligkeit der alten Mysterienspiele aufbaut und sie in ihrer Einwirkung auf das Gemüt „gemalten Portalen mittelalterlicher Kirchen, liturgischen Zeremonien, Bildergalerien, dem Film usw." gleichstellt.

*

Zu unseren Kunstbeilagen

Zwei Freskogemälde aus der Budapester Franziskanerkirche

Von Prof. Johann v. Lutter, Budapest

Die während der Kriegszeit sehr vernachlässigte Kirche der Franziskaner in Budapest wurde im vergangenen Jahre völlig restauriert. Die früher bedrückend düstere Stimmung des Kirchenraumes ist dadurch gänzlich geschwunden; statt dessen strahlen die Gewölbe wie von hellem Sonnenschein erleuchtet. Durch die Restaurierung zweier großer Fresken von Karl Lotz und insbesondere durch die geistvolle Schöpfung zweier neuer Freskos, zu denen als Seitenfiguren die Bildnisse der vier Evangelisten treten, ist die Budapester Franziskanerkirche zu einem Kunstwerk ersten Ranges geworden und nimmt jetzt einen hervorragenden Platz in der kirchlichen Freskomalerei Westeuropas ein. Wir hoffen deshalb, daß die hier reproduzierten Bilder in der kulturellen Welt einiges Interesse finden werden.

Der Schöpfer dieser neuen Monumentalbilder (Portiunkula, Stigmatisation und der Bildnisse der vier Evangelisten) ist der ungarische Künstler *Victor Tardos-Krenner*. Er stellte sich bei der Ausmalung der Kirche die schwierige Aufgabe, den warmen Farbton der italienischen Kirchendekoration in den halbdunklen Innenraum gleichsam hineinleuchten zu lassen. Er wählte dazu den starken, jedoch harmonischen Farbenklang des sogenannten Jesuitenbarocks aus der Blütezeit der kirchlichen Dekorationskunst. In formaler Hinsicht war er jedoch etwas gebunden durch die im Hauptschiff der Kirche befindlichen zwei Deckenmalereien, die ein Gemisch von Renaissance und Barock darstellen und somit vom eigentlichen Barock abweichen. Diese wurden geschaffen von dem verstorbenen Deutschungarn Karl Lotz (1833—1904), dem Großmeister der ungarischen Dekorativmalerei. Aber diese beiden Deckengemälde waren so stark verblichen, daß sie sozusagen nur mehr aus schwachen Umrißlinien bestanden. Sie mußten deshalb von Tardos-Krenner fast ganz neu gemalt werden.

Die hier wiedergegebenen zwei Gemälde sind Originalschöpfungen Victor Tardos-Krenners. Er hat damit bewiesen, daß er zur vollen Reife des Künstlers gelangt und seines edlen Meisters Karl Lotz würdig ist. Beide Fresken befinden sich an der Decke des Sanktuariums. Das in der

Digitized by Google

Komposition reichere und vielgestaltigere Bild mit dem Titel „*Portiunkula*" stellt den durch die Fürbitte des hl. Franziskus erlangten Ablaß dar. Es ist eigentlich ein dreiteiliges Werk, das aber doch durch die harmonische Berechnung und durch geschicktes künstlerisches Abwägen der einzelnen Teile gegeneinander als eine Einheit auf uns wirkt. Diese Harmonie des Bildes ist nicht nur in formaler und räumlicher Hinsicht geschaffen, sondern sie ist auch in koloristischer Hinsicht voll erreicht worden. Es galt hier, drei Beleuchtungsarten in *eine* Einheit zu bringen: den goldigen Strahlenglanz des obersten Geschehens der himmlischen Regionen, den beinahe höllischen Feuerschein des Purgatoriums und die Tageshelle der Prozession, die, jubelnd und von höherem Geiste erleuchtet, in langem Zuge dem Eingange der Portiunkula-Kapelle zuschreitet. Diese vollendet gelöste Gesamtschwierigkeit birgt auch noch mehrere Detailschwierigkeiten in sich. Da wir die Gestalt des Erlösers nahezu von vorn sehen, müßte die ihm gegenüber kniende Gestalt des hl. Franziskus eigentlich als Rückenfigur zu sehen sein. Um diesem Übel abzuhelfen, nahm der Meister eine sehr steile Untersicht ein, so daß jetzt der hl. Franziskus ebenfalls von vorne zu sehen ist. Sein linker Arm, der nach dem Purgatorium hindeutet, schneidet als Silhouette in den obersten Teil des Strahlenglanzes ein. So wird ein Teil seiner Brust sichtbar, und unser Blick streift voll das asketische Profil des Heiligen. Seine Rechte weist nach der Portiunkula-Kapelle. Durch diese Geste wird die Zusammengehörigkeit der beiden Vorgänge, nämlich der Prozession zur Portiunkula-Kapelle und der Befreiung der erlösten Seelen aus dem Reinigungsort, veranschaulicht. Maria ist in dem Augenblicke dargestellt, wo sie als Gottesmutter ihre Fürbitte an ihren Gottessohn erneuert. Die linde erhobene Hand ist das Zeichen ihrer freudigen Überraschung. Dadurch ist angedeutet, daß Christus nicht sofort Gnade walten läßt und daß er der gerechte strafende Richter aller schweren Sünden ist. Die Tilgung der Strafe wird somit als etwas nicht allzu leicht Erreichbares hingestellt.

Die Drei-Einheit des Bildes wird auch noch durch das Rahmenwerk gekennzeichnet. Durch die doppelte Kröpfung des Gesimses der oberen Partie wird die Himmelsszene als die ideelle Hauptsache hervorgehoben. Um den grausigen Anblick zu steigern, den die Feuersqualen der im Purgatorium weilenden Sünder auf den Beschauer ausüben, wälzt sich eine von einer Schlange umwundene Gestalt über den ersten Bilderrahmen hinaus und droht auf den Beschauer herunterzufallen. Der zweite, weiße Rahmen lindert dies peinliche Gefühl ein wenig. Der gigantische Engel, der das schwere Steintor des Purgatoriums hebt, ist durch den tragischen Ausdruck seiner Gesichtszüge charakterisiert, als wollte er sagen: gleich wieder voll ist das Purgatorium, so viele wir auch entlassen. Der Engel dagegen, der mit seinem Arme den Erlösten aus den Flammen emporhilft, zeigt ein freudevolles Mienenspiel: er ist froh, daß so viele von ihren Qualen erlöst sind.

Das zweite Bild stellt die *Stigmatisation des hl. Franziskus* dar. Das Problem war hier, die Vereinigung des Gottesgeistes mit dem Menschengeiste bildlich darzustellen. Es ist ein Zufliegen zweier Sphären, der himmlischen und der irdischen, versinnlicht. Der Hauptgedanke der Lehren des hl. Franziskus ist ja diese innige Verschmelzung der Liebe Gottes mit der Liebe zu der von ihm geschaffenen Natur, die mit jeglichem Lebenshauche ihren Schöpfer preist. So wird aus seinem Knien ein Zufliegen durch das wuchtige Vorbeugen des Oberkörpers, der von der Felsenkante zu fallen droht, sowie durch den rückwärts wallenden Mantel. Wie sich Christus zum Menschen neigt, und wie der hl. Franziskus durch die wunderbare Gnadengabe der Wundmale verklärt und verherrlicht wird, das wird versinnlicht durch die Geste des Engels, der die Dornenkrone vom Haupte des Erlösers abhebt und sie dem hl. Franziskus darreicht. Dadurch ist die Lehre des Evangeliums symbolisiert, daß nur die freudige Übernahme irdischer Leiden uns die Krone ewigen Lebens verbürgt.

•

Der Meister der hier besprochenen Freskogemälde, Victor Tardos-Krenner (geb. 1866 in Budapest), stammt aus einer bedeutenden ungarischen Gelehrtenfamilie. Sein Vater, Joseph Krenner, war Professor der Mineralogie und Paläontologie in Budapest. Er ist in fachwissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt als Entdecker von mehr als zwanzig neuen Kristallformen. Der Sohn, unser Künstler, war aber mehr der Sohn der Mutter, die Malerin war. Seine Jugend verbrachte er im ungarischen Nationalmuseum, wo sein Vater, der zugleich Direktor der Mineraliensammlung des Museums war, eine Wohnung innehatte.

Nach Beendigung des Gymnasiums im Piaristen-Kollegium zu Budapest machte Victor Tardos-Krenner längere Reisen nach dem Auslande. Berlin, Dresden, Paris, Wien, München und Italien waren die Kulturstätten, an denen er die Liebe zur bildenden Kunst schöpfte. Insbesondere ein längeres Studium in der Münchener Alten Pinakothek hat einen unauslöschlichen Eindruck in seiner schönheitsdurstigen Seele hinterlassen. Rubens öffnete ihm die Augen für Farbe und Bewegung. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Schüler des Großmeisters der ungarischen historischen Malerei, Bartholomäus Székely, der ein äußerst selbständiger Schüler von Piloty und Rahl war. Später kam Victor Tardos-Krenner zu Karl Lotz. Gierig saugte er die vortrefflichen Weisungen seines großen Lehrers ein, betrachtete

Digitized by Google

sich aber trotzdem als Schüler jedes großen Meisters überhaupt. Auch Shakespeare hatte es ihm angetan. Er ist nämlich nicht bloß bildender Künstler, sondern auch ein erfolgreicher Schriftsteller. Die beiden hier wiedergegebenen Bilder verraten eine außerordentliche dramatische Wucht, sie weisen auf einen Schöpfer, der alles Geschehen als dramatische Bewegung auffaßte. Seine literarische Tätigkeit weist zwei Tragödien auf. Die eine, „Neros Mutter", wurde im ungarischen Nationaltheater mit großem Erfolge aufgeführt. Für die andere, „Martinuzzi", wurde er von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Karácsonyi-Preise ausgezeichnet.

Victor Tardos-Krenner malte das Deckengemälde des Budapester Lustspielhauses, drei Deckengemälde im ungarischen Parlamentsgebäude, ein großes Theater-Deckengemälde in Prag, dann das Sanktuarium im Erlauer Dom sowie die Kuppelgemälde des Milleniumdenkmals in Pannonhalma.

Auch als Bildhauer errang er einige ausgezeichnete Erfolge. Außerdem hat er eine Professur an der Budapester Hochschule für bildende Künste inne. Er schrieb auch eine Reihe von Essays sowie Satiren auf gewisse Kunstrichtungen. Im ganzen darf man sagen, daß seine Schaffenskraft noch ungebrochen ist.

Neue Bücher

Theologie

Dobschütz, E. von: *„Der Apostel Paulus"*. I. Teil. Seine weltgeschichtliche Bedeutung. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. S. 1926. 64 S. u. 22 Abb. Kart. 5 Mk.

Nicht wegen seines theologischen Gehaltes nennen wir hier dies Büchlein — obwohl natürlich dieser Gehalt bei einem Gelehrten wie Dobschütz hochwertig sein wird —, vorbehaltlich seines modern protestantischen Standpunktes; es scheint uns aber ein Muster, wie ein Gelehrter von Fach und Ruf sich in den Dienst weiter Kreise stellt und mit den Mitteln feiner literarischer Formgebung und der Kunst — fast die Hälfte des Umfanges geht auf Abbildungen — einen theologischen Stoff an die Seele heranbringt. Das Leben des hl. Paulus, das Wesen seiner Persönlichkeit, seine weltgeschichtliche Bedeutung erstehen in lebendigen Zügen vor dem Leser. Man freut sich auf den versprochenen II. Teil, der die Geschichte des Paulusbildes in der Kunst bringen wird.

E. Bominghaus.

Dolezich, Gabriele: *„Die Mystik Jan van Ruysbrocks des Wunderbaren"*. Breslauer Studien zur historischen Theologie. Band IV. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt i. Schl. 1926. Gr.-8°. XVII u. 171 S. 7,50 Mk.

Die Literaturwissenschaft hat ein Anrecht und eine Pflicht, die literarischen Denkmäler auch der Mystik zu beachten. Wenn auch weite Strecken der Mystik in der menschlichen Geistesgeschichte anmuten könnten wie üppig-verworrener Urwald und manchmal gar wie trügerischer Sumpf, so hat man doch immer wieder anerkennen müssen — und wir sind zur Stunde zu dieser Anerkennung mehr bereit als je —, daß im mystischen Zuge, im Drange zur innigst gelebten Nähe zu Gott, gestaltungsmächtige Tiefen der Seele in Bewegung kommen. Mystik ist Muttergrund dichterischen Gestaltens.

Daß nur im Christentum und in der Gnade Christi diese Anlage zur reifen Formkraft befreit und erhöht wird, ist mehr als dogmatischer Anspruch und theologisches Urteil, es ist auch literarische Tatsache. Nur die gegebene und gläubig hingenommene christliche Welt verbürgt den literarischen Erzeugnissen der Mystik unerschöpflichen Reichtum und zugleich sichere Begrenzung, die Vorbedingung echten dichterischen Schaffens. Wir wissen, daß die Mystiker des Mittelalters: Eckhard, Seuse, Tauber u. a. sprachgewaltige Former der deutschen Literatur waren. Ein gleiches gilt für die flämische Sprache von Jan van Ruysbrock, der in jüngster Zeit mehr in unsern Gesichtkreis getreten ist. (Vergleiche die schönen Übersetzungen von Verkade, O. S. B.) Gabriele Dolezich will uns den Menschen Ruysbrock und vor allem sein mystisches System näherbringen. Es ist eine tüchtige, ernste und theologisch besonnene Arbeit. Der Theologe wird der Verfasserin Dank wissen, das sie ihren ursprünglichen Plan, nur „Studien zu seiner Persönlichkeit und Lehre" zu bringen (S. XVI), zu der systematischen Arbeit umgewandelt hat. Nun ist sie „wissenschaftlich". Der Freund der Literatur hätte lieber die Lehre des „Wunderbaren Lehrers" aus seinem Leben und Wirken erwachsen gesehen. Denn Ruysbrock sprach vor allem sein Leben aus und wollte Leben wecken, er war zuerst Seelsorger oder, besser: Seelenfreund. Aber als Wegführer in die nicht immer leicht zugängliche Welt des Mystikers wird die Schrift auch dem Literaturbeflissenen wertvoll sein.

E. Bominghaus.

„Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift vom Jahre 1326". Einleitungen, Übersetzungen und Anmerkungen von Otto Karrer und Herma Piesch. Deutscher Geist. Erschlossene Quellen seines Wesens. Herausgegeben von Arthur Hoffmann, Erfurt. 1 Band. Kurt Stenger, Erfurt 1927. 8°. 171 S. Brosch. 8 Mk.

Eckeharts Rechtfertigungsschrift, die hier in ausgezeichneter, philologisch exakter Bearbeitung

Digitized by Google

vorliegt, ist seit Otto Karrers „Meister Eckehart" (München 1926 bei Josef Müller) für die Eckehart-Forschung von besonderer Bedeutung geworden. Bekanntlich hat Karrer gegen Denifle die Rechtfertigung Eckeharts unternommen — mit zweifellosem Erfolg, soweit es sich um die Lehrsätze der logischen Dogmatik handelt. Aber Eckeharts „Häresie" gründete nicht im offenen Widerspruche gegen die kirchliche Lehre, sondern in dem neuen Geiste, mit dem er die scholastische Lehre des Anthropomorphen entkleidete und der bei Eckehart eigentlich nur zwischen den Zeilen gelesen werden kann. Gerade seine Rechtfertigungsschrift zeigt die Gewundenheit seiner Verteidigung: mit Lehrsätzen war eben nichts zu verteidigen, Eckehart hatte nichts anderes und nichts Geringeres in die Wagschale zu werfen als den eigenen Charakter. Um so weniger aber trifft Eckeharts Richter der ihnen von den Herausgebern gemachte Vorwurf, daß bei seiner Verurteilung persönliche Ränke mit im Spiele waren, ja, den Ausschlag gegeben hätten — mindestens waren sie nicht entscheidend, sondern nur die Außenseite des wirklichen inneren Kampfes. *H.E.*

Philosophie

Brandenstein, Bela Frhr. von: *„Grundlegung der Philosophie"*. 1. Band. Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1926. 8° XXII u. 599 S. Geb. 22,50 Mk.

Ein typisches Zeitbuch. Erstanden aus der hier furchtbar deutlich werdenden Erkenntnis, wie festgefahren eigentlich die Lage der abendländischen Philosophie heute ist. Auch die Phänomenologie hielt nicht, was sie versprach oder was doch viele, wie bei einer frohen Botschaft aufhorchend, von ihr hofften. Aber dann kam die Enttäuschung, ein Erwachen wie nach einem schweren, fernen Traum. Mit noch fiebernden Pulsen und hämmernden Schläfen sieht der Erwachte, wie in schon Weite scheinender Nähe ein Wolkengebilde sich auflöst. Die Philosophie, schmerzgeprüft und leidgehärtet wie keine unter den Wissenschaften, ihren Töchtern, ist um eine zerschellte Hoffnung reicher! Noch einmal muß die Mutter sich aufmachen, den schweren steilen Pfad zu wandeln ins Wegelose, Ungebahnte, Unbekannte, zu dem verhüllten Ziel ihres ruhelosen schweifenden Sehnens. Viele verzweifeln heute an der Uralten, durch ihr eigenes Glauben ewig Jungen! Man kann Brandenstein nicht ohne weiteres widersprechen, wenn er sagt: „Die Neuzeit ist in eine spielende Philosophie geraten, wo fast jede Erkenntnis als freier Einfall, als poetische Erleuchtung auftaucht, hingegen in streng wissenschaftlicher Hinsicht auf dem Gebiete der Philosophie sozusagen nichts geleistet worden ist." Und doch soll Philosophie nicht „subjektive Gedankendichtung" sein, sondern strenge, beweisende, zwingende Wissenschaft. Brandenstein will rücksichtslos von vorne anfangen: die Neuern und Neuesten, die „viel Neues erlangt, viel Altes, Vortreffliches vergessen" haben, helfen ihm wenigstens weiter; die feinsten Unterscheidungen, meint er, böte noch die trinitologische Literatur des Mittelalters. Viel Geist, viel Scharfsinn, viel Arbeit steht in Brandensteins Buch, das in eine Ontologie, Totik (Gehaltslehre; T - von toti - ist ein barbarischer Terminus!) und Logik zerfällt. Ob das Buch wirklich weiterbrachte? Der Neuanfang ist nicht radikal genug: an Zamboni hätte Brandenstein nicht so wortlos vorbeigehen sollen; die Voraussetzungslosigkeit und der Radikalismus des Neuanfangs sind bei jenem viel radikaler. Am Ende der Brandensteinschen Gedankengänge angekommen, legt der Leser, auch wenn seine Hoffnungen nicht allzu groß waren, das Buch, das übrigens im Fehlen aller Zitate mit N. Hartmann wetteifert, enttäuscht und müde aus der Hand.

H. Birkenbach.

Smith, Adam: *„Theorie der ethischen Gefühle"*. Herausgegeben von Dr. Walther Eckstein. 2 Bde. (Philosophische Bibliothek 200a/b). 8°. Felix Meiner, Leipzig 1926. Geh. 20 Mk., Gzln. 24 Mk., Geschenkb. 27 Mk.

Adam Smiths Werk über den Wohlstand der Nationen ist allgemein bekanntgeworden; aber nur wenige wissen noch, daß Smith auch Professor der Moral war und als solcher ein Buch über die Theorie der ethischen Gefühle geschrieben hat. Wenn dieses Werk trotz einer sehr günstigen Aufnahme beim Erscheinen und rascher und weiter Verbreitung später doch in Vergessenheit geriet, so liegt das wohl daran, daß es ungeachtet alles Neuen und Ursprünglichen, das es brachte, doch nur in der Reihe einer langen wissenschaftlichen Entwicklung stand, während das Buch über den Reichtum der Nationen als der Grundstein betrachtet wird, auf dem die neue Wissenschaft der Volkswirtschaft sich ausbauen konnte.

Eine hervorragende Gestalt in den „ethischen Gefühlen" bildet der „unparteiische Zuschauer", den Smith zum Richter über die Lob- oder Tadelnswürdigkeit unserer Handlungen macht. Die ersten Gegenstände der Betrachtung sind die Schicklichkeit unserer Handlungen und die Affekte. Auch der Einfluß von Wohlergehen und Mißgeschick auf das Urteil der Menschen, über die Schicklichkeit der Handlungen wird erörtert und bei dieser Gelegenheit einmal sehr treffend von der „Verfälschung unserer ethischen Gefühle" gesprochen. Weiter spricht Smith „von Verdienst und Schuld oder den Gegenständen der Belohnung und Bestrafung". Das Gefühl für Verdienst und Schuld sowie Gerechtigkeit und Wohltätigkeit stehen hier im Vorder-

Digitized by Google

grunde. Es schließen sich Ausführungen an über die Grundlage der Urteile, die wir über unsere eigenen Gefühle und unser eigenes Verhalten fällen, und über das Pflichtgefühl. Auch wird der Einfluß untersucht, den Zufall, Nützlichkeit, Brauch und Mode auf die Empfindungen der sittlichen Billigung und Mißbilligung ausüben, und hierauf ausführlich die Frage behandelt: Wen nennen wir tugendhaft? — bei welcher Frage die Selbstbeherrschung eine große Rolle spielt. Der letzte Teil des Buches ist der geschichtliche; er ist benannt: Über einige Systeme der Moralphilosophie. Diese teilt Smith zunächst danach ein, worin sie die Tugend bestehen lassen. Im Anfang erwähnt er solche, die jede sittliche Bindung aufheben, und behandelt hier ausführlich Dr. Mandeville und seine bekannte „Bienenfabel", die er sehr scharf ablehnt, besonders den darin ausgesprochenen Satz, daß die Laster des einzelnen Wohltaten für die Allgemeinheit seien. Dann gibt Smith noch eine andere Einteilung der Moralsysteme, die er jedoch „eine bloße Angelegenheit philosophischer Neugierde" nennt — nämlich nach dem Grundsatz der Billigung. Zuletzt wird noch die Art behandelt, in der verschiedene Schriftsteller die praktischen Regeln der Sittlichkeit dargestellt haben — und hier tritt nun besonders Smiths Haß gegen die katholische Kirche zu Tage, den selbst der Herausgeber des Buches im Vorworte ausdrücklich hervorhebt. Er gilt besonders den Kasuisten, deren Tätigkeit er aus der Ohrenbeichte ableitet, „die von dem römisch-katholischen Aberglauben in Zeiten der Unwissenheit und der Barbarei eingeführt worden ist". Die Kasuisten hätten vergeblich versucht, Unbestimmbares in genaue Regeln zu fassen, und der Zweideutigkeit und Hinterhältigkeit großen Vorschub geleistet.

Wenn man aber von solchen traurigen Vorurteilen absieht, muß man gestehen, daß das Smithsche Buch noch immer viel zu bieten hat. Es verleugnet seine Herkunft aus philosophischen Vorlesungen nicht, ist breit, aber lebendig geschrieben, und viele Beispiele aus dem menschlichen Leben und Stellen aus Dichtern erhöhen noch seinen Reiz. Und bedenkt man, daß zu seinen Übersetzern ins Deutsche ein (wenigstens früher) bekannter Dichter wie Kosegarten zählt, und daß unter seinen Kennern und Wertschätzern auch solche Größen wie Kant, Lessing und Herder standen, so wird man es freudig begrüßen, daß jetzt wieder eine neue Übersetzung des Buches vorliegt, die dem Leser auch treffliche Hilfe leiht durch eine ausführliche Einleitung in das Werk und eine lange Liste von Schriften über Adam Smith bringt; außerdem erläutern zahlreiche Anmerkungen die Abweichungen der verschiedenen Auflagen des Werkes untereinander und die Stellen aus verschiedenen Schriftstellern, bei deren Anführung Smith den Namen der Verfasser meist verschweigt. Am Schlusse stehen noch drei Verzeichnisse: der Kunstausdrücke, der im Buche genannten Personen und der Schlagwörter, die in dem Buche ausführlicher behandelt werden. *E. Detmold.*

Plutarchs „Moralische Schriften". 3 Bändchen. Übersetzt, mit Einleitungen, Anmerkungen und Register versehen von *Otto Apelt.* (Philosophische Bibliothek, Bd. 198, 205, 206.) Felix Meiner, Leipzig 1926/27. 8°.

I. Streitschriften wider die Epikureer. XII u. 171 S. 5 Mk., Gzln. 6,50 Mk.

II. Parallelschriften zu Senecas Dialogen. XV u. 174 S. 5 Mk., Gzln. 6,50 Mk.

III. Politische Schriften. XII u. 204 S. 6 Mk., Gzln. 7,50 Mk.

Plutarch war, wie Otto Apelt, der Übersetzer und Herausgeber dieser drei Bändchen, ausführt, kein selbständiger Denker, aber ein feiner Geist, der die Bildung seiner Zeit in umfassendem Maße in sich aufgenommen hatte. Am berühmtesten sind immer seine vergleichenden Lebensbeschreibungen gewesen; aber es gibt noch viele andere, namentlich philosophische Schriften von ihm. Von diesen legt uns nun Apelt unter dem Gesamttitel „Moralische Schriften" eine Auswahl in 3 Bändchen vor. Das erste enthält die Streitschriften wider die Epikureer; eine trägt die ausdrückliche Namensnennung: Wider Kolotes; eine andere heißt: Beweis, daß man nach Epikur überhaupt nicht glücklich leben kann. Das zweite Bändchen bringt die Parallelschriften zu den Dialogen Senecas, den Plutarch innig verehrte. Das dritte umfaßt die politischen Schriften — als besonders bemerkenswert, wenn auch mehr ins Dichterische hinüberspielend, sei das „Gastmahl der sieben Weisen" genannt — eine andere behandelt die Frage: Monarchie, Oligarchie oder Demokratie? Namentlich dieses Bändchen dürfte heute große Teilnahme erregen; aber auch die beiden anderen bringen vieles, was noch heute nicht veraltet ist. Einleitungen, Inhaltsübersichten, reichliche Anmerkungen und Nachschlageverzeichnisse bieten beim Studium namentlich dem weniger Eingeweihten eine treffliche Hilfe. *Ernst Detmold.*

Romane

Bloch, Jean-Richard: „Simmler & Co". Übertragung von Paul Amann. Rotapfel-Verlag, Zürich 1926. 8°. 400 S. Geb. 8 Mk.

Es gibt also in der Tat noch etwas anderes als Sexualität, an der unsere Romanschreiber ihren Witz ausüben können. Hier nimmt Bloch, dem kein geringerer als Romain Rolland ein einführendes Vorwort mitgibt, die zähe, den Geschäftsauftrieb erzwingende Arbeitskraft einer jüdischen Fabrikantenfamilie zum Vorwurf eines Roman-

Digitized by Google

gebildes. Famos; das liest man einmal mit frischem Mut, ganz anders berührt als von den schwülen Triebnöten der vielen andern! Diese Simmler, die nach dem Kriege 1870 aus dem Elsaß in ein französisches Tuchfabriknest einwandern, dort mit bekanntem jüdischem Anpassungsvermögen und durch Anspruchslosigkeit in kurzer Zeit die Ersten werden, sind in der Tat mit Balzacscher Kraft vor uns hingestellt. Tragisch berührt die Geschichte des Josef Simmler, der den Wagemut eines Ausflugs seines Herzens mit härterer Familiensklaverei lebenslang zu büßen hat, der aber nicht zerbricht wie solch ein literarisches Judenjüngelchen von heute, oder sich in dichterische Unkosten stürzt, sondern einfach weiter seine Pflicht tut. Gerade die kleinlich bescheidene Umwelt, die meisterhaft dargestellt wird, läßt den tiefen Sinn dieser guterzählten Geschichte erkennen: das Judenproblem ist nach vielen Seiten eines der interessantesten und wichtigsten der Gegenwart. *Laurenz Kiesgen.*

Blunk, Hans Friedrich: „Kampf der Gestirne". Roman. Eugen Diederichs, Jena 1926. 8°. 273 S. Brosch. 5 Mk., Ln. 8 Mk.

Blunk, der schon in seinen Märchenbüchern aus dem ganzen Reichtum der deutschen Sagenwelt schöpfte und sie in glücklichen Neuformungen bereicherte, versuchte zuerst in dem Roman „Streit mit den Göttern" die Neugestaltung des altnordischen Mythos. Im *„Kampf der Gestirne"* geht er auf diesem Wege weiter. Über allem Heldischen, Blutigen und oft Grausigen dieser Menschen- und Volkwerdung, die sich in kühner Formung vollzieht, steht das Religiöse, wirkend und gestaltend in Sonne und Mond. Wie die beiden sich bekämpfenden Gestirne sind die Menschen dieses Buches, voll sanfter magischer Dunkelheit wie das milde Licht der Nacht, oder sengend, wirkend und kraftverströmend wie die Sonne. Dieser gewaltige und gewalttätige Volkskönig Ull, der eine Welt beherrscht wie seine Lichtgöttin den Tag, will in die dämmrige nordische Nacht seiner Reiche den Sonnenkult tragen, zerbricht an diesem Werk und sieht die sanften Gewalten der Nacht siegen. Kein Zweifel, hier ist in Menschengestaltung und Sprache eine Kraft an der Arbeit gewesen, die ihr Werk aus der Erde reißt, wenn auch die Neugeburt des altnordischen Mythos ein Wille ist, der nicht erreicht wurde — wie wäre der unserer Welt möglich und nützlich? —, um dieser Kraft der Erde wegen ist das Buch heldischen Geschehens Freude und Stärkung.

Dr. Heinrich Luhmann.

Hohlbaum, Robert: „Die deutsche Passion", „Der Weg nach Emmaus", „Die Pfingsten von Weimar". L. Staackmann, Leipzig 1924—27. 8°. 294, 295 u. 275 S. Geh. je 4 Mk., geb. je 6 Mk.

Geschlossen und gerundet liegt nunmehr mit dem 3. Bande „Die Pfingsten von Weimar" Hohlbaums Romantrilogie vor. Ein großer Wurf, der, wie man zugestehen darf, wohl gelungen ist. Jedes der drei Werke ist ein selbständiges, für sich bestehendes, nur lose und mehr äußerlich in Verbindung stehendes, ausgereiftes Ganzes. Die Geschichte eines Geschlechtes, der Moschewin, einer dem Osten Deutschlands entstammenden lutherischen Pastorsfamilie, und umschließt, im letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges beginnend, in seinen Hauptzügen drei Generationen: Michel, den Arzt, Renatus, den Pastor, und Christian, den Schulmann, in seinen Vor- und Nachläufern noch den in den Wirren der Gegenreformation umgekommenen protestantischen Pfarrer Jakob und den jüngsten Ast des Stammes, den neunjährigen Wolfgang. Diesen bedeutenden Zeitraum, vom ausklingenden Dreißigjährigen Krieg bis in die Zeit der beginnenden Klassik, das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts, begreift sie in sich. Mit breiten, wuchtigen Pinselstrichen entwirft Hohlbaum Gemälde um Gemälde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit seinem sittlichen Tiefstand, seiner moralischen Hemmungslosigkeit, dem Elend und der Zerspaltenheit des deutschen Volkes — wahrlich eine „deutsche Passion" — Gemälde, einprägsam durch ihre gewaltige Bildkraft, als letztes, wie von grellen Blitzen überzuckt, der Beginn der französischen Raubkriege in der Pfalz, in dem zum Beschlusse des ersten Bandes der Trilogie Michel Moschwin den Kugeltod findet. Das Alamode-Wesen, vielmehr Unwesen (nicht ohne tiefere Vorbedeutung scheint der Name der Hauptperson an den Bekämpfer dieser Unsitte, Moscherosch, zu erinnern), das Stutzertum und Rennomistentreiben erfährt im 2. Bande eine Schilderung, die in ihrer Farbenechtheit nicht zu überbieten ist. Die Sekte der Pietisten spukt herein in ihrer an Verrücktheit grenzenden Verstiegenheit und ekstatischen Besessenheit. Das schreckhafte Los der leibeigenen Hörigen, der Übermut der Fronherren — Bilder erschütternder Wirklichkeit. Das Leben am Hofe eines Duodezfürsten läuft ab, bunt, farbensatt, in einer Anschaulichkeit, daß sich der Vergleich mit ähnlichen Verhältnissen (Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich II.) von selber einstellt; aber diese Ähnlichkeit ist nur entfernt und auf Äußerlichkeiten beschränkt (die gegenseitigen Konflikte, das Tabakskollegium, die Spielerei mit den großen, hier kleinen Soldaten). Die Literatur tritt ein: der junge Klopstock mit dem „Messias". „Die Pfingsten von Weimar", der Trilogie Abschluß und Krönung, beinahe eine epische Literaturgeschichte ohne irgendwelchen wertmindernden Nebensinn. Die Aufklärung in Berlin um Nicola, Mendelssohn, Lessing, das neue deutsche Theater der Ackermanntruppe mit Eckhof, die Erstaufführung von „Minna v. Barnhelm", Christian und Friedrich Stolberg, der „Göttinger Hain" und seine Mitglieder mit ihrer Klopstock-Verhimmelung, Bürger, Goethes „Werther",

Digitized by Google

mitten darinnen und doch wieder im Hintergrunde der Held des Romanes, Christian Moschewin, diese schlagwortartige Aneinanderreihung kann einen Begriff vermitteln von der Reichhaltigkeit, aber auch Ökonomie der Stoffbehandlung. Der Historiker, der Literaturkundige verleugnet sich nirgends: Die ungemein plastische, der Zeit angemessene Sprache, von Kraft vollgespeichert, der geschichtliche Abriß zeugen für beide, zeugen aber auch für den Dichter und seine Gestaltungskraft, die in visionengleichem Erfassen des Geistes der Zeit sich in ihn einzufühlen vermag. Nachteile, wie sie der katholische Leser aufnimmt, sollen nicht verschwiegen werden. Wiewohl sich Hohlbaum der Sachlichkeit befleißigt und bei der Behandlung der konfessionellen Gegensätze des 17. Jahrhunderts Licht und Schatten in gleicher Weise zu verteilen sucht, so gelingt ihm Unparteilichkeit nicht, allzuoft erscheint die Gleichung auf: der lutherische — der deutsche Mann. Priestergestalten wie der konvertierte Jude Schmul Kurtzhandel oder der Pater Ignatius lösen nur den Wunsch aus: Gott bewahre uns vor solchem Übel. Mit solchen Mißgeschöpfen kann auch eine so sympathische Figur wie Pater Angelus nicht versöhnen. Eine gewisse Unbekümmertheit und allzugroße Deutlichkeit in rebus eroticis überschreitet schon die Grenzen der Forderung nach einer möglichst getreuen Zeitkopie. Außerordentlich gut gelingen dem Dichter Judentypen. Eine Lieblingsstimmung: Der lyrische Ablauf der Gefühle beim Klange der Kirchenglocken. Der Staackmann-Verlag hat des Österreichers Hohlbaum Werke in beste Obhut genommen. Die Leistungen des deutschen Verlagswesens, die jetzt wieder gereicht werden, berechtigen zu Freude und Stolz.

Dr. Oskar Lorenzoni.

Schröer, Gustav: „Der Brockhof und seine Frauen". Roman. Quelle & Meyer, Leipzig. Geheftet 4 Mk., in Leinenband 6 Mk.

Ein neuer Schröer, ein neuer Aufstieg! Der Roman schildert das Schicksal eines kraftvollen Bauerngeschlechtes, das seit 600 Jahren auf seinem Hofe sitzt. Über den drei letzten Generationen aber schwebt ein Verhängnis, jeder der Besitzer hat seine Schicksalsnacht, in der er Haus und Hof verspielt. In dieser schweren Stunde treten die Frauen des Hofes an die Stelle der Männer, unterdrücken Gatten- und Kindesliebe und leben, durch einen heiligen Schwur gebunden, nur noch für den Hof, den sie mit zerrissenem Herzen hüten und dem Geschlecht erhalten. Diese Frauen: Da ist die greise Erdmute, die mit nornenhaftem Blick und Wissen den Hof überwacht und mit ihrem eisernen Willen alles in den Dienst des Hofes zwingt; ihre Schwiegertochter, die hin und hergeworfen wird in der Liebe zu ihrem Sohn und dem Hofe, dem sie durch Schwur verfallen ist, die junge flatterige Bäuerin, die keine echte Brockhoferin werden kann, und endlich die herrliche Christliebe, die schließlich an deren Stelle tritt. Solche Frauengestalten kann nur ein wahrer Dichter schaffen. Meisterhaft ist der Aufbau der Handlung. Das erste Kapitel erzählt das Begräbnis des letzten Bauern, der auch alles in einer Nacht verspielt hat, und es schließt mit dem gleichsam prophetischen Satz: „Zur selben Stunde, daß Joachim Seifert im Schlitten (vom Begräbnis) am Hergeshausener Armenhause vorüberfuhr, wurde drinnen der Erbe des Brockhofes geboren." Mit Spannung verfolgt man nun die Fährte dieses Leitmotives, sieht wie sich alles zu neuem Verhängnis auf dem Hofe verdüstert und verwirrt, bis endlich die dramatische Katharsis eintritt und wir befreit aufatmen. Der Hof ist erlöst. Man muß aber den Roman ein zweitesmal lesen, um seine dichterischen Schönheiten ganz zu erfassen. In prächtigen Bildern verknüpft der Verfasser Natur und Menschenleben: das blüht und welkt, das leuchtet und düstert, das weint und lacht miteinander in ergreifendem Einklang. „Der Brockhof und seine Frauen" ist ein schicksalschweres, erdgebundenes Werk, aber es weist zu lichten Höhen. In das Leben seiner Menschen treten Sünde und Schuld, aber die Sünde lockt nicht; wir tragen die Schuld mit ihnen und fühlen uns mit ihnen erlöst. Möge Schröer uns noch manche reife Gabe seiner Feder schenken, es soll ihm gedankt sein.

A. J. Cüppers.

Wittgenstein, Werner: „Thiele Vorsings Uhr". Roman. Friesenverlag, Bremen 1927. 8°. 268 S.

In historischem Milieu, einer mittelalterlichen Kleinstadt, in deren Leben ein Bild der Zeit mit ihrem wüstem Kriegslärm, ihrer Mystik, ihrem Hexenglauben, der Ehrbarkeit und Würde des Handwerkerstandes wiederspiegelt, ist hier das heiße Ringen einer Künstlernatur um innere Gestaltung, letzte Wesenheit dargestellt; das Ringen eines starken genialen Mannes, des Uhrmachers Thiele Vorsing, der, getrieben von ferner Macht, die Welt Marias, seines keuschen Weibes, der geistigen Liebe, und die Welt Magdalenas, der heißblütigen Geliebten und Tochter der sündigen Fleischeslust, umschreitet, keiner ganz gehörend, bei keiner verweilend, von jeder durch ein letztes Fremdsein geschieden, bis er schließlich dieses sein Doppelwesen, das nie er selbst ist, kraft der göttlichen Gnade und ehernen Willens überwindet und erlöst, indem er es sichtbar gestaltet im Kunstwerk. Tiefer Sinn, weltanschaulicher Ernst und künstlerisch vollendete Form vereinigten sich in diesem anspruchlosen Roman zu einem Dichtwerk, desgleichen die Gegenwartsliteratur leider nur allzuwenige aufzuweisen hat.

Ch. Demmig.

Digitized by Google

Stockert-Meynert, Dora von: „*Euphorion*". Ph. Reclam, Leipzig 1926. Kl.-8°. 70 S. Brosch. 40 Pf., geb. 80 Pf.

Es ist ein ungemein zartes und feines Buch, das Dora von Stockert uns schenkt. Dabei ein Werk von eigenartiger Ökonomie des Ausdrucks. So kommt das Lineare der Form zu voller Geltung, hat jedes Wort einen besinnlichen Wert, blüht seine Schönheit gleichsam hinter Schleiern auf, verröchelt selbst Peinliches darum wie unter einer Sordine. Ganz laut schreitet nur das Schicksal durch dieses Buch — das völlig blinde, durchaus brutale Schicksal. Ein Schicksal, das zwei auf der Höhe des Lebens stehende Menschen lange nicht sehen wollen, weil es ja so ganz und gar das Gegenteil dessen ist, was sie für das einzige Kind erhofft — diesen Sohn, dem nicht nur der Priester den Namen gibt, den ein berühmter Dichter, den Champagnerkelch in der Hand, schon in der Wiege als „*Euphorion*" anspricht —, das Kind aus der Verbindung eines berühmten Gelehrten und einer Mutter, schön und sonnig wie Helena. — Zwischen solchen Hoffnungen und Erwartungen wächst Heini Euphorion auf. Anfangs auch nur ein Kind wie so viele andere, bis die Mutter erst in freudigem Ahnen, dann voll stolzer Gewißheit in dem Einzigen wieder erstehen sieht, was nicht ihres eigensten Wesens Inhalt, nur Gnade: die musikalische Begabung. Die schöne, aber blaß nachschaffende Kunst Helenas, der Gesang, blüht in dem Erben als produktives Genie auf. Und er ist noch so jung, noch so ganz ihr Kind. Aber doch schon „*Euphorion*", den bald genug zwei göttliche Schwingen zur Höhe tragen sollen.

Da wuchtet plötzlich das Schicksal herein. Erst ist es nur ein vager, ein kaum beachteter Schmerz im Knie, der dem jungen und sieghaften Maturanten die Freude am Tanz mit dem geliebten Mädchen verleidet. Doch das Übel, durchaus tückischer Natur, wird immer schlimmer. Angriff folgt auf Angriff, Operation der Operation, und eines Tages ist der junge blühende Mann ein Krüppel. Auch mit der Prothese fände sich seine Jugend noch ab, ward ihm doch eine Unzerstörbarkeit geschenkt: die Kunst. Doch der zu spät vorgenommenen Operation folgen immer neue Angriffe auf das junge Leben, dessen Tragik sich noch dadurch erhöht, daß der Sohn seiner sich und ihm nur „in Schönheit lebenden" Mutter das Geständnis ablegt: daß er nur deshalb solange seinen Schmerz verhalten und der ersten Operation, die noch retten konnte, ausgewichen, um in den Augen seiner schönen und nur für das Schöne lebenden Mutter nicht dasselbe Grauen aufleuchten zu sehen, dem auszuweichen sie ein teures Vögelchen lieber dem Tod als dem kunstfertigen Tierarzt überlieferte. Und nun erst erkennt die Mutter, und auch sie zu spät, was sie versäumt und — verschuldet —.

Von da ab wächst das kleine Werk einer Katastrophe entgegen, die in ihrer verhaltenen Kraft und tragischen Schönheit an Höchstes rührt. Der Sohn, der in Gewißheit seines nahen Endes, noch einmal vom Dämon des Schaffens ergriffen, der in stummer Qual lauschenden Mutter sein „Lebenslied" vorspielt, mit allem, was darin Sonne und Jubel war und Sehnsucht und Qual und Verhängnis und — Hybris. Bis die wild hinbrausenden Dissonanzen sich in Harmonien auflösen, die schon wie jenseitige Stimmen hereinklingen, und der Tod seinen harten Knochenarm vor den Augen der Mutter um einen Unglücklichen legt, der erst im Sterben die Schwingen fühlt und entfaltet, die allein aufwärts tragen können: die Flügel der Seele. — „Euphorion!" sagt in heilloser Verblendung noch an der Leiche des Sohnes der berühmte Vater. Die schöne Mutter aber, nun erst den ganzen Irrtum der hoffärtigen Lebenslüge erkennend, in dem sich Menschenleid und Schicksal auch an ihm erfüllt, flüstert kopfschüttelnd: „Heini — — Heini".

Marie Eugenie delle Grazie.

Boßhart, Jakob: „*Auf der Römerstraße*". Nachgelassene Jugenderinnerungen und Erzählungen. Grethlein & Co., Zürich u. Leipzig 1926. 8°. 240 S. 6,50 Mk.

Wenn einer wie Boßhart aus seiner Jugend erzählt, so glaubt man allemal, sich selbst wieder zu erkennen. Irgendwo hat jeder seine „Römerstraße", eine Wiese, ein altes Schloß, eine Scheune, ein lauschiges Tal, kurz, ein Fleckchen, an dem der ganze Zauber unvergeßlicher Jugendtage hängt. In den schlichten Erzählungen wird die ganze Um- und Innenwelt des jungen Jakob Boßhart lebendig. Hier und da stehen schon die sozialen Fragen und Probleme auf, von denen Boßharts späteres Schrifttum durchsetzt ist. Die Sprache hat die abgeklärte Ruhe der letzten Lebensjahre. Besonders willkommen ist die den Erzählungen vorausgeschickte Einführung in das Leben des Dichters, 1923 von ihm selbst geschrieben.

Dr. Bruno Knauff.

Heinrich, Carl Borromäus: „*Religiöse Erzählungen*". Orplid-Verlag, M.-Gladbach u. Köln 1927. 8°. 242 S. Geb. 4,80 Mk.

Es wird zuweilen darüber geklagt, daß unsere heranwachsende Jugend zwar in den nationalen Heldensagen genau Bescheid wisse, aber von ihren Vorbildern im Glaubensleben nur ganz wenig, kaum die Namen gehört hat. Freilich muß zugegeben werden, daß wir recht arm an religiöser Jugendliteratur sind. Heinrichs Erzählungen füllen diese Lücke aus. Ihr Gegenstand ist das Leben jugendlicher Heiliger. Die anschauliche, kindlichfromme Darstellung ist von einer so innigen Liebe

Digitized by Google

und einer so freudigen Hingabe an Gott getragen, daß jedem begeisterungsfähigen Jungen und jedem unverdorbenen Mädchen das Herz aufgehen muß in stolzer Freude an diesen herrlichen Vorbildern. *Dr. Keulers.*

Panait Istrati: „Onkel Angiel". Rütten & Löning, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 4 Mk., Lwd. 6 Mk.

Man darf wohl sagen, daß „Onkel Angiel" der volle Beweis all der vielen Behauptungen ist, die gelegentlich der „Kyra Kyralina" über Panait Istrati aufgestellt wurden: daß dieser Graeco-Rumäne ein „überwältigendes Erzählergenie" sei, daß seine Bildkraft überströme „wie Gewalt der Natur", daß kaum einer ihn durch größere Unmittelbarkeit, lebendiger aufglühende Fülle des Ausdrucks übertreffe usw.

In der Tat ist es so. Istrati fabuliert wirklich wie aus Tausendundeiner Nacht, bildet ohne Reflexion oder Klügelei. Er schöpft aus der quellenden Tiefe großer Phantasie. Bildung ist bei ihm nur Nebending, dessen Wirkungen beiläufig durchblitzen. Umso dichter und voller rauscht heiße Lebendigkeit durch den traumhaft tiefen Umkreis seiner wilden Geschichte. Formen und Worte finden sich ohne Manier aus der Gewißheit des Instinkts. Alle Bilder wachsen aus dem Leben in die Kunst. Man fühlt noch den Rhythmus der Formwerdung, den sicheren Grund unverbrauchter Empfindung, das flutende Gefälle einer Leidenschaft, deren Überschwang, ohne nervöse Gereiztheit, mitten im Herzen aufquillt. Und — daß zugleich im Getümmel schießender, stechender, mordender Räuberei, in diesem unbegreiflich zuckenden Umtrieb edler Freiheitlichkeit der sagenhaften Komitatschi ein Bauer ist, der die Welt von innen her erleidet, daß die Not der Seele traurig durch diese stämmige Sinnlichkeit der Hirten und Briganten klagt: dieses Zeugnis der Tiefe macht den Erzähler doppelt lieb, da er kündet wie und daß er auch die „andere Seite" des Lebendigen erduldet hat. *Dr. Jost Terhaar.*

Kipling, Rudyard: „In Schwarz und Weiß". Ins Deutsche übertragen von Rudolf von Scholtz und Wilhelm Lehmann. Paul List, Leipzig 1926. 8°. 285 S. 4,50 Mk., geb. 6,50 Mk.

Fünfzehn Erzählungen meist humoristischer, aber nicht selten auch tieftragischer Art vereint der 7. Band der ausgewählten Werke Kiplings. Dieser anglo-indische Dichter gibt hier wiederum ein unübertreffliches Beispiel seiner Kunst, mit einem trockenen Humor scheinbar ganz nebenhin und vergeßlich uns auf die Dinge hinzustoßen, die doch eigentlich die Geschicke der Welt lenken. Die Übersetzung ist wie in den früheren Bänden dieser Kiplingsausgabe so gediegen, daß der Dichter uns in seiner Sprache nicht mehr fremdartig bleibt, sondern sich gerade durch die geniale Sprachbegeisterung in seinen intimsten seelischen Reizen dem deutschen Leser erschließt. *H. H.*

Klassisches Altertum

Als Gegengewicht gegen die Verrealisierung der höheren Lehranstalten und damit unserer gesamten höheren Bildung ergibt sich eine immer stärker einsetzende literarische Tätigkeit zur Förderung der Kenntnis der alten Klassiker, auf denen nun doch einmal ein großer Teil unserer heutigen Kultur beruht. Besonders bemüht sich in dieser Hinsicht der Verlag von Ernst Heimeran, München, der in seinen Tuskulum-Büchern zweisprachige Taschenausgaben antiker Autoren bietet. Von diesen Tuskulum-Büchern liegen uns heute wieder zwei schmucke Bändchen vor: 11. Bd. *Heraklit: „Fragmente"*. Übertragen von Bruno *Snell*, Hamburg. 42 S. Geb. in Halbln. 1,70 Mk. 12. Bd. *Platon: „Gastmahl"*. Neue nachgelassene Übertragung von Fr. *Boll†*. 200 S. Geb. in Halbln. 4 Mk. Könnten wir uns auch wohl manches wichtigere Werk denken, dessen Übertragung wünschenswerter gewesen wäre als die Fragmente des dunklen Heraklit, so begrüßen wir die Übertragung von Platons Symposion doppelt freudig und sind der Ansicht, daß der Verlag hiermit einen guten Treffer erzielt hat. Griechischer Text und deutsche Übertragung, der eine links, der andere rechts davon, sind beide musterhaft sorgfältig; in den 100 Seiten des griechischen Textes habe ich einen einzigen Druckfehler bemerkt. (S. 92.)

Nicht ganz so zufrieden bin ich mit der deutschen Erneuerung von *Homers „Odyssee"* von *Albrecht Schaeffer*, Berlin, Horen-Verlag. 588 S. auf bestem Dünndruckpapier in einem geschmackvollen, feinen Halblederband 10 Mk. Das ist *vielleicht*, wie es auf dem Umschlagtitel heißt: „Homer, wie er ist"; aber mancher, der den alten Homer kennt, wird doch beim Lesen dieser „deutschen Verse voll hoher sprachlicher Einzigartigkeit" oftmals den Kopf schütteln. Nur ein Beispiel gleich aus dem Anfange:

„Die nicht rettet' er, wie sehr er's sehnte,
Weil sie sich verderbt durch eigne Frevel,
die hinab des Helios Hyperion
Rinder speisten, kindliche; der aber
Nahm den Kunst-Tag ihnen weg — Von diesem,
Göttin, Tochter Zeus', auch uns sag an!"

Aber neben manchem Verfehlten — namentlich in der Übersetzung der Epitheta — ist doch auch recht viel Feines und Treffendes in dieser modernen Übertragung, die eben einen so feinen Sprachmeister wie Albrecht Schaeffer nicht verleugnet. Wo Schaeffer scheitert, liegt das nicht an dem Mangel der Spannkraft — er hätte uns auch eine fließende Übertragung geben können, sondern an der zu hoch gestellten Aufgabe: keine Nachdichtung zu geben in Anpassung an das Weltbild und den Sprachgebrauch des heutigen

Digitized by Google

Menschen, sondern eine so treue Nachbildung der Sprache des Originals, wie es nur die Verschiedenheit der beiden Sprachen gestattet. (Man wird erinnert an Höderlins Übertragung des Sophokles, deren Eigenheit vor einiger Zeit H. Lützeler in den Neuen Lehrbüchern gewürdigt und verteidigt hat.) Von *Hölderlins Übersetzung des Ödipus* liegt eine handliche — durch die „geistreiche" Einleitung Albert Ehrensteins in ihrem Werte keineswegs gehoben — Ausgabe vor. (Die *Weltliteratur. Antike Klassiker*, Reihe IV, Bd. 2. Regensburg und Leipzig. Hebbel & Neumann. 8°. 76 S.) Tief eindringendes Verständnis und eingehendste Kenntnis verrät, wie bei allem, was dieser Altmeister der klassischen Philologie schreibt Ulrich von *Wilamowitz-Möllendorf* in seinen neuen Homerischen Untersuchungen „*Die Heimkehr des Odysseus*". Weidmann, Berlin 1927. 8°. VIII u. 206 S. 8,40 Mk., geb. 10 Mk. Eine Fülle seiner Beobachtungen und trefflichen Anregungen und Winke für die Behandlung des Odyssee werden besonders die Leiter der neuen Arbeitsgemeinschaften aus diesem Werke schöpfen können.

Zur Vertiefung der Kenntnisse griechisch-römischer kultureller und wirtschaftlicher Verhältnisse dienen die ebenfalls im Verlag von Ernst Heimeran, München, erscheinenden Tuskulum-Schriften, von denen heute die Hefte 6—11 vorliegen:

„*Antike Mode* von Max von Boehn. 76 S. 65 Pf.

„*Antike Heilkunde*" von Univ.-Prof. Dr. Sigerist. 52 S. 65 Pf.

„*Antike Stenographie*" von Oberstud.-Direktor Dr. Mentz. 36 S. 65 Pf.

„*Buchhandel im Altertum*" von Oberstud.-Direktor Dr. Stemplinger. 40 S. 65 Pf.

„*Gaukler im Altertum*" von Prof. Dr. Gaheis. 36 S. 65 Pf.

„*Aus Küche und Keller der Alten*" von Geheimrat Prof. Dr. Bilabel. 40 S. 65 Pf.

Man kann diese, von tüchtigen Kennern der betreffenden Sparte verfaßten interessanten und billigen Hefte nur empfehlen; sie bieten wirklich „neue Wege zur antiken Welt".

Schuster, Maurig: „*Altertum und deutsche Kultur*". Hölder-Puhler-Tampsky, Wien 1926. 8°. 656 S. Geb. 12,50 Mk. Der Verfasser des Buches, das aus der Unterrichtspraxis hervorgegangen ist, will die Einwirkung des antiken Geistes auf das deutsche und europäische Geistesleben verfolgen und zu „einer volleren Ausschöpfung des Gehalts der Antike" anregen. Das kenntnisreiche Werk ist vor allem dem Lehrer, der den Unterricht im Geiste der Schulreform gestalten will, ein willkommenes Hilfsmittel, bietet aber auch dem Literaturfreund weite Ausblicke und wertvolle Förderung. Weltanschaulich entspricht es nicht immer unseren Auffassungen.

Zum Schlusse sei noch hingewiesen auf den 4. Band der Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften von Joh. Geffken. Es ist die „*Griechische Literaturgeschichte*" von *Johannes Geffken*, von der der 1. Bd.: Von den Anfängen bis auf die Orphistenzeit, vorliegt. Winter, Heidelberg 1926. Gr.-8°. XII u. 328 S. und dazu ein Band Anmerkungen VIII u. 318 S. Beide Teile zusammen 30 Mk., geb. 35 Mk. Es ist ein Monumentalwerk von ungeheurem Wissen nach dem neuesten Stande der Wissenschaft und Forschung, dessen ganze Wertung erst nach seiner Vollendung erfolgen kann.

Prof. Dr. A. Kahle, Münster.

Kleine Anzeigen

Chesterton, G. K.: „*Menschenskind!*" Musarion-Verlag, München 1926. 8°. 279 S. 4,50 Mk., Ln. 6,50 Mk.

Die Handlung dieses Romans setzt mit Szenen von erfrischender Lebendigkeit ein. Ein „Menschenskind" schneit in eine etwas spleenige englische Gesellschaft hinein und scheucht für einen Augenblick alle Steifheit und Gelassenheit fort. Aber dann hat den Autor die schöpferische Kraft verlassen. Der Hauptteil des Buches ist weniger die Durchführung eines ursprünglichen Erlebnisses als vielmehr eine nicht einmal sehr geschickt ausgeklügelte Variierung des Grundgedankens, immer in ein neues Milieu hineingestellt. Die scheinbaren Widersprüche, die die Handlung des Romans verwirren, werden immer komplizierter gelöst, so daß uns am Ende aller Mystizismus und alle Paradoxe, die Chesterton in seine Alltagsszenen hineinzuflechten liebt, nicht über die Tatsache hinwegzutäuschen vermögen, daß hier eine große dichterische Idee in den Anfängen der Gestaltung steckengeblieben ist.

H. H.

Färber, Otto: „*Krieg dem Frieden*". Politischer Roman. Franz Peter Scholze, Leipzig 1926. 8°. 378 S. Gzln. 7,50 Mk.

Nicht immer ist „politisch Lied ein garstig Lied". Der in vorliegendem Roman geschilderte Krieg gilt dem Frieden von Versailles, dem auf Lug und Trug aufgebauten Scheinfrieden. Färber entwirft ein Zukunftsbild der deutschen Politik, in der das russische Volk eine ausschlaggebende Rolle spielt. Ob der katholische Orden des hl. Georg mit Dr. Engel an der Spitze die gewollte und gewünschte Beteiligung des katholischen Deutschland am Wiederaufbau ist, erscheint mehr als fraglich. Färber hat das Verdienst, dieses Problem in greifbarer Weise aufgezeigt zu haben.

Dr. Bruno Knauff.

Rusty, Friedrich: „*Unter dem Baume des Lebens*". Stillersche Hofbuchhandlung, Schwerin i. M. 1927. 8°. 187 S.

Digitized by Google

Der Roman erzählt, wie einer aus der Hölle am Toten Mann den Weg zum Himmel fand. Diese Lebensbeichte eines Sterbenden in den Armen seines Freundes ist eine gar nicht seltene Geschichte. Als Student wird er seiner Jugendliebe untreu, beginnt — anfangs aus Renommiersucht — ein Verhältnis, das sich zur Tragödie einer ganzen Familie auswächst. Er rettet sich schließlich in die Ehe mit der Jugendliebe, nur um sein Ehrenwort einzulösen, wirft dann das Joch dieser Ehe von sich, läuft davon, um irgendwo in der Welt, in Belgien, in das Netz eines verkommenen Weibes zu geraten. Aber da schlingt das Schicksal den Knoten. Er findet Toni, seine Studentenliebe, wieder. Sie ist unglücklich, aber sie hat in Liebe gewartet und sein Kind behütet. Ein Leben der Buße beginnt und vollendet sich im Tode fürs Vaterland. Alles in allem ein flottgeschriebener Roman mit etwas schnoddriger Einleitung und erhebendem Ausgang.

Stratton-Oorter, Gene: *„Füchslein"*. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Florence Maud von Conring. Drei-Masken-Verlag, München 1927. 8°. 3 Mk.
Die interessante Geschichte eines jungen Irländers, wegen seines schlauen, witzigen Wesens „Füchslein" genannt. Füchslein bewacht den Limberlost-Wald, träumt von einer Waldfee, die immer mehr sein süßestes Sehnen verkörpert, lernt Me Lean, den Teilhaber einer großen Holzgesellschaft, kennen und Herrn und Frau Duncan, die wie Vater und Mutter zu ihm, dem Waisen, sind. Später kommen reiche Verwandte, die ihn mitnehmen wollen nach Irland. Füchslein aber zieht es vor, im Limberlost-Wald bei seiner Fee zu bleiben. Eine Knabengeschichte, bei der ein deutscher Junge nicht recht warm werden wird.
Dr. P. Keulers.

Ward, Wilfried: *„Zur unrechten Zeit"*. Übertragung von Hanns Schwarz. F. Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 445 S. Geb. 6 Mk.
Wenn es wahr ist, daß Mrs. Ward Englands bedeutendste katholische Schriftstellerin ist, dann hat sie in diesem Roman ihre Bedeutung als *Roman*schreiberin jedenfalls nicht erwiesen; denn diese an sich ganz interessanten kirchlichen Dinge und Schwierigkeiten müßten doch in einem Roman zu lebensvoller, anregender Gestaltung kommen; statt dessen ziehen sie sich hier in einem „Ich"-Bericht durch 4½ Hundert Seiten in bleierner Langeweile. Oder sollte es die Schuld des Übersetzers sein? Ein Reformer oder vielmehr einer, der sich für einen Reformer des Katholizismus hält, gerät mit Rom in Konflikt, es entsteht ein langes Für und Wider, schließlich unterwirft er sich. Daneben eine Liebesaffäre, die nicht leben und nicht sterben kann. Man könnte sich eine Durchgestaltung solcher höchste geistige Interessen umspannender Motive denken; hier kommt der Leser, auch der williqste, nicht auf seine Kosten.
Laurenz Kiesgen.

Altmann, Otto: *„Unter Segelpyramiden und Tropensonne"*. Erzählung aus dem Leben zur See. Jos. Habbel, Regensburg 1927. 8°. 428 S. Ohne Kolonien Land in Not. In den Kolonien erfüllt Deutschland seine Weltmission, das ist der tiefere Sinn dieser aus der Feder eines echten Seemannes stammenden Erzählung. Farbenprächtige Landschaftsschilderungen, tollkühne Abenteuer auf der See, auf weltverlorenen Eilanden, im Kampf mit Urwaldungeheuern, Jagdszenen, Zaubereien, Kämpfe mit Sklavenhändlern, Schatzgräber- und Kannibalenerlebnisse und was sonst eine Phantasie von der Tropenwelt ersinnen kann, wird hier in frischem Plauderton erzählt. Das Buch gehört in jede Jugendbibliothek.
Guido Rain.

Brosin, Maria: *„Aus dem Jugendlande einer alten Frau"*. Mit Buchschmuck von G. Zum Winkel. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 8°. 202 S. Gebunden in Ganzleinen 4,50 Mk.
Ein Buch einer feinsinnigen Frau, die in den Tagen des Alters sich zurückversetzt in ihre hauptsächlich in ländlicher Umgebung verbrachte Jugendzeit, Erinnerungen, die man Kügelgens „Lebenserinnerungen eines alten Mannes" und Hansjakobs „Aus der Jugendzeit" an die Seite stellen kann.
Dr. A. Kahle.

Reinke, Elisabeth: *„Jungheit"*. Vechtaer Druckerei, Vechta. 8°. 161 S. 0,70 Mk.
Eine Erzählung mit Szenen aus dem Mädchenpensionat und dem Pennälerleben, vielfach romantisch und zuweilen etwas weltschmerzlich. Und das Ende vom Liede: er studiert Theologie und sie — geht *nicht* ins Kloster, sondern sie will in der Welt eifrig und pflichttreu sein, sie will arbeiten. Mit diesem Worte klingt das Buch aus, das uns um ihn und sie manchmal hat bangen lassen.
Ein kulturgeschichtlich wertvolles Buch ist die zweite Gabe *Elisabeth Reinkes*: *„Die Truhe"*. Die schönsten Sagen, Märchen und Schwänke aus dem Oldenburger Lande. Friesen-Verlag, Bremen-Wilhelmshaven. 8°. 262 S.
Man muß der fleißigen Sammlerin dankbar sein für dies echte Heimatbuch, das mit seiner kräftigen und gesunden Kost einen Platz in der Hausbücherei verdient.
Dr. A. Kahle.

Schrönghamer-Heimdal, F.: *„Am Sonnenbühl"*. Fröhliche Geschichten mit 11 lustigen Zeichnungen von A. Roeseler. Müller & Königer, München. 8°. 213 S. 4,50 Mk.
Schrönghamer-Heimdal ist einer, der dem Leben seine Humoresken abgelauscht hat. Seine Welt ist der Wald, der Stammtisch, die Schule, der Jahrmarkt. Seine Menschen sind süddeutsche Gebirgler mit dem besondern Sinn für lautes, derbes, zwerchfellerschütterndes Lachen. Wer sie

Digitized by Google

noch nicht kennengelernt hat, sehe sich Roeselers Illustrationen des Büchleins an. *Dr. Guido Rain.*

Stenz, Hermann: „*Das Steinerne Meer*". Erzählungen aus badischer Landschaft. G. Braun, Karlsruhe 1927. 8°. 120 S. Leinw. 3 Mk.

Stenz ist ein Erzähler ganz eigener Art. Seine Geschichten wirken weniger durch den vielleicht etwas zu philosophisch-nachdenklichen Humor als durch den fein abgestimmten Ton seiner Sprache. Da ist kein Wort zu viel, keine Wirkung zu schwach oder zu stark, kein Satz, der nicht angenehm abklingt. Stenz ist Maler und Dichter zugleich und allen denen zu empfehlen, denen es um die Ausbildung des Sprachgefühls zu tun ist. *Dr. Keulers.*

Zurkinden, Odilo: „*Wo der Adler haust*" Berggeschichten. Kanisiuswerk Freiburg (Schw.)-Konstanz. 176 S. brosch. 2 Mk., geb. 2,60 Mk.

Zurkinden steht in der Mitte zwischen dem Idealisten Steinmüller und dem Naturschwärmer Ganghofer. Die Liebe zur Alpenheimat spricht mitreißend an. Inhaltlich ist es ein reines erquickendes Buch, dessen vier Erzählungen tiefchristliche Gedanken innewohnen. Bedauerlich, daß es unter äußeren Mängeln zu stark leidet. Vor allem an mangelnder Sprachmeisterung und an der völlig unzulänglichen Art, Kinder (meistens noch Hauptpersonen) kindlich zu schildern.

Dr. St.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Ammon, Wolfgang: „*Hansel Glückspilz*". M. Schrappe, Curityba, Brasilien 1927. Auslieferung für Deutschland: Koehler & Volckmar, Leipzig. Gr.-8°. 255 S. 4,50 Mk.

Anderson, Sherwood: „*Der Erzähler erzählt sein Leben*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. Kl.-8°. 438 S. Leinen 8,50 Mk.

Balzli, Ernst: „*In der Dämmerung*". (Gedichte.) A. Francke, Bern 1927. Kl.-8°. 46 S. Geh. 2 Mk.

Benn, Gottfried: „*Gesammelte Gedichte*". Verlag: Die Schmiede, 1927. 8°. 188 S. Geh. 2,50 Mk., Geb. 4 Mk.

Beyer, Harald: „*Norwegische Literatur*". F. Hirt, Breslau 1927. 8°. 124 S. Geb. 3,50 Mk.

Bodega, Maximilian: „*Aus sonniger Kindheit*". K. Haug, Stuttgart 1927. Gr.-8°. 48 S. Geb. 3,50 Mk.

Bonsen, Friedrich zur: „*Zwischen Leben und Tod*". L. Schwann, Düsseldorf 1927. Gr.-8°. 173 S. 6 Mk.

Braun, Felix: „*Die Taten des Herakles*". F. G. Speidel, Wien 1927. 8°. 458 S. Brosch. 6 Mk., Leinen 9 Mk.

Brinkmann, Hennig: „*Die Idee des Lebens in der deutschen Romantik*". B. Filser, Augsburg 1927. Gr.-8°. 86 S. Geh. 2,80 Mk., Geb. 4 Mk.

Bronnen, Arnold: „*Reparationen*". (Lustspiel.) E. Rowohlt, Berlin 1927. Gr.-8°. 106 S. Geh. 3,50 Mk.

Buchgraber, Viktor: „*All denen, die ein Heimweh haben*". Styria-Verlag, Graz 1927. Gr.-8°. 72 S. Leinen 5 Schilling.

Burger, Wilhelm: „*Das Erzbistum Freiburg*". Herder, Freiburg 1927. Gr.-8°. 260 S. Kart. 4,50 M., Leinen 6 Mk.

Busson, Paul: „*Sylvester*". F. G. Speidel, Wien 1927. 8°. 200 S. Brosch. 3,25 Mk., Leinen 5,50 Mk.

Castle, Eduard: „*Deutsch-österreichische Literaturgeschichte*". Carl Fromme, Wien 1927. 4°. Schlußband. 320 S. 8,40 Mk.

Claudel, Paul: „*Der erniedrigte Vater*". J. Hegner, Hellerau 1927. 8°. 164 S. Brosch. 4,50 Mk.

Cocteau-Maritain: „*Der Künstler und der Weise*". Dr. B. Filser, Augsburg 1927. Gr.-8°. 93 S. Brosch. 3,60 Mk.

Colerus, Egmont: „*Weiße Magier*". Roman. F. G. Speidel, Wien 1927. 8°. 502 S. Brosch. 6,50 Mk., Leinen 8 Mk.

Colette: „*Mitsou*". Roman. P. Zsolnay, Wien 1927. 8°. 148 S. Geh. 2,50 Mk., Leinen 4,50 Mk.

Deutsche Jugendbücherei. Herausgeber: Dürerbund. Verlag: Hillger, Berlin. Nr. 261—280. 8°. Geh. 20 Pf., Geb. 40 Pf.

Deutschmann, Maria: „*Spes unica*". F. Schöningh, Paderborn 1927. 8°. 487 S. Leinen 6 Mk.

Dominik, Hans: „*Der Brand der Cheopspyramide*". E. Keils Nachfolger (Scherl), Berlin 1927. 8°. 295 S. Leinen 6 Mk.

Dörfler, Peter: „*Am Eichentisch*". Erzählung. Kösel & Pustet, München 1927. 8°. 253 S. Leinen 5 Mk.

Eberstein, Eva: „*Schimmernde Wege*". Lyrik. Broschek & Co., Hamburg 1927. 8°. 56 S. Geb. 2,50 Mk.

Eggersglüß, Heinrich: „*Tagebuch eines Eisenbahners*". G. Westermann, Braunschweig 1927. 8°. 214 S. Leinen 5,50 Mk.

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Eichert, Franz: „*Sänger und Prophet*". Gedenkblätter. Tyrolia, Innsbruck 1927. Gr.-8°. 239 S.

Ellinger, Georg: „*Angelus Silesius*". W. G. Korn, Breslau 1927. Gr.-8°. 260 S. Geh. 7 Mk., Geb. 9 Mk.

Faesi, Robert: „*Der brennende Busch*". (Gedichte.) Grethlein & Co., Leipzig 1927. Gr.-8°. 95 S. Geb. 4,80 Mk.

Fest, Margarete von: „*Italienfahrt*". Gedichte. Burgtor, Graz 1927. Kl.-8°. 71 S. 2,20 Mk.

Frank, Bruno: „*Zwölftausend*". Schauspiel. E. Rowohlt, Berlin 1927. 8°. 122 S. Geh. 3,50 Mk., Geb. 4,50 Mk.

Giraudoux, Jean: „*Bella*". Inselverlag, Leipzig 1927. 8°. 182 S. Leinen 5,50 Mk.

Goethe, J. W.: „*Novelle*". Mathias-Grünewald-Verlag, Mainz 1927. Kl.-8°. 68 S. Halbl. 1, 80 Mk.

Grieg, Nordahl: „*Und das Schiff geht weiter*". Grethlein & Co., Leipzig 1927. 8°. 280 S. Leinen 6,50 Mk.

Griese, Friedrich: „*Die letzte Garbe*". Drei Novellen. Otto Quitzow, Lübeck 1927. Kl.-8°. 161 S. Leinen 4,50 Mk.

Gunnarsson, Gunnar: „*Die Leute auf Borg*". Roman. A. Langen, München 1927. 8°. 466 S. Geh. 7,50 Mk., Leinen 10 Mk.

Gutkind, Sigmar: „*Fritz von Unruh*". Frankfurter Societätsdruckerei. 8°. 97 S. Brosch. 1,80 M.

Haas, Wilhelm: „*Antlitz der Zeit*". (Industriedichtung.) Volksverband der Bücherfreunde, 1927. 8°. 234 S. Leinen 3,80 Mk. Nur für Mitglieder.

Hahn, Herbert: „*Ein Meister der Liebe*". Erzählung. E. Surkamp, Stuttgart 1927. 8°. 218 S. Leinen 5,50 Mk.

Hasenclever, Walter: „*Ein besserer Herr*". Lustspiel. Propyläen-Verlag, Berlin 1927. Kl.-8°. 106 S. Geh. 2,50 Mk.

Heinen, Anton: „*Die Bergpredigt Jesu Christi*". Volksvereins-Verlag, 1927. Gr.-8°. 194 S. Leinen 4 Mk.

Höfer, Anton: „*Peter Zwiesewind*". Herder, Freiburg 1927. 8°. 146 S. Leinen 3,40 Mk.

Hoffmann, Hans: „*Wider den Kurfürsten*". Gebr. Paetel, Berlin 1927. 8°. 802 S. Geh. 13 Mk., Geb. 15 Mk.

Hollander, Walter von: „*Auf der Suche*". Roman. Verlag Ullstein, Berlin 1927. 8°. 348 S. Geh. 3 Mk.

Homscheid, Maria: „*So weit der Kirchturm schaut*". Paulinus-Verlag, Trier 1927. 8°. 141 S. Leinen 3,50 Mk.

Jäkel, Josef: „*Die drei Jahreszeiten*". Kösel & Pustet, 1927. 8°. 150 S. Leinen 4,50 Mk.

Jammes, Francis: „*Die kleine Bernhardine*". J. Hegner, Hellerau 1927. 8°. 121 S. Leinen 4,50 Mk.

Kammer, Karl: „*Nachtgedanken des hl. August*". Paulinus-Verlag, Trier 1927. Kl.-8°. 236 S. Leinen 3,20 Mk.

Kaufmann, Karl: „*Die verlorene Stadt*". Germania, Berlin 1927. 8°. 312 S. Leinen 6 Mk.

Kautz, Heinrich: „*Industriemärchen*". Butzon & Bercker, Kevelaer 1927. Gr.-8°. 196 S. Geb. 6 Mk.

Kessel, Martin: „*Betriebsamkeit*". Vier Novellen. Irisverlag, Frankfurt 1927. 8°. 173 S. Brosch. 3 Mk., Leinen 5 Mk.

Kessel, Martin: „*Gebändigte Kurven*". Iris-Verlag, Frankfurt 1927. Gr.-8°. 75 S. Geb. 2,50 Mk.

Koetz, Arthur: „*Dennoch*". (Sonette.) W. Knapp, Halle 1927. Gr.-8°. 20 S. Geh. 2,50 Mk.

Kramer, Erich: „*Mummenschanz*". A. Bonz, Stuttgart 1927. 8°. 198 S. Geh. 3 Mk., Geb. 4,50 Mk.

Lesowsky, Anton: „*Karl von Vogelsang*". Typographische Anstalt, Wien 1927. 8°. 96 S. Brosch. 1,60 Mk.

Liertz, Rhaban: „*Erziehung und Seelsorge*". Kösel & Pustet, München 1927. 8°. 90 S. Leinen 3 Mk.

Malfatti, H. Dr.: „*Menschenseele und Okkultismus*". F. Borgmeyer, Hildesheim 1927. Gr.-8°. 218 S. Brosch. 5 Mk., Leinen 7 Mk.

Mann, Ernst: „*Die Überwindung des Christentums durch den aristokratischen Gedanken*". F. Fink, Weimar 1927. Gr.-8°. 193 S. Geh. 5 Mk.

Mauriac, Francois: „*Die Einöde der Liebe*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. Kl.-8°. 177 S. Leinen 6 Mk.

Menge, Gisbert P.: „*Der Heilige Geist*". F. Borgmeyer, Hildesheim 1927. 8°. 220 S. Leinen 5 Mk.

Meyrink, Gustav: „*Der Engel vom westlichen Fenster*". Grethlein & Co., Leipzig 1927. 8°. 440 Seiten. Leinen 8,50 Mk.

Müller, Aloys: „*Psychologie*". F. Dümmler, Berlin 1927. 8°. 346 S. Geh. 7 Mk., Geb. 8,90 Mk.

Murner, Thomas: „*Schelmenzunft*". Schriften zur deutschen Literatur der Görresgesellschaft. B. Filser, Augsburg 1927. Gr.-8°. 110 S. Leinen 6 Mk.

Nathusius, A. v.: „*Die Trennung*". Roman. K. F. Koehler, Berlin 1927. 8°. 268 S. Leinen 6 Mk.

Oldenberg, Hermann: „*Buddha*". G. Westermann, Braunschweig 1927. 8°. 120 S. Kart. 2,50 Mk.

Pannwitz, Rudolf: „*Hymnen aus Widars Wiederkehr*". Dion-Verlag, Dessau 1927. Gr.-8°. 32 S. Kart. 1,50 Mk.

Pannwitz, Rudolf: „*Das neue Leben*". H. Karl, Feldafing 1927. Gr.-8°. 471 S. Geh. 10 Mk., Geb. 12 Mk.

Rabel, Gabriele: „*Goethe und Kant*". 2 Bände. Selbstverlag, Wien 1927. Kl.-8°. 600 S. Brosch. 12,50 Mk.

Reinhardt, Karl: „*Platons Mythen*". F.

Digitized by Google

Cohen, Bonn 1927. Gr.-8°. 159 S. Geh. 6 Mk., Geb. 8 Mk.

Rosch, Adolf: „Geist und Leben". Paulinus-Verlag, Trier 1927. 8°. 220 S. Halbl. 4,80 Mk.

Rot, Marianus: „Panis eucharisticus indigne tractatus". B. Filser, Augsburg 1927. Gr.-8°. 58 S. Geh. 2,50 Mk., Geb. 3,50 Mk.

Schaeffer, Albrecht: „Der goldene Wagen". Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 249 S. Leinen 6,50 Mk.

Scheeben, Heribert, Chr.: „Der hl. Dominikus". Herder, Freiburg 1927. Gr.-8°. 475 S. Geh. 11 Mk., Geb. 13 Mk.

Scheffler, Karl: „Der junge Tobias". Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 384 S. Leinen 8,50 Mk.

Schmidt, Wilhelm: „Rasse und Volk". Kösel & Pustet, 1927. 8°. 67 S. 1,50 Mk.

Schmitz-Cardauns, Lili: „Die Kreuzträgerin". Roman. Hermann Rauch, Wiesbaden 1927. 8°. 245 S. Leinen 5 Mk.

Scholz, Wilhelm von: „Deutsche Mystiker". Horen-Verlag, Berlin 1927. 8°. 61 S. 10 Bilder. Leinen 5 Mk.

Seidel, Willy: „Schattenpuppen". A. Langen, München 1927. 8°. 252 S. Geh. 4,50 Mk., Leinen 7 Mk.

Sieber, Dorothea: „Stifters Nachsommer". Frommansche Buchhandlung, Jena 1927. Gr.-8°. 114 S. Geh. 4,80 Mk.

Sonnleitner, A. Th.: „Die Höhlenkinder im heimlichen Grund". Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1927. 8°. 252 S. Geb. 5,60 Mk.

Surkamp, Maja: „Natur-Weben". Märchen. E. Surkamp, Stuttgart 1927. 8°. 108 S. Leinen 5 Mk.

Stratmann, F. M.: „Regina pacis". Augustinus-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 166 S. Leinen 8 Mk.

Tidemann, Wilhelm: „Gedichte". G. A. v. Halem, Bremen 1927. Gr.-8°. 55 S. 5,80 Mk.

Unger, A. W.: „Wie ein Buch entsteht". Teubner, Leipzig 1927. 8°. 142 S. Geb. 3 Mk.

Wackernagel, Martin: „Max Slevogt". Führer-Verlag, M.-Gladbach 1927. Gr.-8°. 65 S. 32 Abbildungen. Halbl. 4 Mk.

Waser, Maria: „J. V. Widmann". Huber & Co., Frauenfeld (Leipzig). Kl.-8°. 200 S. Leinen 3,20 Mk.

Weber, Harald: „Die Weltdeuter des Ostens". G. Westermann, Braunschweig 1927. 8°. 172 S. Leinen 5 Mk.

Weingartner, Josef: „Marienverehrung und religiöse Kultur". Herder, Freiburg 1927. Kl.-8°. 66 S. Kart. 1,80 Mk.

Wiesebach, Wilhelm: „Gestalten". Erzählungen. H. Rauch, Wiesbaden 1927. 8°. 146 S. Leinen 3,60 Mk.

Witte, Kurt: „Die Geschichte der römischen Dichtung im Zeitalter des Augustus". I. Teil: Vergil. II. Band: Vergils Georgica. Selbstverlag, Erlangen 1927. Gr.-8°. 180 S. 14 Mk.

Digitized by Google

Rheinische Legenden, erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße

Soeben erschien:

Der heilige Johannes von Kolombini und andere religiöse Erzählungen. Von Karl Borromäus Heinrich. Geheftet Mk. 3.60, Ganzleinen Mk. 4.80.

Der Dichter schenkt uns hier das Reifste und Tiefste seiner ungewöhnlichen Kunst: Kraftvolle, leidenschaftlich kämpfende Menschen, eine völlig neue Sprache, eine Fülle neuer Formen zuchtvoller Gestaltung. Ein tiefer, gottgegebener Frieden ist letzter Quell und Ursprung seines erstaunlichen Schaffens.

In früheren Büchern, vor allem in der Novelle „Kasimir", hat er den Fall aus Gott als den Fall in den Tod dichterisch aufgezeigt. Hier zeigt er uns Menschen, die das lebendige Leben haben, also gottverbundene, und zeigt uns diese Heiligen so lebendig und lebensnah, daß wir sie greifbar vor uns sehen. Nirgendwo in der Legendendichtung der Gegenwart ist das heiligmäßige Leben so einfach und einleuchtend als Wirklichkeit, die jeder von uns auf seine Weise leben kann, dargestellt worden. Das Herz stockt uns, wenn wir lesen. Früher erschien vom gleichen Verfasser:

KASIMIR

Eine Novelle. Geheftet RM. 2.40 u. in Ganzl. mit Goldpressung RM. 3.60.

Der Dichter des „Florian" und der „Menschen von Gottes Gnaden" zeigt hier, wie ungebändigte Liebe zur Frau und grenzenlose Gottgläubigkeit sich in der Brust eines leidenschaftlichen Menschen tragisch verketten. Erschütternd ist der Gegensatz zwischen der Wucht der Geschehnisse und der heutzutage seltenen Selbstzucht des Wortes, die den großen Epiker verrät.

Durch alle guten Buchhandlungen

Orplid-Verlag G.m.b.H., M. Gladbach / Köln

Von vieler Liebe und mancherlei Leid

Novellenband von Maria Herbert. Preis 3.— Mk.

Die besondere Note der Dichterin beweist auch der Sammelband „Von vieler Liebe und mancherlei Leid". Gleich die am Anfang stehende Geschichte „Das Kördelland" ist ein ganz famoses Stück einer unheimlich wirkenden Volksgeschichte, in Komposition und Vortrag gleich gelungen. Außer einer Reihe Volksgeschichten enthält das Buch mehr und größere Stücke der Gesellschaftsgeschichte, sicher erzählt, oft tief schürfend, u. a. „Der neue Tag", eine längere Geschichte, in der auch der Humor nicht fehlt. Auch dieses Buch wird seine Leser finden, die über seinen reichen abwechselnden Inhalt erfreut sein werden. Die Bücherwelt.

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Paul Claudel ... Von Friedrich Muckermann, S. J. / Kelche. Gedicht von Gertrud Thielen / Wander- und Pilgerfahrten. Von Hermann Preindl / Nur keine Träne jetzt. Gedicht von H. B—l. / Der geigende Poet. Von Leonhard Wolff / Die lustige Frau auf Schaudichum. Von Dora Hohlfeld / Die Revolte der amerikanischen Intelligenz. Von Ann Tizia Leitich, New York / Zeitgenössische englische Lyrik und moderne Präraffaeliten. Von Dr. Karl Arns Bekenntnis. Gedicht von Hans Bücker / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. Der Künstler und der Weise. Von Gottfried Hasenkamp / Theater und Drama. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Lebensromane großer Tondichter. Von Dr. Keulers / Venedig. Gedicht von Frz. Jos. Lichtenberg / Zur Magdeburger Theaterausstellung. Von Walter George / Stimmen des Auslandes. Von Charlotte Demmig / Neue Bücher Kleine Anzeigen / Bildbeilagen: Lichtbilder von der Sonderschau des Bühnenvolksbundes auf der Magdeburger Theaterausstellung

21. Jahrgang **Heft 11** August 1927

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

BÜCHER

aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Romane, Novellen und Erzählungen

Herabgesetzte Preise

Adam, Arbeit und Leben	Mk. 2.–
Fabri de Fabris, Sommerlaub	„ 2.–
Frank, Sietenjahns Söhne	„ 3.–
– Schulte Knestmanns Komplott	„ 1.50
Frentz v. Gemmingen, Schwester Theresia vom Kinde Jesu	„ 3.–
Haarhaus, Die Erben von Blankeneck	„ 3.–
Haber, Tagebuch eines Kindes	„ 1.50
Heinrichs, Mit Knotenstock und Ränzel	„ 4.–
Herbert, Von vieler Liebe und mancherlei Leid	„ 3.–
Jansen, Novellen	„ 3.–
Krane, Sibylle	„ 5.–
Lambrecht, Allsünderdorf	„ 3.–
Marneck, Zwischen Tal und Firn	„ 2.50
Oertzen, Der Welt Sünde	„ 2.–
Paschwitz, Tam Tamen	„ 1.50
Peter, Es war im Böhmerwald	„ 3.–
– Granit und Gneis	„ 3.–
Pfannmüller, Als der Heiland kam	„ 5.–
– Eine Walz zum Balkan	„ 6.–
– Erstlinge der Wüste	„ 5.–
– Durchs Land der Toren	„ 4.–
Rockenbach, Rückkehr nach Orplid, 2. verbesserte Auflage	„ 4.–
Schedlbauer, Der Stern des Meeres	„ 2.50
Dr. W. Schmidt, Pfefferle, Weg und Gestaltung	„ 3.50
Spättgen, Farbenspiele	„ 1.50
Stolzen-Heimbach, Kinder der Industrie	„ 3.–
Torrund, Mit Gott und gutem Wind	„ 2.50
– Die Krone der Königin	„ 2.50
– Ein Kuß aus Versehen	„ 2.50
Wibbelt, Im bunten Rock	„ 1.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlangen Sie gratis und frei unser reichhaltiges Bücherverzeichnis über praktische und Geschenkwerke

FREDEBEUL & KOENEN

ESSEN (RUHR)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Maria Verkündigung"
Mathias Weckmann
des Engels Gruß

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 11 Essen, im August 1927

Paul Claudel . . .

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Es ereignet sich wohl, daß zwei Menschen im allerersten Bewußtwerden ihrer Liebe zugleich ihr tiefstes, ewiges, unabänderliches Schicksal erleben. Dann ist in dem innigsten Gefühl, das diese Menschen zueinander zieht, zugleich das Heilige und Heroische geboren, das sie für immer voneinander trennen muß. Eine wahrhafte Geburt der Tragödie ist das, indem nämlich ein Menschenbild dem anderen mit der letzten Schönheit der Schöpfung auch den einzigen Weg zu ihr offenbart, den Verzicht und das Opfer. Solche Liebe kann nur Hochzeit halten mit dem Tode, und dieser Tod ist hinwieder nur die Befreiung des Wesentlichen und die Empfängnis der Unsterblichkeit. Rückt man beide Erlebnisse, das der liebenden Sympathie und das der heroischen Entsagung, obwohl sie in einem und demselben unteilbaren Augenblicke da sind, auseinander und spannt man dazwischen die Zeit, so wird man in dieser Spanne Zeit, so kurz oder so lang sie sein möge, die Entwicklung eines Helden schauen. Wirken die Kräfte sich aber aus auf der Ebene des Dichterischen, so entstehen von diesem ersten Begegnen im süßesten Gefühl, das diese Erde kennt, bis zum letzten Hauch des Todesschreies: Es ist vollbracht! die wahrhaft großen Epopöen der Menschheit. Zwischen Dantes Beatriceerlebnis und seinem tragischen Tode in der Verbannung liegt die Göttliche Komödie.

Solcher Art ist die Liebe zwischen Orian und Pensee in Paul Claudels „Der erniedrigte Vater“ Zur vollen Hingabe an eine Idee bestimmt, erfährt Orian in der zauberhaften Stimme jener Blinden, daß auch die andere Seite in seinem Wesen schlummert, die, kaum entdeckt, schon auf dem Opferaltar zergehen muß. Es verschlägt nichts, daß der Sieg nicht vollkommen ist, denn er gibt sich hin, bevor er den Tod auf dem Schlachtfelde sucht, aber dem Todesschicksal entzieht er sich nicht. Letzter Heroismus gebietet ihm, Pensee seinem Bruder Orso anzuvertrauen, daß er als ihr geschwisterlicher Gatte dem Kinde den bürgerlichen Namen sichere. Eine solche Handlung war stark genug, in ihrer Musik und in ihrer Dynamik die großen Gedanken der Zeit zu tragen, um die es Claudel hier wie überall in seinen Werken geht. Es spiegelt sich in diesem Stück unsere Zeit, der Kampf der Revolution gegen die Ordnung, das Ringen des Dunkels um das Licht, der Aufstieg aus dem Chaos zum neuen Leben. Daß der katholische Dichter,

Digitized by Google

der doch so groß ist, daß er kraft seines Dichtertums allen gehört, diesen Kampf der Zeit in den Ereignissen vor sich gehen läßt, die das junge Italien gegen Pius IX. führten, bedarf keiner weiteren Erklärung. Daß ihm das ewige Rom als höchste Verkörperung des Christentums das Symbol abgab, um den Kosmos seiner Welt darzustellen, lag schon in der Natur der Sache, genau so, wie das jüdische Blut in Pensee mit seinem heißen Verlangen nach dem Unbedingten, das in revolutionären Flammen aufschlägt, zum Ausdruck des Chaotischen wurde. Daß es Claudel gelingt, das Zeitgemäße so überzeitlich zu sagen, daß er, mit den feinsten Regungen unserer Gegenwart vertraut, doch auch wieder weit über ihnen steht und sie aufzufangen vermag im dunkel-klaren Strom eines tieferen Geschehens, das Bewegung und Ruhe zugleich ist, Strom und Spiegel, das ist das Geheimnis seines Dichtertums, das gerade hier, wie ein Kenner sagt, sein Höchstes uns geboten hat.

Claudel ist ein sprechender Beweis dafür, was es bedeutet, wenn in einem Lande noch sichere Tradition herrscht. Allüberall schöpft er aus dieser Überlieferung, die er nicht so sehr weitergibt als vielmehr ursprünglich neu erlebt und gestaltet. Diese Tradition ist gewiß französisch, in ihrem Kern aber europäisch. Wieder wird offenbar, daß ein Dichter irgendeiner europäischen Nation nur in die Tiefe zu steigen braucht, um auf einen allen gemeinsamen Grund zu stoßen. Indem nun jede einzelne Schicht, wie sie die Jahrhunderte und die Jahrtausende aufgebaut haben, in dieser Tradition enthalten ist, entsteht im dichterischen Werke Claudels eine ganze Welt, einheitlich begriffen in ihrem Werden, einheitlich umfaßt in ihrem Sein. Nur eine Metaphysik, die nicht vor den dunkelsten Tiefen des Unter- und Unbewußten zurückzuschrecken braucht, und nur eine Religion, die über diese Metaphysik hinaus und doch fußend auf ihrem festen Grunde, dieses ungeheuere Reich des Seins zu durchleuchten und zu verklären vermag, konnten zu solcher Leistung befähigen. Die Welt des Ostens und die des Westens, die Antike, wie das Christentum durchdringen sich bei Claudel in geradezu wunderbarer Weise, und es ist dies eine so entzückende Harmonie, daß sie jederzeit bereit ist, sich in hymnischen Jubeln auszusingen. Die Gedankenwelt von Thomas von Aquino und die Empfindungswelt von St. Franziskus vereinen sich hier in einer Darstellung von bezwingender Klarheit und berauschender Musik. Die Ewigkeitsnähe beider aber gibt jene Distanz, ohne die Schönheit nicht sein kann. Und so sind hier Gebilde entstanden, die einen sofort in eine höhere Sphäre hinaufreißen, in denen das Wirkliche, wie es sich dem Auge und dem Ohr darbietet, zum Schatten wird, das Licht reinerer Gegenden aber alles seltsam vergoldet und in traumhaftem Schimmern erglänzen läßt. In solcher Poesie kommt es nicht mehr an auf die festen Umrisse der einzelnen Gestalt, auf die Wahrung der Gattung, auf die Technik im Empirischen. Wir werden unter- und eingetaucht in neue Elemente, in Urelemente, und sehen das Typische, die großen polaren Gegensätze, die heimlich treibenden Kräfte, und wir hören diese Elemente durchklingen in einer Sprache, die, manchmal in ihrer Bedeutung dunkel, in ihren Bildern allerdings stets klar, sich mit diesen Urelementen so verbunden hat, daß es schließlich ist, als klängen die Dinge selbst und als verriete sich alles Schweigen der Mitternacht in dieser tieferfüllten Melodie.

Claudel hat sich selbst über die Art seines Schaffens und über die Grundauffassungen seines Denkens ausgesprochen. In seinem Büchlein „Aus der Erkenntnis des Ostens" sagt er von seinem verborgenen Plätzchen aus: „Hier sitze ich wie

Digitized by Google

ein Gott auf seinem Blütenstengel, ein Zuschauer der Hauptbegebenheiten in der Welt, in einer tiefen Versunkenheit und betrachte die Höhen und die Gestaltungen des Landes . . . Ich bedarf keines Tageblattes, wo die vergangenen Dinge darinstehen, ich brauche nur hier diesen Ast zu ersteigen, und über die Mauer erhöht, sehe ich vor mir die ganze Gegenwart ausgebreitet . . ." Ferner: „Jedes Geschöpf, entstanden aus der Einwirkung der göttlichen Einigkeit auf den unendlichen Stoff, besteht gerade in dem Bekenntnis, das es seinem Schöpfer macht, und ist zugleich der Ausdruck des Nichts, woraus er es hervorgebildet hat. Dies ist der Ablauf des Atmens und des Lebens in dieser Welt, über welche der mit Erkenntnis und mit dem Wort begabte Mensch zum Priester eingesetzt wurde, damit er sie weihe und sie darbringe und sich sein eigenes Nichts mit der Gnade des Seins vereine in der kindlichen Hingabe seiner selbst, in einer Einigung, liebevoll und wie unter Gatten . . ." So versinken bei Claudel die Dinge nicht in irgendein grauenhaftes Dunkel, sondern sie alle sind Widerstrahl des ewigen Lichtes, geteilt in die Farben ihrer Stufung, hinaufwandernd zu ihrem Urquell. Daher weht auch durch die Stille des Universums die große Sehnsucht, die bei Claudel nicht die Sehnsucht des Romantikers ist, der sie mehr als persönliche Empfindung äußert, sondern die Sehnsucht, von der Paulus spricht, das Seufzen aller Kreatur, die, in die Hülle der vergänglichen Gestalt gebannt, den Traum des Unvergänglichen zu träumen scheint, einsam, verlassen, in die Fremde des Raumes gestoßen, in der Freude des Lebens noch die Erscheinung eines ganz wesenhaften Heimwehs.

„Seht!" sagt Orian. „Diese Mauern aus fast schwarzem Laub, über das ihr gar nichts vermögt,
Sind nur da, um uns von der Welt zu scheiden.
Alles, was ein Sommerhimmel niederzuströmen vermag, müssen diese Fichten abwehren, die über uns der Schatten sind und der Segen, und um unser Auge hinzuführen zu jenem unmerklich kleinen Lichtpünktchen dort oben, jenem schwindelnden Stern, müssen diese düstern Lawinen sich verschieben . . .
Und auch die schlanke aufgeregte Zypresse ist da, um uns vom Tode zu sprechen. Die Reglosigkeit um uns her dieser Geschöpfe, die schöner nicht sein können."

Die blinde Pensee, nur auf das Ohr angewiesen, das tiefer in die Geheimnisse der Welt hineinhorcht, als die Augen schauen können, übermittelt uns womöglich noch stärker das Innere der Wesen. Wie sagt sie doch plötzlich, jener schwermütigen Stimmung voll, wie sie süß und schmerzlich zugleich um die Marmorbilder der Antike weht: „Und halt, dies Geräusch, so traurig, hören Sie? wie ein gebrochenes Gefieder, das ist die dritte Palme rechts von uns . . ."

In diese Landschaft hinein, die vom Göttlichen tönt um und um, stellt Claudel seine Probleme. Das heißt, er gehört zu den wenigen Dichtern, die darum wissen, daß es ein liebloses Ärgernis ist, Probleme aufzurollen, deren Lösung man nicht ahnt. Er darf darum wissen, denn er kennt nicht die Furcht vor dem Rätsel, weil er eben lebt in der Sonne des Logos, die sich nicht verfinstert, auch wenn ihr silberner Strahl über die eklen Leiber der Dämonen wandert. Es spricht Pensee zu dem Geliebten, den sie für das junge Italien und für die Revolution gegen den neunten Pius begeistern will. Sie ist Jüdin, die von sich aus die Taufe nicht begehrt hat, obwohl sie ihr zuteil geworden ist. Und sie sagt in ihrem Stolz:

„Diesen Gott haben wir euch geschenkt.
Ach, ich weiß, wenn es einen Gott für die Menschheit gibt, vermochte er nur aus unserem Herzen eines Tages hervorzugehen!

Digitized by Google

Was habt ihr angefangen damit? Haben wir ihn euch darum geschenkt, daß die Hauswirte ihren Mietzins einstreichen, daß die Rentner essen und trinken, daß halb närrische Könige über verblödete Völker herrschen?
Und daß da, wo die alten Könige fallen, scheußliche Advokaten auferstehen zu ihrer Vertretung, in langen schwarzen Hosen,
Schufte, Epileptiker, Professoren, Wölfe im Schafspelz, alte Weiber dazwischen . ?
Und daß es verboten sein soll, irgend etwas zu ändern an alledem? Weil alle Macht von Gott kommt? . . .
Es gibt keine Ergebung in das Übel, es gibt keine Ergebung in die Lüge, es gibt nur eine einzige mögliche Haltung gegen das Böse: Es vernichten!
Und deshalb verabscheue ich so sehr, Sie wissen schon, was, und es trennt mich von Ihnen.
Weil es der große Würger ist, weil es der große Einluller ist.
Weil es alle diese menschlichen Götzenbilder unantastbar machen möchte und auf ewig die Lebenden mit den Toten verkuppeln,
Als ob, was Gewalt und List geschaffen haben, Gewalt und List nicht zerstören könnten, als ob die geheiligt wären und gesalbt von Gott, alle diese österreichischen Fratzen!"
Wir müssen schon diesen Dialog zu Ende führen, weil in ihm die Idee des ganzen Stückes gipfelt. Und es kann auf diese Anklage, die in ihrer Tiefe den furchtbaren Worten des „Großinquisitors" nahekommt, keine Antwort gegeben werden als jene, die Orian im Verlauf dieses Gespräches geben wird. Mag immerhin diese Antwort sich nicht gegen den Vorwurf richten, wie eine blitzende Klinge gegen die andere, es ist eine Antwort, die in ihrer unergründlichen Weisheit und Gläubigkeit jeden Einwurf in sich hineinsaugt, wie wohl das Meer, das sich stumm und göttlich groß über den Steinchen schließt, mit dem Kinder an seinen Ufern Revolutionen machen.
Orian: Ich bin kein Österreicher . . . Und was alle diese Fürsten angeht, von denen Sie mir sprechen,
Die mögen nur fertig werden mit ihrer Revolution, mit all diesen Leuten, von denen Sie so ganz bestimmt wissen, daß sie leben, dieser Abgeordnetenbrut.
Die Toten sind auch ohne mich stark genug, die Toten zu begraben.
Pensee: Und das ist kein Toter, den ihr verteidigt, dies Götzenbild, das ihr den Papst nennt?
Orian: Auch Christus, dessen Abbild der Papst ist, ist ein Toter.
Pensee: Welche Stelle beansprucht er denn unter uns?
Orian: Nicht breiter als das Kreuz.
Pensee: Christus hat kein Land zu eigen gehabt.
Orian: Genug, daß das Kreuz darin eingepflanzt wurde.
Pensee: Das Kreuz ist das Leiden.
Orian: Das Kreuz ist die Erlösung.
Pensee: Wir wollen kein Leiden!
Orian: Wer soll denn das töten in euch, was sterben kann?
Pensee: Wir wollen kein Leiden!
Orian: So wollt ihr denn keine Freude.
Hier wird die Revolution gefaßt in ihrer wesentlichsten Schwäche. Immer sieht sie nur das Gestern und Heute, nicht aber das unter den Formen Dauernde. Sie ersetzt den Körper durch einen anderen Körper, indem sie den einen zerschlägt,

Digitized by Google

den anderen am Ende aufbaut, übersieht aber, daß der Körper nichts ist ohne die Seele. Sie nimmt Anstoß an den Grenzen des Endlichen, die allem Menschlichen gesetzt sind, die unverrückbar wie die Grenzen des Endlichen überhaupt sind, und versteht nicht die einzige Grenzscheide, die man da noch errichten kann, wo die Unzulänglichkeit selber ihr irdisches Reich behaupten muß, und das ist das Kreuz, das ist die Entsagung, das ist die Geduld, das ist der Blick für das Göttliche, wie es im Wesen ruht, unabhängig von dieser oder jener Gestalt. Und so muß denn jede Revolution mit der großen Enttäuschung enden, und es wird alle wahre Revolution nur immer darin bestehen, daß jemand von der Seele aus die Erneuerung weckt, indem er im schmerzlichen Verzicht auf ein volles Glück des nur im Unendlichen stillbaren Glücksdranges des Menschen das Kreuz umarmt und im Kreuze der Harmonie einer im Tiefsten dennoch harmonischen Welt lauscht.

„So tat unser Bruder Pazificus, der sich aus zwei im Garten hinten aufgelesenen Trümmern Holz eine Geige machte, auf der er besser zu spielen verstand als ein Bogenstreicher.

Und die Musik, die er daraus erklingen ließ, die konnten nur Gott und er vernehmen."

Die Sätzchen sind dem Gespräch entnommen, das der arme Franziskaner mit Pius IX. führt, ein wundersames Zwiegespräch zwischen dem Vater der Christenheit und dem kleinen Mönch, ein Gespräch, um so erquickender, als es nicht in die Utopien vom johanneischen Papst oder dergleichen verfällt, sondern auf dieser Erde bleibt, in der Wirklichkeit der Dinge, die doch auch hier in einer höheren Wirklichkeit widerklingen und nur jene Freude kennen, die aus dem Tragischen lächelt:

Pius: Kleiner Bruder, der du ganz dicht bei Gott stehst, warum haßt uns die Welt?

Franziskaner: Sie haßte Jesum Christum.

Pius: Wir lehnen hier an diesem Brunnen wie einst der Heiland an dem Jakobs, und man möchte meinen, nichts ist anders geworden seit achtzehnhundert Jahren. Die Sonne steht an derselben Stelle. Immer ist es dasselbe Samaria, und der Statthalter Jesu Christi ist nicht minder verlassen als des Menschen Sohn.

Der da gekommen ist, es ist, wie wenn er nicht gekommen wäre. Alles, was gesprochen worden ist, es ist, wie wenn das wäre nicht gesprochen worden; alles, was geschehen ist, es ist, wie wenn das nicht geschehen wäre; alles, was vernommen ward, es ist, wie wenn das wäre nicht vernommen worden."

Pensee ist am Ende des Stückes innerlich geläutert. Die macht keine Revolution mehr. Nur eine Sehnsucht hat sie noch, nämlich ihre Seele rein zu stimmen wie ein Glockenlied. Wie wirr auch rings alles lärmt und rast, wie es zankt und klopft und kämpft und wirkt: „Meine Sache ist's, eine Stadt anzulegen aus all diesen Klängen, die sie abwandelt, wie die Mauern es tun mit dem Licht.

Dies wunderbare Rom mit den Treppen, die zu den großen Gärten aufsteigen, den zum Gang der Prozessionen hergerichteten Straßen.

Und, beim Schwinden von vielen Schatten, das, was du mir gesagt hast: plötzlich die Paläste im Tagesglanz. Ach, muß das schön sein!"

Du aber sinnst still. Alle Dinge um dich atmen ruhig. Wesenlos versinkt, was dich aufregt im Laufe der unruhigen Stunden. Ewigkeit zieht herauf und zeigt alle ihre leuchtenden Sterne. Stärker bist du geworden als dies ungeheuere Zeitalter. Auf einige wenige Fragen zurückgeführt erscheinen dir die tausend

Digitized by Google

Fragen der Menschen von heute. In diesen ewigen Fragen aber ist soviel Licht wie Dunkel, und doch so viel Licht, daß es dich blendet. Wie reich ist Gottes Welt, wie des Lebens wert das Leben! Aus lichten Höhen schwebt verklärt herab das schwere Glück Hölderlins, und es läuten alle die tiefen, dunklen Glocken, die feierlich und ernst das Ewige über die Märkte rufen, und es antwortet deine Seele mit dem tiefsten Ton, der in dir ist:

„Ich habe sie gern, diese Glocken, ich kenne sie alle, die kleinen und die wuchtigen, ganz nahen und die am weitesten weg sind.

So gut, daß die ganze Heilige Stadt sich um mich her ordnet, erbaut aus Klang. Reine Glocken, anstatt so vieler leerer Worte, wäre es gut, wie sie zu schallen Selber und in Ewigkeit nur H und E zu sein.

Ach, ich möchte Gott sehen, wie sie, wäre es auch nur so lang, wie man bis fünf zählt."

Claudel, Paul: *„Der erniedrigte Vater"*. J. Hegener, Hellerau 1917. 8°. 165 S. Geh. 4,50 M., Ln. 7 M.

*

Kelche

Sie sind in der Hand des Priesters das Leuchtende, Stille, Verheißende, sein tiefstes Symbol! —

Segen und Opfer!

Aus reinem Herzen wird Gabe, was in reinem Herzen zubereitet ward, von Fülle schwer, des Christuslebens . . . .

Kann der segnen, der nicht Opfer kennt?
Darf der opfern, der nicht segnen mag?

Leid und Glorie: bis zum letzten der Tage sich bewirkend, sich fordernd — — — verbunden und verbindend, um zu geben — — —

Kelche: fest und starkstehend, wurzelhaft tief und breit emporgewachsen, auf dem Erdreich der Welt.

Linien der Kelche — blumenhaft, aufgeschlossen zur Gnade, geiststrebend, lichtwärts hoch und schmal steigend, zur Blüte erblühend — ein Wachsen, Verstrahlen — aus Tiefen heraus, in die Weite, in die feingegrenzte Weite.

Und ihr Inhalt? Gnade aus dem Mysterium, hereingerufen, herabgefleht, mit großen schweigenden Opfern in diese Opferschale hineingesenkt: zur Mitteilung, zum Frieden für alle, die erlöst sein möchten und leben wollen

in und mit Christus.

Kelche: Blüten im Garten der Kirche, leuchtende Zier in reinsten Händen. Zum Segen gegeben.

Eure letzte, reife Frucht ist Gnade: . . . .

Gertrud Thielen

*

Digitized by Google

Wander- und Pilgerfahrten

Von Hermann Preindl, München

FÜR den Menschen anthropozentrischen Welt- und Lebensgefühls ist das Leben sich selbst Zweck, ihm genügt die zeitliche und örtliche Gegenwart. Ein Jenseits gibt es für ihn nicht, der Gedanke an den Tod ist ihm schrecklich. Seine Wirklichkeit ist der Umkreis seiner sinnlichen Wahrnehmung. Am reinsten und höchsten verkörpert eine solche Anschauung der Grieche der klassischen Zeit. Ihm gilt daher das Unendliche, das ἄπειρον als das Unfertige, Unvollkommene, das Begrenzte, Endliche als das Vollkommene. Ihm ist es gelungen, in manchen seiner Plastiken die sehnsuchtslose Autarkie des menschlichen Daseins ungetrübt zur Darstellung zu bringen. Der Goethe der reifen Mannesjahre kommt dem klassisch-griechischen, anthropozentrischen Denken und Empfinden sehr nahe. Er wehrte die Sehnsucht von sich ab als eine Schwäche, einen demütigenden, hemmenden, minderwertigen seelischen Zustand. Der romantische Goethe der Sturm- und Drangjahre und des Greisenalters, der in einem seiner tiefsinnigsten Gedichte, in „Seelische Sehnsucht", aus dem „West-östlichen Diwan" die Wiedergeburt der Seele zum kosmischen Erleben nach Überwindung der anthropozentrischen Enge gefeiert hat, hat freilich der Sehnsucht wiederholt packendsten Ausdruck verliehen.

Der Mensch kosmischen, theozentrischen Welt- und Lebensgefühls ist, weil er sich im Zusammenhang des Absoluten, Unendlichen, Ewigen sieht, sich selbst ein Nichts, ihm ist Gott alles, der Mittelpunkt der Welt, Ziel des Lebens. Das irdische Dasein ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Erreichung des ewigen Lebens. Das Absolute, Unendliche, Ewige ist ihm untrennbar mit dem Begriffe Gottes, des einzig vollkommenen, verbunden. Das zeitlich und räumlich Beschränkte, das menschlich Bedingte ist ihm das Unvollkommene, das sinnlich Wahrnehmbare, weil vergänglich, „nur ein Gleichnis" — er ist in seiner Anschauung durchaus Symbolist — oder gar Trug. So kann er sich im Irdischen nicht zu Hause fühlen, er ist, so lange er lebt, voll Unrast und Sehnsucht. „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te", sagt Augustinus. Bewegung, Unrast ist Leben, Ruhe ist Tod; Sehnsucht das Merkmal starker Lebendigkeit. Diese Welt ist die Fremde, durch die wir, getrieben von unendlichem Heimweh, unserer Heimat, der Ewigkeit, zuwandern.

Dem immer zu symbolistischer Auffassung geneigten Menschen solchen Welt- und Lebensgefühls ist daher Symbol des menschlichen Erdenlebens überhaupt das Wandern und in einem tieferen Sinne noch das Wandern im Dienste und zur Verherrlichung Gottes, das Pilgern. Er liebt das Wandern und Pilgern leidenschaftlich, weil es sein Welt- und Lebensgefühl mächtig steigert und so zum stärksten Erlebnis wird. Wandern und Pilgern spielt so in allen theozentrischen Zeitaltern im Leben der Menschen eine große Rolle und beherrscht in weitem Umfange die Kunst, in der das Erlebnis nach Gestaltung drängt.

Die Hochblüte theozentrischen Welt- und Lebensgefühls ist in Westeuropa das Mittelalter. Hier herrscht es ganz naiv, im Barock schon vielfach mit einem sentimentalischen Einschlag, in der Romantik ganz sentimentalisch.

Das Mittelalter wirkt auf uns mit einer so starken Lebendigkeit, weil es innerlich immer durch Sehnsucht, äußerlich immer durch Wanderungen und Pilgerfahrten

Digitized by Google

einzelner und durch ungeheure Massenbewegungen in Aufruhr ist. Die ganze Zeit ist, wie ihre charakteristischste Architektur, die Gotik, von Unrast und seelischem Drang erfüllt. Der fahrende Schüler wandert, der auf den Universitäten in Italien oder Paris sich letzte Weisheit der Zeit holt, wie der Spielmann, der bald da, bald dort auftritt, der lernende Handwerker und Künstler, der nicht ohne Wanderjahre zur Meisterschaft gelangen kann, wie der Kaufmann, der seine Waren selber auf weiten Reisen einkauft und absetzt. Unter den Wanderern, die die Landstraße beleben, fallen die Pilger schon äußerlich durch Pilgerkleid, -hut und -stab auf. Sie zieht aus weiter Ferne her das Grab des Heilandes in Jerusalem, ein Apostelgrab etwa in Rom oder in Campostella oder einer der vielen, vielen Gnadenorte der Mutter Gottes an. Selbst der Inhaber der höchsten weltlichen Gewalt, der Kaiser, ist beinahe ständig auf Reisen. Er leitet bald da, bald dort einen Reichstag, er sitzt bald in dieser, bald in jener freien Reichsstadt zu Gericht, wenn er nicht an der Spitze einer der großen politischen Massenbewegungen marschiert. Die Befriedung einzelner Teile des Reichs erfordert immer wieder weite Kriegszüge. Wenn unübersehbare Heere aus allen westeuropäischen Ländern ausziehen, das Grab Christi im Heiligen Land zu befreien, ist er dabei und, einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen Zuge folgend, führt er seine deutschen Scharen über den Brenner nach dem Süden, nach Italien und Rom. Religiöse Begeisterung zwang große Teile des Volkes nicht nur zu vielen Kreuzzügen — sogar Kinder folgten dem Zwang —, sondern auch zu anderen mitreißenden Massenbewegungen. Geschah irgendwo ein Wunder, sogleich pilgerten Hunderte zu dem geweihten Ort. Packte ein beredter Prediger die Seelen, etwa Peter von Amiens (gest. 1115) oder Bernhard von Clairvaux (1091—1153) in Frankreich, der hl. Franz von Assisi (1182—1226) in Umbrien oder in der Toskana oder Antonius von Padua (1195—1231) in Südfrankreich oder Norditalien, Bruder Berthold von Augsburg (gest. 1272) in Bayern und Schwaben, so strömten die Gläubigen aus weitem Umkreis zu Tausenden zusammen. Die Kirchen konnten die Menge nicht mehr fassen. Der Prediger mußte manchmal einen Baum zur Kanzel wählen. Und kam der Geist der Buße über eine Gegend, so scharten sich die Männer zusammen, zogen von Ort zu Ort und geißelten sich auf öffentlichen Plätzen. Öffnete irgendwo die Kirche auf ungewöhnliche Weise ihre Gnadenschätze, so pilgerte, wer nur konnte, dahin. Zum ersten Jubeljahr wälzten sich so gewaltige Massen nach Rom, daß die Brücken unter ihnen zusammenbrachen.

Wie etwa Peter von Amiens und vielleicht noch mehr Bernhard von Clairvaux, die die Gemüter zu den ersten Kreuzzügen entflammten, mit die charakteristischsten Vertreter der mittelalterlichen Lebensanschauung und -betätigung im kraftvolleren, monumentaleren romanischen Zeitalter sind, kann Franz von Assisi als seine reinste, glühendste Verkörperung während der zarteren, individuelleren Gotik gelten. Von ihm erzählt Thomas von Celano: „Nihil in mensis, nihil in vasis quo mundi recordaretur amabat, ut omnia peregrinationem, omnia cantarent exilium." Armut ist die notwendige Voraussetzung dafür, sich auf dieser Welt völlig als Fremdling, Wanderer und Pilger zu fühlen. Wer Eigentum hat, ist durch die Sorge dafür an die Scholle gebunden. Sein Geist ist nicht frei genug, um unbehindert immer nur an das eine, das nottut, zu denken und auf das eine Ziel, die ewige Heimat, hinzueilen. Wer aber nichts sein eigen nennt als Ansässiger im Geist der irdischen Enge, besitzt die ganze Welt, so weit sein wandernder Schritt reicht, als Pilger im Geiste der Freiheit. So hat der größte Dichter unter

Digitized by Google

den Schülern des hl. Franz, Jacopone da Todi, die Armut besungen, besonders in der Laude „O amor de povertade, — regno de tranquillitate!" Eine Strophe daraus lautet in der Übersetzung von H. Federmann:

„Wer entsagt, der wird sie (d. h. die Dinge) haben
Und besitzen ohne Schaden,
Ohne daß er je es litte,
Daß ein Ding hemmt seine Schritte."

Und die Schlußverse lauten:

„Povertade è nulla avere — e nulla cosa poi volere
Ed omne cosa possedere — en spirito de libertate."

(Armut ist, nichts haben und fürder nichts wünschen und alles besitzen im Geiste der Freiheit.)

Das Leben des hl. Franz und seiner Jünger ist am anschaulichsten, lebendigsten und entzückendsten in den „Fioretti" geschildert, jenen zartesten, süßduftenden und mystisch leuchtenden Blüten umbrisch-toskanischer Legendenpoesie. Nirgends weilen die heiligen Männer lange, fast immer, zu jeder Tages- und Jahreszeit, bei jedem Wetter, sind sie, zu wenigen, meist zu Paaren, von keinem Gepäck belastet, die Seele in heiliger Begeisterung auf das Ewige gerichtet, auf der Wanderschaft begriffen. — „Sie gingen durch die Welt wie Pilger und Fremde, und nichts trugen sie mit sich wie Christum, den Gekreuzigten." (Übersetzung von R. G. Binding.) Im Schatten eines Baumes, im Walde pflegen sie das sublime Glück edler, hochstehender Geister, das *συμφιλοσοφεῖν καὶ συνενθουσμαζεῖν*, heilige Betrachtungen und Gespräche; predigen, helfen den Armen, warten der Kranken schier jeden Tag an einem anderen Ort; und ein Stein ist ihr Tisch und ihr Kopfkissen, die Quelle Spenderin ihres einzigen Trunks; Sonne und Sterne, Wind und Wetter, Tiere und Pflanzen sind ihre Geschwister und Freunde. Sie erleben es inbrünstig, wie weite Fernsichten den Geist mit dem Unendlichen verbinden, und lieben daher den Aufenthalt auf hohen Bergen. Von einer der anziehendsten Heiligengestalten unter ihnen, von Bruder Bernhard von Quintavalle, erzählen die „Fioretti", daß er manchmal zwanzig, manchmal dreißig Tage allein auf den höchsten Berggipfeln in Betrachtung himmlischer Dinge verbrachte. „Si stava solo in sulle cime de monti altissimi contemplando le cose celestiali." „Die 18. Legende von dem wundersamen Kapitel, das St. Franziskus in Santa Maria degli Angeli abhielt, wobei über fünftausend Brüder zugegen waren", schildert anschaulich, wie der franziskanische Geist große Menschenmassen in Bewegung setzt und bändigt.

In der deutschen Literatur ist eines der ersten großen Werke der frühmittelhochdeutschen Poesie, das Lied, das der Priester Ezzo zu Bamberg im Auftrag seines Bischofs verfaßte und komponierte, bestimmt gewesen, auf Pilgerfahrten gesungen zu werden. Die Welt wird darin mit dem Meer verglichen, durch das wir alle mit dem Segel des Kreuzes steuern müssen, und

„himmelreîche ist unser heimot'
dâ sculen wir lenten, gote lob."

Dieser Gedanke kehrt in der deutschen religiösen Lyrik oft wieder; etwa noch bei Joh. Christ. Günsther in seinem „Sterbegedicht": „Zeuch aus, gefangne Seele!" Noch öfter tritt aber die Anschauung auf, die schon „der von Kolmas" (um 1250) in den Vers gebracht hat:

„Wir sind Pilger alle und ziehen ferne hin."

Digitized by Google

Ein zum kirchlichen Volkslied gewordenes, in einer Straßburger Handschrift aufbewahrtes Gedicht des Heinrich von Loufenberg fängt an:

„Ich wölt daß ich doheime wär
Und aller welte trost entbär.
Ich mein doheim in himelrich
Do ich got schowet ewenclich."

Eine weitere Strophe lautet:

„Wen alle welt ist dir ze clein
Du kumest denn e wider hein.
Dohein ist leben one tot
Und ganzi fröiden alle not."

Damit muß man etwa den „Anfang des 12. Kapitels („Von unmäßiger Freude des Himmelreichs") aus dem „Büchlein von der ewigen Weisheit" des Heinrich Suso vergleichen: „Nun heb' auf deine Augen und luge, wo du hingehörest. Du gehörest in das Vaterland des himmlischen Paradieses. Du bist hier ein fremder Gast, ein elender Pilgrim; darum als ein Pilgrim wieder hineilet in seine Heimat, da sein die lieben Freunde warten, und mit großem Verlangen baiten, also soll dir ein Eilen sein hin in das Vaterland, da man dich so gern sähe, da sie so inniglich nach deiner fröhlichen Gegenwärtigkeit verlangen, wie sie dich minniglich grüßen, zärtlich empfahen, und zu ihrer fröhlichen Gesellschaft ewiglich vereinen."

Die Geißlerlieder, besonders das in der Straßburgischen Chronik von Fritsche-Closener aufbewahrte von 1349: „Nu ist die betevart so her" und die Kreuzfahrerlieder gehören zu den schwungvollsten geistlichen Gesängen des Mittelalters.

So viele Pilgerlieder die religiöse Dichtung jener Zeit hervorgebracht hat, so zahlreich sind in ihrer weltlichen Poesie die Wanderlieder. Die Epen erzählen immer wieder von Kriegs-, Abenteuer-, Wander- und Pilgerfahrten. Am meisten ist von der für das Mittelalter bezeichnenden inneren und äußeren Unrast der „Parzival" erfüllt.

Als der „Parzival" der Barockzeit steht zwischen dem tiefsinnigsten mittelalterlichen Epos und dem „Faust" der Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus, das ist Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten" von Grimmelshausen. Auch er ist erfüllt von Abenteuer-, Irr-, Wander- und Pilgerfahrten, die als ein Bild des Lebens überhaupt gedacht sind, das schließlich in der Geborgenheit in Gott sein Ziel findet. Reise- und Abenteuerromane sind überhaupt eine Lieblingslektüre dieser Zeit, die wie ihre Architektur voll drängender Unrast und wilder Bewegung ist. Darum tauchen auch in der religiösen Dichtung wieder Lieblingsgedanken des Mittelalters häufig auf. In einem Kevelaerer Wallfahrerlied aus dem Niederdeutschen kommt die Strophe vor:

„Wir sind doch Pilger alle hier
Und finden keinen Frieden.
Im Dunkel irrend wandern wir
So lange wir sind hienieden."

Diese Vorstellung ist auch in den Kreisen des protestantischen Pietismus geläufig. Gerhard Terstegen (1697—1769) beendet sein „Abendopfer" mit der Strophe:

„Ein Tag der sagt dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit:
O Ewigkeit so schöne,

Digitized by Google

Mein Herz an dich gewöhne!
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit."

Die sentimentalisch-theozentrische Reaktion gegen den satten, platten Anthropozentrismus der Aufklärung ist die Romantik, die mit dem „Sturm und Drang" beginnt und mit der eigentlichen, schon immer so genannten „Romantik" endet, welche vom „Sturm und Drang" durch eine schmale, hauptsächlich durch den mittleren Goethe geschaffene klassische Zäsur getrennt ist. Die seichte, ruhigbehagliche Selbstgenügsamkeit wird nun wieder durch Sehnsucht und Unrast abgelöst. Die Dichter des „Sturm und Drang" sind wieder Wanderer. Mit besonderer Leidenschaft liebt ihr geistiger Führer, der junge Goethe das Wandern. Das sein Lebensgefühl mächtig steigernde Erlebnis, das es ihm beschert, hat unter seinen vielen Wanderliedern in „Des Wanderers Sturmlied" brausendsten Ausdruck gefunden. Die Verbindung zwischen dem jungen und dem alten Goethe als Romantiker wahrt der romantische „Faust", eine Dichtung voll innerer und äußerer Unruhe. Der Drang des romantischen Menschen in die Ferne hat hier im Osterspaziergang „vor dem Tore" den überwältigendsten Ausdruck gefunden. Faust spricht von der Sonne:

„O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben."

Und nachdem er mit der Sonne, von Sehnsucht beschwingt, im Geiste über Erde und Meer geflogen ist, bricht er in den Ausruf aus:

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Kaum minder faszinierend hat der alte Goethe das Erlebnis der Verbundenheit mit dem Unendlichen im Anblick des Gebirges und der Sterne besungen in dem Gedicht:

„Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht —
Alle Tage und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß."

Oswald Spengler hat dieses Erlebnis das Tiefenerlebnis genannt und seine Bedeutung für die Faustische, d. h. romantische Seele in Abschnitten voll weitumspannender Synthesen in seinem „Untergang des Abendlandes" dargelegt. Unter den Dichtungen Goethes hat der Roman „Wilhelm Meister" den stärksten Einfluß auf die jungen Romantiker ausgeübt. Ein Grund dafür ist sicherlich darin zu suchen, daß dieser auch das Leben in ständiger Bewegung als Wanderschaft darstellt. Novalis, der sich am meisten damit beschäftigte, wollte in seinem

Digitized by Google

„Heinrich von Oferterdingen" geradezu ein Gegenstück dazu schaffen. Da diese Dichtung ein Bild des Mittelalters geben will, ist ihm natürlich auch die oben dargestellte mittelalterliche Auffassung vom Leben eigen. Es wird viel darin gewandert und gepilgert, und es fehlt auch nicht ein Kreuzfahrer- und Pilgerlied. In dem die „Hymnen an die Nacht" abschließenden Gedichte „Sehnsucht nach dem Tode" drückt sich Novalis ganz mittelalterlich-theozentrisch aus:

„Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollten wir nach Haus."

Kaum weniger unter dem Einfluß des „Wilhelm Meister" als der „Heinrich von Ofterdingen" steht Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen", in dem einmal gefragt wird: „Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anderes zu suchen als die Ewigkeit?" und ein andermal: „Sind wir etwas weiter als wandernde verirrte Pilgrime? Kann etwas unseren Weg erhellen als das Licht von oben?" Ähnliche Gedanken spricht Tieck wiederholt auch in anderen Dichtungen aus. Unter den vielen Reiseromanen der Romantik sei namentlich nur noch auf des Justinus Kerner „Reiseschatten" hingewiesen. Unter seinen vielen Wander- und Pilgerliedern ist eins der ergreifendsten das Gedicht „Wanderer":

„Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg, wo ich möcht weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und tot!
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenrot."

Sehr viel gewandert und gepilgert wird auch in Brentanos Erzählungen und Romanzen, am meisten aber doch wohl in den Romanen und Novellen von Eichendorff. Die erste große und die vielleicht schönste Abteilung seiner gesammelten Gedichte ist „Wanderlieder" überschrieben. „Wem Gott will rechte Lust erweisen" ist mit Recht eines der beliebtesten. Der Leicht- und Frohsinn der Wanderstimmung, die hier Ausdruck findet, hat etwas Franziskanisches an sich. Die Faustische Sehnsucht in die Ferne führt im „Reiselied" in den Himmel:

„Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich."

Tiefen Ausdruck hat die ewige Heimatsehnsucht des Erdenwanderers in den Gedichten „Der Pilger" gefunden. In dem berühmten „Morgengebet" gewinnt der Grundgedanke unserer Untersuchung eine eigentümliche Fassung:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit."

Digitized by Google

Ebenfalls zahlreich, aber heute schon verblaßter sind die Wanderlieder von Wilhelm Müller. Am Ende der Romantik hat der grundgescheite Heinrich Heine, fast nur mehr in Äußerlichkeiten ihr angehörig, im wesentlichen ihr schon entwachsen, die symbolische Bedeutung des Wanderns für die romantische Kunst noch einmal unzweideutig ausgesprochen. Nachdem er im ersten Buch der „Romantischen Schule", einer der ersten deutschen geisteswissenschaftlichen Betrachtungen von Kunst, erklärt hat, „daß die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B., daß die Irrfahrten des Odysseus gar nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der Odysseus hieß", fährt er fort: „Anders ist es in der romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne so tröstlich zuduftet, das ist die Dreieinigkeit usw. Die klassische Kunst hat nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hat das Unendliche und lauter spiritualistische Beziehungen darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole oder vielmehr zum Parabolischen. Daher das Mystische, Rätselhafte, Wunderbare und Überschwengliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen."

Das „junge Deutschland", dem Heine angehörte und das die eigentliche Romantik ablöste, bezeichnet in der Literatur den Anfang des bürgerlich-anthropozentrischen Zeitalters. Die Reaktion gegen dessen engen, schwunglosen Materialismus, Mechanismus und Hedonismus erzeugte die neue Romantik, in der wir noch mitten drin stehen. Auch sie wurde durch eine „Sturm- und Drangperiode" eingeleitet, die Expressionismus genannt wird, und mündet in eine wesenhaftere, beruhigtere Romantik, der die Gegenwart und wohl auch die nächste Zukunft gehört. Die neue Romantik als Welt- und Lebensgefühl, nicht bloß als künstlerische Strömung, wurde durch die Jugendbewegung heraufgeführt. Diese will wieder von bürgerlicher Enge und sozialer Bedingtheit freie, mit dem unendlichen Lebensstrom verbundene, unverkümmert-lebendige Menschlichkeit. Körperliche und seelische Bewegtheit ist ihr Zeichen starker Lebendigkeit. Sie schwelgt in Sehnsucht und liebt das Wandern über alles. „Die Fahrt wird entdeckt als Ausdruck der gemeinsamen Lebendigkeit", sagt Waldemar Gurian, und Robert Grosche: „In ihr gewinnt der flutende Lebensstrom eine Form." Natürlich sind auch die Dichter der Jugendbewegung alle leidenschaftliche Wanderer, und spielt das Wandern als Erlebnis in ihren Dichtungen eine große Rolle. Ich erwähne nur Walther Flex, Lisa Tetzner und Kurt Heynike, der in seinem „Morgengesang" singt:

„Erwache,
Rastloser Wanderer mir in der Brust!"

und im „Berglied":

„Bange Gedanken schwanken
Hin zwischen hier und dort,
Die wir vom Himmel tranken,
Nimmer umruht uns ein Ort."

Der Philosoph, dem die Jugendbewegung sehr viel verdankt, Friedrich Nietzsche,

Digitized by Google

der letzte Nachzügler der alten Romantik, der unbestechliche Kritiker und grimme Richter des bürgerlichen Zeitalters, der Prophet der neuen Romantik, nennt sich selber „fugitivus et errans". Eine seiner Aphorismensammlungen hat er „Der Wanderer und sein Schatten" betitelt. In dem Kapitel „Der Wanderer" in seinem „Also sprach Zarathustra" heißt es: „Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger, ich liebe die Ebenen nicht, und es scheint, ich kann nicht lange still sitzen. Und was mir nun auch noch als Schicksal und als Erlebnis komme — ein Wandern wird darin sein und ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur noch sich selber." Schon aus dieser Stelle ergibt sich, wie stark auch Nietzsche von der Faustischen Tiefensehnsucht besessen war. Er hat ihr auch sonst noch oft Ausdruck verliehen, etwa auch in dem Gedichte „Nach neuen Meeren".

Das Aufkommen der neuen Romantik in der Literatur ist durch eine Fülle von Reise- und Abenteuerromanen bezeichnet. Besonders die Beschreibungen von Fahrten nach dem Orient, vor allem nach Indien, werden beliebt. Hermann Hesse und Waldemar Bonsels, die mithelfen, die bürgerliche Literatur zu überwinden, haben je eine „Indienfahrt" geschrieben. Von Hesse stammt auch die Wandergeschichte „Knulp". In ihr werden Zweifel am Sinn und Zweck dieses Lebens laut. Sterbend hört Knulp Gottes Stimme: „Du bist daheim". In den „Menschenwegen, Notizen eines Vagabunden" von Bonsels steht der Satz: „Unser irdisches Leben ist eine kurze Gelegenheit, Brüder, eine Morgenstunde". R. M. Rilke, der letzte und vielleicht raffinierteste bürgerliche Literat und der erste ganz neuromantische Dichter, hat in seinem „Stundenbuch, enthaltend die drei Bücher vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, von der Armut und dem Tode" vielfach Erlebnissen mittelalterlicher Mystiker wieder Ausdruck verliehen. Von Carl Hauptmann wäre besonders das „Gespräch auf dem Gipfel" zu beachten. Prinz Helie gibt darin seinem Fernen- und Höhendrang in den Worten Ausdruck: „Ich suche halkyonische Tage ... klimme aufwärts ... was ich zurückließ, war aus Erde gemacht ... war ewig niedres Behagen ... ewig Stillstand ... nicht Flug ... nicht Tat ... nicht seliges Vorwärts ... Die köstlichen Truhen auf Schlössern enthalten tote Dinge ... auf den Lebensstraßen eilen die Lebendigen hin ... so bin ich ein Strolch geworden, um leidenschaftlich zu leben ..." Wilh. v. Scholz hat in den Versen „Der Ritter" noch einmal den unwiderstehlichen Trieb des mittelalterlichen Ritters, der sich nicht „verliegen" darf, nach Ferne und Abenteuer besungen. Wie er und Max Dauthenday unter den Übergangsdichtern sind auch unter den lebenden Dichtern, die von Anfang an der gegenwärtigen Romantik angehören, viele, darunter Heinrich Lersch, Will Kleinmann, Hans Much, Alfons Paquet und die Brüder Schnack leidenschaftliche Wanderer, ganz wie einst Arnim, Brentano und Eichendorff. Unter diesen Lebenden komme noch einer der Expressionisten, Fr. Werfel, und einer der beruhigten Romantiker, Jos. Gg. Oberkofler, zu Worte. Von dem ersteren mögen einige Verse aus dem Gedichte „Das Jenseits" genügen:

„Wir kommen wieder, wir kehren heim
In dich, du gute Mutter unser ...
Mehr ist als Dasein — Gewesen sein."

Oberkofler singt schließlich in „Auferstehung":

... Schon auf den schweigenden Todesgipfel
Führte das Leben mich;
Oder schau ich von hier aus am Ende der Wanderschaften

Digitized by Google

Das Land meiner Väter,
Um dann zu schweigen?"

Und in „Tagwerk":

„Gelassen mit dem Gebirge
Schreit' ich an Strömen und Auen,
Und meine Seele singt
Aller Musik ewigen Dreiklang:
Heimat —
Ruhe —
Friedfertigkeit Gottes."

*

Nur keine Träne jetzt . . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Trostlose göttliche Einsamkeiten! . . .
Hochfirnen strecken im schimmernden Weiß
Schneeige Arme, kalt wie Eis . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Über den Zonen hin, über Gezeiten,
Wo noch ins Weiche das Schwere gerinnt,
Monde wechseln mit Wetter und Wind.

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Gürte die Brünne mir, Schwerter zum Streiten. . .
Einmal noch schlagen, wie Ritter im Tal . . .
Ach, schon zerbrochen Brünne und Stahl . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Finsternisse den Abgrund breiten,
Stimmen, in funkelnden Fernen gezeugt,
Lichter aus magischer Nächte Geleucht . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Sterne klingen mit brausenden Saiten . . .
Ewige Liebe, himmlischer Strahl . . .
Erde entrollt ins unendliche All . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Göttliche Tiefen, göttliche Weiten . . .
Neues Antlitz aus Rätsels Schoß,
Ewiges Antlitz . . . namenlos . . .

Nur keine Träne jetzt, nur schreiten, schreiten . . .
Wird schon ein stummes, seliges Gleiten . . .
Ewige Liebe, ewiges Ruhn . . .
Himmel und Erde, göttliches Tun . . .

H. B—l

Digitized by Google

Der geigende Poet

Zum 125. Geburtstag des Dichters Nikolaus Lenau am 13. August

Von Leonhard Wolff

WIEN trug Anfang Januar 1844 sein bestes Winterkleid. In der Silvesternacht hatte der Himmel es ihm heruntergeworfen, und es schien, als sollte die Stadt dieses Festgewand dem neuen Jahre zu Ehren noch recht lange tragen.

Eben küßten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die höchsten Turmspitzen der Stadt; von irgendwoher dröhnten vier Schläge einer Kirchenuhr zum Spitalplatz herüber, als dort aus dem dunklen Tor des Bürgerspitals ein Mann auf die Straße heraustrat. Einen Augenblick blieb er stehen, vom Schnee geblendet, dann strebte er über den Platz hinweg dem nahen Postgebäude zu.

Die Kleidung dieses Mannes verriet den Sonderling. Über den rostfarbenen Rock hatte er nachlässig einen grauen Mantel gelegt. Eine Schulterbewegung hätte diesen leicht wieder abwerfen können. Der hochgelegene Mantelkragen und ein tief in die Stirn gedrückter Hut gaben die Mitte eines blassen, durchfurchten Gesichtes gerade noch frei; fest geschlossene, schmale Lippen unter einem herabhängenden Husarenschnurrbart, eine kräftige, leicht gebogene Nase und ein Paar schwarze, seltsam leuchtende Augen — das alles verriet selbst noch im Schatten des breitrandigen Hutes einen nicht alltäglichen Charakterkopf.

Im Posthause angekommen, entnahm der rätselhaft vermummte Straßengänger einer geräumigen Tasche seines Rockes mit auffallender Sorgfalt einen Brief. Prüfend fiel der Blick noch einmal auf Siegel und Anschrift: „. . .Frau Sophie von Löwenthal . . ." stand dort mit ruhigen, klaren Schriftzügen geschrieben. Ein feines Lächeln legte sich um die fahlen Lippen des Unbekannten im Postportal, und als er sich anschickte, den Brief aus den Händen zu geben, sprach er halblaut, wie zu sich selbst: „Reise glücklich, mein Brieflein, und grüße mir herzlich Sophie von ihrem getreuen Niembsch." Nikolaus Lenau brauchte er nicht zu sagen, denn die geliebte Freundin wußte längst, daß er sich unter diesem Namen als Dichter einen ehrenvollen Platz in der Welt errungen hatte.

Der Brief war besorgt und damit eine heilige Pflicht erfüllt. Erleichtert ging der Dichter seinen Weg zurück. Als er wieder auf den Spitalplatz einbog, entdeckte er kurz vor sich den Geigenbauer Schmid, der, wie er, im Bürgerspital seine Wohnung hatte. Lenau verspürte Lust, nicht allein zu gehen. Der Geigenbauer kam ihm recht.

„Meister Schmid, nehmt mich mit!" stegreifte der Dichter gut gelaunt.

Der Angerufene blieb stehen und wandte sich um.

„Grüß Gott, Meister Niembsch! Woher — wohin des Wegs?"

„Wenn Ihr heimgeht, haben wir dieselbe Marschroute."

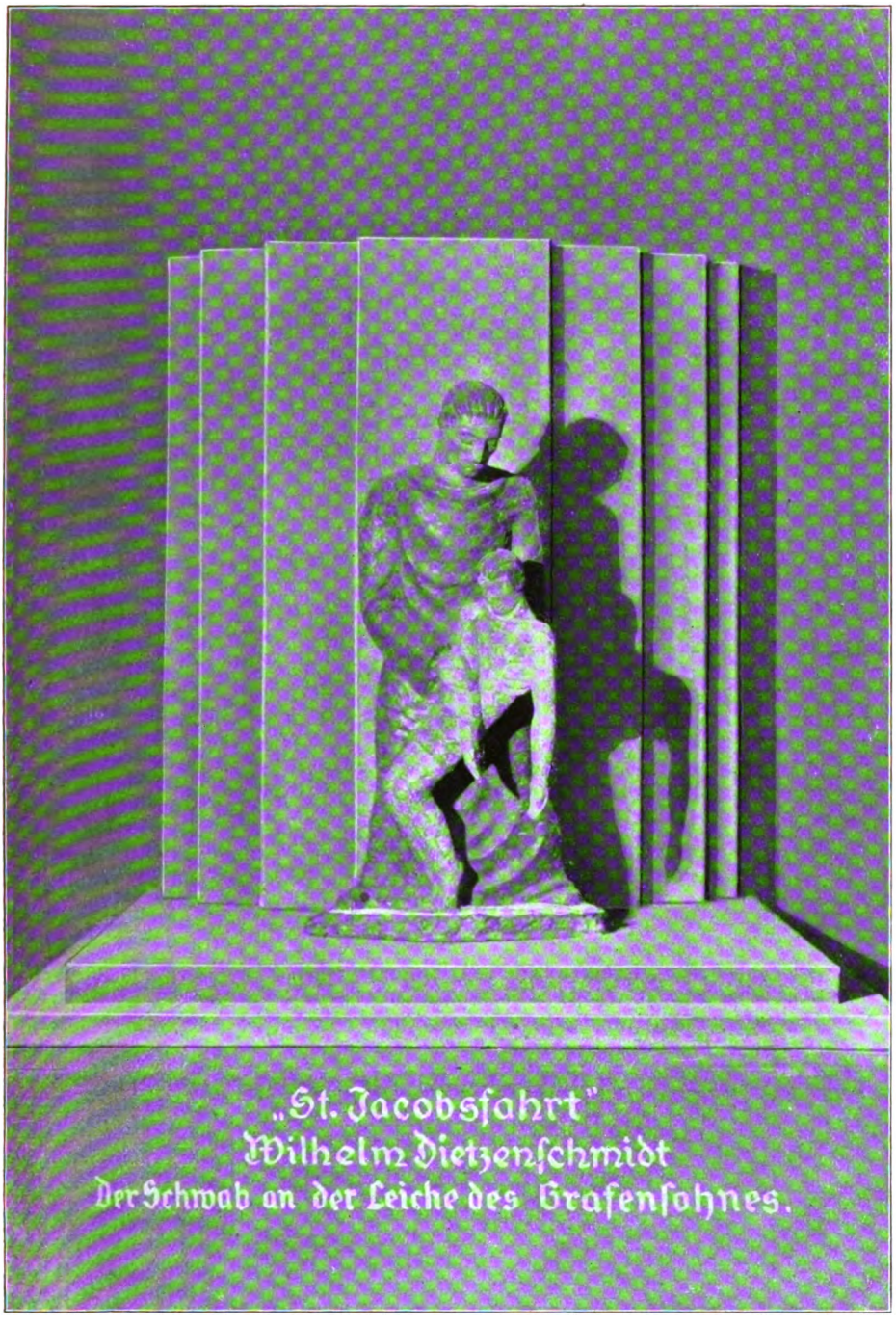
Der Geigenbauer nickte ein Ja; dann gingen sie nebeneinander weiter.

„Schon Feierabend, gute Seele?" nahm Lenau das Gespräch wieder auf.

„Für heute soll's genug sein."

„Recht so!" gab der Dichter hastig zurück; und als beide schon das Tor des Bürgerspitals durchschritten, fuhr er begeisternd fort: „Die Geigen wollen nicht nur mit Fleiß gebaut, noch fleißiger wollen sie gespielt sein! — Dazu aber, meine ich, ist ein langer Feierabend gerade kurz genug."

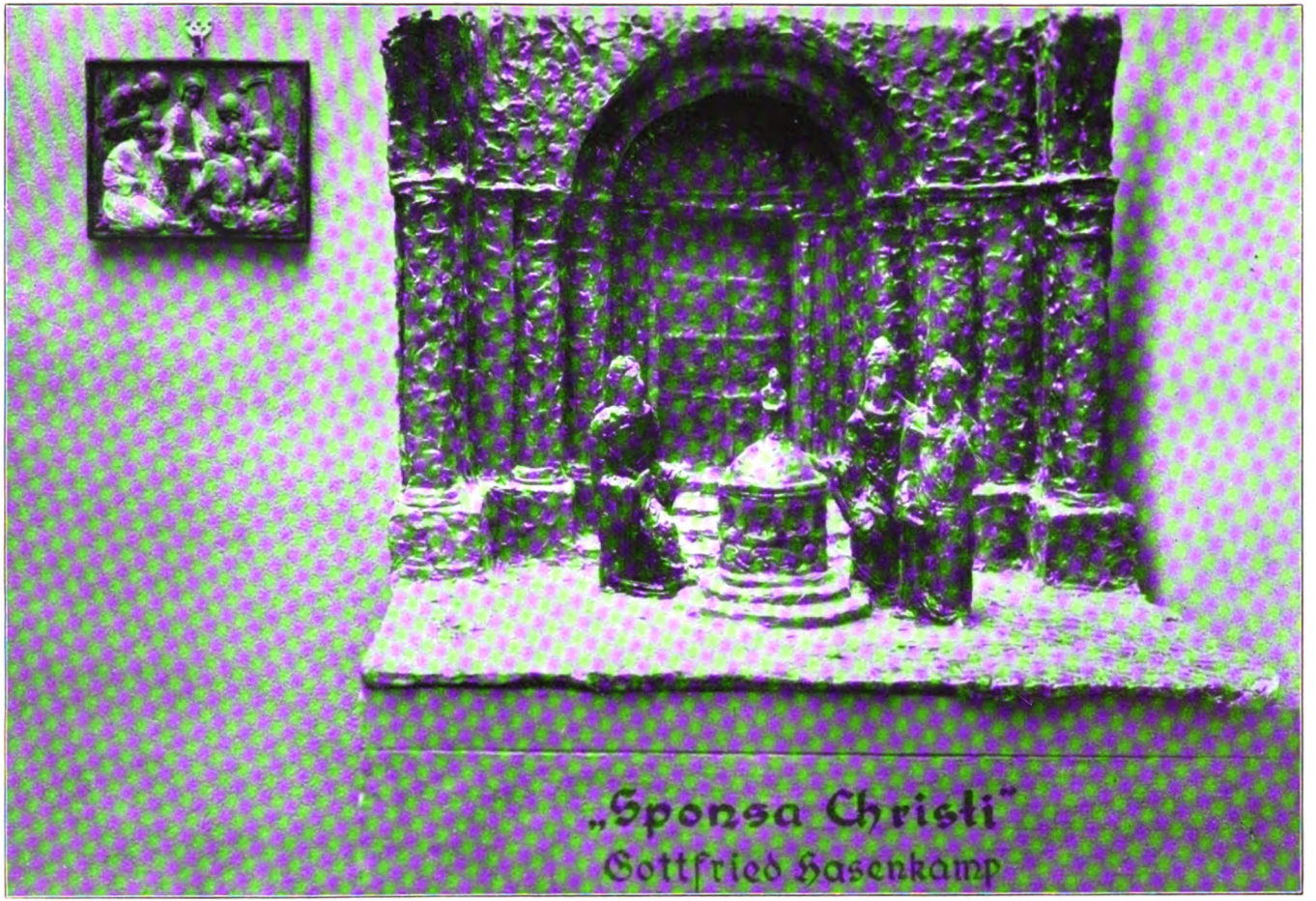
Digitized by Google



„St. Jacobsfahrt"
Wilhelm Dietzenschmidt
Der Schwab an der Leiche des Grafensohnes.

Digitized by Google

Digitized by Google



„Sponsa Christi"
Gottfried Hasenkamp

Digitized by Google

Digitized by Google

Meister Schmid nickte dazu, Lenau lachte herzlich auf. Gleichzeitig aber fühlte er sich — wie oft schon — plötzlich von heißem Sehnen nach Musik ergriffen. Er wollte diesmal nicht spielen. Ein anderer sollte spielen, spielen, was ein warmes Herz und eine gesunde Seele dem Kopfe manchmal so von ungefähr eingeben — das sollte ein anderer auf seiner Geige spielen! Er wollte nur still in einer Ecke seines Zimmers kauern und andächtig lauschen jenen Tönen eines andern auf seinem göttlichen Josephus Guarnerius! So nannte Niembsch seine Geige nach ihrem Erbauer, der um 1700 herum in Cremona als Geigenmacher eine Berühmtheit gewesen ist. —

Meister Schmid war heute der Mann, der dem Dichter diesen Wunsch erfüllen konnte, wenn er es nur wollte. Lenau fühlte das, und so bat er ihn darum.

„Kommt auf mein Zimmer, Meister, kommt und geigt mir mit Euren Weisen eine bessere Welt vom Himmel herunter! Ein halbes Stündchen nur! In reinen Tönen will mein Herz gebadet sein, weil's allzulange schon mit Kot von dieser Erde sich besudelt fühlt!"

Der Geigenbauer wußte, daß bei seinem Nachbar in solchen Augenblicken mit Widerspruch Gutes nicht zu erreichen war. Er sagte deshalb zu.

Im siebenten Hofe des Bürgerspitals stieg er an der Seite des Dichters die schmalen Stiegen zu dessen Wohnung hinauf. —

Als beide Männer das Wohnzimmer betraten, warf der junge Abend bereits seine ersten flüchtigen Schatten durch das Fenster. Doch war es noch hell genug, um die Einrichtung des Raumes erkennen zu lassen. Meister Schmid sah sich im Zimmer um. Es erschien ihm niedrig und nicht gerade groß. Die Möbel waren weder zahlreich noch kostbar. Vorne am Fenster füllte ein altmodischer Schreibtisch die rechte Ecke. Papiere und Bücher lagen ungeordnet auf ihm umher. Dem Schreibtisch gegenüber, dicht am Fenster, stand ein breiter, geschnitzter Stuhl. An seiner geschweiften Lehne hing eine Schlummerrolle. Sie war eingedrückt, als habe eben noch ein müder Kopf auf ihr geruht. Seitwärts schien eine Tür in das anliegende Schlafzimmer zu führen. Zwischen dieser Tür und dem Schreibtisch vorne dehnte sich in prahlender Breite eine massige, aus Eichenholz geschnitzte Truhe. Als Meister Schmid sie sah, mußte er unwillkürlich an Särge denken. Nichts im Zimmer verriet Reichtum oder Wohlstand. Um so fremder nahm sich daher eine kostbare Marmorbüste Beethovens aus, die von einem Wandbrett über der Truhe geisterhaft in die Dämmerung des Tages hineinleuchtete. Sie war eine Gabe des Dichters an den Dichter: Gustav Ritter von Frank hatte sie geschenkt. Damals stand sie in Lenaus Zimmer bei Löwenthals; dann war sie dem Dichter treu gefolgt, wohin auch immer dieser gewandert sein mochte. Jetzt stand sie hier, den ehrend, den Lenau über alles liebte! Ein ausgestopfter Geier, ein hohläugiger Totenschädel, zwischen beiden Beethovens fast zornig dreinschauende Marmorbüste: fürwahr, ein seltsames Trio im Arbeitszimmer eines Poeten.

„Legt ab!" ermunterte Lenau seinen Gast, indem er selber Mantel und Hut nachlässig über einen Stuhl warf. Dann hastete er zur Truhe und schlug ihren schweren Deckel hoch: auf Kleidern, zwischen Tücher gebettet, lag eine Geige. Lenau hob sie heraus. Vorsichtig und unbeholfen, als wollte er ein Kind aus der Wiege heben, ging er dabei zu Werke.

„Genug geschlafen, göttliches Kind! — Hier kommt einer, der dich spielen will!" raunte er der Geige liebevoll zu. Dann reichte er sie seinem schweigsamen Gast.

Digitized by Google

„Spielt, Meister Schmid! Geigt, was Ihr gerade wollt: Lustiges, Trauriges — einerlei!"
Nach diesen Worten warf Lenau sich lässig in den Lehnstuhl am Fenster, legte den Kopf auf die Schlummerrolle, schloß die Augen und wartete — wartete auf Musik aus seiner Geige. —
Der Geigenbauer setzte das prächtige Instrument mit geübter Hand, jedoch zaghaft, unter das Kinn. Er kannte Lenaus Empfänglichkeit für Musik nur zu gut: dann und wann glaubte er Ungesundes darin gesehen zu haben. Er hätte deshalb lieber nicht gespielt. Allein es schien, als ginge von dieser Geige eine geheimnisvolle Macht aus, die jeden in ihren magischen Bann schlägt, der als Spielkundiger auf ihr zu spielen sich anschickt. Mit dem ersten Bogenstrich war auch beim Geigenbauer die Begeisterung da. Er spielte — spielte mit Wärme, mit Feuer, mit Leidenschaft, was ihm gerade in den Sinn kam. An ungarischen Nationalmelodien geigte er sich das Herz warm!
Nicht ganz so war die Wirkung seines Geigenspiels bei dem, für den der biedere Meister geigte.
Die ersten Weisen der klingenden Geige brachten sichtbar Ruhe in Lenaus gequältes Antlitz, der immer noch regungslos und mit geschlossenen Augen in seinem Lehnstuhl ausharrte. Die Gesichtszüge des lauschenden Dichters verrieten deutlich innere Zufriedenheit, tiefes Geborgensein eines vom Leben böse gehetzten Herzens. Den Sonnenstrahlen gleich hatten hier die ersten Töne einer Geige den Weg zu einer leidenden Seele gefunden, und während diese Strahlen noch die der Seele vorgelagerten düsteren Wolken alltäglicher Sorgen machtvoll auseinandertrieben, betteten sie auch schon die Kranke liebevoll und wärmend in ihren goldenen Schein. In einem tiefen Seufzer tat sich Lenaus innerliches Wohlbefinden nach außen kund. — Aber war denn seine Seele wirklich kein Boden, auf dem Zufriedenheit und Ruhe Wurzeln schlagen und gedeihen konnten? War's nicht genug, daß fremde Melodien wie Friedensströme in ihre letzten Tiefen stürzten? Oder fürchtete der Dichter, in ihren Fluten zu ertrinken?
Lenaus leuchtendes Antlitz hatte sich langsam verdunkelt. Auf seiner Stirn zeigte sich wieder die Falte inneren Unmutes, und um seine schmalen Lippen legte sich ein verächtliches Lächeln. Genügte ihm das Spiel seines Gastes nicht mehr?
Meister Schmid setzte den Bogen gerade wieder zu einer neuen Weise an, da öffnete Lenau die Augen. Mit einem kräftigen Ruck hob er sich aus dem Sessel, ging auf den Spielenden zu und nahm ihm das Instrument wortlos aus den Händen. Der Geigenbauer wich überrascht in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück. Lenau kümmerte sich nicht um ihn. Er stand schon wieder vorn am Fenster, und jetzt — hatte *er* seine Geige unter dem Kinn. Jetzt spielte Lenau — geigte der Dichter! —
Es war dieselbe Geige, es war dasselbe Lied, das Meister Schmid eben noch beginnen wollte, was jetzt durch den engen Raum des Zimmers klang. Aber wie ganz anders rauschten die Töne unter dem Bogenstrich des Dichters hervor! Der Geigenbauer mußte es sich eingestehen; hier gab ein großer Geist den Klängen dieses Liedes Blut und Leben! Staunend, bewundernd war er in seiner dunklen Ecke auf einem Stuhl zusammengesunken. Vor sich sah er nichts mehr als die geigende Gestalt des Dichters wie ein geisterhaftes Schattenbild auf dem lichten Untergrunde des Fensters. Gebannt lauschte er dem Spiel, das ihm zauberhaft schön,

Digitized by Google

bald wehmütig klagend, bald tief ergreifend entgegenklang. Als Lenau das Lied geendet hatte, spielte er weiter, aber ohne sich an bestimmte Melodien zu halten. Und gerade jetzt, je mehr er frei spielte, um so mehr kamen Leidenschaft und Feuer in sein Spiel, um so mehr gab er sich selbst! Dabei lag in jedem Ton ein Ausdruck des Schmerzes, der bald in wehmütigen Klängen, wie in stillem Jammer, fortweinte, bald in schrillen Läufern wild aufschrie! Gewalt und Zügellosigkeit des Spieles steigerten sich mit jedem Bogenstrich. Das fühlte der Geigenbauer; und nun begann es unheimlich in seiner dunklen Ecke zu werden. Hatte er sich anfangs dem vollen Strom der Töne, die Lenaus Geige entquollen, entgegengeworfen, gleichsam um darin zu baden, so wagte er es jetzt nicht mehr, in diesen Fluten zu schwimmen. Noch eine Weile weiter so, dann werden sie Ufer und Damm durchbrechen und alles mit sich reißen ins — Uferlose! Meister Schmid hatte sich einmal sagen lassen, daß Stegreifmusik, wenn sie sich ungebunden über jede Form hinwegsetzt, ganz nur Gefühl zu sein wagt, für ihren Schöpfer nicht weniger als für ihre Lauscher zum Wahnsinn führen könne. Er wagte es nicht, diese Erkenntnis auf das Spiel des immer noch wild am Fenster geigenden Lenau anzuwenden, aber um sich selbst zu schützen, dachte er daran, den Dichter zu unterbrechen. Er hatte einen Zuruf schon auf der Zunge, da traf ihn ein Blick aus zwei fieberfunkelnden Augen, der ihm das Wort in die bange Brust wieder zurückstieß. So sah er keinen anderen Ausweg als den, sich — fortzuschleichen. Er tastete in der Dunkelheit nach Hut und Mantel, griff sich bis zur Tür fort und kam, ohne zu wissen wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war ihm zumute, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf ihm lastete, in diesen Tönen auf seine Seele gewälzt. —

Oben hatte die Musik inzwischen mit schriller Dissonanz geendet. Lenau stand, das Gesicht zum Fenster gewendet, vor seinem Lehnstuhl. Flüchtig wischte er mit dem rechten Ärmel seines Rockes ein paar Schweißtropfen aus der hohen Stirn. In seine feuerlodernden Augen kehrte langsam wieder natürlicher Glanz zurück.

„Nun, Meister, wie gefiel mein Spiel?" fragte er, wie aus einer anderen Welt kommend, in die Dunkelheit hinter sich hinein. Als keine Antwort kam, wußte Lenau, daß er — allein war.

„Hast's wohl gemerkt, Alter, daß ich nicht meine Geige unter dem Kinn hatte, sondern mein zuckendes Herz, auf dem ich mit einem Messer fiedelte; und da bin ich dir denn unheimlich vorgekommen." — Grell auflachend fiel der Dichter in den Lehnstuhl zurück. Quer über der Brust, von der linken Hand am Halse umklammert, lag die Geige. Die rechte Hand hing schlaff über der Armlehne und berührte mit dem Geigenbogen den Fußboden. Vor sich hinbrütend, starrte Lenau lange ins Dunkel hinein. Jetzt erst schien es ihm klar bewußt zu werden, wie er gespielt hatte, und immer deutlicher stellte sich's vor ihm hin: war's Wahnsinn, was da eben spielte, oder führt's zum Wahnsinn hin? Einer Sphinx gleich, schien diese Frage unmittelbar vor seinen Füßen zu kauern, Antwort heischend um jeden Preis. Wie Alpdruck lag es auf des Dichters Brust. Er war nahe daran, um Hilfe zu rufen. Da fiel sein irrender Blick auf Beethovens Büste, deren weißer Marmor noch allein von allen Dingen des Zimmers aus der Dunkelheit zu ihm herüberleuchtete.

Nicht umsonst hatte Lenau Beethoven von Jugend auf liebend verehrt. In diesem Augenblicke erinnerte er sich der vielen Stunden, in denen er den Klängen dieses ganz Großen im Reich der Töne andächtig hatte lauschen dürfen. Von den

Digitized by Google

Sonaten und Liedern bis hinauf zur Neunten, selbst bis zu den Quartetten hinauf — das alles war dem durch eigene Musik soeben fassungslos gewordenen Dichter jetzt gegenwärtig, und an allem fand er neben unerschöpflichen Tiefen des Gehaltes doch stets auch eine vollendete, zwingende, sicher leitende Form. Das gab Lenau die Herrschaft über sich selbst wieder, und gleichsam, als wollte er die Führerschaft Beethovens an sich praktisch erproben, stellte er sich vor dessen magisch leuchtende Büste und begann eins seiner schönsten Adagios mit ganzer Seele zu spielen. — Nichts Wildes kam in dieses Spiel. Im Gegenteil! Die aufgewühlten Fluten seiner inneren Erregung ebbten langsam ab. Die Gefühlswogen seiner Seele gewannen ihre glatte Oberfläche wieder, und bald spiegelte sich Beethovens Sonne darin in ruhsamer Vollendung. Der Kranke genas unter diesen Tönen; unter Träumen von einer verklärten Welt fand er bei diesem Spiel langsam den Weg zu seinem besseren Selbst zurück.

Lautes Klopfen an der Tür warf Lenau unvermittelt in die rauhe Wirklichkeit zurück. Gereizt brach er das Spiel ab, und indem er eine Kerze auf einem Arbeitstische anzündete, rief er ein rauhes „Herein!" Drei Männer, in festlichem Anzuge, betraten das Zimmer. Lenau erkannte unter ihnen Franz Stelzhamer als einen, den er immer wohl leiden mochte. Das versöhnte ein wenig, wenngleich die Gedanken immer noch beim unfreiwillig beendeten Spiel zu weilen schienen. Mit unvollständigen Sätzen wie „Auch wieder einmal anschauen lassen? — Was machen? — Wie ergehn?" begrüßte er zuerst den Freund, nach ihm seine beiden Begleiter. Dann ergriff Stelzhamer das Wort. Er bedeutete den Dichter, daß er es mit einer Abordnung des Journalisten- und Schriftstellervereins „Konkordia" zu tun habe. Dieselbe habe den ehrenvollen Auftrag, Lenau im Kreise jenes Vereins zur Teilnahme an einer öffentlichen Feier von Grillparzers dreiundfünfzigstem Geburtstage einzuladen. — Der Gebetene hörte sich alles ziemlich geduldig an, dann aber wendete er sein fahles, stark verfallenes Gesicht gegen den Sprecher, ließ dazwischen seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um alle drei Männer kreisen und sagte endlich trocken und bestimmt: „Tut mir leid, meine Herren! Hab' den Grillpazer gern; kann aber doch nicht kommen." „Ich fürchte die Leute", wandte er sich dann ganz wieder gegen seinen Freund, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse." Dann wieder zu allen dreien: „Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer lasse ich herzlich grüßen und beglückwünschen. — Adieu, meine Herren, Adieu!" —

Die Abordnung des Schriftstellervereins fühlte sich entlassen. Sie ging. —

Lenau war lieber allein. Schweigend trat er vor seinen Arbeitstisch, öffnete eins seiner Schubfächer und entnahm demselben eine Medaille an farbiger Brustschnalle. Sie war aus Gold; aber Staubspuren in den Tiefen ihrer Prägung deuteten darauf hin, daß sie an verborgenem Platze lange unbenutzt geruht haben mußte. Der Dichter wog das Gold in seiner Hand. Dabei spielte ein verächtliches Lächeln um seinen Mund. Für einen Prolog zum Jubelfeste des Herzogs Karl von Österreich hatte er die Medaille vor Jahresfrist erhalten. Es war eine Auszeichnung, die damals neben ihm nur acht gekrönten Häuptern zugedacht worden war. Lenau hatte sie niemals getragen. Er liebte solche Abfindungen nicht; er liebte es nicht, dies erzwungene Auftreten vor der Öffentlichkeit bei festlichen Gelegenheiten; er wollte nicht belohnt sein dafür, daß er einer doch nur aus Neugierde

Digitized by Google

durstigen Masse Tropfen seines Dichterblutes auf höheren Befehl zu trinken gab. Alleinsein wollte er, allein in der Welt seiner Dichterphantasie und der Musik auf der geliebten, treuen Geige! Warum hatte man ihn wieder einmal so nüchtern und roh aus dem Paradiese seiner Träume in das Jammertal dieser Erde zurückgerufen? —

Mißgestimmt legte der Dichter die Medaille an ihren Platz zurück.

Als er das Schubfach schloß, fiel sein Blick auf einen unvollendeten Brief, der auf dem Arbeitstische lag. Lenau hatte ihn vormittags angefangen. Er war für Emilie von Reinbeck bestimmt, in deren lieblichem Familienkreise er immer wieder Gast sein durfte, wenn er nach Stuttgart kam. Der Dichter setzte sich, griff zur Feder und führte den Brief weiter fort: „Mir geht's wieder einmal schlecht, was die Stimmung des Gemüts betrifft", schrieb er getreu aus dem Augenblicklichen heraus. „Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *ἀμφιμέλαν*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. — Ein Dichter kann heute nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der gar zur Melancholie im höchsten Grade disponiert ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt: ringsum schwarz . . ."

Bei dieser Briefstelle hatte Lenau ungewollt mit dem linken Arm einen Stapel Papier neben sich seitwärts verschoben und dabei die einzige brennende Kerze auf dem Schreibtische zu Fall gebracht. Sie erlosch; im Nu lag das Zimmer in nächtlichem Dunkel. War's eine Bestätigung des Schicksals, daß er wahr geschrieben hatte? —

Lenau fürchtete die Dunkelheit nicht. Aber hier im eng begrenzten, warmen Raum wirkte sie erdrückend. Der Dichter erhob sich, öffnete das nahe Fenster und sperrte beide Flügel weit auf. Kühle, erfrischende Winterluft schlug ihm entgegen. Der Himmel hielt sich hinter dichten Wolkenschleiern verborgen, die weder Mond noch Sterne mit ihrem Scheine zu durchdringen vermochten. Nur der Schnee unten im Hof und auf nahen Dächern gab ein schwaches Licht an die Nacht zurück, die hoch über allem wie ein dunkles Auge zu ruhen schien.

Das unmittelbare Verbundensein mit dem Äther des Alls, das sich vor des Dichters Augen dorthin zu verlieren schien, wo seine Phantasie von Welten träumte, darin für alle Ewigkeit Musik und Dichtung als Königinnen herrschen, erweckte in Lenau abermals die Sehnsucht nach Musik. Er tastete nach seiner Geige, und bald klangen Töne eines wundersamen Liedes wehmütig bittend durch die Stille der Nacht:

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
übe deine ganze Macht,
ernste, milde, träumerische,
unergründlich süße Nacht!"

„Nimm mit deinem Zauberdunkel
diese Welt von hinnen mir,
daß du über meinem Leben
einsam schwebest für und für!"

Es war Lenaus liebstes Lied. — Nicht, weil er es selbst gedichtet hatte, sondern weil es, von einem Freunde in Musik gesetzt, erst dadurch das geworden war, was Worte allein niemals gestalten konnten.

Fast täglich geigte Lenau dieses Lied; allein heute, da es aus der Stimmung des Augenblickes geradezu neu herauszuwachsen schien, spielte er es mit besonderer Hingabe. Seine ganze Seele legte er in diese Melodien. Unter seinen Bogenstrichen,

Digitized by Google

auf seiner göttlichen Geige wurde das schlichte, kleine Lied zu einer tiefergreifenden Bitte, deren inbrünstiges Flehen heute nicht ungehört in der schweigenden Winternacht verlorengehen konnte. — Des Dichters Augen, halb träumerisch, halb erwartungsvoll, hingen während des Spieles unverwandt an dem dunklen Himmel. Gestaltenlos und finster hing er wie eine schwarze Decke über seinem Haupte. Doch — war's möglich? Lenau mochte sein Lied wohl das dritte Mal begonnen haben, da sah er, wie eine liebliche Mädchengestalt, in dunkle, sternbesäte Gewänder gehüllt, sich langsam, aber immer deutlicher, aus dem lichtleeren Grunde des Himmels heraushob. Sie war von übermenschlicher Größe. Lenau hatte den Eindruck, als stände die Erscheinung mit ihren Füßen jenseits der gegenüberliegenden Häuser irgendwo in einer Straße, Mauern und Dächer mit Brust und Haupt weit überragend. Wenn er zu ihr hinaufsah, kam stets ein holdes Lächeln an ihn zurück; und an diesem Lächeln berauschte sich seine geigende Dichterphantasie! Dieses Lächeln gab ihr tausend Flügel! —
Wieder war Lenau in Gefahr, sich dem Wahnsinn entgegenzugeigen.
Das Lied spielte er längst nicht mehr. Frei, ganz Seele und Gefühl, entlockte der nächtliche Spielmann seiner Geige immer leidenschaftlicher Melodien einer aufgepeitschten, entfesselten Dichterseele. Wollte er sich jene Gestalt vom Himmel heruntergeigen? — Lenau sah wieder einmal zu ihr hinauf, da — neigte sich das lächelnde Mädchenantlitz langsam zu ihm herab. Der Dichter triumphiert auf seiner Geige! Schon sieht er den schönen Kopf dicht über seinem Haupte. Jetzt fühlte er, wie warme Lippen einen Kuß auf seine kalte Stirn drücken, da —: ein scharfer, gellender Ton auf seiner Geige und — diese singt nicht mehr. Die Erscheinung der Nacht aber war auf und davon.
Unter Lenaus leidenschaftlichen Bogenstrichen war eine Saite auf dem Instrument gesprungen. Der Dichter zuckte zusammen. Er war nicht leichtgläubig. Aber dieses seltsame Zusammentreffen des gestörten Spieles mit dem plötzlichen Verwehen eines in der Musikerverzückung empfangenen Traumgesichtes legte ihm ganz von selbst ein deutliches Ahnen unheilvoller Zukunft in die Brust. Mit zitternden Händen tastete er nach der umgefallenen Kerze auf seinem Schreibtische. Er richtete sie auf und zündete sie an. Er hatte das Gefühl, als habe er den eben ablaufenden Tag mit leerer Spielerei vergeudet. Nicht einmal der Brief an Emilie war fertig geworden, und als wollte er Versäumtes nachholen, griff er noch einmal zur Feder. — Die Freundin hatte ihm letztlich Glück gewünscht zum Jahreswechsel. Dafür war er ihr noch Dank schuldig. Kurz entschlossen setzte er diesen als Schluß unter den angefangenen Brief. „Schönen Dank", so begann er zu schreiben, „für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre." Dann aber fuhr er, noch ganz unter dem Eindruck des soeben Erlebten stehend, fort: „Ich erwarte von diesem Jahre nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe." Darunter setzte er seinen vollen Namen.
Als Lenau sich erhob, um zu Bett zu gehen, ahnte er es nicht, daß seine Feder jenem Briefe soeben prophetische Worte anvertraut hatte.
Seine Lebensgeschichte berichtet zwar, daß Lenau sich ein halbes Jahr danach als glücklich Liebender verlobte; aber sie weiß auch zu erzählen, daß er weitere drei Monate später, an dem Tage, für den der Dichter die Hochzeit geplant hatte, nach mehrfach vorausgegangenen Tobsuchtsanfällen unheilbarem Wahnsinn verfiel.

Digitized by Google

Die lustige Frau auf Schaudichum[1]

Von Dora Hohlfeld

Es ist lange her, als diese Geschichte sich abspielte. Damals schauten sich zwei bewimpelte Burgen diesseits und jenseits des breiten Stromes freundlich an. Jetzt starren sie aus leeren Löchern, zwei verwitterte Ruinen. Nur der breite Strom zu ihren Füßen rauscht unverzagt seine Melodie und kümmert sich nicht um den Lauf der Zeit. Er rauschte dem Dichter die Geschichte von Wilfried und Brigitte.

Dazumal war das Rauschen des Wassers dem Wilfried Schaudichum Trost und Frieden, als er, ein fröhliches Studentlein, schier verzweifelt am seichten Flußufer dahinstürmte. So unwirtlich wie das Gestrüpp am Strand war seine Seele.

*

Kaum daß er von Padua nach Burg Schaudichum zurückgekehrt war, zeigten sich auch die Damen Zöller von der bescheidenen Dernburg dort drüben, die starke Brigitte Zöller mit ihrer langweiligen Tochter Margaret. Es war wie eine Mahnung für Wilfried und seine kranke Mutter. Die Margret war vom wilden Jost Bernd, Wilfrieds Vater, der bei einem Scharmützel fiel, durch eine Familientradition der Zöllers und Schaudichums dem Wilfried zur Ehefrau bestimmt, sobald er mündig war.

Die Margret, die im achtzehnten Lebensjahre stand, prüfte seelenruhig mit ihren kleinen blauen Augen den Zustand der Burg. Es war dem Wilfried zumute, als knabberten die Mäuse schadenfroh in allen Ecken, als lachten Teufelchen, weinten die Engel im Himmel.

Wilfrieds Mutter, die gelähmt im Sessel saß, sprach: „Die Margret ist stark und ruhig, sie wird eine tüchtige Hausfrau, in wenig Monden bist du mündig, gutes Kind, dann wollen die Zöllers eure Hochzeit rüsten."

*

Der Wilfried aber rüstete im Rittersaale ein lustiges Zechgelage mit seinen Freunden. Stumm und steif betrachteten die Frauen da oben an der Wand aus ihren Bilderrahmen das wüste Treiben im Saale. Wilfried hatte tolle Laune ergriffen. Mußte er denn erfüllen, was der Zöller und sein Vater mit Eid bekräftigt hatten, was ihn zu einem langweiligen Ehebunde zwang, so sollte die Burg vorher noch mit Lust und Lachen erfüllt werden. Aber die Luft im Saale drohte ihn zu ersticken! „Kommt, Brüder," rief er, daß es nur so hallte, „laßt uns ins Städtlein reiten, die Nacht ist hell, der Wein ist gut im Gasthaus unten."

Wilfrieds Mutter, die schlaflos lag, hörte das Rossestampfen und das Hallo im Burghof und betete, daß alles ein gutes Ende nehme.

Auch im Gasthaus konnte Wilfried keinen Frieden finden. Widerwille trieb ihn vom Zechgelage fort ins Morgengrauen hinaus. Ein Pfad führte zum Hügel hinauf. Dort oben sah er, wie die Nacht wich und der neue Tag am Himmel aufstieg. Auch hörte er das sich immer gleichbleibende Rauschen des Stromes. Dann vernahm er ein Lied von frischer Mädchenstimme. Er ging der Stimme nach, bis er vor einem Hause stand, das wie ein Hündchen auf einer geschobenen Grasfläche lag. Ein schwarzhaariges Mägdlein tanzte auf der Grasfläche ganz allein für sich und sang:

[1] Aus dem noch unveröffentlichten Jugend-Erzählungsbuch: „*Aus der Stube eines Dichters*".

Digitized by Google

„Großmütterlein,
Heb' meinen Schuh,
Muß tanzen wie du.
Mag immer fröhlich sein,
Großmütterlein,
Meine Eltern sind lang und dürr,
Was kann ich denn dafür,
Daß ich klein und zierlich bin,
Nimm mich hin,
Laß mich, wie du, in der Erde sein."

Der fahle Himmel bekam Tagesröte, Vögel begannen zu zwitschern, Wilfried stand und lauschte und sehnte sich nach einem warmen Wort.

„Liebes, liebes Mägdelein," rief er, „mit Verlaub, was tanzt und singt Ihr so allein? Kommt heute abend mit mir ins Städtlein hinunter, da will ich Euch den neuen Reigen lehren."

Das Mädchen sah Wilfried aus wunderschönen Augen zornig an ob seiner Keckheit, doch es sah, wie einsam er war, und sprach: „Guter Junker, wohl treibt es auch mich zum fröhlichen Wort und zum Tanz, bin allein. Wollt Ihr mich heute abend, wenn der Mond so hell wie eine Sonne scheint und die böse Tante schnarcht, auf der Wiese den neuen Reigen lehren?"

Zierlich, als führe er im Saale zu Köln ein vornehmes Fräulein zum Tanz, führte der Wilfried das fröhliche Mägdelein so manchen Mondscheinabend über die Wiese. Dazu sangen und pfiffen sie im Vereine die Melodie. Aber eines Abends ertönte aus dem Hause ein schlimmes Schelten. Die Maid lachte hell auf, doch zugleich auch angsterfüllt. Eilends lief sie dem Hause zu und entschwand. Am nächsten Abend blieb alles still und stumm, die schöne Maid schien mit ihrer Tante das Haus ganz verlassen zu haben. Da wich Wilfrieds froher Mut.

Dem Frühsommer folgte Dürre. Brunnen versiegten. So trocken erschien dem Wilfried sein junges Leben. Fieber brach aus. Auch auf der Dernburg lagen Herrschaft und Gesinde krank danieder. Ganz unerwartet starb die junge Margaret. Es war ein trauriges Ereignis, doch der Wilfried folgte im Leichenzuge erleichterten Herzens. Beim Schmaus im Trauerhause, der Dernburg, dünkte ihm der saure Wein der Zöllers ein herrlicher Trunk. Das freie Leben lag wieder vor ihm.

Da aber redete der versonnene Kunz Zöller, der Bruder von Margaretes Vater, der von der Mosel hergekommen war und Wilfried unverwandt betrachtet hatte: „Ich will dich nicht betrügen, Wilfried, die Brigitte ist nicht so ruhig, wie die tüchtige Margaret war, sie reitet und jagt und tanzt, sie ist ein Unding. Wir haben sie in häusliche Zucht zu einer gestrengen Base gegeben. Nun sieh du zu, wie du mit ihr fertig wirst, da die Tradition, der du Hab und Gut verdankst, dich zwingt, die nächste heiratsfähige Zöller zu ehelichen. Ihre Großmutter ist eine Gauklerin gewesen."

Diese Worte grollten dem Wilfried wie Donner in den Ohren, ihm schien, der Himmel da draußen färbe sich dunkel, aber vor seinen Augen sprühten Funken. Er hatte gewiß zuviel getrunken, plötzlich sprang er auf, schlug auf den Tisch, daß alles Zinngeschirr klapperte, und schrie: „Nehmt mir Burg, Rebenhügel, Pferde, Knappen, nehmt all mein Hab und Gut, wie die Tradition es befiehlt, doch verschont mich mit Eurem Unding, Kunz Zöller."

Digitized by Google

Er war hinausgestürmt, alle Trauergäste saßen steif und stumm. Wilfried reifte draußen ein fester Plan.

*

Tags darauf ließ er in Kisten packen, was ihm unentbehrlich dünkte, das sandte er zum Städtchen hinunter. Er wollte lieber auf die Burg mit allen Einkünften verzichten, als sich so unglücklich für das Leben binden. Seine Mutter ließ sich in ihrem Sessel in die Kapelle tragen und betete dort lange für Wilfrieds Seelenfrieden.

Der Wilfried hatte sich unten im Gasthause einquartiert, und jeden Abend, ob hell, ob dunkel, trieb's ihn zum Hügel hinauf vor das im Grünen verborgene Haus, wo sich nichts mehr rührte.

Doch eines Abends entdeckte er Lichtschimmer hinter einem Fensterladen. Auf gut Glück schlich er herbei, spielte leise auf seiner Mandoline und sang:

„Mägdelein fein,
Ich harre dein,
Will Herz und Hand dir geben.
Und magst du nicht mit mir fröhlich sein,
So geh ich zu deinem Großmütterlein
In die kalte, dunkle Erde hinein
Und lasse für dich mein Leben."

Da öffnete sich ganz leise der Fensterladen, ein dunkler Mädchenkopf zeigte sich: „Lieber, lieber Junker," weinte und lachte das Fräulein, „wohl mag ich Euch eine fröhliche, tugendhafte Hausfrau werden, doch redet mit meinen gestrengen Eltern, den Zöllers am Moselstrand. Daß Ihr es wißt, ich bin das Unding, die Brigitte Zöller."

Da tat der Wilfried vor Freude einen Luftsprung, daß seine Mandoline klirrend zu Boden fiel.

Nun ging alles seinen guten Weg weiter. Die Zöllers richteten die Hochzeit für Wilfried und Brigitte. Alle Engel im Himmel jubilierten, böse Teufelchen schlichen beschämt von dannen.

Die Ruine Schaudichum hat reiches Glück erlebt, sie träumt davon, aber der uralte Strom rauscht und rauscht, als sei alles erst gestern gewesen.

*

Digitized by Google

Die Revolte der amerikanischen Intelligenz

Von Ann Tizia Leitich, New York

„. . . . . vier Fünftel der Menschheit kriechen Zeit ihres Lebens am Boden. Eine kleine Weile lang vielleicht versuchen sie sich aufzurichten; aber dann geben sie diese Anstrengung auf, das vage Ziel scheint solcher Agonien nicht wert. Golf ist einfacher; ebenso, Mitglied des Rotary-Club zu werden oder Kurpfuscher; auch, Amerikanismus zu propagieren. Dank seinem unheilbaren Infantilismus hat der erwachsene Massenmensch — der Banause, Homo Stultus, Homo Neanderlensis, Homo Boobiens — Liebesgefühle, die im Grunde nichts anderes sind als die des Säuglings, der gekitzelt wird. Er kennt nicht die Sehnsucht nach Moralität, nur Furcht vor Strafe. Vermöchte er sich davor sicher zu fühlen, so hinderte ihn nichts, die Sitten eines Wandertruppen-Schauspielers zu haben. Schönheit kann er nicht begreifen. Wenn er sich durch gute Musik hindurchschnarchen könnte, hätte er nichts gegen diese einzuwenden, aber leider verhindert sie ihn am Schlafen. Ganz außerhalb seines Fassungsvermögens liegt jenes Wort, das er so viel im Munde führt; Freiheit. Freiheit braucht Mut, und Mut hat er nicht. Wie sollte er auch. Beides liegt nicht in seinem Blut. Die Großväter der Hälfte dieser vier Fünftel Menschheit waren mehr oder weniger Unfreie; die Urgroßväter von drei Viertel waren es, die Ururgroßväter von sieben Achtel und die Urururgroßväter von fast allen. „Freiheit für alle" ist noch so jung, daß unsere große amerikanische Demokratie in all ihrer grotesken Possierlichkeit nicht ihresgleichen in der Geschichte hat. Aber was ich am wenigsten verstehen kann, ist dies: Wie kann ein Mann hier ein Demokrat sein, der in seiner Seele ein wahrer Demokrat ist?"

Also wettert H. L. Mencken, der meistbesprochene Schriftsteller des heutigen Amerika, durch 212 Seiten seines neuen und bedeutungsvollsten Buches „Notes on Democracy", das in der Essenz für die, die ihn kennen, nichts Neues bringt, aber sein Credo zusammengefaßt darbietet. Es endet bezeichnenderweise mit dem obigen Fragezeichen. Danach aber stehen noch ein paar Worte; nicht in schwarzem Druck auf weißem Papier, aber hingehaucht mit der transparenten Tinte der Suggestion: Quo usque tandem —

Denn Mencken ist ein Revolutionär.

Kein anderer amerikanischer Schriftsteller übt einen solchen Einfluß aus auf die literarische Welt seines Landes wie er. Nicht nur eine, sondern mehrere Biographien sind über den 45jährigen schon erschienen; unzählige Nachfolger seines schwertklirrenden Stiles plätschern in seinem Kielwasser; oft genug sehen solche ehrgeizige Versuche Clownsprüngen ähnlich, denn außer vielem anderen fehlt jenen die stupende Belesenheit und Informiertheit Menckens, die er dank seiner unersättlichen (deutschen) Wißbegierde und seiner (amerikanischen) Neugierde aufgestapelt, und in die er wie ein Seehund untertaucht, um zielsicher auf die Bissen hinzuschnappen, auf die es ihm ankommt. Seit zwei Jahren ungefähr ist er ein literarischer Diktator. Ja, gefährlicher als das — gefährlicher für ihn: er ist in der Mode. Einen zweiten Bernard Shaw nennen ihn seine begeisterten Anhänger, einen Voltaire, einen Rabelais; mit diesem hat übrigens sein gargantuanischer Witz noch am ehesten Ähnlichkeit. Andere verdammen ihn als einen

Digitized by Google

Zyniker, als Hofnarren der Intellektuellen, der „High-brows" (Hochgeistigen), wie die populäre und verächtliche Bezeichnung für den gebildeten Amerikaner lautet, die Menckens „Homo Boobiens" selbst geprägt hat.

In Wirklichkeit ist er natürlich alles dies nicht. Er ist ein kraftvoller Humorist, ein glänzender Journalist, der seine Effekte virtuos berechnet und sein Metier so im kleinen Finger hat, daß er sich erlauben darf, mit dessen Ingredienzien zu jonglieren wie ein Artist mit Billardkugeln. Er ist ein sozialer Kritiker allerersten Ranges und allergrößter Schärfe. Aber er ist viel mehr: er ist H. L. Mencken, der Mann. Deshalb bringt er für seine Sendung diesen unerhörten Mut mit, diese Berserkerschlagkraft und diese Konzentration. In der Tat: Die Bedeutung des Mannes übersteigt weit seine Werke. Die können nicht für seine einzig dastehende Wirkung aufkommen, seine Diktatorenstellung erklären und die Tatsache, daß Tausende wacher geworden sind durch ihn und an ihm. Nur eins erleuchtet dies: Daß er die unendlich kraftvolle Stimme seiner Generation ist.

Jede Ära gebiert ihren eigenen Propheten, der im Hochofen seines Geistes und seiner Passion ihre Gedanken, Sehnsüchte und unerklärlichen Ziele aus der brodelnd-formlosen Masse, in der sie dahinschwimmen, als vernehmlich und klar tönendes Metall herausschmilzt, das bis hinein in das Vaccum der Zukunft zu klingen vermag. In dieser Hinsicht ist Mencken der Sprecher, der Prophet seiner Zeit geworden, die menschgewordene Stimme dieser von der Maschine erdrückten Generation, dieser furchtbar enttäuschten, namenlos unzufriedenen, ideallosen Kriegs- und Nachkriegsjugend. In das Weltschmerzdunkel, in dem sie tappte, morose, inartikuliert, endlos analysierend, zynisch amateurisch genießerisch und passiv pessimistisch, fuhr er plötzlich wie ein klärender Blitz, mit der athletischen Kraft seines Stiles, dem Klirren seiner Worte, der scharfen Würze seines Humors. Mit Sinclair Lewis „Main Street" begann es, mit „Babbitt" ging es weiter; aber erst als Mencken sprach, vor allem, als er durch die Gründung seines American Mercury, des „Magazins für die zivilisierte Minorität", einen durch nichts eingeschränkten Tummelplatz seines Geistes schuf und erhielt, erst dann wußte man, worum es sich handelte. Nämlich um nichts weniger als eine *Revolution der Intelligenz* gegen die in Amerika so überaus mächtige Majorität der großen Masse, die das ganze Leben der Nation nach ihrem Bilde umzuformen droht. Nachdem die Maschine sie aus der Sklaverei befreit hatte, gab ihr Ford die Möglichkeit, sich als Herrschaften zu benehmen — freilich ohne den Geschmack dazu —, machte sie der Grundspekulant und die Freigebigkeit ihres herrlich weiten Landes zu Besitzern von Häusern, in denen es Badezimmer ad libitum und Radio, aber keine Bibliothek gibt. Diese Majorität hat Macht und Muße, und sie weiß beide nicht zu gebrauchen. Deshalb, wetterleuchtet Mencken, ist sie eine nicht zu unterschätzende Gefahr für das übrige Viertel der Menschheit, das eigentlich einzig und allein wirkliche Menschheit ist: The civilized minority.

Mit Ausnahme seines großen Werkes über die „Amerikanische Sprache" sind alle seine Bücher Polemiken auf diesem Gebiet und all seine Rapiere geschliffen für diese Sache. Mit Definitionen, Zweifel, Erklärungen hält er sich nicht auf. Er dringt durch dick und dünn und haut manchmal daneben. Er ist ein Expressionist reinsten Wassers. Nur auf die allerletzte Wirkung kommt es ihm an. Scherben kümmern ihn nicht. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Er gebietet über ein kolossales Wissen, aber eins fehlt darin; eines eliminiert er konsequent aus seinen Betrachtungen, und täte er es nicht, hätte er nicht seine konzentrierende

Digitized by Google

Schlagkraft, und Amerika wäre um H. L. Mencken ärmer, das heißt, um einen seiner typischesten und interessantesten Geister. Dieses eine ist Nationalökonomie, die Volkswirtschaftslehre. Mencken ist — oder scheint wenigstens — absolut antisozial; er ignoriert souverän die primitivste soziale Notwendigkeit, um die wir nicht herumkommen: Die Tatsache nämlich, daß die Menschen irgendwie miteinander auskommen müssen.

Er hat die Entschuldigung, daß er sich mit Lösung von Problemen nicht befaßt. Seine Tätigkeit besteht darin, Taboos, verschleimte Schlagwörter, Stagnation, Unfähigkeiten zu entlarven, mit hinzureißen nach etwas Besserem. Deshalb ist er im Grunde nichts weniger als ein Zyniker, so sehr er auch fortwährend niederreißt. Er ist im Gegenteil ein großer Idealist, oder, besser gesagt, er ist dies auch; denn wie in jedem genialen Menschen sind mancherlei Menschen in ihm. Aber über alles hinüber liebt er die wahre individuelle Freiheit und weiß, daß er sie vor ihrem größten Feind, dem Homo Boobiens, schützen muß. „Ich liebe die Freiheit wie der Puritaner die Hölle" ist ein echt Menckenscher Ausspruch. Irgendwo, in einem innersten Winkel, glaubt er doch daran, daß eine ideale Aristokratie mit Übermenschen — nicht umsonst hat er sich als junger Mann eine prachtvolle Übersetzung Nietsches geleistet — in der Kombination mit einer wahren Demokratie möglich ist. Dieser inhärente Utopismus aber verleiht seinen Worten das Feuer, das dem schieren Zynismus fehlen würde.

Der wahre Aristokrat der alten und untergegangenen Vorkriegswelt kümmerte sich nicht um die Masse; er gab ihr Trinkgelder; er verhungerte womöglich an ihr oder ließ sich von ihr den Kopf abschlagen, nachdem er sich zum letztenmal sorgfältigst seine Haare gepudert hatte. Aber er vermied es, sich in ihren Dunstkreis zu begeben. In Wahrheit war sie ebenso quantité negligeable für ihn wie sein Fußschemel, und über sie zu schreiben, wäre ihm absurd erschienen. Aber Mencken, der Ästhet, der Aristokrat von Baltimore, der Sprößling aus Generationen von wohlhabenden, gelehrten preußischen Patriziern — Lüder von Menckenius begründete die Reihe —, der Erz-Individualist, dem nichts so wichtig ist wie die Notwendigkeiten seiner eigenen höchstdero Seele? Er steigt ganz hinunter zu ihnen, diesen verachteten vier Fünfteln; immer ist er ihnen nahe. Er belauscht sie, er kibitzt ohne Aufhören. Er nimmt sich aus ihrer saftigen Sprache, dem amerikanischen „slang", was ihm paßt, und erklärt das damit verlebendigte Englisch als zukünftige Weltsprache; er näselt wie ein Babbitt im smoking-car; er ist im persönlichen Verkehr selbstverständlich und gerade heraus wie ein cowboy aus Texas; er teilt ihre Leidenschaft für das Badezimmer, denn nichts ist ihm odioser als ein schmutziger Mensch; und zu seiner Erholung — allerdings erst nach Bach und Beethoven — vergnügt er sich mit Maurerarbeiten in seinem Garten. Wäre er jener verächteten Majorität nicht beständig so nahe, wie könnte er alle ihre Schwachheiten so gut kennen! In elf von dreizehn seiner erschienenen Bücher befaßt er sich mit ihnen, und die zwei Sammlungen „Americana" sind nichts als Ausstellungen ihrer Absurditäten, ein burlesker Spiegel, den er ihnen unter die Nase hält.

Manche können sich dieses Paradox nicht erklären — daß Mencken, der so durch und durch amerikanisch ist, im Wesen, im Charakter, in der Art des Kampfes, im Temperament, im Aussehen, wenn auch nebenbei so viele Alte-Welt-Eigenschaften ihm tief im Blut sitzen, daß er mit Feuer und Schwefel gegen Amerikanisches wütet. Und doch ist dies kein Paradox, sondern ganz natürlich: Weil er

Digitized by Google

selber Amerikaner ist und weil er Amerika liebt, zerfetzt er die Fratzen amerikanischer Ideale.
Mephistophelisch rattert, knistert, brenzelt, fletscht und spukt es, wo er erscheint. Aber die Luft ist reiner nachher und riecht nach Ozon. Und Lachen tönt hinter ihm her. Es ist Amerika, das über sich selbst lacht. Und es ist Mencken, der mitlacht. Denn trotz all seines heiligen Zornes ergötzt ihn sein Bilderstürmen königlich, weil in der vielartigen Mischung seines Wesens auch ein gutes Stück prachtvoll talentiertes Schlimme-Jungentum sitzt. Auch das ist amerikanisch.
Und amerikanisch ist seine Lebendigkeit. Er liebt die Fülle des Lebens trotz der tragischen Überzeugung des genialen Menschen: daß alles eitel ist. Diese Liebe zum Leben sichert ihm die Anhängerschaft der Jugend, die ja doch Jugend bleibt, wenn sie sich auch anämisch und dekadent gebärdet. Er begann als ein Dichter, aber er gab das Dichten auf, und später sagte der Mann, dem Bach und Beethoven reinste Freude geben: „Die Superiorität eines Menschen mißt man an dem Grad, in dem er seine Gefühle beherrscht". Und dabei ist Mencken ein ästhetischer Genießer! Aber es ist wichtig, um diesen Ausspruch zu wissen, um auch das zu wissen, daß jene intellektuellen Wichtigtuer, die sich jetzt um Mencken scharen, jene zerebralen Predistidigateure, die aus der Not eine Tugend machen und ihre kalten Ausgeklügeltheiten als letzte Weisheit hinstellen, gar nichts mit ihm zu tun haben. Ihr Blut ist nicht Blut von seinem Blute.
Und wie sieht er nun aus, dieser Cid, dieser Kämpfer im klirrenden Harnisch?
Er empfängt einen in seinen Büros auf der Fünften Avenue, in einem Salon mit weichsitzigen Fauteuils und Divans, im aschgrauen kurzen Sakko des amerikanischen Busineßmannes. Als ich ihn zum erstenmal erblickte, sah ich plötzlich das Gesicht eines jungen Literaten vor mir, hörte die Ehrfurcht in seiner Stimme: „Oh, Sie werden mit Mencken lunchen —". Wenn man ihm gegenübersitzt, vergißt man ganz seltsam auf alles andere an ihm, auf seine Kobold-Ohren, seine schnurrige Nase, und sieht nur seine Augen, große, hellblaue Augen: Bismarckaugen.
Mencken, dieser Gott der Jungen, dieser donnernde Jupiter, wie prachtvoll einfach und gemütlich spricht es sich mit ihm. Wie wahrhaft demokratisch ist dieser Kämpfer gegen die Demokratie. —

*

Digitized by Google

Zeitgenössische englische Lyrik und moderne Präraffaeliten

Von Dr. Karl Arns

IN etwa fünf Hauptgruppen lassen sich die modernen britischen Lyriker gliedern, von denen natürlich manche, wie der Altmeister *Thomas Hardy* und der poeta laureatus *Robert Bridges*, sich einer Einreihung entziehen. Zur ersten Gruppe gehören die Georgianer, d. h. diejenigen, die zu der seit 1912 erschienenen, jetzt eingegangenen Sammlung „Georgian Poetry" beisteuern. Die älteren Georgianer eint keine gemeinsame Tendenz, die Bezeichnung „Georgian" ist in ihrem Falle rein chronologisch zu fassen. Manche von ihnen sind jetzt anerkannte Dichter: *Lascelles Abercrombie* mit kraftvollen, dramatisch bewegten Blankversen, *Walter de la Mare* mit seinen von zartem phantastischem Glanze umflossenen Zwielichtträumereien, *W. H. Davies* mit volksliedartigen, erdenfrohen Strophen, *John Masefield* mit seiner realistisch eindringlichen, nationalen und sozialen Geist atmenden Poesie, der frühvollendete *James Elroy Flecker* mit seiner den französischen Parnassiens nachgebildeten streng harmonischen Wortpracht. Die jüngeren Georgianer unter *J. C. Squires* Führung sind eine engere Literatengruppe, deren leblose Naturpoesie epigonenhaft und unschöpferisch anmutet. In bewußtem Gegensatz zu ihnen stehen oder vielmehr standen die „Imagisten", eine Bewegung, die amerikanischen Ursprungs ist, und von der man jetzt in England kaum noch etwas hört; sie streben nach möglichster Verdichtung des Ausdrucks, verzichten auf Reim und Rhythmus, suchen Geschautes und Empfundenes unmittelbar und klar festzuhalten. Die Dichter der Wheels-Gruppe, so genannt nach der 1916 erschienenen lyrischen Sammlung „Wheels", erhoben sich gleichfalls gegen die konventionellen Reimereien der Neu-Georgianer, sind aber wirklich nicht so engherzig wie diese, anschaulicher und bunter in der Diktion als die Imagisten, trotzdem aber noch nicht allgemein gewürdigt in England, wohl aus dem Grunde, weil ihren Führern den drei *Sitwells*, das Haschen nach der äußeren Wirkung zu deutlich anzumerken ist. Die größte Begabung unter ihnen ist der gedankentiefe, an *John Donne* erinnernde *Aldous Huxley*, der Enkel des berühmten Naturforschers. Daß es eine keltische Renaissance gibt, die freilich in letzter Zeit zu erstarren scheint, erweisen die vielen neben und mit *William Butler Yeats* schaffenden modernen Iren, die gleich dem Meister aus tiefsten Gefühsgründen dichten, die Erde mit ihren Feereien und Träumereien verklären, das geheimnisvolle Weben und Leben der irischen Landschaft erfühlen, die alte Geister- und Sagenwelt wieder aufsteigen lassen in alter Pracht: *Seumas O'Sullivan*, *G. W. Russell*, *J. Plunkett*, *J. Stephens*. Die letzte Gruppe bilden die Oxforder, die Dichter der seit 1915 alljährlich bei dem verdienstvollen Oxforder Verleger Basil Blackwell erscheinenden Sammlung „Oxford Poetry", in welcher nur jeweilig an der Universität Oxford Studierende vertreten sind. Darum haben auch manche Georgianer in ihr Aufnahme gefunden, und von einer bestimmten eigenen Stil- und Geistesrichtung ist bei ihnen nicht viel zu spüren. Als ältere Oxforder persönlicher Prägung seien aber genannt der mystisch verträumte *Wilfred Rowland Childe*, der spuk- und gespensterhafte *E. H. W. Meyerstein*, der vornehme überkultivierte *T. W. Earp*, ferner als jüngere Oxforder *Edmund Blunden*, der

Digitized by Google

wegen seiner stimmungsvollen Naturlyrik und liebevollen Landschaftsschilderung als der moderne *Wordsworth* gerühmt wird, *Robert Graves*, der ein so feines instinktives Gefühl für den musikalischen Wohlklang der mannigfachsten Verstöße besitzt, *Richard Hughes*, der als Gespensterkünstler und Meister des seelischen Schauders W. de la Mare an die Seite gestellt werden könnte. — Der Sympathischste unter ihnen ist Wilfred Rowland Childe, obzwar er vielleicht nicht die stärkste Persönlichkeit unter ihnen ist. Denn als moderner Präraffaelit knüpft er an jene Kunstrichtung an, welche im 6. und 7. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die 3. bis zur Jahrhundertwende dauernde Blütezeit der viktorianischen Dichtung einleitete. Doch wäre es falsch, ihn als einen unschöpferischen Epigonen abzutun. Seine Beziehungen zu den Präraffaeliten beruhen eher auf Wesensverwandtschaft als auf unmittelbarer Einwirkung. Er ist Mittelalterfreund, wie man schon an seinem altertümlich klingenden Namen erkennen könnte. Wie den größten Präraffaeliten, *Dante Gabriel Rossetti*, wird ihm die katholische Symbolik zu einer Quelle reicher Inspiration, gestaltet er seine wundervoll anschaulichen Gesichte mit dem Blicke des Malers. Wie *William Morris* verwirklicht er *Chattertons* Traum von der Wiedergewinnung mittelalterlicher Kunststimmung für die moderne Dichtung, löst er gern die Kunst auf in märchenhafte Phantastik und Freude am bunten Spiel. Allerdings neigt er nach Präraffaelitenmanier auch dazu, alles mit Goldstaub zu übersäen; allzu verschwenderisch malt er mit himmelblauen, marmorweißen, scharlachroten Farben; und diese Schmucküberladung der Bildersprache bedingt gelegentlich eine schwierige Symbolik; aber selbst wo diese Symbolik nicht deutbar ist, hört man den Zauberklang der Melodie, berauscht man sich an der Glut und Süßigkeit der Verse. Wie nur irgendeiner der modernen Mystiker: *Alice Meynell, Laurence Housman, Francis Thompson*, weiß er die mystische Verzückung und ekstatische Inbrunst zu fassen. Wie W. de la Mare geleitet er uns mit zarter Hand in ein Feen- und Märchenland, aber es ist ein christliches Zauberreich, überragt durch ein neues Jerusalem von feinster architektonischer Schönheit und Pracht, über dem der segnende Himmel scheint mit seinen Heiligen und der Mutter Gottes. Sein dichterischer Bezirk ist eng, aber er waltet darin als ein durchaus Eigener. Für die zauberhafte Wirkung seiner Poesie, die Verinnerlichung der Stimmung, die Kraft seiner Vision zeugen die Gedichtsammlungen „Die gotische Rose" und „Elfenbeinerne Paläste". — Childe ist Neu-Präraffaelit, nicht etwa „der letzte der Präraffaeliten", wie man den Nobelpreisträger W. B. Yeats zu Unrecht bezeichnet hat. Jede echte präraffaelitische Dichtung, daher auch diejenige Childes, ist innig verknüpft mit der Malerei. Yeats' esoterische Dichtung hingegen könnte kaum durch einen Maler illustriert werden. — Der letzte oder vielmehr die letzte der Präraffaeliten ist *Katharina Tynan*. Sie wurde, als sie mit ihrem präraffaelitischer Manier folgenden Gedichtbande „Louise des la Vallière" an die Öffentlichkeit trat, von Ruskin und den Rossettis begeistert begrüßt. Mit ihr läßt G. N. Shuster, der beste Kenner der katholischen englischen Literatur, die neue religiöse Lyrik Irlands beginnen. Auch in ihrer jüngsten Dichtung, „Evensong" und „Twilight Songs", ist ein religiöser Ton deutlich vernehmbar. Aber im Gegensatz zu Childe gibt sie sich ganz ungekünstelt und unproblematisch, ohne artistische Überfeinerung und ohne schweren Symbolismus, doch auch ohne die weiten Visionen und tiefen Inspirationen Childes. Ihre gotische Rose verglüht im ruhigen Abendlicht, während Childes gotische Rose hell durch die Morgendämmerung strahlt. Wie bei *Christina*

Digitized by Google

Rossetti nimmt die Religion in ihrem Gemütsleben eine Mittelpunktstellung ein, schwingen in ihrer religiösen Lyrik die letzten Empfindungen ihres Herzens unvorbehalten aus. Sie gleicht jener auch in einer natürlichen Formensicherheit, in der zarten klaren Färbung ihrer Phantasie. Mitunter allerdings scheint sie ihre Verse mit allzu spielend leichter Hand hinzuwerfen, immer aber sind ihre sanft dahingleitenden Rhythmen von echtem künstlerischem Reiz. Unbefangen freut sie sich der Schönheit der Natur, preist sie ihren Schöpfer. Anders als manche der modernen Iren, die das tragische Geschick ihres Vaterlandes so verbittert hat. Der Präraffaelitenart scheint sie sich am meisten zu nähern in ihren jubelnden farbenleuchtenden Versen auf einen Tag in der Natur der grünen Insel:

Aller Honigkelche Süßigkeiten
Sammeln sich in einem duftigen Schrein,
Alles Gold der honigreichen Quellen,
Balsam, Würze, Öle, Spezerei'n.

Alle Würzen aus dem Osten strömen
In des Tages Schrein, von Duft geschwellt.
Jedes Lüftchen ist getränkt mit Honig
Und ein Paradies die goldne Welt.

*

Bekenntnis

Mein Lieb, du zürnst der scheuen Hand,
Die nicht mehr königlich die Seele gibt.
Mein Kind, dich hab' ich heilig lieb,
Und doch: auch unter deinen Küssen
Muß ich es immer wieder wissen:
Die Seele meiner Seele ist ergriffen
Von ihrem tiefsten Eigentümer: Gott!
Ihm hören allerletzte Einsamkeiten,
Wenn du und ich auch Seit' an Seite schreiten,
Mein süßes Lieb, das Sterben haben wir allein.
Gott löst allein der Seele letzte, arme Kammer —
Und dann im Licht, im flutenden Glanz,
Du, mein Lieb, sind unsre Seelen ganz:
Eine Seele im Herzen Gottes geworden! — — —

Hans Bücker

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Das Kölner Spiel von Jedermann"
Jaspar von Genepp
Schlußszene.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann

GUSTAV *Wyneken* hat unter dem Titel „*Der europäische Geist*" eine Reihe von Aufsätzen vereint, die ihren Wert nicht im Sachlichen, sondern im Persönlichen haben. Das Sachliche darin ist nämlich fast nirgends einwandfrei und nicht selten ganz subjektiv geformt. So stellt Wyneken zum Beispiel Luther in die große indogermanische Linie, die man durch das innerwelt- oder innermenschliche Gotteserlebnis gekennzeichnet sehen mag. Wie aber Helmut Groos soeben nachgewiesen hat, gehört Luther keineswegs dahin, hat er doch im wesentlichen am christlichen Schöpfergott festgehalten und damit sich zum Dualismus, nicht aber zu irgendeiner Form des Monismus bekannt. Wollte man alle sachlichen Irrtümer und Schiefheiten dieses Werkes herausstellen, man müßte ein umfangreicheres Buch schreiben als der Autor selber, und wir benützen hier die Gelegenheit, es erneut auszusprechen, daß wir auch in solchen Werken, wo es um Aussprache des Persönlichen geht, unbedingt wieder zu jenen Methoden zurückkehren müssen, die ein Gefühl der Verantwortung für die Richtigkeit im Sachlichen und Geschichtlichen vor allem voraussetzen.

Abgesehen hiervon, finden sich aber in diesem Buche so bedeutende Stellen und gewichtige Urteile über unsere Zeit, daß man nicht achtlos daran vorübergehen kann. Noch mehr: Es ist eines von den Büchern, die in hervorragender Weise die geheimen Tendenzen der modernen Menschheit offenbaren, allerdings auch ihre Schwächen. Es ist nicht zu leugnen, daß Wyneken an Ernst und Tiefe die meisten der heutigen Freidenker weit übertrifft, was wohl mit seinem pädagogischen Drang zusammenhängen mag. So lehnt er den Dilettantismus, der immer gleich drei, vier neue Religionen auf einmal anbietet, bewußt ab. „Was wird die Folge dieses üppigen religiösen Dilettantismus sein? Der Triumph der alten, insonderheit der katholischen Kirche. Angesichts der Ideen Horneffers (von denen ich aber nur das von Hoffmann Zitierte kenne), Hoffmanns und so vieler anderer finde ich es geradezu eine beneidenswerte Lage, überzeugter Katholik zu sein und beständig auf die ‚Dürftigkeit' moderner religiöser Gebilde hinweisen zu können. Wie kümmerlich klingt dieses Begriffsgebimmel neben dem Vollklang der großen katholischen Glocken. Will ich diese Glocken wieder aufhängen? Im Gegenteil. Aber ich empfehle, nicht leichtsinnig mit ihnen den Wettbewerb aufzunehmen. Religion? Nein, ihr Herren, das können vorläufig jene Alten noch besser. Laßt eure Hand davon, solange nicht ein wirklich Schöpferischer unter euch steht; und wenn ihr so fortmacht, dann werdet ihr mit Sicherheit die wirklich Schöpferischen nicht bemerken."

„Handeln und das Chaos gestalten", das ist für Wyneken der europäische Gedanke, und es ist nicht weiter verwunderlich, daß fast das ganze Buch im Verfolg des Schöpferischen von Religion handelt. Religion allerdings muß hier immer in einem weiteren Sinne verstanden werden, insofern Religion und Kultur für den Verfasser zusammengehören und einander bedingen. Geht es um die Befreiung des Schöpferischen, so richtet sich der Hauptangriff gegen alles, was die Religion verengt und unfruchtbar macht. Das ist nach Wyneken die Moral und

Digitized by Google

jegliche dogmatische Formel. Ist einmal die Religion von all dem erlöst, und hat die Herrschaft der „Priesterzunft", gegen die der Verfasser geradezu unparlamentarisch derb vorgeht, ein Ende genommen, dann wird sich die deutsche Religiosität in neuer, jugendlicher Kraft erheben und das Europa der Zukunft schaffen. Zugrunde liegt hier überall die Vorstellung, daß es tief in der Seele ein kosmisches Empfinden gebe, das Gefühl des Alls und der ihm innewohnenden Gottheit, und daß dies Gefühl der Quellgrund alles Schöpferischen sei. Andererseits ist sich der Verfasser doch wieder darüber klar, daß alle Kultur nach Form verlangt, Form aber doch ein Geistiges sei, kurzum eine Idee. Es entsteht nun die Schwierigkeit, daß — besonders im Spezialfall der Erziehung — dem Urgefühl keinerlei Gewalt angetan werden darf, und daß es doch wieder nach irgendeiner bestimmten Idee geleitet und geformt werden muß. Aus diesem Zwiespalt kommt Wyneken nicht heraus. Man kann eben nicht alle Metaphysik ablehnen und doch zugleich von ihr normative Ideen fordern. „Die Verlegenheit der Pädagogik, ihr Gewissenkonflikt, ist zeitgeschichtlich bedingt, ist eine typische Erscheinung einer Übergangszeit, einer Zeit der Auflösung und Neubildung. Und in dieser Not flüchten wir uns zum Kind. Das Kind soll uns retten, es soll unser Orakel sein, es soll uns sagen, wie es erzogen werden soll. Wir wollen uns von ihm erziehen lassen. Der Genius des Geistes (d. h. der Kultur) ist uns verstummt, nun soll der Genius der (kindlichen) Natur zu uns sprechen." Ein solches Geständnis ist gewissermaßen rührend, indem der von Sorgen und Sinnen müde Europäer sein sinkendes Haupt an den Lockenkopf eines Kindes lehnt. Man könnte auch ein wenig satirisch werden und fragen, was aus solchem pädagogischen Dadaismus wohl herauskommen werde. Und man könnte wieder darüber betrachten, wie hier auf einmal das „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder" ... aus den gequälten Seelen der Moderne hervorbricht. Bleiben wir aber im Bereich der kühlen Logik, so ist durch die Flucht zum Kinde die Frage nicht gelöst. Auch die Natur muß doch wohl in Formen sprechen. Jede Form aber soll wieder die Natur zerstören. Wie kommen wir da heraus? Nur durch eine Metaphysik, die Natur und Geist miteinander verbindet, so daß auch das Chaos noch in sie einbezogen werden kann, also durch die Metaphysik des Seins, das so weit reicht wie überhaupt das Sein, als dessen einzige Grenze das Nichts bleibt. In dem Augenblicke, wo eine solche Idee in mir aufleuchtet, daß selbst die dunkelsten Klüfte des Unbewußten noch von ihr durchleuchtet werden, wo zugleich alles Sein sich im Spiegelbild der Wahrheit als das Gute erweist, indem doch gut ist, was immer Gott geschaffen hat, und wo weiter dieses Reich des Wahren und des Guten sich vor dem Schöpfer neigt, der es geschaffen hat, in dem Augenblicke treffen sich Metaphysik, Moral und Religion, und es entsteht das Idealbild einer Kultur, das für alle ihre Bereiche normativ bleibt und zugleich lebendig. An die Stelle der „Priesterzunft" tritt der Mensch als wahrer Priester der Schöpfung, daß er sie erkennend und liebend dem Ewigen darbringe — etwas ganz anderes als jene Kaste, deren Herrschaft Wyneken auf so törichte Erfindungen der Psychonalyse gründet. Die im „Eros wurzelnde Ethik", die Ethik der „Lebensbejahung", ist gefunden und scheitert nicht mehr an dem Umstande, daß ihrem Ja zu allem Guten ein ebenso entschiedenes Nein zu allem Bösen gegenübertritt ... (Wyneken hätte doch einigen Grund, in Sachen psychoanalytischer Satire vorsichtig zu sein, oder gibt es bei ihm keine verdrängten Komplexe in dem heftigen Aufbegehren gegen die christliche Ethik?)

Digitized by Google

Der Verfasser stellt Deutschland an die Seite Asiens, aber es ist nicht das ehrwürdige mütterliche Asien, in dem eine „Liegekur" zu machen schon Max Scheler dem Europäer geraten hatte, sondern das wilde Asien, das seine gewaltigen Urkräfte im Chaos der Anarchie offenbart. Germanische Dämonie revoltiert hier gegen das Gesetz, sei es auch nur unter dem Vorwande, daß man ein besseres suche. Der Trieb wird entfesselt, der von sich aus niemals das wohltätig Bindende erreichen wird. Einem jener dunklen, stellenweise magisch wirkenden Bücher fühlen wir uns gegenüber, die, scheinbar den Geist des Zeitalters bekämpfend, ihm dennoch huldigen. Ihre Gefahr liegt darin, daß sie an einen so heiligen Gedanken anknüpfen, wie es der monistische tatsächlich ist, wenn man ihn mit dem dualistischen zusammenfügt. Mit anderen Worten: Nicht das Gefühl der Innewerdung Gottes lehnen wir ab, wohnt und wirkt doch Gott in allen Dingen nach seinem Bilde, und haben doch nach der Lehre des Christentums alle drei göttlichen Personen in der Seele des begnadeten Menschen ihr Zelt aufgeschlagen. Nicht dieses lehnen wir ab und verlangen sogar, daß man von seiten des Christentums ein der germanischen Seele so hehres Geheimnis stärker betone und mit dem Göttlichen im Menschen auch den Menschen selber wecke. Aber wir sagen zugleich, daß keine Gottesleugnung gefährlicher ist als jene, die im Namen einer „Religion" verübt wird, die keine Religion ist.

Wyneken, Gustav: „Der europäische Geist". Der neue Geist-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 181 S. Geh. 6,50 Mk., geb. 8,50 Mk.

*

Ein paar Worte über die *Überwindung des Christentums durch den aristokratischen Gedanken.* Das Buch geht von eugenetischen Gedankengängen aus, die sich hier zu einer Philosophie der Kraft und Schönheit entwickeln, beides wesentlich im Sinne der Kraft und Schönheit einer Rinderherde zu verstehen, die vom stärksten Bullen geführt wird — denn „das Naturreich selbst ist aristokratisch aufgebaut". Ferner: „In einer gesunden Herde herrscht Rangordnung", darum: „Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet." Pate zu diesem Buche haben gestanden die halbbegriffenen Darwin und Nietzsche und nicht zuletzt Max Stirner mit seiner Philosophie vom Ich, dem Einzigen . . . Wir kennen die Melodie. Christentum ist Schwäche, stützt die Kleinen und verdirbt die Rasse. Hier kehren manche Gedanken Chamberlains wieder. Ohne leugnen zu wollen, daß in dem Buche allerlei Kluges, wenn auch nicht Neues, über den Menschen gesagt wird, insofern er seinem körperlichen Teil nach Gesetzen unterliegt, die auch in der Tierwelt gelten, muß man doch gestehen, daß es schwer ist, etwas Roheres und Ungeistigeres zu schreiben, als es *Ernst Mann* hier fertiggebracht hat. Nichts Abstoßenderes gibt es ja, als eine Kapitelreihe von Blasphemien, die in Ermangelung jeglicher Originalität und Geistigkeit zu Plattheiten werden. Man denke sich Nietzsches Eselsfest auf 200 Seiten breitgemalt, und man bekommt einen Begriff davon, wie unheilvoll hier Aristokratie, Monarchie, Kastenherrschaft und was dergleichen mehr ist, durch solch eine Beimischung kompromittiert werden. Ein Buch, das fortgesetzt in Variationen spricht vom „Schandpfahl des Gekreuzigten", ist ein erschreckender Beweis dafür, zu welchen Barbarismen deutscher Geist bis heute die Fähigkeit sich bewahrt hat. Was ein starker Geist in einem schwächlichen Körper leisten kann und oft geleistet hat, was an unsterblichen Menschheitswerten gerade von Krüppeln, Blinden und Lahmen hervorgebracht worden ist, scheint der Verfasser nicht zu wissen, obgleich der sieche Nietzsche ihm hätte einen Fingerzeig geben können. Daß eine ganze Armee von starken oder langen

Digitized by Google

Kerlen so viel und so wenig ist wie das Genie des vielleicht buckeligen Feldherrn, und daß der stärkste Bulle zu Falle kommen kann durch den Druck auf den elektrischen Knopf, den ein Kind ausüben kann, das weiß er alles auch nicht. Gibt es wirklich noch eine Schicht in Deutschland, auf deren Beifall Ernst Mann rechnen darf? Wer sich das „Volk Goethes" in der Zukunft vorstellen will als eine sportgeübte Büffelherde, der mag sich den hier gebotenen Religionssatz als Philosophie dazu auswählen... Allerdings hat auch Goethe das unheilvolle Gedicht geschrieben von Wanzen, Knoblauch und Kreuz... Allerdings bedarf es auch nur einer Umschaltung gewisser Motive Stephan Georges auf kräftigere Register, und schon brüllt die Herde... So ganz schuldig ist Ernst Mann nicht... und auch nicht ohne hohe Ahnen... Soll man hinzufügen, daß er es außerdem auch noch wirklich gut mit seinem Volke meint?...

Mann, Ernst: „Die Überwindung des Christentums durch den aristokratischen Gedanken". F. Fink, Weimar 1927, 8°. 193 S. Kart. 5 Mk.

Wollte jemand glauben, es sei das Zeitalter Goethes zu Ende und als wende man sich heute neuen Gestirnen zu, so könnte er fast Tag für Tag Enttäuschungen erleben. Die Literatur über Goethe schwillt immer mächtiger an. Die Zahl der Fragen und die Vielfältigkeit der Gesichtspunkte vermehrt sich ständig. Auch das Ausland beginnt sich eifriger als je mit Goethe zu beschäftigen. Und der Grund für diese Erscheinungen? Nachdem einem großen und gerade dem gebildeten Teil der Menschheit der Rückweg zu der Religion der Offenbarung so gründlich verbaut ist, daß sie trotz guten Willens vorläufig nicht mehr zu ihr finden kann, bleibt als einziges, noch irgendwie mögliches Fundament einer Weltanschauung eben Goethe, in dem man die ebenmäßigste Entfaltung der Natur begrüßt, die es je auf Erden gegeben habe. Dazu kommt, daß Goethe, der sich niemals mit Philosophie im engeren Sinne abgegeben hat, doch wieder in menschlich und anschaulich lockender Form mit den tiefsten Fragen der Menschheit beschäftigt hat. Redet er in Gleichnissen, so bleibt es jedem überlassen, hineinzulegen, was er will. Man kann also ausgezeichnet aus Anlaß Goethes über alles und jedes sprechen und schreiben. Werke, die tiefer gehen, behalten dabei ihre wertvollere Gemeinde. Hinzu kommt noch, daß bei den veränderten Methoden der Literaturwissenschaft alles Frühere eine neue Behandlung erfährt, wo denn Goethe wiederum seinen Vorrang behauptet.

Zunächst gilt es hier, die Vollendung der *Festausgabe von Goethes Werken zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts* anzuzeigen. Es handelt sich um Band 14 bis 18, enthaltend die selbstbiographischen Aufzeichnungen des Dichters. Mit Recht wird an dieser Ausgabe gerühmt die außerordentliche wissenschaftliche Sauberkeit. Wurde das künstlerische Schaffen in den Vordergrund gestellt, so wird man die Entlastung von überflüssigem biographischem Material nur dankbar empfinden. Inwieweit die innere Entwicklung immer richtig gesehen wurde, wird sich erst bei genauerer Nachprüfung feststellen lassen, genug, daß man besonderen Wert darauf legte. Wir haben hier zweifellos die unseren modernen Ansprüchen am besten entsprechende Goetheausgabe vor uns, die wir auf das beste empfehlen.

Auf die tiefgründigen, aus solidester Gelehrsamkeit und doch zugleich weitem menschlichen Verstehen hervorgegangenen Arbeiten *Konrad Burdachs* über Goethe können wir leider hier nur kurz hinweisen. Der zweite Band der *Gesammelten Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes* behandelt Goethe und sein

Digitized by Google

Zeitalter. Besondere Erwähnung verdient wohl der große Aufsatz über den west-östlichen Diwan. Es handelt sich hier um Forschungen eines unserer vorzüglichsten Gelehrten, weshalb sich jede weitere Empfehlung erübrigt.

Eine wundervolle Ausgabe, ausgestattet mit Porträts, Brief-Faksimiles und farbigen Bildern, vermittelt uns den *Briefwechsel zwischen Goethe nebst dem Weimarer Kreis und Dr. Nicolaus Meyer in Bremen.* Es handelt sich um die erstmalige Wiedergabe des authentischen Textes nach den Originalbriefen. Das Material ist sauber geordnet worden und wohltuend ergänzt durch Stellen aus Goethes Tagebuch, so daß sich alles zu einem schönen Ganzen rundet. Eine einleitende Biographie des Bremer Freundes enthüllt uns das Bild eines Mannes, der von Beruf Arzt war, sich aber in vielfacher Hinsicht als Sammler von Kunstschätzen, als Dichter und als Herausgeber von Zeitschriften betätigte. Er war wohl der Hauptweinlieferant des Goetheschen Hauses, weshalb sich viele Briefe, besonders von Christiane Vulpius, vorwiegend auf Küchen- und Kellerangelegenheiten beziehen. Meyer selbst berichtet von allen seinen künstlerischen Unternehmungen wie auch von seinen Berufsarbeiten, wie wir denn hier eine Familienkorrespondenz vor uns haben, die uns auf das angenehmste in die häuslichen Verhältnisse der damaligen Zeit einführt. Hierin liegt wohl der Hauptwert, während die übrige Ausbeute gering ist. Goethe zeigt sich hier von einer sehr sympathischen Seite, als wirklich gutherziger, hilfsbereiter Mensch, der freilich immer auf seine Kosten kam, aber doch auch wußte, was der Umgang mit ihm solch ergebenen Freunden schenkte. Vielfach würzt feiner und — bei der Vulpius — auch gröberer Humor die Darstellung, die etwas eigentümlich Fesselndes bis zum Ende bewahrt. Auffallend ist, daß in einem so vertraulichen Briefwechsel, der sich über 30 Jahre erstreckt, niemals tiefere, die Weltanschauung berührende Gedanken auftauchen. Es zeigt sich überall jene in Weimar so entwickelte Kunst, das Leben angenehm auszufüllen, es durch Arbeit zu adeln und es durch kein noch so schweres Unglück erschüttern zu lassen. Goethes Sohn und Meyers beide Söhne starben dahin, fast gleichzeitig — aber auch das geht unter in tausend bunten Wichtigkeiten, und der Rest ist jenes Schweigen, das sich beängstigend und fast tragisch auf eine Kultur senkt, die dem Tode nur stumm und achselzuckend zu begegnen weiß, ihn zu überwinden aber nicht die Kraft hat.

Auch in einem hübschen Bande legt der *Insel-Verlag „Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe"* vor, herausgegeben von der sachkundigen Hand *Fritz Bergemanns*, mit Bildbeilagen und Faksimiles ausgestattet. Fast die ganze erste Hälfte verweilt bei der Schilderung der Freundschaft Bettinas mit Goethe, so daß sich ein ganzes Lebensbild jener merkwürdigen, hochbegabten Schwester Brentanos ergibt, deren Seele durch die schwärmerische Liebe zu Goethe unglücklich gespalten wurde, die mit ihren Unberechenbarkeiten und ihrer ungewollt boshaften Schwatzhaftigkeit Goethe viel Sorge machte, deren Liebe er aber duldete, für sich literarisch fruchtbar machte und die er doch nicht erfüllen konnte. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß in Bettinas Liebe viel verborgene Selbstsucht gesteckt habe, und urteilt über sie in allem maßvoll und weise. Gegenüber den drei Bänden von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde hat man hier das Bild, wie es wirklich war, und wird in den Bann einer Persönlichkeit gezwungen, die man bei all ihren Fehlern doch achten muß, deren Fehler zum größten Teil Folgen mangelhafter Erziehung waren, und deren Leben doch alles in allem an der gleichen Liebe zerbrach, aus der es seine Kräfte sog.

Digitized by Google

Goethes *Reise nach Harbke und Helmstedt* erzählt in Vortragsform eine anmutige Episode aus dem Leben Goethes. *Karl Bornhausens „Wir heißens fromm sein"* bietet wertvolles Material zur Kenntnis der Religion der Klassiker und Romantiker, scheint mir aber durch Helmut Groos überholt zu sein. Wir müssen schon grundsätzlicher scheiden zwischen Idealismus und Christentum, wenn wir hier zu Erkenntnissen kommen wollen, die mehr als phänomenologischen Charakter haben. *Etta Federn* versucht in einem flott und anmutig geschriebenen Faustkommentar ihr „persönliches Erlebnis in der Faustdichtung andern weiterzugeben". Wer mit einem Protest gegen all die Gelehrsamkeit, die den Faust überkrustet hat, die Forderung aufstellt, man solle nur Goethe lesen und wieder Goethe und ihn aus sich selbst verstehen, müßte billigerweise selber darauf verzichten, einen Kommentar zu schreiben. Schließlich muß die Verfasserin doch immer wieder auf die Goetheforschung zurückgreifen und vermehrt sie sogar. Immerhin mag das Büchlein manchem wertvolle Anregungen geben, mag auch echte Hingabe an den Geist einer Dichtung lehren. Eine sicherere Führerin kann die Verfasserin nicht sein, da sie aus dem Kreis des Subjektiven nicht herauskommt, auch da nicht, wo es um die tiefsten Dinge, wie Erlösung und Gnade, geht.

Wie groß das Interesse für Goethe ist, beweist auch das Erscheinen der neuen (vierten) Auflage der bekannten Biographie von *Housten S. Chamberlain*. Nach einem vorläufigen Aufriß des äußeren Lebenslaufes und der Hauptlinien der Persönlichkeit versenkt sich Chamberlain in Goethe, den praktisch Tätigen, den Naturforscher, den Dichter und den Weisen. In der tiefbohrenden Analyse der geistigen Zusammenhänge liegt der Hauptwert dieses Werkes, das wie alle anderen des Verfassers nicht frei bleibt von Willkür und Subjektivität. Die arische und antisemitische Tendenz schadet eher, als daß sie irgend etwas erklärt, tut auch, wie Julius Bab inzwischen gezeigt hat, dem Dichter Gewalt an. Sicher ist das Vorwort zur dritten Auflage, das wieder abgedruckt wurde, nicht im Geiste Goethes .... Dieser Hinweis auf ein Werk, dessen Qualitäten schon kritisch festgelegt sind, mag genügen.

Man darf wohl angesichts der wachsenden Literatur über Goethe den Wunsch aussprechen, es möchte die Richtung darin wieder mehr auf das Objektive genommen werden. Andernfalls wird sich die Goetheforschung zu einem Riesenreservoir entwickeln, in dem alle Abwässer moderner geistiger Zersetzung zusammenfluten. Für jeden Unsinn fängt man an sich auf Goethe zu berufen, und es gibt bald keinen Propheten mehr, der sich nicht mit irgendeinem Sprüchlein von ihm schmückte. Hier waren die Wege, die Baumgartner-Stockmann beschritten haben, die richtigen, wie denn dieses Werk das einzige ist, das, den Fortschritten der Forschung gemäß, immer auf der vollen Höhe der Zeit gehalten wurde.

„Goethes Werke", Festausgabe zum 100jährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts. Leipzig 1926. Band 14—18. 8°. je Band 4,80 Mk.

Burdach, Konrad: Vorspiel. II. Bd. *„Goethe und sein Zeitalter"*. M. Niemeyer, Halle 1926. Groß-Oktav. 583 S. Geb. 25 Mk.

Kasten, Hans: „Goethes Bremer Freund Dr. Nic. Meyer". C. Schünemann, Bremen 1927. Groß-8°. Ca. 500 S. Leinen 20 Mk.

Bergemann, Fritz: „Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe". Insel-Verlag, Leipzig 1927. Groß-8°. 490 S. Leinen.

Federn-Kohlhaas, Etta: „Goethes Faust". Harodisch, Max, Berlin 1927. 8°. 92 S.

Becker, Bernh.: „Goethes Reise nach Harburg u. Helmstedt." J. C. Schmidt, Helmstedt 1925. 8°. 36 S.

Bornhausen, Curt: „Wir heißen's fromm sein". L. Klotz, Gotha 1926. 8°. 57 S. Geh. 2 Mk.

Chamberlain, H. S. „Goethe". F. Bruckmann, München 1927. Groß-8°. 800 S. Leinen 12 Mk.

Digitized by Google

Unsere Darstellung von *Georg Brandes* wich erheblich von den Lobeshymnen ab, die dem „europäischen Kritiker" fast allgemein gesungen wurden. Nun zeigt ein mit fabelhafter Belesenheit arbeitender Aufsatz von *J. Overmans* in der Juninummer der *„Stimmen der Zeit"*, wie sehr wir recht gehabt haben. Es wird dort überdies noch nachgewiesen, daß Brandes sogar ein Plagiator größeren Stiles gewesen ist. Als jüngst der jüdische Kongreß in Amerika eröffnet wurde, und dies Ereignis gerade mit dem Todestage von Georg Brandes zusammentraf, weigerte sich der Präsident, der Rabbiner St. Wyse, das Andenken von Georg Brandes zu ehren, indem er durch den Sekretär des Kongresses den anwesenden Journalisten sagen ließ, daß Georg Brandes „nicht zu den großen Juden gehöre und daß daher sein Andenken auch nicht gefeiert zu werden brauche".

*

Auf die Schrift *d'Herbigny's „Das Kreuz unter dem Sowjetstern"* machen wir besonders aufmerksam, einmal weil es sich um eine wahrhaft vorbildliche Reisebeschreibung handelt, die auch literarisch ein Kabinettstück darstellt. Ferner erhält man hier einen vorzüglichen Einblick in das moderne Rußland. Endlich fällt im vierten Kapitel, das einen Diskussionsabend im Moskauer Theater schildert, ein sehr bezeichnendes Licht auf den Hauptvertreter der geistigen und kulturellen Interessen Rußlands, Lunatscharski. Trotz aller Aufklärung kennt man bei uns Sowjetrußland noch viel zu wenig. Es scheint allerdings augenblicklich ein gewisses Erwachen durch alle Länder unseres Kontinents zu gehen. Die Zeit einer Auseinandersetzung naht, die uns noch grausame Überraschungen bringen kann. In d'Herbigny spricht einer der feinsten Geister des neueren Frankreich über diese größte europäische Sorge der Gegenwart.

d'Herbigny, Miguel: „Das Kreuz unter dem Sowjetstern". Verlag der Martinusbuchhandlung, Illertissen (Bayern) 1927. 8°. 100 S. Geh. 2 Mk.

*

Dr. M. *Buchner* hat eine Reihe von Vorträgen verschiedener hochangesehener Verfasser über *Görres* zusammengestellt, auf die wir hinweisen. Der *Jahresbericht der Görresgesellschaft* erzählt auch von den neueren literarischen Bestrebungen, die in der jungen literarischen Sektion dieser Gesellschaft zutage treten. Die Bemühungen sollen vor allem der Erschließung der sogenannten deutschen Barockliteratur gelten, wie der Vorsitzende dieser Sektion, Universitäts-Professor Dr. G. *Müller*, ausführt. Es ist zugleich der Versuch, das 14. bis 17. Jahrhundert als selbständige „Gegebenheit" in der abendländischen Geistesgeschichte zu sehen.

Buchner, M.: „Josef von Görres in „Vergangenheit und Gegenwart". R. Oldenbourg, München 1927. 8°. 112 S. Geh. 4,20 Mk.

Jahresbericht der Görresgesellschaft 1925/26. Bachem, Köln 1927. 8°. 159 S.

Verschiedenen unserer Freunde, wie Johannes Mumbauer, Schrott-Fiechtl, Johannes Mayrhofer, sprechen wir die herzlichsten Glückwünsche zu ihren Geburtstagsfeiern aus. Man wird verstehen, wenn wir nur in seltenen Ausnahmefällen Tagesereignissen, die als solche doch mehr zufälliger Natur sind, im „Gral" ausführliche Artikel widmen. Mit der Zahl der deutschen Dichter und Schriftsteller steigt natürlich auch die ihrer Jubiläen, ganz abgesehen davon, daß wir hundert Jahre nach unserer Klassik und Romantik auch da bedeutende Gedenktage die Masse haben. So genüge denn der kurze schlichte Gruß des Mitarbeiters am gleichen großen Werk, dem sie alle dienen, und das seinen Lohn in sich trägt.

*

Digitized by Google

Der Künstler und der Weise

Von Gottfried Hasenkamp

EIN schmales Buch liegt vor uns[1], auf dessen noch nicht 100 Seiten sich hinter dem grundsätzlichen Titel eine Fülle persönlichen Lebens vor selten klarem sachlichem Hintergrunde ausbreitet. Dies Buch gibt eine sehr tröstliche Antwort auf die wenig trostvolle Situation der Kunst und des Künstlers in unserer Zeit. Tröstlich, weil es eine konkrete Antwort auf eine konkrete Situation gibt, eine grundsätzliche Antwort auf eine persönliche Entwicklung, die neben den exzentrischen Zügen persönlicher Art, die ihr anhaften, einen typischen Fall darstellt und, wiewohl in französischer Eigenart und Umgebung verlaufen, eine lebendige Lehre von allgemeinem Anspruch ist.

Der Dichter Jean *Cocteau* beginnt seinen Brief an Jacques Maritain, den Philosophen, mit einem Vorspruch, in dem er schildert, wie er um Ostern 1917 in Rom mit dem Maler Picasso durch die Straßen geht und sie dann auf Picassos Vorschlag eine Kirche betreten. Aber diese ist „voll von Gläubigen, Lichtern, Musik und Gebet", so daß sie keinen Einlaß mehr finden können. Sie gehen in eine andere und müssen wiederum, aus dem gleichen Grunde, umkehren. Da sagt Picasso nach langem, schweigendem Nebeneinandergehen: *„Wir leben wie die Hunde."* Schlaglichtartig ist damit das Ergebnis eines Künstlerlebens beleuchtet, das Cocteau immer im Vortrupp der neuen und neuesten Kunstbewegung gesehen hat. Er ist auf der Suche, auf einer schon mehr hysterisch-angstvollen Jagd, nach seinsmächtiger, eigensinnvoller Kunst gewesen, die sich aus den Schlingen niederer Zwecke und Dienstbarkeit löst — und das Ende ist dies: Wir leben wie die Hunde. Wir haben den geistigen Faden unseres Daseins verloren, der uns wie das Knäul der Ariadne durch das Labyrinth eines seiner natürlichen Ordnung und seiner Zuordnung zur Übernatur abtrünnig gewordenen Lebens und Schaffens geleitet. Er ist am Ende.

Aber er will dies Ende nicht anerkennen. Mitten in den Strömungen des grund- und weglosen Flusses seiner unklaren Ahnungen, die ihn schweigen heißen „bis zur neuen Ordnung", sucht er das feste Land des Seins zu erreichen, auf dem unsere Füße nur die goldenen Straßen des Glaubens und der Erkenntnis zu gehen brauchen, um jenes ungeschaffene Sein zu finden, das, Wahrheit und Schönheit in einem, das Verlangen des Künstlers wie des Weisen stillt aus unendlicher vollkommener Fülle. „Geh beichten und kommunizieren", rät Max Jacob, als die Gnade an Cocteaus Seele den Tod seines Freundes Radiguet als Messer angesetzt hat, um ihn, wie er schreibt, „ohne ‚Chloroform' zu operieren". Aber statt des „Opferbrotes", das ihm geboten wird, wählt er das Opium. „Die Flucht in die Krankheit" würde Freud analysieren. Aber „das Opium gleicht der Religion genau so viel, wie eine Illusion Jesus gleicht". Es nimmt ihn in die weichen und lauen Arme seiner verdämmernden Träume und Wonnen, bis es seinen Willen ganz umstrickt hat in seiner wie mit lässig nur halbgeöffneten Augen freundlich spielenden List. Und nun ist es auf einmal riesenstark, ein teuflischer Vampir, der einen willenlosen Zwerg aussaugt. Aber Cocteau findet zurück. Er wird geheilt

[1] *„Der Künstler und der Weise."* Jean Cocteau: Brief an Jacques Maritain. Jacques Maritain: Antwort an Jean Cocteau. Herausgegeben von Karl Eschweiler, übertragen von Maria Sibylla Dahmen. Dr. Benno Filser-Verlag, Augsburg. Geb. 3,60 Mk., in Ganzleinen 5,20 Mk.

Digitized by Google

und wählt statt der Illusion die Wirklichkeit. Im Hause Maritains stürzt ihn die Gnade hinaus in das bis zum ewigen Grunde durchsichtige Meer des göttlichen Glaubens. Es findet heim zur Kirche und zum Brote ihres Opfers und lernt allen Versuchungen eines falschen, durch die Sinne den Geist knechtenden Mystizismus gegenüber von der hl. Theresia von Lisieux, daß das Opfer allen Ekstasen vorzuziehen ist. „Ein Dichter sollte sich dieses Wort aufs Herz tätowieren", sagt er deutlich genug.

Die Entwicklung wäre eine persönliche Angelegenheit, wenn Cocteau nicht zugleich ein Dichter wäre. So muß sich seine Kunst mit ihm bekehren. Wo seine Seele nun dem ungeschaffenen Sein anhängt in Glaube, Hoffnung und Liebe, soll es auch die Kunst, um den Strahl der Schönheit, der ungeschaffenen und der geschaffenen, die eine Schöpfung der ungeschaffenen ist, aufzufangen im Werk. So sucht er nach der Wahrheit über die Kunst. „Die Kunst fürs Volk ist ebenso abgeschmackt wie L'art pour l'art. Ich schlage vor: Die Kunst für Gott." Der objektive, zweckgelöste Sinn der Kunst leuchtet ihm auf. Er will keine religiöse Kunst in dem Sinne, daß die Kunst zum Anwalt fragwürdiger kleinmenschlicher Frömmigkeitsanmutungen herabgewürdigt wird. Sie soll in der Ordnung Gottes stehen und die vielfachen großen und kleinen Strahlen der Schönheit fassen in ihr Bild. Er beginnt diese Würde der Kunst erst ahnend zu begreifen. So sagte er selbst von seinem Schreiben: „Dieser Brief riecht ja noch nach dem geheiligten Nebeldunst."

Diese Ansicht bestätigt ihm Jacques *Maritain* in herrlich diskreter, liebevoller und präziser Weise, indem er in seiner Antwort die Eierschalen der Vergangenheit, die den Ausführungen Cocteaus noch anhaften, abstreift, ohne sie auch nur die leiseste moralische Überhebung ankommen zu lassen. Wenn man etwas wissen möchte über das Charisma der Seelenführung, dann muß man diesen Brief lesen. Er ist ein kleines Wunder an konkreter Erfassung einer bis an den Rand des Exzentrischen persönlichen Situation, die, unmerklich fast, in das reine und ruhevolle Licht einer ebenso umfassenden wie unterscheidungsreichen Klarheit in den Grundsätzen gerückt und so geklärt wird. Maritain zeigt Cocteau, wie ihm seine Opiumleidenschaft tatsächlich geholfen hat. „Auch ein Weg", hat Claudel dazu bemerkt. „Das ist aber, wie wir es nennen, eine Wirkung per accidens", die das Böse nicht gut, aber den Plänen der Vorsehung dienstbar macht. „Die Gnade ist mächtiger im Aufbauen als die Verderbnis im Niederreißen." Das macht die Sünde nicht geringer, die in Wirklichkeit „ein Gottesmord" ist, „eine Tat, welche die allschaffende Liebe ans Kreuz" schlägt, deren Geheimnis wir nicht erfassen können und deren schreckliche Natur wir nur „aus der Klage der verstörten Kirche in der Karwoche und aus dem grausigen Spiegel der Weltnot" ein wenig zu ahnen vermögen. Maritain zeigt Cocteau, wie er „den Mohn für den Paraklet" genommen, das Opium in schlimmstem Umsturz der Seinsordnung als Wegbereiter eines geistigen Lebens" aufgefaßt hat. „Quietismus in Pillen — Sakrament des Satans" ist sein Urteil. Aber Cocteau ist genesen: „Ich sah Sie mit göttlicher Gier — quasi modo geniti infantes — an der Brust der Kirche die jungfräuliche Milch des Glaubens trinken." Und dann kommt er auf die Kunst zu sprechen, die nach einem Worte Dantes „die Enkelin Gottes" ist. „Die Kunst wird mißhandelt und geschändet von dem Dämon der Selbstsucht, der mit allem, mit der innersten Schwachheit wie mit der Hingabe des Menschenwesens, ja, sogar mit Gott Geschäfte machen möchte." „Aber Gott kann man nichts vor-

Digitized by Google

machen, er verachtet die Literatur." „Hier ist der springende Punkt: Die Kunst ist das Gleichnis der Gnade. Dichtkunst und Heiligkeit stehen zueinander im Verhältnis der Analogie." „Aus der Verkennung dieses Analogiebegriffes kommen alle Irrtümer über das Wesen der Kunst. Die einen übertreiben die Ähnlichkeit und verwechseln die Kunst mit der Mystik, die anderen entleeren sie und machen aus der Kunst ein Handwerk, eine Technik." „Doch die Kunst ist von oben, nicht wie die Gnade, die wesenhaft übernatürlich ist und uns an Gottes eigenem Leben teilnehmen läßt. Aber die Kunst ist das vollkommenste natürliche Ebenbild des göttlichen Wirkens." Maritain präzisiert dies „natürlich" als „im Gegensatz zur übernatürlichen Gnade Christi" gesagt. In anderer Hinsicht kann man die Kunst, insofern sie über die sinnliche Natur und alle Gesetze der körperlichen Welt hinausragt, ihr Seinswert also der transzendentalen Ordnung angehört, auch übernatürlich nennen. „Die Worte, die Rhythmen sind für ihn (den Dichter) nur der Stoff. Daraus schafft er ein Objekt, das den Geist erfreut durch einen Abglanz aus der großen Sternennacht des Seins. So erfaßt und entbindet der Künstler aus den Sinnendingen ein wenn auch noch so schwaches Zeichen jener Geistigkeit, die sie in sich bergen; sein tastender Blick begegnet im Schoße des Geschaffenen dem Auge Gottes." Man macht sich schlecht einen Begriff von dem Reichtum und der Fülle der Unterscheidungen, mit denen der Philosoph unserer Zeit, auf den Prinzipien des hl. Thomas fußend, Erkenntnisse über die Kunst ausspricht, die nur darum so neu anmuten, weil sie wahr sind. Die Wahrheit ist immer ultramodern.

In klaren und reinen Unterscheidungen bespricht Maritain u. a. auch, frei von aller leichtfertigen Unterschätzung der Gefahren, die hier liegen, wie von jenem pharisäischen Moralismus, mit dem man sich so gern seine Tugend zu bescheinigen pflegt, die Darstellung der Sünde im Ganzen der Kunst. Er geht dann auf die Freiheit der Kunst ein und entgegnet Cocteau auf seine Ablehnung einer „religiösen Kunst", daß es sehr wahr bleibt, daß Gott keine „religiöse Kunst" oder „katholische Kunst" verlangt, mit Ausnahme der kirchlichen Kunst, die religiös und theologisch sein muß. Er will nur die Kunst, die ganze Kunst ist, aus der die leuchtenden Augen der „Sternennacht des Seins" blicken. Diese Kunst ist eine strenge Herrin und ein dorniger Weg durch die Gefahren zwischen Glaube und Schönheit. So findet Maritain zum Schluß die wundervollen Worte: „Ihr werdet nur standhalten durch die Gnade. Die Weise des Handelns entspricht der Eigenart des Zieles: *Die Kunst für Gott* setzt *Gott in der Seele* voraus. Mit der Eucharistie werdet ihr das Unmögliche vermögen, den Lorbeer des echten Dichters zu gewinnen, ohne als Mensch daran zu verderben."

Dieser Hinweis, der nur einen dürftigen Einblick in die Fülle von Gedanken und Andeutungen in den beiden Briefen und namentlich den Reichtum und die Klarheit der Unterscheidungen in der Antwort Maritains geben kann, hat seinen Zweck erfüllt, wenn er seine Leser dazu bewegt, das Buch zu lesen. Wie Karl *Eschweiler*, der Herausgeber, in seiner klaren und schönen Einleitung bemerkt, ist die erste Absicht der Übersetzung und Herausgabe dieses Büchleins gewesen, „dem Suchen unserer jungen ernstlichen Künstler ein wenig zu helfen". Darüber hinaus soll es ganz allgemein zu einer richtigen Einschätzung der Kunst anleiten, die ein Gleichnis des Schöpfertums Gottes ist, in dem der Samen der ungeschaffenen Schönheit, den Gott in die geschaffenen Dinge gelegt hat, aufgeht zu strahlender Blüte.

Digitized by Google

Theater und Drama

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

JE höher eine Idee, um so größer sind die Schwierigkeiten, die sich ihrer künstlerischen Erfassung, Durchdringung und Gestaltung in den Weg stellen. Gilt dieser Satz allgemein, so gilt er doppelt gegenüber der höchsten Idee, die wir kennen, gegenüber der Idee katholischen Christentums in seiner gottverwurzelten Tiefe und weltumspannenden Weite. Man wird nicht erwarten können und dürfen, daß der heilige Baum der Kirche allzeit im vollen Schmuck lieblicher Blüten der Kunst stehe, man wird vielmehr dankbar und zufrieden sein müssen, wenn eine gesegnete Knospe schwillt und ihr Blütenwunder enthüllt. Lange schon harren wir Deutsche mit Sehnsucht des großen Dichters unseres Stammes und Blutes, der uns die Wunder unseres Glaubens künde, aber unsere Hoffnungen trogen bislang; über guten Willen und verheißungsvolle Anfänge kam noch keiner hinaus. Glücklicher ist es in solcher Hinsicht um unser französisches Nachbarvolk bestellt, das in *Claudel* einen Dramatiker erhielt, wie er selten ist in unserer Zeit des mäßigen Niveaus. Gewiß ist es begeisterte Übertreibung, wenn Ch. L. Philippe ausruft: „Wissen Sie, daß wir einen Dichter haben, so groß wie Dante?" oder wenn Romain Rolland Claudel als „dichterisches Genie von homerischer Größe" bezeichnet. Indessen legen solche Aussprüche Zeugnis ab von dem gewaltigen Eindruck, den die Gestalt Claudels auf produktive Geister von unbestrittenem Rang ausübt, und wenn ein Dichter wie Thomas Mann über die „Verkündigung" schreibt, sie sei „das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das ihm seit Jahren beschieden war", so spricht aus solchen Worten bestimmt keine kritiklose Voreingenommenheit, um so weniger, als in diesem Falle die weltanschaulichen Berührungspunkte nur gering sind. Paul Claudel ist ein katholischer Dichter von starker Prinzipienfestigkeit, die ihm nicht ohne schwere innere Kämpfe zu eigen wurde, katholisch allerdings nicht in dem Sinne, daß er in seinen Dichtungen Heiligengestalten auf Goldgrund malte, im Gegenteil, was er mit Bezug auf die „Verkündigung" sagte, das gilt für jedes seiner Werke: „Nicht Heilige wollte ich darstellen, sondern schwache Menschenwesen, die der Gnade bedürfen. Und so steigt denn der Dichter herab in die Herzensnähe der Menschen, in jenen Bezirk, wo über Sündenfluten die Taube der Gnade schwebt. Claudel ist aber nicht nur Katholik, er ist Franzose zugleich, ein Franzose, der als Katholik die Geschichte seines Landes kennt, den infolgedessen sein Herz hinzieht zu den heiligen Königen von Frankreich, zum Lilienbanner der Bourbonen. Keine Frage, daß diese seine Einstellung die internationale Bedeutung des Dichters, der übrigens, wie bekannt, trotz seiner royalistischen Gesinnung als Botschafter im diplomatischen Dienst der Republik steht, etwas einengt, daß sie seiner Katholizität Schranken auferlegt, die weder weltanschaulich noch künstlerisch bedingt sind, daß man in seiner Einstellung zu den Dingen ein klein wenig Ressentiment bemerkt, daß der Gedanke an „Action française" und „camelots du roi" hier und da flüchtig die Phantasie streift. Das alles will indessen wenig besagen gegenüber der warmen Menschlichkeit, die in den Dichtungen Claudels wohnt. Er ist kein kalter Fanatiker der Idee, sondern einer, der mit aufgeschlossenen Sinnen durchs Leben geht und die Sprache der Herzen versteht, ein Dichter also, der wohl verdient, daß auch wir Deutsche uns um ihn

Digitized by Google

bekümmern, mag er auch zu jenen gehören, die in der Zeit losgelassener Gefühle seinem Chauvinismus in antideutscher Betätigung die Zügel schießen ließ.
Im Mittelpunkt der Handlung des „*Bürgen*", der kürzlich seine deutsche Uraufführung erlebte, steht die lichtumwobene Gestalt der Sygne von Coufontaine. Als sie ein kleines Mädchen war, da stand sie, Hand in Hand mit ihrem Vetter Georg, Grafen von Coufontaine, am Blutgerüst, darauf beide Elternpaare zugleich hingerichtet wurden. Später, als Georg sein Leben dem Könige weihte und als Verbannter umherirrte in fremdem Land, war es Sygne, die das verzettelte Gut des Hauses Coufontaine in nimmermüdem Fleiße sammelte. die selbst die Mithilfe des Barons Toussaint Turelure nicht verschmähte, des durch die Revolution emporgekommenen Sohnes ihrer Magd, an dessen Händen vergossenes Adelsblut klebt. Sie hütet den Stammsitz der Coufontaine, hütet ihn für die letzten Sprossen des Geschlechts, die Kinder Georgs. Als sie aber erfahren muß, daß eine tückische Krankheit sie mitsamt der Mutter dahingerafft habe, da überläßt sie sich nicht der Verzweiflung. Tapfer reicht sie dem Vetter, der sie zum Weibe begehrt, die Hand; wie ein Heiligtum nimmt sie den symbolischen Handschuh, das Zeichen innigster Verbindung und unwandelbarer Treue, entgegen. Die letzten beiden des Geschlechts, sie wollen zusammenstehen gegen eine Welt von Feinden, tapfer und treu. Coufontaine adsum! So lautet der alte Wahlspruch.
Der Graf von Coufontaine hat schier Unglaubliches gewagt. Während Napoleon im fernen Rußland weilt, hat er den Papst, den dieser gefangenhielt. aus seinem Gefängnis befreit und auf sein Schloß gebracht. Er ist ihm der Bürge Gottes selbst, von dem er verlangt, er solle sich entscheiden für oder wider Cäsar. Voller Inbrunst bedrängt Coufontaine den Papst, er solle mit ihm fliehen nach England hinüber; jedes Argument zerschellt an der stärkeren Argumentation Petri. Man kommt zu keiner Entscheidung, und während der Papst noch verborgen auf dem Schlosse weilt, erscheint plötzlich Turelure, dessen Spürnase die Zusammenhänge gewittert hat. Er kann und wird sich des Papstes bemächtigen, kann und wird Georg von Coufontaine verderben, es sei denn, daß Sygne, die er seit Jahren liebt, die Seine wird. Voller Entsetzen wendet sich Sygne von solcher Zumutung ab; aber eindringlich wird ihr durch den Mund des Pfarrers Badilon die ungeheure Mission, zu der sie berufen ist, vor die Seele gestellt. Sie und nur sie kann den Vater der Christenheit retten, retten durch das schimpflichste Opfer, das sich ausdenken läßt. Es ist ein furchtbarer Kampf, den Sygne zu bestehen hat, ein Kampf, aus dem die christliche Seele als Siegerin hervorgeht: um der größeren Treue willen wird sie treulos gegen Georg, opfert sie ihr Alles um der höheren Verpflichtung willen.
Die hier geschilderte Szene ist die stärkste des ganzes Stückes. Es sei um der besseren Charakterisierung willen erlaubt, eine Textprobe, die gleichzeitig für die hohe Qualität der Übersetzung *Albrecht Josephs* Zeugnis ablegen möge, zu geben.
Sygne: Also soll ich, Sygne, Gräfin Coufontaine, aus freien Stücken heiraten Toussaint Turelure, Sohn meiner Magd und des Hexenmeisters Quiriace. Heiraten soll ich ihn im Angesicht des dreifaltigen Gottes und ihm Treue schwören, und wir sollen uns den Trauring an den Finger stecken. Er soll Fleisch sein von meinem Fleische und Seele von meiner Seele, und was Jesus Christus zur Kirche ist, soll Toussaint Turelure sein zu mir, untrennbar. Er, der Schlächter von 93, triefend vom Blute der Meinen, er soll mich jeden Tag in die Arme nehmen, und nichts

Digitized by Google

soll an mir sein, was ihm nicht zu eigen wäre, und soll von ihm Kinder gebären, in denen wir vereint und verschmolzen sein sollen ... Die Treue, die ich gelobt habe, soll ich brechen. Meinen Vetter haben alle verraten, und nichts mehr hat er als mich allein, und auch ich soll ihn im Stiche lassen als letzte! ... Von den beiden Händen, die einander noch eben erst glühend preßten, ist meine falsch! ... Sie schweigen, mein Vater, und sagen nichts weiter zu mir!

Badilon: Ich schweige, mein Kind, und mich schaudert! Ich erkläre dir, daß weder ich noch die Menschen noch Gott selbst ein solches Opfer von dir fordern.

Sygne: Und wer denn nötigt mich dazu?

Badilon: Christliche Seele! Kind Gottes! Du selbst mußt es tun aus freien Stücken.

Sygne: Ich kann nicht.

Badilon: Rüste dich denn. Ich schicke mich an, dich zu segnen und dich zu entlassen.

Sygne: Mein Gott! Du siehst ja doch, daß ich dich liebe.

Badilon: Aber nicht zum Anspeien, der Dornenkrone, dem Sturz aufs Gesicht, der Entkleidung und dem Kreuz.

Sygne: Du siehst mein Herz!

Badilon: Aber nicht durch diese klaffende Wunde an meiner Seite.

Sygne: Jesus! Mein süßer Freund! Wer ist all die Zeit mein Freund gewesen außer dir? Es ist hart, dich jetzt zu betrüben.

Badilon: Aber leicht ist es, deinen Willen zu tun!

Sygne: Es ist hart, mich zu scheiden von dir zum ersten Male.

Badilon: Aber süß ist, zu sterben in mir, der ich die Wahrheit bin und das Leben.

Sygne: Herr, kann es sein, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!

Badilon: Doch immerdar geschehe dein Wille und nicht der meine!

Sygne: O du mein Gott, wenn ich dir alles lasse, so tu auch du an deinem Teile, tu etwas für mich. Säume nicht und nimm mein elendes Leben von mir zu dem übrigen!

Badilon: Doch immerdar ist einzig dir gegeben, den Tag zu kennen und die Stunde.

Sygne: Lamm Gottes, das du tilgest die Sünden der Welt, erbarmst du dich meiner?

Badilon: Er ist ja schon mit dir.

Sygne: Herr, dein Wille geschehe und nicht der meine!

Badilon: Ist es wahr, mein Kind, und ist alles vollbracht?

Sygne: Und nicht der meine! ... Herr, dein Wille geschehe und nicht der meine!

Der letzte Akt zeigt Höhepunkt und Ende des Opferlebens. Sygne hat Turelure einen Sohn geboren, der gerade getauft wurde zu Paris, während draußen die Kanonen donnern. Denn die Alliierten stehen vor der Stadt, deren Befehlshaber Turelure ist. In seiner Hand liegt das Schicksal von Paris, ja, das Schicksal Frankreichs. Wem er die Schlüssel der Stadt übergeben wird, der wird als der rechtmäßige König gelten. Turelure aber legt dieses Schicksal in die Hand seiner Frau. Sie soll den Abgesandten des Königs empfangen, ihm die Bedingungen mitteilen, von denen keine zurückgenommen werden kann. Der Abgesandte aber ist niemand anderes als Georg, Sygnes Vetter, von dem Turelure zudem verlangt, daß er sein Erbe seinem und Sygnes Sohne übereigne. Da keine andere Möglichkeit, zum Ziele zu kommen, besteht, willigt Coufontaine ein und unterzeichnet den schmählichen Vertrag, den er indessen gewillt ist, nicht in Kraft

Digitized by Google

treten zu lassen. Nachdem Turelure alle notwendigen Anordnungen getroffen, richtet Georg die Waffe auf ihn, um den König von seinen schimpflichen Verpflichtungen zu befreien. Da ist es Sygne, die sich im letzten Augenblick vor den verhaßten Gatten wirft, mit ihrem Leben das seine erhaltend. In ihrem Blute liegen die beiden Letzten aus dem Stamme der Coufontaine, während der Schurke Turelure am Leben bleibt und gar Minister des Königs wird.
Dies der Inhalt des mit Spannungen geladenen Dramas, in dem nur der erste Akt einer gewissen Verdichtung bedürfte, ein Inhalt, restlos durch edelste Form gebändigt. Insbesondere die schwere hymnische Sprache ist von starkem Reiz, und es ist ein großes Verdienst des Übersetzers, daß er viel von diesem Reiz auch ins Deutsche hinübergerettet hat. Schon die Lektüre des bei *Jakob Hegner in Hellerau* erschienenen Buches bildet einen reichen Genuß für sich.

*

Nun ist also neuerdings auch *Stephan Zweig*, ausgestattet mit der Wünschelrute eines sicheren theatralischen Instinkts, unter die Schatzgräber gegangen, und sein guter Stern wollte es, daß er zufällig in die gesegneten Gefilde der elisabethanischen Komödie gelangte, wo es mehr verschüttete Bühnendichtungen auszugraben gibt als einbalsamierte Pharaonen im Tale des Nils. Freilich ist mit einer bloßen Ausgrabung nichts getan; denn das Drama ist keine Museumsangelegenheit noch auch ein Doktorandenparadies, sondern vielmehr etwas, das nur in engster Beziehung zum lebendigen Theater künstlerisch fruchtbar zu machen ist. Nicht um ein philologisch treues Übersetzen wird es sich hier handeln können, sondern um ein Nach- und Neudichten, um ein Erfüllen des alten Stückes mit dem Blute der Gegenwart. Zweig ist solch schwierige Operation in erstaunlichem Maße gelungen. Ohne dem ursprünglichen Wesen der Dichtung Gewalt anzutun, hat er den „*Volpone*" des *Ben Jonson* mitten in unsere Zeit hinein verpflanzt und unserer an guten Dramen so armen Bühne ein Stück geschenkt, dessen theatralische Wirkung enorm ist.
Als eine „lieblose Komödie" wird der „Volpone" bezeichnet, und das mit Recht. Die Komödie ist bekanntlich immer Ausdruck des Pessimismus wie die Tragödie solche des Optimismus. Der Komödiendichter sieht die Dinge, wie sie sind; er glaubt nicht an eine Entwicklung zum Besseren wie der Tragiker, der über dem traurigen Individualschicksal, über dem Sturze des Helden, die Idee triumphieren läßt. Lachend geht die Komödie über alles Menschliche, Allzumenschliche hinweg: so ist das Leben; ändert's, wenn ihr könnt; mich kümmert's nicht! Immer waren es moralische Verfallzeiten, in denen sie am besten gedieh, und so braucht es nicht wunderzunehmen, wenn sich unsere heutige Zeit mit ihren gelockerten Bindungen aus einem Gefühl der Wahlverwandtschaft heraus zur elisabethanischen Epoche hingezogen fühlt. Der Tanz ums Geld, der den einzigen Inhalt des „Volpone" bildet, er ist wahrhaftig kein Specificum von Anno dazumal, und heute haben die bitteren Verse ihre Gültigkeit:

„Das Geld, das Geld regiert die Welt.
Kein Kaiser, der so Hofstaat hält,
So herrisch heischt, daß man ihm schranzt
Und strack nach seiner Pfeife tanzt.
Weiß Gott, solang die Welt besteht,
Hat sie sich nur ums Geld gedreht,
Und so wie heut' bleibt's allezeit

Digitized by Google

Und allerorts und jederlands —
Der gleiche Pfiff und Tölpeltanz,
Der alle Welt zum Narren hält,
Der Tanz ums Geld, der Tanz ums Geld!"

Ums Geld also geht es in diesem Stück. Volpone, der schlaue Fuchs, besitzt es, ohne daß es ihn glücklich macht, ohne daß er damit etwas Gescheiteres anzufangen wüßte, als es zu vermehren, um mit seiner Hilfe seine Launen zu befriedigen. Das Wissen von seinem Reichtum aber genügt in Verbindung mit einer geschickt gespielten Krankheit, um ein ganzes Heer von Erbschleichern mobil zu machen, die ihm nun ihrerseits ihr Geld bringen, um ihn sich günstig zu stimmen. Es meldet sich die ganze Serie der von der Comedia dell' arte her bekannten stehenden Masken, die sich im Tanze um das goldene Kalb vereinigt. Da ist zunächst der leichtfertige, frischfreche Arlecchino, hier ein lustiges Schmarotzerchen, das den schönen Namen Mosca, zu deutsch Schmeißfliege, trägt, wie denn jeder Personenname einer Tierbezeichnung entspricht. Da ist die Gestalt des Dottore, hier ein Notar Voltore, ein pfiffiger, schurkischer Advokat, der seine juristischen Kniffe in den Dienst der Erbschleicherei stellt. Da ist der Typ des Geizigen, der alte Wucherer Corbaccio, der den eigenen Sohn enterbt, um selbst der Erbschaft des Volpone, wie er glaubt, sicher zu sein. Da ist der Kaufmann Corvino, dessen Eifersucht nur durch seine Geldgier übertroffen wird, die so weit geht, daß er seine eigene Frau zu verkuppeln bereit ist. Da ist der Capitano, ebenfalls eine stehende Figur des italienischen Stegreifspiels, die in gerader Linie vom miles gloriosus des seligen Plautus abstammt. Da ist schließlich noch das für Geld gefällige Mädchen, die Courtisane, der es der Reichtum des Volpone angetan hat. Sie alle drängen sich in tollem Wirbeltanz um den angeblich Totkranken, der sie alle übertölpelt, um schließlich in die selbstgegrabene Grube zu fallen und all sein Geld an Mosca, den unverbesserlichen Bruder Leichtfuß, zu verlieren, von dem man nur die eine tröstliche Gewißheit hat, daß er alles, was rund ist, zum Rollen bringen wird.

All das ist im ganzen wie im einzelnen mit einem diabolischen Humor, einem in der Erfindung unerschöpflichen Witz gestaltet. Es wird da nicht etwa darumherumgeredet; es geht jedesmal unbedingt aufs Ganze, und die Dinge werden beim rechten Namen genannt. Dieser Name ist meistens nicht fein, und es wird manchen geben, der mit Recht an den Derbheiten und Eindeutigkeiten des Stückes Anstoß nimmt. Im übrigen ist eine dramaturgische Säuberung für Aufführungszwecke ohne Gefährdung der künstlerischen Wirkung durchaus möglich, so daß ein Ärgernis nicht zu entstehen braucht. Auch wäre es zu wünschen, daß eine etwaige Buchausgabe des Stückes, das vorerst nur als unverkäufliches Bühnenmanuskript des Theaterverlages *Felix Blochs Erben* vorliegt, die zu beanstandenden Partien fortließe. Ist also, wie gesagt, manches derb, grob, ordinär, so wird man doch bei allem nicht sagen können, daß der Komödie der sittliche Ernst abgeht, im Gegenteil! Schroffer ist wohl kaum je in der Literatur abgerechnet worden mit der menschlichen Gemeinheit, wie dies hier der Fall ist, und darum möchte man trotz mancher Bedenken das Stück passieren lassen.

*

Digitized by Google

Lebensromane großer Tondichter

Von Dr. Keulers, Münster

DIE Lebensbeschreibung großer Menschen kann eigentlich nur der Roman sein. Sie wird ein Roman, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: erstens, wenn der Mensch, dessen Leben zu beschreiben ist, aus der Masse der Herdenmenschen herausragt als Kämpfer oder Dulder, als Former oder Schöpfer oder als ein durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichnetes Geschöpf; zweitens, wenn der Autor dieser Biographie selbst ein gottbegnadeter Lebenskünstler ist. Nur dann kann er der Mit- und Nachwelt zum Interpreten eines Menschenschicksals werden, das sich zwar auch in Fleisch und Blut abspielte wie das unsrige, seinen Träger aber mit dem Nimbus der Unsterblichkeit krönte und darum verdient, dichterisch nachgebildet zu werden.

Nun ist es für den Leser allemal ein unbehagliches Gefühl, erkennen zu müssen, daß der Autor eines solchen Lebensromans seinem Stoff und seinem Helden nicht gewachsen ist, wie wir das bei der steigenden Vorliebe für Lebensromane wiederholt haben feststellen müssen. Wem es aber gelingt, das Leben eines wahrhaft großen Menschen in seiner Seele nachzuleben und episch zu gestalten, wie es *A. E. Brachvogel* in *„Schubart und seine Zeitgenossen"* oder *Karl Petzel* in *„Karl Maria von Weber"* oder endlich *Janetschek* in seinem Beethoven-Roman *„Der Titan"* gelungen ist, dem sind wir zu Dank verpflichtet. Und wenn nur der den Dichter versteht, der in Dichters Lande geht, dann gibt es für das Verstehen eines Tondichters kaum eine andere Möglichkeit als die Vertiefung in die zeitgenössischen Geschehnisse. Oder ist Musik etwas anders als das ins Absolute übersetzte Erleben der Seele eines Volkes, das ein Gottbegnadeter erlauscht hat und in seiner Sprache, in Tönen und Akkorden wiedergibt?

Brachvogel geht in seinem zweibändigen, im vergangenen Jahre neu aufgelegten Schubartromane anscheinend darauf aus, zu beweisen, daß die Zeit und nur die Zeit aus Schubart das gemacht habe, was er gewesen: „Der Lichtbringer, der Prometheus, dem Schiller und Goethe, ja, das aufatmende deutsche Volk selbst die Titanenfackel aus der erlahmenden Hand genommen, während die Geier ihm auf dem Ascheberg an der Leber nagten". (Vorwort.) Christian Friedrich Daniel Schubart († 1791), der Sohn des Organisten Johann Jakob Schubart, zuerst bekannt geworden durch seine unerhört dreisten Preußenlieder, „Der Schandbub von Nürnberg, der tolle flotte Bursch, der Renommist und Schuldenmacher von Erlangen", ging, vom Vater gezwungen, zunächst ohne Einwendung in „das gottgelehrte Joch" der Theologie hinein. Was er eigentlich wollte, wohin ihn sein Talent dränge, wußte er wohl selbst nicht. Er hatte gar so viele Talente, war gleich bewundert, wenn er komponierte oder phantasierte, ein glücklicher Versifex und Improvisator, ein glänzender Redner, dem flammender Ernst, schauernde Tragik ebenso wie drastischer Witz, das Impromptu wie die Dithyrambe, die Zote wie die Hymne, die süße Konversion wie Wirtshausschwank und Eulenspiegelei gleich sehr zu Gebote standen. Jede von seinen Künsten liebte er, aber noch mehr die Polyhistorie, die schimmernde Kunst, zum Staunen der Welt mit beiden Füßen zugleich aus einem Gebiet ins andere zu springen. Von seiner Abneigung gegen die Theologie hat er später keinen Hehl mehr gemacht, als Musiker ist er Virtuose geblieben. Aber diese seine Musik ebnete ihm den Weg an den Hof des

Digitized by Google

Herzogs Karl Eugen von Württemberg, in eine Welt des schlimmsten Hofschranzentums. Der Mittelpunkt dieser Welt, Franziska von Leutrum, die Mätresse des Herzogs, wird ihm zum Verhängnis. Brachvogel widmet der Rolle, die diese Frau in der Geschichte Württembergs gespielt hat, den größten Raum seines Werkes. Schubart erlaubt sich eine Zärtlichkeit zu ihr, wird verbannt und kommt nach München, wo er die „Deutsche Chronik" beginnt, eine Zeitung, für die der junge Schiller in der Militärschule den letzten Heller seiner Barschaft ausgab, aus der er den zornig wilden Freimut für die „Räuber" gewann. Schubarts „Deutsche Chronik" war „das Drommetengeschrei des neuen deutschen Zeitalters, die Apokalypse der Freiheit, die neue Theologie der selbst im Irrtum göttlichen Natur im Menschen, das hohe Trauerspiel menschlichen Vermessens". (II. 257.) Schubart mußte sich für sie auf dem Ascheberg zu lebenslänglicher Kerkerhaft in Eisen schmieden lassen. Goethe empfing, als er den gefesselten Schubart dort besuchte, die Idee zum „Gefesselten Prometheus"; der Dulder selbst überlebte seine Befreiung durch Franziska nicht lange. Die Freiheit war sein Tod. Brachvogel faßt die Bedeutung des trefflichen Mannes in die Worte: „Füget sein Bild nur ein, ganz tief unten — in den Sockel unserer Dichterfürsten, denn er war ihr Sockel, er war ihre Schwelle, war der erste kühne Mann, der in Deutschland das freie Wort entbunden, die Unermeßlichkeit des Gedankens". (*II.* 257.)

Neben dieser mit glänzender Sprache geschriebenen Lebenstragödie wirkt der Musikerroman „*Karl Maria von Weber*" von Karl *Tetzel* wie ein buntes Märchen, durch das der romantische Hauch eines liebenswürdigen, vom Glück besonnten Menschenlebens zieht. Aus dem Paradies einer seligen Kindheit kommend, wird ihm alles und jedes zur Musik, was seine aufgetanen Sinne von der Umwelt aufnehmen. Die Liebe mit all ihren Wonnen lernt er in einer hochherzigen Frau kennen. Bei der ehelichen Verbindung mit ihr geloben sich beide Ehegatten, „fest zu wollen, edel zu leben, nie auf dem Pfade der Pflicht zu straucheln, also dasjenige zu tun, was dem Menschendasein den Strahlenkranz des Hehren, Göttlichen verleiht". So verwirklichten sich ihm die Träume einer stillen, behaglichen Häuslichkeit, nachdem er in seinem künstlerischen Schaffen durch den „Freischütz" den Grund zu seinem Ruhme gelegt und bereits 1816 Hofmusikus in Dresden geworden. In London, wo Weber eine neue Heimat und nach kurzem Wirken sein Grab fand, vollendete er sich als Künstler und Mensch. Kunst und Leben wurden ihm zum Gottesdienst. Die langsam, aber stetig fortschreitende Krankheit in seiner Brust ließ in ihm eine innere Ruhe und Ausgeglichenheit reifen, die an Mystik grenzt: „Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts gegenüber der Unendlichkeit. Ein Mittelding zwischen Nichts und allem. Er ist von beiden Extremen unendlich weit entfernt, und sein Dasein ist nicht weniger vom Nichts, aus dem er hervorgegangen, als vom Unendlichen, in das er verschlungen ist." (S. 477.)

Zu ähnlicher Erkenntnis, freilich auf anderem Wege und nach übermenschlichen Kämpfen und Stürmen, gelangte Beethoven, dessen Lebensgeschichte *Janetschek* in „*Titan*" zum Roman geformt hat.

Der Titan! — Soll man nicht besser sagen „Der Geschlagene" oder „Der Gekreuzigte"?!

Nein, nein! Geschlagene und Gekreuzigte gibt es gar viele und hat es unter den Geistesheroen viele gegeben. Aber nur wenige sind als Überwinder und siegreiche Kreuzträger zu der geistigen Höhe hinaufgestiegen, auf der allein man eine Er-

Digitized by Google

klärung für Beethovens Schaffen findet. Ihm hatte der Himmel die Bitte gewährt: Dos moi pe sto, kai ten gen kineso. Janetschek stellt Beethoven wiederholt einem Zeitgenossen gegenüber, von dem die Geschichte behauptet hat, daß er die Welt aus den Angeln gehoben habe: Napoleon. Es verschlägt dem Charakter Beethovens nichts, wenn er, selbst angesteckt vom Revolutionsfieber, dem Korsen auf seinem Siegeszuge zujubelte. Hat Josef Görres nicht ein Ähnliches getan? Die Psychogenese Beethovens würde ein großes Fragezeichen aufweisen, hätte er sich dem revolutionären Zuge aus dem Westen verschlossen. Sein Schaffen ist ohne Eroica, an deren Stirn er die Namen Napoleon Buonaparte und Luigi van Beethoven schrieb, kaum denkbar. Aber ebensowenig kann die Schlachtsymphonie fehlen, die er zu Ehren Wellingtons nach dem Siege bei Vittoria komponierte, jene gewaltige Kanonade mit allen nur erdenklichen Instrumenten, gleichsam die Symphonie des entfesselten Kriegsgottes, die ausklingt in eine Jubelhymne darüber, daß der Kriegsgott wieder eingefangen, und daß endlich Friede geworden war. Daß Beethoven mit dieser „dummen Symphonie", wie er sie nannte, zu Lebzeiten seine größten Triumphe gefeiert, beweist, wie sehr er der Suggestion des Zeitgeistes unterlag, mehr nämlich, als er selbst glaubte, mehr auch, als der Noblesse Wiens angenehm war.

Einige Zeit wurde indes sein Innerstes durch ein Erlebnis in Spannung gehalten, das Janetschek mit dramatischer Ergriffenheit wiedergibt. Zu wissen, wie Beethovens Liebe zu Therese Brunswick anhob, ob der Meister aus seiner Einsamkeit zu ihr floh, oder ob er in den Übungsstunden in leidenschaftlicher Neigung zu seiner Schülerin entbrannte, erscheint weniger von Bedeutung als sich den Kampf des Titanen mit dem Menschen Beethoven zu vergegenwärtigen. Gewöhnliche Sterbliche sind in der Zeit der Liebe gar sehr von sich eingenommen. Der Titane sieht in sich nichts als einen garstigen Menschen, der sich Beethoven nennt und der es wagt, um die Gunst eines herrlichen, taufrischen Mädchens zu werben; er stellt Vergleiche an, wie einer, den die Sache sonst weiter nicht angeht, und fragt sich, wie dieses Mädchen für Beethoven mehr fühlen kann als Ehrfurcht der Schülerin vor dem Lehrer. Mit verbissenem Ingrimm streicht er auf der einen Seite die abstoßenden Züge des Liebhabers heraus und malt auf der anderen die Reize des himmlischen Geschöpfes mit den glühendsten Farben. Dann zieht er das Fazit und — vergeht doch vor Sehnsucht nach seiner unsterblich Geliebten. Und diese? — Weder Therese Brunswick noch Julia Guiccardi ist Beethoven eine Beatrice gewesen. Zwar sind noch selten glühendere Liebesbriefe geschrieben worden, selten ist die Gemeinschaft der Geschlechter so hehr und rein, so aus der Perspektive des Genies gesehen worden wie von Beethoven: „Nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck, zusammen zu leben, erreichen". — Aber was nützt diese Liebe? Weniger der Gedanke, daß Julia bereits verlobt und einem Adligen zur Braut bestimmt war, als die Einsicht, daß die Gottheit ihn zu Höherem bestimmt hatte, bereitete ihm Tantalusqualen. „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Sein Genius hatte sich in seinem Körper verschanzt wie ein Dämon, der Gewalt hat über die Natur und mit dieser Gewalt alles, was aus seiner ureigensten Welt kommt, Töne und Harmonien, grausam zurückdrängt. So war Beethoven gezwungen, seinen ideae innatae zum Leben zu verhelfen. Er mußte sich seine Welt schaffen, groß und herrlich mit Farben und Formen, Tönen und Menschen. Ja, Menschen! Max Klinger hat diesen Beethoven-Prometheus wohl am besten gedeutet: Hier sitz' ich und forme Menschen nach

Digitized by Google

meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei. Janetschek sagt von den Menschen, die Beethovens Idealwelt bevölkern, daß sie seien „voll Klang und Lust, groß in ihren Gebärden, riesenhaft in ihren Taten, dämonisch in ihrer Seele. Ihre Lust sei Jubel ohnegleichen, ihre Trauer ein Sang aus abgründigen Tiefen, aber alles sei Pracht und Schönheit, Lust und Klage gleichermaßen. Der Beethovenmensch ist wie ein Prisma, in das sich die Tragik eines Menschenlebens aufgefangen hat, und das nun das Schicksal jedes einzelnen von uns zerfasert und geklärt wieder ausstrahlt.

Versuchen wir noch eine Antwort auf die Frage, warum Beethoven nicht wie andere Geistesheroen, wie Lenau, Hölderlin, Alfred Rethel, Friedrich Nietzsche, dem Wahnsinn verfiel, warum der „verrückte Musiker" tatsächlich nicht verrückt geworden. Wir haben dafür nur eine Erklärung: Beethoven hat sich in seinen Symphonien selbst erlöst, erlöst von all dem, was Sterbliche an dieses Erdenleben bindet; er hat aus der Tiefe seines gottgläubigen Herzens heraus — zwar nach gewaltigem, titanenhaftem Ringen mit dem Schöpfer — seine Sendung hingenommen, sie dann freudig bejaht und hat endlich, wie in genialer Urvision, der Welt ihren Schöpfer wieder vorgestellt: „Ahnest du den Schöpfer — Welt? Brüder, überm Sternenzelt muß ein ewger Vater wohnen". Das Herrlichste aber, so berichtet Janetschek, eine zehnte Symphonie, ein Tonwerk, das in die tiefsten Geheimnisse der Gottheit vordringen sollte, hat der Meister nicht mehr schaffen können. Die Grundidee hierzu stand unter Glas und Rahmen vor seinem Schreibtisch, nämlich der ägyptische Weisheitsspruch: Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. Um dieses Werk zu vollenden, nahm ihn der Ewige zu sich in sein Reich.

Brachvogel, A. E.: „Schubart und seine Zeitgenossen". Historischer Roman. Neuauflage. Burgverlag, G. m. b. H., Stuttgart-Cannstatt 1926. 8°. 2 Bände, je etwa 400 S. Leinen 12 Mk.

Tetzel, Karl: „Karl Maria von Weber". Ein Musikerroman. Verlag von Jos. Habbel, Regensburg 1926. 8°. 519 S. In Leinen 5 Mk.

Janetschek: „Der Titan". Beethovens Lebensroman. Mit 16 Bildbeigaben. Amalthea-Verlag. Zürich, Wien, Leipzig 1927. 8°. 491 S. Leinen 5,50 Mk.

*

Venedig

Die leichte Gondel trug mich durch die Wellen
aufs hohe freie Meer.
Mein guter Fährmann hielt die Ruder inne, und seine Lippen
summten leis ein Lied — und wurden stumm.
Die Augen ruhten in den lichten blauen Weiten.
Mein Herz, so frei und froh, das war bei dir.
Dann kam die wunderbare große heil'ge Stille —
Im Wasser kühlt' ich meine heißen Hände,
— sie blieben unsern Blicken ganz verborgen —
Da streift' ein Ringlein ich von meinem Finger
und ließ es sinnend in die Tiefe gleiten,
ein gülden Ringlein, das du mir gegeben.
„Immer und ewig" schriebst du drin mit Beben —
und senkt es selig in das tiefe Meer.

Frz. Jos. Lichtenberg

Digitized by Google

Zur Magdeburger Theaterausstellung[1]

Von Walter George

AUSSTELLUNGEN und Museen haben von jeher etwas Fragwürdiges gehabt. Sie beweisen in vielen Fällen, daß die Sache, die erst ausgestellt werden muß, nicht Kraft genug in sich hat, selbst die Blicke auf sich zu lenken; daß es eine unlebendige, künstlich zu belebende Sache ist. Doch muß man hier unterscheiden zwischen den Bereichen unserer „Kultur" und unserer „Technik". Sage ich Kultur, so denke ich hier an alles Lebendige und Beseelte, das der Mensch schafft; unter Technik sei dann das rein Zweckhafte, die „Bedürfnisbefriedigung im Ding" gefaßt.

Was im ersten Satz von Ausstellungen gesagt wurde, gilt nun — so scheint mir — ausnahmslos von allen Ausstellungen, die einen gewissen Bezirk der *Kultur* veranschaulichen wollen. Technik läßt sich zur Schau stellen, ja, Ausstellungen gehören eigentlich zu ihrem Wesen, sie unterrichten fortlaufend über ihren Stand und ihre Entwicklung. Kultur aber will Leben, und wennwir kulturelle Dinge zu einer Schau zusammentragen, so heißt dies, daß wir bemüht sind, ihnen gewaltsam Echo und Wirkung zu geben, die sie aus sich heraus nicht mehr haben. Das gilt gewiß von einer *Theater*ausstellung.

Nicht umsonst spricht alle Welt von einer Krise des Theaters — seit Jahren schon. Sie wirkt sich allen sichtbar darin aus, daß das Publikum Revue und Kino vorzieht, die Theater vor leerem Parkett spielen läßt, und daß infolgedessen ein Theater nach dem anderen seine Pforten schließen muß. Aber das ist nur das Äußerliche, das, wie gesagt, jedem Sichtbare. Es konnte aber soweit kommen, weil das Theater heute der breiten Masse unseres Volkes nichts mehr zu sagen hat. Es ist nicht mehr Ausdruck der Sehnsüchte und Schmerzen, der Freuden und Hoffnungen eines Volkes. Es ist eine rein literarische Angelegenheit. Die Masse, die im Mittelalter den Marktplatz füllte, die Tage aushielt, um ein Spiel abrollen zu sehen, pilgert heute zu den Sportplätzen. Vor kurzem fand in Berlin ein Fußballspiel statt, dem 50 000 Menschen zusahen. Jeder deutsche Theaterdirektor wäre froh, wenn er einen Abend nur den hundertsten Teil dieser Zahl beherbergen könnte. Wer wagt die Frage zu beantworten: Wie viele Deutsche würden es schmerzlich vermissen, wenn man kein Theater mehr bei uns spielte?

Für den, der diese Zusammenhänge sieht, hat der Gedanke einer Theater*ausstellung* gewiß etwas Fragwürdiges.

*

Aber nicht nur deshalb. Denn was heißt eigentlich „Theaterausstellung"? Der offizielle Katalog umreißt es dahin, „daß sie alle diejenigen Kräfte geistiger, künstlerischer, technischer und wirtschaftlicher Art vereinigt und zur Anschauung bringt, welche notwendig waren und sind, daß in deutschen Theatern jeden Abend sich der Vorhang zur einzelnen Aufführung hob und hebt". Welches aber sind diese „Kräfte geistiger, künstlerischer, technischer und wirtschaftlicher Art"?

[1] Im Rahmen der Deutschen Theaterausstellung zeigt auch der Bühnenvolksbund, die christliche Theaterorganisation, eine Übersicht über seine Arbeit; sie gehört in ihrer geschmackvollen Anordnung und Vollständigkeit zum Erfreulichsten der ganzen Kulturabteilung. Der „Gral" bringt im Zusammenhang mit unserem Artikel fünf Wiedergaben von hier ausgestellten Plastiken, welche Szenenbilder aus Dramen moderner katholischer Dichter darstellen, die im BVB-Verlage verlegt sind.

Digitized by Google

Schauspieler-Regisseur — Maler-Techniker — Publikum — so heißen sie, auf eine knappe Formel gebracht; dabei hat die erste Komponente, Schauspieler — Regisseur, bei weitem die größte Stoßkraft. Wo bleibt sie in einer *Theaterausstellung*, die höchstens dem *Maler* gerecht wird (indem sie Modelle von Bühnenbildern zeigt) und dem Techniker, die aber außer Kostüm, Maske und Porträts vom großen Schauspieler nichts „auszustellen" vermag ..... Und nicht einmal das geschah in Magdeburg hinreichend, man vermißte vielmehr in der historischen Abteilung geradezu eine organische „Geschichte der Maske" und des „Kostüms". Und Schauspielerporträts *allein* — im Kunstsaal untergebracht — sagen zu wenig. Was von der Ausstellung bleibt, ist eine Geschichte des Bühnenbildes, der -technik und -architektur, in kleinen Modellen. ....

*

Immerhin hätte man diesen — in der Natur der Sache, das heißt also der Ausstellung liegenden — Schönheitsfehler einigermaßen mildern können, wenn man das museenhafte Bild dieser Schau durch lebendiges *Gegenwartstheater* aktualisiert hätte. Allerdings ist dazu Magdeburg nicht die geeignete Stadt. Seine Theater sind gute Provinz, gute, gewiß, aber in keiner Weise repräsentativ. Berlin, die theaterreichste Stadt Deutschlands, hätte wenigstens in die teilweise so konträren „Stile" *unserer Zeit* vorzüglich eingeführt. (Man denke, daß hier die Möglichkeit bestanden hätte, nacheinander Inszenierungen etwa von Reinhardt, Barnowsky Robert, Jeßner, Piscator, Fehling zu vergleichen.) Auch Hamburg wäre eine Möglichkeit gewesen oder Frankfurt a. M. Warum nur Magdeburg? So ist die Deutsche Theaterausstellung, ohne den Schauspieler, ohne lebendiges Theater, das geworden, was sie ist: Deutsches Theatermuseum.

*

Diese Theaterausstellung — die richtiger „Theatertechnik- und Bühnenbild-Ausstellung" hieße — ist im Letzten ein entbehrlicher, wenn auch recht schöner und für Liebhaber äußerst reizvoller — Luxus. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Ausstellung selber kein gut gegliedertes und übersichtlich gebautes Werk sei. Im Gegenteil. Angefangen von der streng sachlichen Architektur Albinmüllers über die einzelnen Abteilungen, die historische (Theatergeschichte in Modellen) „Kultur-" und „Bühnenbild-Abteilung" (Gegenwartstheater, nach Städten und Organisationen gegliedert), die technische Abteilung und die Versuchsbühne bis zum schön angelegten Freilichttheater, wird man nicht viel Anlaß zur Kritik finden, es sei denn, daß man, wie wir vorhin, eine gründlichere Geschichte der Maske und des Kostüms sowie in der modernen Abteilung hie und da einen Regisseur vermißte. Aber dies ist ja nicht das Wesentliche. Das Wesentliche wäre, daß diese Ausstellung *kein* Museum geworden wäre; daß sie das, was im Theater immer wieder über die paar Lappen, über Tand und Flitter, Beleuchtung und Farben triumphiert, daß sie das Lebendige, den Schauspieler, in seiner Wirkung vermittelt hätte. Dann erst verdiente sie ihren Namen mit Recht.

*

Digitized by Google

Stimmen des Auslandes

Von Charlotte Demmig

Über anglo-irische Literatur. Mr. Tallquist gibt in der *„Finsk Tidskraft"* der Meinung Ausdruck, daß die Forderung der sogenannten anglo-irischen Literatur, als echte Nationalliteratur gewertet zu werden, unberechtigt sei. Bewußt oder unbewußt wurzelten alle Schriftsteller Irlands in der angelsächsischen Tradition und hätten es nur ihr zu verdanken, wenn sie jenseits der Grenzen ihres Landes überhaupt eine Anerkennung als Dichter fänden. Der sensitive und phantastische keltische Geist, der jenen eigenen Ton zum Erklingen bringt, auf Grund dessen die Literatur der keltischen Renaissance sich berechtigt glaubt, als Nationalliteratur, getrennt von der englischen, in Erscheinuug zu treten, wäre schon lange in der angelsächsischen Literatur verkörpert, was sich durch Namen wie Blake, Shelley, Keats, ja, auch Shakespeare, beweisen ließe. Darum bedeutet die Literatur der keltischen Renaissance, die für die Iren selbst eine so berechtigte Quelle des Stolzes ist, dem Ausland und vielfach auch England nur ein frisches Reis auf dem alten Stamm der angelsächsischen Tradition.

*

Über schwedische Literatur. Wie jede andere Literatur, hat auch die schwedische in der Nachkriegszeit eine Wandlung durchlebt, von der uns Viktor Vinde in der „Renaissance d'Occident" eine kurze und anschauliche Übersicht gibt. Die letzte Generation, die als Vertreterin der äußersten Rechten mit hochtönenden Worten eine neue Größe Schwedens proklamierte (s. Sven Hedin), ist gänzlich zum Stillschweigen gekommen. Nachdem sie die Literatur zwei Dekaden lang beherrschte (1890—1918), hat sie kaum etwas Neues in das Gebiet der Ideen gebracht, im Gegenteil hat sich der schwedische Geist nie so arm, so „inselhaft", so antieuropäisch gezeigt. Während der folgenden tiefgreifenden politischen und sozialen Umwälzungen, die die Sozialisten ans Ruder brachten, ließen Bourgeoisie und Proletariat einige Stimmen ertönen, die laut und lärmend Opposition machten gegen die nationale Literatur. Auch sie verstummten, ohne bemerkenswerte Nachwirkungen zu hinterlassen. In der Nachkriegszeit aber sehen wir neben einigen bürgerlichen, fortschrittlich gesinnten Schriftstellern eine ganze Gruppe von „Proletariern" emporwachsen, die in der Kunst ausschließlich das Arbeiterleben gestaltet. Eine bisher nie gekannte Fülle von Talenten und Temperamenten bewirkt eine wahre Renaissance der schwedischen Literatur. Schweden steht mit dieser Merkwürdigkeit, eine Erneuerung der Literatur aus dem Arbeiterstand hervorgebracht zu haben, einzig da unter allen Nationen. Indem sie dem anfangs rein proletarischen Charakter allmählich wieder einige Anzeichen von Nationalismus und Regionalismus beimischte, ist die Form der Erneuerung heute bereits eine so feste und sichere, daß sie die Garantie einer vollkommenen Überwindung der 90er Jahre zu bieten scheint.

*

Über tschechoslowakische Literatur. In der „Revue Mondiale" schreibt Jules Cropin über die Entwicklung der tschechoslowakischen Literatur, die vornehmlich im Roman wenig Gemeinschaftliches mit den andern europäischen Literaturen zeigt. Treu die Bahn der nationalen Tradition verfolgend, wirkt sie sich hauptsächlich auf zwei Gebieten aus: dem wissenschaftlichen Roman, dessen Haupt-

Digitized by Google

vertreter, der junge Karel Capek, den Weg H. G. Wells, Jules Vernes, Cyrano de Bergeracs einschlägt, und dem historischen Roman, der in der Form des Kriegsromans außer- und innerpolitische Geschehnisse gestaltet, die für die Tschechoslowakei unlösbar miteinander verbunden sind. Als weltbedeutsame Einzelerscheinung hebt sich unter seinen Zeitgenossen K. M. Capek-Chod hervor. Seine Kunst, ein Gemisch von Naturalismus und Romantik wendet ihr Hauptinteresse einzelnen Klassentypen zu, die sie nicht als Maschinen oder Marionetten behandelt, sondern zu denkenden Wesen gestaltet, deren Handlungen in einer moralischen Grundlage wurzeln.

*

Über russische Literatur. Eine wertvolle Arbeit aus der Feder Boris de Schlözers in der „Revue de Geneve" hat die leider so kärglichen Studien über die russische Literatur bereichert. Sie ist im wesentlichen eine Ergänzung des kurzen Überblickes, den vor kurzem der russische Schriftsteller P. P. Souvchinsky in der von Prinz D. S. Mirsky in Paris begründeten Zeitschrift „Viorsty" gab. Vor allem bringt sie Einzelheiten über Inhalt, Bedeutung und Folgen des von dem russischen Schriftsteller bereits erwähnten Beschlusses der Kommunistischen Partei in bezug auf die sogenannte „literarische Front". Dieser Beschluß ist die Bestätigung einer Erfahrung, die die Geschichte soeben an Rußland erlebt hat, daß nämlich geistiger und moralischer Umsturz sich nicht in dem Maße verwirklicht, wie man es als Folge eines noch so tiefen sozialen und politischen Umsturzes erwarten müßte, und daß es leichter ist, die politische Konstitution, die soziale Struktur, die Sitten eines Volkes zu erschüttern, als seine Art, Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu geben. Der oberflächlichen Kritik erscheint die russische Gegenwartsliteratur ein vollkommener Gegensatz der vorkrieglichen. Soweit die Literatur ein Spiegel des Lebens ist, besteht in der Tat ein auffallender Unterschied. Aber was Form, Stil, Ausdruck anbetrifft, so chaotisch und merkwürdig sie auch scheinen mögen, zeigt sich in ihnen etwas von Tradition, die auf die großen Strömungen der russischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts zurückgeht. Das Verhalten der Kommunistischen Partei gegenüber den Schriftstellern hatte diese nach der Revolution bekanntlich in zwei scharf getrennte Gruppen geschieden, die „Proletarier" und die „Weggenossen". Hierin nun brachte der auf ihrem 13. Kongreß gefaßte Beschluß der Kommunistischen Partei eine Wandlung. In der Erkenntnis, daß der Prozeß der Erschaffung einer neuen proletarischen Kunst nur sehr langsam vor sich gehen kann und nicht ohne Hilfe jener, die bereits im Besitz der erforderlichen Technik sind, entschloß man sich, den schweren Druck auf die „literarische Front" ein wenig zu erleichtern. Solange die wahren klassenbewußten Sowjetdichter noch beim Erlernen ihres Handwerks sind, sollte den „Weggenossen" eine gewisse begrenzte Freiheit gewährt werden, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie sich nicht offiziell als antiproletarianisch und antirevolutionär manifestieren, d. h., wie Prinz Mirsky sich einmal ausdrückte: „der Marx'schen Weisheit und der Leninschen Größe wenigstens Lippendienst leisten". Den proletarischen Schriftstellern dagegen sollte die weitestgehende Unterstützung zuteil werden, unter Bekämpfung jeglicher Oberflächlichkeit und vor allem jeglicher Verächtlichkeit gegenüber den Weggenossen. Auf diese Weise hofft man mittels der lebendigen Kräfte des Kommunismus eine Arbeitsgemeinschaft anzubahnen, deren Ergebnis eine Literatur der Massen, Arbeiter und Bauern, sein wird — Millionen verständlich. Was die „Proletarier" anbe-

Digitized by Google

trifft, ausnahmlos Kinder der Revolution, viele dem Proletariat entstammend, so ist es ihr eigentümlichster Wesenszug, daß sie sich alle gleich sind, ohne jede Individualität. Kennt man einen, so kennt man alle, liest man einen Roman, ein Gedicht, so kennt man alle. Dieses Gleiche ist ein bestimmter Realismus, die Vorherrschaft des sozialen Menschen über den innerlichen Menschen, ein Realismus, der sich bemüht, das Wechselnde, Bewegliche, Flüchtige der Wirklichkeit zu erfassen. Das Chaos, das diese Schriftsteller erlebt haben, scheint sie noch zu hypnotisieren. Seine grauenhafte Fratze sehen sie überall unter den allmählich sich kristallisierenden Formen, als einen Wirbel absurder Bewegungen. Ein gewisser mehr instinktiver als bewußter Anti-Intellektualismus, der hiervon die natürliche Folge ist, läßt jede Logik, jede Vernunft vermissen. Als eine weitere Folge fehlt es dieser Literatur an Helden. Die in sich ruhende Persönlichkeit in ihren Beziehungen zu sich selbst, zu Gott, ist von keinem Interesse, sondern nur der tätige, bewegliche Mensch in seinen Beziehungen zu seinesgleichen, zur Außenwelt. Die fieberhafte Tätigkeit, die die Gestalten bewegt, gehorcht nicht ihnen, sondern sie müssen ihr gehorchen — Marionetten, nicht Helden. Ein anderer Wesenszug dieser Schriftstellergruppe ist ihr Selbstbewußtsein, das sich mit besonders scharf betonter Verachtung über die europäische Literatur erhebt, „diese kranke Frucht des verfaulten Okzidents", eine Überhebung, die um so komischer wirkt, als ihr eigenes Schaffen gänzlich unbeachtet bleibt von seiten derer, denen es gilt. Was wertvoll an dieser proletarischen Kunst genannt zu werden verdient, ist, trotz häufiger Brutalität, Reichtum und Neuerung von Sprache und Ausdruck im Dialog, d. h., wenn sich ein Schriftsteller einmal wirklich entschließt, einfach das Leben zu gestalten, statt über die Wahrheit und Überlegenheit der kommunistischen Ideen zu dozieren. Die Grenzlinie zwischen den beiden Gruppen, Proletariern und Weggenossen, fängt bereits an, sich immer mehr zu verwischen, je mehr auch letztere sich bemühen, den sozialen und politischen Verhältnissen sich anzupassen. Sucht man nach den obenerwähnten Spuren der Tradition, so wird man finden, daß sich solche gerade in jenem typischen Wesenszug der Proletarier, der Neigung zum Chaotischen, am stärksten offenbaren. Diese Neigung greift unzweifelhaft auf Dostojewski zurück, mit dem Unterschied, daß in der Kunst des großen Dichters die menschliche Seele das Chaotische war, in der Kunst der Jungen aber der soziale Mensch es ist. Stärker noch lassen sich Spuren zu Gogol verfolgen und zu seiner typischen Mischung von Realismus und Phantastischem und den gelegentlichen Extravaganzen des Stils. So zeigt sich dem tiefschürfenden Forscher die Sowjetliteratur genau in dem gleichen Maße als legale Erbin ihrer Vorfahren wie die Literatur jeder anderen Nation.

Neue Bücher

Philosophie

„*Gott-Natur*", Schriften zur Neubegründung der Naturphilosophie. Herausgegeben von Wilhelm Rößle. — C. G. Carus, „*Psyche*", ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Klages. 8°. XX, 318 S. — „*Romantische Naturphilosophie*", ausgewählt von Christoph Bernoulli und Hans Kern. 8°. XIX, 428 S. Eugen Diederichs, Jena. Brosch. 9 u. 11 Mk.

Schon der Untertitel verrät, daß die Buchreihe nicht allein geistesgeschichtlichem Interesse dienen, sondern für eine Weltanschauung werben will. Für welche, geben die Einleitungen der Herausgeber genugsam zu erkennen, ja, es geht schließlich gar nicht um die romantische Naturphilosophie, sondern um die von Ludwig Klages. Die fast verschollene Naturphilosophie der Ro-

Digitized by Google

mantik durch Neuausgaben wieder ins Bewußtsein zu rufen, ist verdienstvoll — und die Bände werden gegenwärtig, da wir, von der zünftigen Weisheit der Fortschrittswissenschaft unbefriedigt, eine tiefere Deutung der Naturphänomene erstreben, allgemeinen Beifall finden. Mit großem Geschick hat Klages die „Psyche" des Carus ausgewählt. Bernoulli und Kern stellen einen schönen Band aus den Schriften von Oken, Hufeland, Kieser, Schubert, Friedrich, Butte, Burdach, Malfatti, Troxler, Treviranus, Carus zusammen und geben im Anhang auch biographische Notizen. Den „ins Christliche gebogenen Platonismus" des Carus grenzt Klages sorgsam gegen seine eigene Lehre ab, den Leser mehr in deren Gedankengänge einzwängend als ihn in die Psychologie von Carus einführend. Und wie der Meister verfahren die Schüler, Bernoulli und Kern. Kein Zweifel, daß solcherweise die Ideen der Romantik für die moderne Problematik fruchtbar werden — wenn auch recht einseitig für die Klagessche. Aber immerhin ist für die heute entbrannte Diskussion über den Wesensunterschied von Geist und Seele, eine auf Nietzsche zurückgehende Problemstellung, der leidenschaftliche Kampf, den Klages für seine extreme Lebensphilosophie führt, symptomatisch. Er glaubt den Beweis dafür erbracht zu haben, daß der Geist eine naturwidrige Selbstentzweiung des Lebens herbeiführt und sein „parasitäres Leben" das „ursprüngliche Leben" der Seele „zerklüftet". In dem „biozentrischen Denken" der Romantik (gegensätzlich zum „logozentrischen" des Idealismus etwa), ihrer „Wiederaufnahme des antiken Begriffs vom Leben, aber ohne die antike Neigung, ihn zu logisieren" — erkennt er eine teilweise Vorwegnahme seiner eigenen Lebensmetaphysik. Nur waren die Romantiker noch zu stark in christlichen Anschauungen befangen; denn sie kamen noch nicht auf den Gedanken, der Klages vorbehalten blieb, den Geist als naturwidrig aus der Totalität der Natur zu eliminieren. Deshalb versuchen die Herausgeber in ihren Einleitungen und kritischen Anmerkungen die romantischen Ideen von den christlichen („logozentrischen") zu reinigen. Wer die Ausgaben zur Hand nimmt, wird sich also vor allem mit den Anschauungen von Klages auseinandersetzen müssen. Daß der von Klages mit dialektischer Schärfe vorgetragenen Lehre von der Naturwidrigkeit des Geistes nicht der Wert unantastbarer Erkenntnis zukommt — wie er und seine Schüler es darstellen —, sei hier nur eben angemerkt mit Hinweis auf die klugen, um vieles exakteren und voreingenommeneren Untersuchungen des Psychiaters Oskar Kohnstamm, der auch die reinste Geistestätigkeit als aus dem biologischen Urgrund naturnotwendig hervorgehend gezeigt hat („Medizinische und philosphische Ergebnisse aus der Methode der hypnotischen Selbstbesinnung", München, Ernst Reinhardt 1918).

Bernoulli und Kern haben auch die *„Zwölf Briefe über das Erdleben"* von *Carl Gustav Carus* neu herausgegeben (Niels Kampmann-Verlag, Celle. 8°. 248 S., geb. 8,50 Mk.), einer großartigen intuitiven Schau des Kosmos im Geiste Goethes, die zu den reifsten und schönsten Schriften der romantischen Naturphilosophen gehört. Gleichzeitig erschien eine Schrift von Kern über *„Die Philosophie des Carl Gustav Carus"*, ein Betrag zur Metaphysik des Lebens" (ebenda, 8°, 167 S., geb. 7 Mk.), die von Klages ausgehend die naturphilosophischen Anschauungen, wie sie Carus vor allem in seiner „Psyche", in „Natur und Idee" und in den „Zwölf Briefen über das Erdleben" dargelegt hat, als eine Metaphysik des Lebens, gewissermaßen Vorstufe der Klagesschen aufzeigt. *H. Eckstein.*

Köhler, F: „Metaphysische Psychologie und ihre Beziehungen zur Religion". Ed. Pfeiffer, Leipzig 1926. 8°. 31 S. 1,40 Mk.

Das unscheinbare Heft gehört mit zu dem Wichtigsten und Ernstesten, was über diese Dinge geschrieben wurde. In der Psychologie, die jahrzehntelang der Lieblingstummelplatz fleißiger Karrenschieber aus den Außenbezirken der Wissenschaft war, sind nun doch gewaltige Umwälzungen vorgegangen, über deren ganze Tragweite wir uns erst allmählich klarwerden. Für die neue Psychologie, die wirklich wieder das geworden ist, was ihr Name sagt, Lehre vom Geist und eine philosophische Disziplin, taucht auch die Frage wieder in ihrer ganzen Schwere auf, wieweit die Psychologie der Religionswissenschaft Helferin sein kann. Was K. hier zu sagen hat, ist bedeutend und tief. Ein Forscher, der sich schon die Frage stellt, wieweit „das Seelische ... uns wie ein sich aus andern Welten in unsere Welt herablassendes Element, ein Etwas von außerirdischer Wesenheit erscheint", erfüllt jedenfalls die Voraussetzungen, die an den zu stellen sind, der die religiösen Probleme im Spiegel der Psychologie erhellen will. Was K. über die Gestalt Jesu Christi, soweit die Psychologie hier zu klären vermag, zu sagen hat, kann im Munde eines Forschers, der doch wohl außerhalb des religiösen Credo steht, nicht hoch genug gewertet werden. *H. Birkenbach.*

Kunst

Hugo Hantsch: „Jakob Prandtauer, der Klosterarchitekt des österreichischen Barock". Wien 1926, Krystallverlag. 4°. 130 S. 107 Abb. auf Tafeln. Lwd. 7 Mk.

Das mit Anschauungsmaterial reich und gut ausgestattete Werk ist die erste auf sorgfältiger Quellenuntersuchung aufgebaute, klug und mit sicherem Blick für die künstlerischen Werte der

Digitized by Google

Architektur geschriebene Monographie über Prandtauer, den Wilhelm Pinder „mit Hildebrandt und Pöpelmann zusammen zu den glühendsten Menschen des östlichen Barock" rechnet. Die ideellen Voraussetzungen des Klosterbaus finden in Hantschs Darstellung gebührend Berücksichtigung bei der Behandlung der Einzelwerke: von St. Florian, Kremsmünster, Herzogenburg, Dürnstein und vor allem vom Stift Melk, der zentralen Schöpfung Prandtauers. In dem Schlußkapitel „Raum- und Formproblem bei Prandtauer" wird dessen Schaffen in seiner Wesenheit sehr glücklich gegen das Fischer von Erlachs und Hildebrandts abgegrenzt: Prandtauers Eigenart wird in der Verschmelzung der beiden in Wien durch Hildebrandt und Fischer vertretenen Richtungen erkannt, des „Flächenhaften und Plastischen, der stabilen Massengestaltung und der optischen, illusionistischen Wirkung". Größe wie Grenzen von Prandtauers so oft unterschätzter Gestaltungskraft werden in Hantschs sorgfältiger Untersuchung sehr gut aufgezeigt, und, wie mir scheint, zum ersten Male umfassend und richtig gewürdigt. *H. Eckstein.*

Swarzenski: „Niccolo Pisano". 74 S. Text und 127 Tafeln Abb., *Dr. E. Benkard, „Gio Lorenzo Bernini"*, 45 S. Text und 80 Abb. Iris-Verlag, Frankfurt. 8°. 8 Mk.

Die neue Monographienfolge, „Meister der Plastik", in der die vorliegenden Bücher als I. und III. Band erschienen sind, gibt in ihrer Anlage die von der Renaissance abrückende neuzeitliche Einstellung unzweideutig zu erkennen, indem sie zunächst dem Ahnherrn der italienischen Skulptoren und dann dem glanzvollsten Stern des römischen Barock (außerdem noch zwei Barockplastikern Deutschlands, Schlüter und Permoser) je einen Band gewidmet hat. — Niccolo Pisano, die älteste bedeutsame und greifbar entgegentretende Künstlerpersönlichkeit der christlichen Ära, ist als Urheber einer ganzen Reihe über die Zeit von 1260—1290 viel verbreiteter zyklischer Skulpturenwerke durch sein ganzes Lebenswerk hindurch zu verfolgen, wobei freilich eine Anzahl verwickelter Probleme sich sogleich dazwischenschieben, die eine klare Abgrenzung der persönlichen Individualität des Meisters innerhalb der Gesamtleistungen seiner Werkstatt- und Schulnachfolge erschweren. Swarzenski, als der in erster Linie berufene autoritative Kenner auf diesem Gebiet, hat den ganzen Fragenkomplex, der mit der epochalen Erscheinung Pisanos sich verknüpft, in einläßlicher, doch überraschend abgeklärter Zusammenfassung zur Darstellung gebracht. Das beigegebene, überaus reiche Abbildungsmaterial, in dem auch allerlei Vergleichsstücke aus der antiken Plastik wie von irgendwie verwandten Werken italienischer und französischer Skulptur des 13. Jahrhunderts enthalten sind, vervollständigt diese Bändchen zu einer wirklich erschöpfenden und vorbildlichen Darstellung der unternommenen Aufgabe.

Auch Bernini hat in Benkard, einem jungen Frankfurter Kunstgelehrten, den solchem Thema gewachsenen Interpreten gefunden. Nur mit einer so liebevollen enthusiastischen Hingabe, wie B. sie seinem Helden entgegenbringt, kann man der selbst so enthusiastisch beschwingten Erscheinung Berninis wirklich gerecht werden. Und nur auf diesem Wege ist es möglich, auch von sich aus Fernerstehende zu einer angemessenen Würdigung und genießenden Aufnahme Berninischer Kunst hinzuführen. Besonders hervorzuheben in der knappgefaßten Darstellung von B.'s Lebenswerk ist die anregende, wechselseitig aufschlußreiche Verknüpfung geistesgeschichtlicher und formalästhetischer Betrachtungsweise, wodurch sich der Verfasser auch den rechten Zugang zum Verständnis der dem Nordländer sonst so fernliegenden italienisch-barocken Ausdrucksweise der religiösen Hauptwerke Berninis aufzutun vermocht hat. *Prof. Wackernagel.*

Wackernagel, Martin: „Max Slevogt 1927". München-Gladbach 1927, Führerverlag. 8°. 32 S., 31 Tafeln. Geb. 4 Mk.

Wackernagels begeisterte Würdigung von Slevogts Werk gilt gleicherweise dem Maler wie dem Graphiker, dem Impressionisten wie dem phantasievollen Fabulierer. Mit Recht werden Slevogts Bilder nicht nur als koloristische Delikatessen angesehen, sondern vor allem auch als künstlerische Gestaltung seelisch erlebnishafter Naturempfindung und dichterisch beschwingter Schau. Unmittelbarkeit und Einmaligkeit des Ausdrucks wie Intensität des Erlebens entheben Slevogts Werk dem bloß Zeitlichen und rücken es jedem der Kunst offenen Menschen in dauernde Nähe, während die meisten seiner Generationsgenossen für uns schon lange verstummt sind. Slevogts Singularität und seine künstlerische Entfaltung werden von Wackernagel sehr schön aufgezeigt. — Die Abbildungen sind von bester Qualität, der Druck auf mattem Papier (statt auf dem vielfach gebrauchten glatten glänzenden Kunstdruckpapier) hebt die Farbwerte auch noch im Schwarzdruck gut heraus. *H. Eckstein.*

Literaturgeschichte

„Deutschösterreichische Literaturgeschichte." Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Nach dem Tode von J. W. Nagl und Jakob Zeidler herausgegeben von Eduard Castle. 3. Bd. 1848—1918. I. Abteilung. Wien, Carl Fromme, 1926. 160 S. 8,40 Mk. Mit dieser ersten Lieferung des 3. Bandes der „Deutschösterreichischen Literaturgeschichte" Nagl-Zeidlers wird ein Werk fortgesetzt, das keineswegs nur für Österreich und die übrigen

Digitized by Google

deutschen Bewohner der Nachfolgestaaten der Donaumonarchie Bedeutung hat. Nachdem Scherer 1871 in seiner Geschichte der elsässischen Literatur den ersten Versuch einer stammesgeschichtlichen Literaturgeschichte gegeben hat, war es Nagl-Zeidlers unvergeßliches Verdienst, in den beiden ersten Bänden ihres Werkes mit Geschick und Wissen einen zweiten vollgelungenen Wurf in dieser Richtung getan zu haben, und wenn heute Nagl-Zeidlers stammesgeschichtliche Literaturgeschichte Schule macht, so kann man sagen, daß seine Bestrebungen ohne die Vorgängerschaft Nagl-Zeidlers niemals ins Werk gesetzt worden wären, wie denn auch sein unbestrittener Erfolg (vgl. Mahrholz oder Mahrbachs Urteil) darin liegt, daß er auf Nagl-Zeidler fußend die österreichische Literatur erstmals gleichberechtigt der gesamten deutschen Literatur eingliederte. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß ein so tüchtiger Kenner des Stoffes, wie Castle es ist, sich trotz Zusammenbruches der Monarchie darangemacht hat, das Werk von 1848—1918 weiterzuführen. Die erste Lieferung gibt nach einer allgemeinen geschichtlichen Einleitung Castles über die Stellung der Deutschen im Staate die Entwicklung der österreichischen Philosophie und Philologie, wendet sich dann dem Burgtheater unter Laube zu und schließt Hebbel, die Burgtheaterdramatiker und Kürnberger an. Wie in den früheren Bänden wurden auch diesmal die einzelnen Kapitel auf mehrere Mitarbeiter verteilt, aber während Nagl-Zeidler diese Beiträge überarbeiteten und dadurch eine einheitliche Auffassungsweise erzielten, wurde dieses Prinzip von Castle aufgegeben, so daß die Beiträge des vorliegenden Heftes sowohl von der Auffassung der früheren Bände als auch untereinander differieren. Nur so ist es auch zu verstehen, daß die Bedeutung Otto Willmanns (es fehlt Bibliographie über ihn, Jahrbuch der Leogesellschaft 1924), der auch ein hervorragender Sprachkünstler war, nicht erkannt wird, daß Laurenz Müllner nicht genannt wird, obwohl er fruchtbare und nachweisbare Einflüsse auf die literarische Entwicklung ausübte, was von den weit überschätzten Biedermann, Nahkowsky, Lichtenfels, Roretz usw. nicht behauptet werden kann. Kralik in diesem Zusammenhang zu übersehen, konnte auch nur einem Mitarbeiter wie Siegel begegnen. Unter den Günther-Schülern fehlt Kardinal Rauscher (Philos. herausgegeben von Wolfsgruber), Karl Werner (Grundlinien der Philosophie), der bedeutende Scholastikerforscher, der sogar in der Universität ein Denkmal hat, ebenso die Innsbrucker Jesuiten Kleutgen (Philosophie der Vorzeit) und Jungmann (Ästhetik).

Auch de Artikel Körners über Literaturgeschichte ist parteiisch gehalten, was sich Sauer, Nadler, Kosch und Enzinger gegenüber zeigt, deren Bestrebungen unzulänglich charakterisiert werden

Dr. Katann.

Richard Leicher: „Die Totenklage in der deutschen Epik". Von der ältesten Zeit bis zur Nibelungen-Klage. M. u. H. Marcus, Breslau 1927. 8°. 172 S. 9 Mk.

Eine gelehrte germanistische Abhandlung, bei der man nicht versteht, warum der ganze Apparat mit Belegen und Zitaten mitgedruckt werden mußte. Die Professoren, die solche Arbeiten leiten, sollten einmal das Prinzip der Rationalisierung auch für ihr Gebiet ernsthaft erwägen.

Die Resultate des Buches sind beachtenswert, nicht nur für den Germanisten, den besonders die neue Erklärung des germanischen „strawa" interessieren wird, sondern auch allgemein. Es zeigt sich, wie stark der beginnende Individualismus, der sich in der Auflösung der Chorklage in die Einzelklage zeigt, durch das Christentum bedingt ist, und daß es nicht angeht, das christliche Mittelalter einfach als reine Gemeinschaft anzusehen. Christentum ist weder Gemeinschaft noch Individuum, sondern die Harmonie zwischen Individuum und Gemeinschaft. — Aufschlußreich wäre es nunmehr, zu den literarischen Belegen der Totenklage ähnliche aus der bildenden Kunst (Beweinung Christi und der Märtyrer) zusammenzustellen. *Dr. Johannes M. Fischer.*

Dorothea Sieber: „Stifters Nachsommer" (Jenaer germanistische Forschungen. Herausgegeben von A. Leitzmann, 10. Heft). Verlag der Fromannschen Buchhandlung, Jena 1927. 114 S. 4,80 Mk.

Eine ganz ausgezeichnete Abhandlung, deren Verfasserin methodisch einen Mittelweg zwischen der geisteswissenschaftlichen Methode eines Fritz Strich und den älteren Methoden einschlägt, da sie den festen Boden der Empirie nicht verlassen will, aber auch nicht in geistloser Parallelenjagd usw. den Sinn der Wissenschaft erblicken kann. Sie vermag es in wirklich feinnerviger Weise, Stifters Hochhaltung der sittlichen Zucht als die Grundwurzel seiner Kunst aufzuweisen, die den zeitgenössischen Roman der Jungdeutschen mit Absicht zu überwinden sucht, ebenso aber auch an charakteristischen Punkten über die Romantik hinausgeht und sich Goetheschem Klassizismus und Schillerschem Ethos nähert. Sie zeigt, wie Stifters Nachsommer, über den auch Hermann Bahr schöne Worte gefunden hat, es als Aufgabe des Menschen erklärt, zunächst sich selbst zu bessern, bevor er die Welt verbessern will, wie er den Gedanken der ästhetischen Erziehung der Persönlichkeit in der Familie betont, die Liebe als Leidenschaft in ihrer zerstörenden Gewalt zeigt, die Liebe in Gehorsam gegen das Maß und in der Ehrfurcht vor den Grenzen des Lebens aber als Mittel der Höherbildung des Individuums hinstellt, und wie

Digitized by Google

schließlich alle Selbsterziehung als Gottverbundenheit aufgefaßt wird. Da die Welt Gottes Welt ist, ist alles im Leben schön und wertvoll, und so erklärt sich die epische Behaglichkeit des großen Dichters und seine fein analysierte Form aus dem Katholizismus. Wir empfinden diesen Punkt noch stärker als die Verfasserin, aber wenn sie auch durchaus auf dem richtigen Gleise sich befindet, so wird sie doch die Mitteilung gerne entgegennehmen, daß der Berliner Schriftsteller Bernhard Kokolsky in einem Vortrage über Stifter in der Wiener Leogesellschaft bekannt hat, durch Stifter zum Verständnis des Katholizismus gekommen zu sein. *Oskar Katann.*

Romane und Novellen

Brausewetter, Artur: „Und hätte der Liebe nicht". Roman. Bergstadtverlag, Breslau 1926. 8°. 317 S. Ganzleinenband 6,80 Mk.

Ein Schulroman, der umwittert ist von den neueren Erkenntnissen in der Pädagogik. Wenn er auch nicht allzutief in die Probleme steigt und somit kaum über die Grenzen des gediegenen Unterhaltungsbuches hinauswächst, so zeugt er doch für seinen Autor, in dem die Wellen der Zeit, besonders die Strömungen, die sich in der Jugendbewegung manifestiert haben, wenn auch verebbend die Erregung und Anregung zu diesem Werk gegeben haben. Aus einem alten, gewissenhaften Schulmann, einem leibhaftigen Kantischen Imperativ, der von Pflicht und Tüchtigkeit in all seiner Schularbeit einseitig preußisch beherrscht ist, wird durch die erschütternde Tragik, die eine seiner Schülerinnen durchmacht, ein liebender, verstehender älterer Freund und Kamerad der von ihm Erzogenen. Diese Entwicklung ist in das lebendige Milieu der Freistadt Danzig gestellt und weckt um sich eine reiche Fülle gutgesehener und gezeichneter Haupt- und Nebenfiguren. *H. Bachmann.*

Forest, Ellen: „Yuki San". Ein japanisches Mädchenleben. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. Groß-8°. 183 S, 23 Abb. Leinen 8 Mk.

Hosie, Dorothea: „Menschen in China". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 394 S. Geb. 12 Mk.

Als Versuche, der verborgenen Intimität des östlichen Lebens auf dem Umwege über den innersten Mittelpunkt der asiatischen Gesellschaft, die Familie, nahezukommen, sind diese beiden Bücher von vorneherein sehr vorteilhaft unterschieden von jener bequemen Reisebuchliteratur, die zumeist nur ganz periphere Randerlebnisse in oberflächlicher Manier beschreibt.

Bei *Ellen Florest* bleibt dieser neue Standpunkt allerdings noch vergleichsweise unfruchtbar. Sie hat nebenher anscheinend noch einen markiert westeuropäischen Standpunkt und keine allzustarke Fähigkeit, die Dinge objektiv zu sehen. Jedenfalls ist ihre um das Liebesleiden des Samurai-Mädchens Yuki-San geschriebene Erzählung bei allen Vorzügen im Detail doch wesentlich trocken und eindruckslos. Der Stil ist — milde geurteilt — konventionell, didaktisch und leidet sichtlich an einer keineswegs kleinen Neigung zur Sentimentalität. Tatsachen dieser und jener Art, unzweifelhafte Erlebnisse hier und da glaubt man natürlich ohne weiteres. Aber die Schlüsse, die man selbst aus alledem auf die Artung der „japanischen Seele" zieht sind im kleinen und großen so grundverschieden von denen der Verfasserin, daß man eine gewisse Ärgerlichkeit auf die Dauer einfach nicht unterdrücken kann. Da überdies im Verlaufe des Buches die interessierenden Tatsachen nahezu in breit aufgemachten Privatmeinungen verschwinden, gerät man gleichsam in latente Opposition zu so viel Dilettantismus und fragt schließlich, warum die sonst so kritische Verlagsanstalt einem derart unvollkommenen Werke eine Aufmachung gegeben hat, die für andere Leistungen zweckmäßiger gewesen wäre . ..

Ganz anders das zweite Buch: der Bericht *Dorothea Hosies* über China. Ihre Art der Darstellung ist ohne jegliche Prätention, äußerst kurzweilig, nie getrübt durch leiseste Tendenz, obwohl man ohne Bedenken sagen darf, daß diese Dame weit eher zu schlüssigen Definitionen über China berechtigt gewesen wäre, als ihre Kollegin über Japan. Alle Aussagen kommen aus erstaunlicher Vielfalt des Erlebten, sind unzweifelhafte Ergebnisse feinster Einfühlung in die unendliche Verzweigtheit des chinesischen Lebens und überraschen durch die klare Fassung der geringsten Nuancen, der minutiösesten Details. Man erfährt buchstäblich die lächerlichsten Kleinigkeiten, die belanglosesten Velleitäten — aber, weil dies alles so völlig naiv gesagt und geschildert wird, macht man allmählich das kindliche Erstauntwerden der Autorin vor der Andersartigkeit dieser Welt mit und fühlt dann, daß man von Seite zu Seite vollends bereichert wird. Ob dieser „Reichtum" auf der letzten Seite so groß ist, daß man mit zuverlässiger Gewißheit über die „Menschen in China" urteilen kann — mag natürlich bezweifelt werden. Man hat jedenfalls aber das sehr angenehme Gefühl, daß der vage Gedankenkomplex „China" beträchtlich viel von seiner befremdenden Anonymität verloren hat, und daß die Idee der „östlichen Menschheit" nicht unwesentlich konkretisiert worden ist. *Jost Terhaar.*

Salten, Felix: „Martin Overbeck". P. Zsolnay, Wien 1927. 8°. 293 S. Leinen 5,50 Mk.

Felix Salten erzählt im frischesten Plauderton die Geschichte des Sohnes eines Großunternehmers, der durch die Liebe zu einer ganz den unteren Klassen dienenden Schwester zu einer

Digitized by Google

besseren Kenntnis der Seele des einfachen Volkes vordringt. Die Schwester hingegen lernt, daß man, ganz in den Kreisen der sozialen Fürsorge für die Ärmsten befangen, auch den Blick verlieren kann für die Eigenarten und notwendigen Schwächen der besseren Gesellschaft. An Handlung reich, in allem anschaulich, immer mitten in den modernen Großstadtverhältnissen, hat uns der Verfasser hier ein wahrhaft erquickendes Buch geschenkt, das Ernst und Humor in schönster Weise mischt und alles eintaucht in die Sonnenwärme gegenseitigen Verstehens und Versöhnens. *Friedr. Muckermann, S. J.*

Herwig, Franz: „Willi siegt". Bonner Buchgemeinde 1927. 8°. 304 S. Nur für Mitglieder.

Franz Herwig erzählt uns die Geschichte des kleinen Willy, der, lahm und krumm geboren, in fürchterliche soziale Verhältnisse gestellt, nach und nach an Leib und Seele zugleich gesundet. Der Kleine hat in seiner Natur den Zug, daß er über allem Sinnen und Grübeln den Mut zur Tat nicht verliert, und daß er im schlimmsten Daseinskampfe seinen knorrigen Willen zum Leben sich bewahrt. Daß Willy bei dieser Anlage frühreif ist und wird, versteht man, scheint er auch manchmal allzu gescheit. Nach und nach wächst er zu einem kindlichen Helden, der die eigene Familie und auch die große Familie seiner Leser nun mit Lebensmut erfüllt. So haben wir hier ein echtes deutsches heldisches Buch vor uns. Das Christentum geht durch die Proletariergeschichte, die in den dunkelsten Winkeln der Großstadt spielt, nur hindurch in der Gestalt einer Barmherzigen Schwester, die eben hineinweht, um dann vorüberzuziehen wie eine Erscheinung aus einer anderen, höheren Sphäre. Im späteren Leben wird Willy sich ihrer wieder entsinnen, das ahnt man schon. Wie die Dinge aber liegen, bleibt diese kleine, in ihren Schwächen doch liebevoll gezeichnete Gesellschaft von Enterbten und Eingeengten in der dumpfen Welt der Arbeit, der Armut, der Gottferne, kurz in einer tragischen Trostlosigkeit, die durch den „Sieg" Willys nicht behoben wird. Pädagogisch gesehen richtet das Buch einen starken Appell an die alles überwindende Tatkraft, läßt aber merkwürdigerweise jeden Träger einer höheren Idee, wie das Proletariat von heute in seinen religiösen Strömungen sie zeigt, vermissen — von jener Schwester abgesehen, die aber nicht zu diesem Proletariat gehört. Es fehlt nicht an Humor und an warmer Menschlichkeit, meinem Gefühl nach aber doch an dem, was mehr ist als das und was tiefer liegt.

Friedrich Muckermann, S. J.

Lewis, Sinclair: „Die Benzinstation". Roman. Übertragung von Clarisse Meitner. J. Herz & Co., Wien 1927. 357 S. Geb. 3 Mk., Leinen 5,30 Mk.

Der Autor ist auch außerhalb seines Vaterlandes durch seine Romane „Main Sreet" und „Babbitt" berühmt geworden. In ganz eigenartiger Weise, die zugleich leidenschaftslos und unsentimental ist, nimmt er hier den amerikanischen Spießer aufs Korn, versinnbildlicht hier den Daseinsrhythmus des Durchschnittslebens in den U. S. A. mit seiner grenzenlosen Monotonie. Aber mit diesem neuen Werk sinkt er auf das Niveau des angelsächsischen Unterhaltungsromans. Diese kinohafte Geschichte von einer Millionärstochter und einem Jüngling aus dem Volke kann uns Europäer nicht erschüttern, obschon das typisch angelsächsische „happy ending" von sozialer Tendenz getragen zu sein scheint. *Dr. Karl Arns.*

London, Jack: „Lockruf des Goldes" (Burning Daylight). Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Erwin Magnus. Verlag von Grethlein & Co., Leipzig, Zürich 1926. 8°. 400 S. Geb. 7 Mk.

Elam Harnish, unter dem Namen Burning Daylight in der arktischen Wildnis aufgewachsen, ist die Seele des Landes, in dem man das Leben für Gold in die Schanze schlägt. Aber dieser Mann sieht nicht aus wie eine von der auri sacra fames besessene Bestie. Kühl gegen die Frauen, treu den Gefährten, leidenschaftlich im Spiel, ausdauernd im Kampf mit der grimmigen Natur, so wird er von London geschildert. Damit ist der Vorzug dieses Goldgräberromans schon gezeichnet: Rauhe, kraftvolle Wirklichkeit, statt Phantasiegespinsten. Und doch fehlt nichts von dem, was in die Traumwelt eines aufrechten Jungen hineingehört: Jagden durch Schneewüsten, hungernde Helden, Burschen, die mit ihren Pferden verwachsen zu sein scheinen u. a. m. Die Übersetzung des flott geschriebenen Romans gibt den englischen Text vorzüglich wieder.

Guido Rain.

Prévost, Marcel: „Seine Geliebte und ich". Übersetzt von R. Leder und M. Fuchs. Internationale Bibliothek, Berlin 1926. 8°. 288 S. 3,50 Mk. Leinen 4,50 Mk.

Die unwahrscheinlich hohe Zahl der in Frankreich von diesem Roman verkauften Exemplare hat einen deutschen Verlag veranlaßt, ihn auch für Deutschland zu erwerben. Das Werk, in dem der alternde Prévost seiner Gewohnheit gemäß — bestrebt, der Zeit in jeder Beziehung gerecht zu werden — ein ernstes Problem, es handelt sich hier um die Frage, ob der Arzt berechtigt ist, über Leben und Tod zu bestimmen — in ein pikantes Gewand hüllt, dessen Perversitäten er einerseits durch die Grazie des Stils, andererseits durch die Schwere der Gedanken raffiniert und geschickt zu verstecken weiß, wird doch kaum als ein Gewinn für das deutsche Lesepublikum zu bezeichnen sein. *Ch. Demmig.*

Schickele, René: „Das Erbe am Rhein". Erster Roman: Maria Capponi. Kurt Wolff, München 1926. 8°. 480 S. Geb. 8 Mk.

Die Welt, die dieser Roman gestaltet, kennt nur Lust und Raub. Italien, wo die meisten Ge-

Digitized by Google

schehnisse abrollen, ist ein Urwald, dessen Dschungeln heute Paläste, Villen, Hotels, Promenaden, Tanz- und Spielsäle heißen. Maria Capponi, die den Roman beherrscht, und der Elsässer Claus von Breuschheim sind schweifende Jagdtiere in diesem Urwald der Leidenschaften. Die Form des Romans zerflattert in einem brillanten Feuerwerk. Man denkt an Brentanos „Godwi". Eingestreut lyrische Prosagedichte, meist Naturlyrik, von zartester Schönheit, ringsherum ein Fries mit Bildern des Elsaß von 1918/19, kontrastreich mit Menschenverachtung und Menschenliebe gemalt.

Dr. Johannes M. Fischer.

Schullern, Heinrich von: „Kleinod Tirol". Tyrolia, Innsbruck 1927. 8°. 552 S. Lwd. 7,20 Mk.

Der Nachdruck liegt in diesem historischen Roman auf dem Wort „historisch". Denn Heinrich von Schullern zeichnet ein aktenmäßig genaues, auf umfassender geschichtlicher Kenntnis beruhendes Bild der Ereignisse gen Ausgang des Mittelalters im Erlebnisbezirk Tirol. In anregender, zuchtvoll vornehmer Form, die auch der sprachgeschichtlichen Reminiszenzen nicht entbehrt, schildert er die Kämpfe des Tiroler Adels, vor allem des Führers Vogt Gaudenz von Matsch, der — ein anderer Sickingen — weitfliegende Pläne hegt und seine Soldatenbegabung in den Dienst seines Vaterlandes stellt, aus Liebe zu ihm, aus Ehrgeiz und Stolz. Das Leben bei Hof, der Kampf um Rofreit, um dessen Höhen auch der Weltkrieg tobte, Venedigs Macht, der Hexen Spuk und ihre Verfolgung, Turniere und Volksfeste, Staatsdiplomatie und Intrigue spielen sich vor unsern Augen ab, greifbar nahe, lebendig geschaut und gezeichnet. Dazwischen gewittert des Buhlweibs, der Spießin, Haß und Verlockung, dazwischen erschüttert das Schicksal der jungen Fürstin Katharina von Sachsen, die in ihrer Jugendblüte an den brutalen, greisenhaften Erzherzog Siegmund gefesselt ist. Ein packendes Buch, bei dessen Lektüre nur der nicht auf seine Rechnung kommt, der den „Roman" darin sucht; er müßte denn daran denken, daß das *Leben* bei weitem die größten Tragödien schreibt. *G. B.*

Zahn, Ernst: „Die Hochzeit des Gaudenz Orell". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 304 S. Leinen 6 Mk.

Der Dichter versucht, dem mysterium iniquitatis, das heute in besonderem Maße Philosophen, Theologen und Laien beschäftigt, auf dem Wege der künstlerischen Formung näherzukommen. Gaudenz Orell, evangelischer Pfarrer der freien Richtung, voll Gottesglauben und Gottvertrauen, von Natur ein robuster Optimist, heiratet ein schönes, schlankes Mädchen, das, vielleicht durch Abstammung, vielleicht auch anderswoher, einen geheimnisvollen Hang zum Bösen in sich trägt. Wie nun der gute Pfarrer diese sündige Eva durch alles verzeihende Liebe für sich und für Gott zu gewinnen trachtet, und wie es ihm schließlich auch gelingt, nachdem ein Unglücksfall sein Weib aufs Siechen- und Totenbett geworfen hat, ist Inhalt des Romans. Das Entscheidende ist nun, wieviel von dem ehrlichen und anerkennenswerten Wollen des Dichters wirklich Gestalt geworden ist. Eigentlich nur die erste Hälfte des Romans. Später finden sich zwar noch wirkungsvolle Einzelepisoden, aber man glaubt nicht mehr daran, daß die liebende Kraft des Pfarrers den Sieg davontragen könne, und empfindet deshalb den Unglücksfall als eine Art deus ex machina. *Dr. Johannes M. Fischer.*

Zahn, Ernst: „Der Liberi". Verlag Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel o. J. 8°. 168 S. 2,80 Mk.

Der Liberi, ein Ehrenmann, vom Dichter geliebt, ein heimlicher Protestant in der Schale eines Katholiken, wobei das Katholische liebenswürdig verzeichnet ist. Neben ihm eine starre Frau, unheilbarer Krankheit verfallen. Außerdem im Haus eine Nichte unruhigen Bluts, die es zum Liberi zieht, wie ihn zu ihr. Schließlich ein vollblütiger Holdrio, der die Nichte heiraten will. Das Ganze vom Dichter warmherzig und mit großem Können angelegt und geformt. Bis gegen Schluß des Buches die Gestaltungskraft nachläßt. Denn nachdem die Nichte aus dem Haus geflohen ist, laufen die übrigen Personen wie aufgezogene Uhren ab. Der balladeske Schluß vermag die fehlende künstlerische Rundung nicht zu ersetzen. *Dr. Johannes M. Fischer.*

Kipling, Rudyard: „Das Licht erlosch". Ins Deutsche übertragen von Walter C. H. Osborne. 8°. 296 S. Lwd. 6,50 Mk. — *„Dunkles Indien."* Ins Deutsche übertragen von Gustav Meyrink. Paul List, Leipzig 1926. 8°. 368 S. Lwd. 7 Mk. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Hans Reisiger.

Wieder zwei Bücher aus der Reporterzeit Kiplings, allerdings nicht gerade die wertvollsten, die er geschaffen hat. Der Roman: Das Licht erlosch, ist zwar prachtvoll in seinen mit trockenem Humor entworfenen Szenen aus dem Leben der Kriegsberichterstatter, aber die Liebes- und Lebensgeschichte von dem schnell berühmt gewordenen Dick und seiner Maisie ist doch ein wenig phantasielos und allzusehr konstruiert. Die in dem Bande „Dunkles Indien" vereinigten 20 Geschichten sind zumeist recht gruseliger Art. Sie tragen alle jenen unheimlichen, dem europäischen Verstande unfaßbaren Zug, der aus dem mörderischen Klima Indiens und der Mystik seiner Kultur bisweilen eine Hölle für die zivilisierten Gebieter dieses Landes macht. Die weitverzweigte englische Verwaltung, die sich über das ganze Land erstreckt, wird auch hier wieder bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit bitterer Satire bedacht. — Die deutsche Übersetzung sowie die Ausstattung des Buches kann man nur loben. *H. H.*

Digitized by Google

Tolstoi, Leo: „Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi". Herausgegeben von Ludwig Bernde, Rotapfelverlag, Berlin 1926. 8°. 466 S. Geh. 8 Mk., Geb. 11 Mk.

„Babuschka" alias Alexandrine Tolstoi, mit der Leo Tolstoi diesen umfangreichen Briefwechsel unterhalten hat, ist ein kurioses Gemisch höfischer Torheit, ausgezeichneter Bildung, seltsam gepflegter seelischer Feinfühligkeit, eigensinnigen Trotzes, prüder Borniertheit ... kurzum ein Wesen, dessen sprunghafte Vielfalt zum wenigsten interessant genannt werden kann. Daß sie eitel genug ist, sich gegenüber ihrem 10 Jahre jüngeren Neffen als „reife", weltbeschlagene Frau zu fühlen, bestimmt ungefähr die Essenz dieser über 46 Jahre geführten Korrespondenz. Zum Teil ist daher der Effekt recht unangenehm. Lew, der fanatische Enthusiast des Religiösen, ist für sie im Grunde nichts als ein verrannter Starrkopf, der irgendwie zurechtgeformt werden muß. So meint sie. Und verfolgt ihn durch alle Jahre hindurch mit orthodoxen Reglementierungen, die manchmal ganz hübsch pointiert sind — aber die volle Tiefe des erlittenen Argumentes vermissen lassen. Sie hat dabei die Heftigkeit des Subalternen und erreicht im großen und ganzen nicht mehr, als daß Lew sich ihr in höflichen Wendungen entzieht. Aber sie faßt ihre Meinung als Mission auf und verfolgt den Neffen, bis er wütend wird. Sie versteht ihn in keiner Weise. Nichts weiß sie davon, daß „er in der Lage zweier Hände ist, die einander falten wollen ... daß er wünscht, sie zusammenzubringen, aber ihre Finger stemmen sich gegeneinander ... und je mehr er sich anstrengt, um so schlimmer ist es". All diesem, seiner wunderbaren Empfindlichkeit, seinem „Dünnhäutertum", seiner spürenden Unruhe um das „Gute Schlechthin", der alle Ruhe eine „seelische Gemeinheit" war, stellt sie die idée fixe gegenüber, „Lew verderbe die heranwachsende Generation" ... so daß unter diesem Gesichtspunkt der Briefwechsel gerade nicht sehr herzerfrischend ist.

Aber dafür ist er in anderer Richtung um so wesentlicher. Er rundet das Bild Tolstois durch konkretes Detail, das oft das Innerlichste dieses Asiaten unter den neuen Propheten zu treffen scheint. Man sieht seine „Angst um die Wahrheit", spürt die Qual seines „abgedorrten Herzens", das vor „kalter Reue" eingeschrumpft wie „eine in alter Sauce erfrorene, eingebrannte Kartoffel", fühlt die stürmische Wut über die Bojaren, die ihre Knechte „barfuß durch die Stoppeln jagen, bis die Füße verbluten" ... und — vor allen Dingen — schaut man den anderen Menschen, der die Bauernkinder das Lesen lehrt, der junge Pferde einreitet, die Scholle pflügt, der die Muschiks über alles liebt und der mit Wohlgefühl an sein Tantchen schreibt, daß die Bärte seiner Bauern so „wunderbar nach Frühling riechen". Tolstoi, der der Natur so unendlich nahesteht. Tolstoi „auf dem Ahornthron unter der goldenen Linde" ... Dies alles, das Kleine, Geringe, von den großen Redensarten der Gelehrten Vergessene — macht diesen Briefwechsel letzten Endes sehr wertvoll. Man freut sich, wenn man ihn liest. *Dr. Jost Terhaar.*

Schlözer, Kurt von: „Amerikanische Briefe". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Groß-8°. 179 S. Leinen 6,50 Mk.

Die frühere Sammlung „Mexikanische Briefe" erscheint hier, um die Sammlung „Briefe aus Washington" vermehrt, unter dem zusammenfassenden Titel „Amerikanische Briefe". Damit wird dankenswerter Weise die Lücke in Schlözers Briefwechsel geschlossen. Wie die „Jugendbriefe", „Römische Briefe", „Letzte römische Briefe" sind auch diese Dokumente von warmer Vaterlandsliebe getragen. Ihnen allen ist ein feiner Humor eigen. Die große Zeit des neugegründeten Kaiserreiches wird hier wieder lebendig. Der Historiker Schlözer enthüllt sich auch hier uns in diesen losen Blättern als ein warmherziger Mensch und als ein scharfer Beobachter.

Dr. Karl Arns.

„Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs." Herausgegeben von Dietrich Gerhard und William Norwin. Band I, 1776—1809. 8°. CXXXIV, 542 S. Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. Brosch. 18 Mk., geb. 20 Mk.

Der stattliche Band eröffnet die Reihe von Publikationen, die künftig an die Stelle der „Mitteilungen aus dem Literatur-Archiv" (1894—1923) treten sollen. Da diese nicht in den Handel kamen und so über den engen Kreis der Mitglieder der „Literatur-Archiv-Gesellschaft" hinaus überhaupt nicht in die Öffentlichkeit drangen, verdient die Neuerung den Dank aller am geistigen Leben der Nation Interessierten.

Die ersten drei Bände sollen die zum Teil noch gänzlich unbekannten, zum Teil nur in der entstellenden Überarbeitung Dore Henslers (in den „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr") oder nur durch gelegentliche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Biographien bekannt gewordenen Briefe Niebuhrs der Öffentlichkeit vorlegen. Der bisher erschienene erste Band gibt die Briefe bis zum Jahre 1809, im wesentlichen also Niebuhrs Werdegang und Reifezeit. Denn erst seit er nach drei Jahren unruhigen Reiselebens Ende des Jahres 1809 in Berlin wieder einen festen Wohnsitz fand, tritt Niebuhr ganz ein in das deutsche geistige Leben, während sich die Bande, die ihn zuvor unmittelbar an den preußischen Staat knüpften, lockerten. Alles vorhandene Material konnte nicht abgedruckt wer-

Digitized by Google

den; daß aber alles geistesgeschichtlich Belangvolle aufgenommen und nur Briefe rein persönlichen Charakters, soweit sie nichts Wesenhaftes von dem Menschen enthüllen, ausgelassen wurden, dafür bürgt die philologische Gewissenhaftigkeit der Herausgeber und ihre souveräne Beherrschung des Stoffs. Die Briefe aus der Kieler Studentenzeit, die in die „Lebensnachrichten" nur stark überarbeitet und verfälscht aufgenommen wurden, geben vom Wesen und Werden des jungen Niebuhr ein eindrückliches Bild, das auch zur Kenntnis der geistigen und politischen Bewegung im ausgehenden 18. Jahrhundert von Bedeutung ist. Die Briefe der Jahre 1806 bis 1808 geben eine gute Anschauung des staatsmännischen Wirkens Niebuhrs. — Die Einführung Gerhards zeigt die Persönlichkeit Niebuhrs in ihrer Doppelstellung zwischen Wissenschaft und Politik. Ein Urteil über diese bedeutsame geistesgeschichtliche und biographische Skizze kann erst nach Erscheinen der weiteren Bände gegeben werden, da das dort erst zu veröffentlichende Material für die Darstellung bestimmend war. Die vorzüglichen Bildbeigaben verdienen anerkennende Erwähnung.

H. Eckstein.

Kleine Anzeigen

Barthel, Max: „Die Mühle zum Toten Mann". Eine Kriegserzählung. Arbeiterjugendverlag, Berlin. Gr.-8°. 88 S. Brosch. 1,40 Mk., geb. 2 Mk.
Ein Künstler, der nicht nur als Mensch, sondern als Dichter den Krieg erlitten, erzählt von seinen Erlebnissen, die doppelt grausig wirken, weil doppelt erlitten, und wie ein Aufreißen alter Wunden sind, quälend in ihrer blutenden Kraßheit, wofür nur die gute Absicht des Dichters entschädigt. *Ch. Demmig.*

Faber, Hanns Georg: „Die letzte Liebe des Kaisers Hüan Dsung". Roman. Mit Vierfarbendruck-Titelbild nach einem chinesischen Original, blütenweißes, holzfreies Druckpapier. Heinrich-Minden-Verlag, Dresden. Gr.-8°. 100 S. In echt chinesische Rohseide geb. 4,50 Mk.
Die Sage vom schwachen Kaiser Hüan Dsung und seiner weltberühmten, schönen und leichtsinnigen Geliebten Yang Kuei Fei ist von geschickter Künstlerhand mit echt orientalischer Farbenpracht und — in ihrer Übersteigerung zuweilen abstoßenden — Sinnlichkeit spannend und wirkungsvoll gestaltet. *Ch. Demmig.*

Deutschmann, M.: „Spes Unica", ein Augustinusroman. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn 1927. 2. Aufl. 487 S.
Romane, die sich zum Ziele nehmen, die Großen der Weltgeschichte lebendigzumachen, haben es immer schwer. Ein Roman aber, der die Gestalt des heiligen Augustinus, welcher überaus weitschichtig und abgründig war und durch fast alle menschlichen Irrungen hindurchging, lebenswahr nachzuzeichnen, ist sehr schwer. Immerhin hat Deutschmann ihre Aufgabe in einer gewissen schönen rhetorisch poetischen Weise zu erfüllen gewußt. Das Buch wird vielen Augustinusverehrern eine fruchtbare Lektüre sein können.

Dr. A. Kamp.

Herz, Hermann: „Peter Schwabentans Schaffen und Träumen". I Bd.: „Vikar und Preßhusar" 1921; II. Bd.: „Der rote Kurat" 1926. 256 und 293 S. Regensburg, Jos. Habbel. Geb. 2,50 und 3 Mk.
Mit dieser Geschichte vom Werden und Wirken eines katholischen Priesters erweist sich der frühere Herausgeber der „Bücherwelt", Pfarrer Hermann Herz, als feiner Beobachter und guter Schilderer einer ebenso interessanten wie für die meisten noch ziemlich unbekannten Gedanken- und Arbeitswelt des Seelsorgers. Wir erleben, wie Peter Schwabentan, der von ganzem Herzen zu seinem Beruf steht, mit sich selbst und seinen Mitmenschen zu kämpfen und zu ringen hat um die Erfüllung seiner Sendung. Zu den theologischen Problemen, von denen ihm am schwersten die thomistisch-molinistische Streitfrage mit ihren ungenügenden und unbefriedigenden Deutungsversuchen zu schaffen macht, gesellen sich beim Eintritt ins journalistische Leben nicht weniger wichtige politische und kulturelle Aufgaben. Sein soziales Mitgefühl für alle, die auf der Schattenseite des Lebens sich mühen und abquälen, treibt ihn im Industriegebiet zu den Scharen der Arbeiter, denen er im politischen Kampf unerschrockener Führer und geschickter Verfechter ihrer Ideen und Ziele wird. Der „rote Kurat" ist ein wahrhaft guter Hirte, der sein Leben für seine Herde einsetzt, so daß er sich schließlich mit zerrütteten Kräften zu einem Urlaub zurückziehen muß, ungewiß über die Zukunft seines Schicksals, aber gottergeben der ewigen Vorsicht vertrauend. Die Geschichte Schwabentans wird nicht nur Priestern Anregung und Steigerung des Lebens — und Berufsgefühls bringen, sondern auch von Laien mit Nutzen gelesen werden. *Peter Bauer.*

Hugo, Marti: „Rumänisches Intermezzo". Buch der Erinnerung. A. Francke-Verlag, Bern 1926. Kl.-8°. 158 S. Geb. 4,50 Mk.
Kleine Episoden aus wechselvollen Wanderjahren in südlichen Ländern, deren sinnbetörende Farbenfülle und tausendfach lockende Reize dichterisch geschaut und gestaltet auch den Leser gefangennehmen, enthält dieses kleine Buch. *Ch. Demmig.*

Nabor, Felix: „Mysterium Crucis". Roman aus der Zeit Neros. 2. Bd. Verlag vorm. G. J.

Digitized by Google

Manz, Regensburg 1924. 8°. 408 und 331 S. Halbleinen 10 Mk.

Die Gemeinde Nabors wird die Neuherausgabe des umfangreichen altchristlichen Romanes mit Freuden begrüßen und gern nach ihm greifen. Der Roman ist dem Verfasser aus treuchristlichem Herzen erflossen und von seinem seltenen Wissen über Leben und Dinge der frühchristlichen Zeit in Rom reichlich gespeist worden. Wer sich ehrlich für das Ringen und Erdulden der ersten Christen begeistern, seinen Glauben, seine Gottesliebe an ihnen entzünden will, der lese den Roman und folge Felix Nabor in seiner begeisterten Schilderung des Kampfes zwischen Heidentum und Christentum, der mit dem Niederbruch des Götterglaubens und mit dem Siege des Christentums endigt. *Dr. A. Kamp.*

Wichert, Ernst: „Der Große Kurfürst in Preußen". Vaterländischer Roman. Bearbeitet und eingeleitet von Paul Wichert. Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. o. J. 8°. 2. Bde. 713 S. 10 Mk.

Der 1887 geschriebene, für die Gegenwart unter starken Kürzungen neu herausgegebene Roman behandelt die Kämpfe des Großen Kurfürsten gegen Stände und Adel des Herzogtums Preußen. Künstlerisch ohne Bedeutung, vermag das Werk zu fesseln durch die reiche, klare und sachliche (der Verfasser war Jurist!) Schilderung der Kultur des 17. Jahrhunderts in Deutschlands Ostmark, die heute, unter ähnlicher politischer Konstellation leidend, unser aller warmes und waches Interesse verdient. Für Schulen sehr geeignet als mittelbare Quellensammlung zur Einführung in die Kulturkunde.

Johannes M. Fischer.

Schauwecker, Franz: „So war der Krieg". 200 Kampfaufnahmen aus der Front. Frundsberg-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 136 S. Ln. 15 Mk.

Ein Buch, das zu einer Zeit erscheint, in der manche unserer Landsleute schon das grausige Erlebnis, das kaum ein Jahrzehnt früher alle in seinen Bann schlug, vergessen haben. Das heiße und doch so kühle Herz des Frontkämpfers hat das Werk geschaffen, der vier Jahre in aller Welt, wenn auch hungrig und müde, verdreckt und verlaust, den Feinden die Stirne bot und unbesiegt blieb. Alle Arten und Phasen des Kampfes treten noch einmal vor uns in Wort und Bild, in Ost und West, in der Luft und im Meere. Der Text ist in einem vorzüglichen Deutsch geschrieben, das oft geradezu dichterischen Schwung annimmt. Die 200 Bilder sind aus 25 000 Aufnahmen ausgesucht, die Frontkämpfer zur Verfügung stellten. Ihre Wiedergabe, wie auch die ganze Ausstattung des Werkes, ist schlechthin vorbildlich. Besonders seien noch die statistischen Angaben, die einzelnen Abschnitten beigefügt sind, erwähnt.

Xaver Schaukroff.

Schlözer, Karl v.: „Menschen und Landschaften". Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 326 S. Geb. 10 Mk.

Ein namhafter Diplomat, Sproß einer Familie, die eng verknüpft ist mit dem Deutschland der Bismarckschen Epoche — war doch der Onkel des Verfassers, Kurt v. Schlözer, einer der vertrautesten und unentbehrlichsten Mitarbeiter des großen Kanzlers —, schildert hier in anziehender, lebensvoller und fesselnder Form die vielfältigen Erlebnisse und Eindrücke seiner diplomatischen Laufbahn. Die Art, wie er Menschen und Landschaften in ihrer Wesenheit erfaßt, beobachtet und charakterisiert, entbehrt der künstlerischen Reize nicht. Sie gibt Zeugnis davon, daß hier eine starke und tiefe Persönlichkeit zu Menschen und Dingen Stellung nimmt. Ein Buch, dessen Lektüre lohnt. *W. G.*

Heinen, Anton: „Feierabende", Plaudereien mit jungen Staatsbürgern. 16.—18. Tausend. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1927. Gr.-8°. 231 S. 4,50 Mk.

Das ist ein im Tiefsten und Wahrsten erlebtes Buch: Abendgespräche mit jungen Menschen sind hier in der feinen, klugen, ungemein klaren und bildkräftigen Sprache des bekannten Volkserzählers und Volkserziehers wiedergegeben. In dieser Stube ist es heimelig und warm, alle Lichter deutschen Gemütes werfen hellen Schein, alle guten Geister unseres Volkes treten ein. Die tiefen und tiefsten Dinge des Herzens werden gesagt, aber auch die schwersten Fragen um Sinn und Sein des einzelnen und der Gemeinschaft finden hier die Lösung in der Klarheit christlicher Deutung. Das gerade ist das Schönste in dem prachtvollen Buch, es wächst mit jedem Satz und jeder Seite in die große Gemeinschaft des Volkes, dem es in ganz hervorragender Weise dient. Sein großes Ziel ist dies: „junge Menschen dahin zu führen, ihr eigenes Leben, in das sie hineingeschaffen und geboren sind, geistig zu erfassen und anzuschauen, zugleich es zu gestalten und schöpferisch Herr darüber zu werden". Braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß ihm alle Schulmeisterei fern bleibt, daß es alles andere ist als eine Art „Lehrbuch" für Kurse und Vereine, die freilich alle, mit der ganzen deutschen Jugend und allen, die für sie am Werke sind, aus diesem Buche ungemein viel Nutzen, Ermunterung und Freude schöpfen können.

Dr. Heinrich Luhmann.

Hirschberg, Leopold: „Reliquienschrein des Meisters Karl Maria von Weber". Zu dem 100. Todesjahr des Meisters aufgestellt. Morawe & Scheffelt, Berlin 1927. XVII und 165 S. 18 Mk.

Das Gedächtnis des hundertsten Todestages des hohen Meisters hat einen Verleger finden lassen, der, unbekümmert um materielle Erwägungen,

Digitized by Google

bisher noch unveröffentlicht gebliebene Tondichtungen Webers durch einen tiefgründigen Kenner Weberscher Musik an das Tageslicht gebracht hat. Der Inhalt: einige Überreste aus seinen Opern und Jugendwerken, ferner Chöre, Arien und Lieder, interessante Canones, auch vertonte religiöse Texte, ein Offertorium und Agnus Dei. Es erscheint die Orchesterpartitur stets als (meist vom Herausgeber gefertigter) Klavierauszug. Sehr belehrend wirkt die Ausgabe durch ein erstmaliges, bibliographisch genaues Verzeichnis aller von Weber bisher als selbständige Veröffentlichungen gedruckter Werke (mit genauer Titelangabe der Erstdrucke). Es muß große Vorarbeiten gekostet haben, denn nirgendwo ist die Frage der Opuszahl so wenig geklärt wie bei Weber. *M. Th. M.*

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hochmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Angel, Walter: „*Manege*". Roman. E. Keil's Nachf. (A. Scherl) 1927. 8°. 174 S. Brosch. 3,30, Lein. 4,50 Mk.

Auer, Max: „*Anton Bruckner als Kirchenmusiker*". G. Bosse, Regensburg 1927. Kl.-8°. 225 S. 3 Mk.

Barolin, Johannes: „*Inspiration und Genialität*". W. Braumüller, Wien 1927. 8°. 47 S. Brosch. 1,50 Mk.

Berdjajow, Nikolaj: „*Der Sinn des Schaffens*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1927. Gr.-8°. 394 S. Geh. 12, geb. 15 Mk.

Binz, Arthur Friedrich: „*Von Aufbruch und Untergang*". H. Meister, Heidelberg 1927. 8°. 94 S. Geh. 2 Mk.

Böhm, Wilhelm: „*Über die Möglichkeit systematischer Kulturphilosophie*". M. Niemeyer, Halle 1927. Gr.-8°. 62 S. Geh. 2,80 Mk.

Brandi, Karl: „*Die deutsche Reformation*". Quelle & Meyer, Leipzig 1927. Gr.-8°. 364 S. Lein. 14 Mk.

Braun, Reinhold: „*Fröhliche Lebenskunst*". Oranien-Verlag, Herborn 1927. Kl.-8°. 102 S. Kart. 1,60 Mk.

Chamisso, Adalbert von: „*Gedichte*". Strecker & Schröder, Stuttgart 1927. Kl.-8°. 236 S. Ln. 3,50 Mk.

Coster, Charles de: „*Ulenspiegel*". P. List, Leipzig 1927. 8°. 683 S. Ln. 7,50 Mk.

Damaschke, Adolf: „*Deutsche Bodenreform. Arbeit und Aufgaben*". Gebr. Mann, Berlin 1927. 8°. 32 S. Geh. 50 Pf.

Dante: Stephan George: „*Die göttliche Komödie*". G. Bondi, Berlin 1925. 8°. 220 S.

delle Grazie, Marie Eugenie: „*Das Buch der Liebe*". Ullstein, Berlin 1927. Kl. 8°. 314 S. Geh. 1 Mk.

Dill, Lisbeth: „*Zwischen fünf und sieben*". Morane & Scheffelt, Berlin 1927. 8°. 220 S. Ln. 5 Mk.

Eiert, Helene: „*Doppelmoral*". Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt 1927. 8°. 305 S. Geh. 3.50 Mk.

Engels, Friedrich: „*Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie*". Verlag für Literatur und Politik, Berlin 1927. 8°. 121 S. Ln. 2,30 Mk.

Erskine, John: „*Das Privatleben der schönen Helena*". K. Wolff, München 1927. 8°. 322 S. Geh. 5, Ln. 7,50 Mk.

Frank, Paul: „*Die Schatten wachsen*". Renaissance-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 296 S. Geh. 3,75, geb. 5 Mk.

Franzmathes, Dr. W.: „*Bischof von Ketteler*". Kirchheim & Co., Mainz 1927. Gr.-8°. 284 S. Ln. 8 Mk.

Galsworthy, John: „*Der silberne Löffel*". P. Zsolnay, Wien 1927. 8°. 408 S. Ln. 7 Mk.

Gatterer, Alois: „*Der wissenschaftliche Okkultismus und sein Verhältnis zur Philosophie.*" F. Rauch, Innsbruck 1927. Gr.-8°. 175 S. 6 Mk.

Gatterer, M. S. J.: „*Im Glaubenslicht*". F. Rauch, Innsbruck 1927. 8°. 116 S. Geb. 1 Mk.

„*Geist und Gesellschaft.*" Kurt Breisig zu seinem 60. Geburtstag. M. & H. Marcus, Breslau 1927. Gr.-8°. 103 S. 6 Mk.

Gladkow, Fjodor: „*Zement*". Verlag für Literatur und Politik, Berlin 1927. 8°. 463 S. Geb. in Leinen 7 Mk.

Graf, Oskar Maria: „*Wir sind Gefangene*". Drei-Masken-Verlag, München 1927. 8°. 745 S. Geh. 12, geb. 15 Mk.

Gurlitt, Cornelius: „*Langbehn, der Rembrandtdeutsche*". Verlag des Evang. Bundes, Berlin 1927. 8°. 92 S. Geh. 1,50 Mk.

Hänel, Hanne: „*Morgenglanz der Ewigkeit*". Kath. Sonntagsblatt, Breslau 1927. 8°. 80 S. Kart. 85 Pf.

Hefele, Hermann: „*Politik*". Auswahl aus

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Machiavelli. F. Frommann, Stuttgart 1927. 8°. 110 S. Geh. 3,20, geb. 4,80 Mk.

Hennings, Emmy: „*Das Brandmal*", „*Gefängnis*". E. Reiß, Berlin 1920 u. 1919. 8°. 326 u. 178 S.

Herodot: „*Das Geschichtswerk des Herodot*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. Kl.-8°. 810 S. Ln. 12 Mk.

Hoffmann, Agnes: „*Aus der Vogelschau des Lebens*". Kath. Sonntagsblatt, Breslau 1927. 8°. 80 S. Kart. 85 Pf.

Imle, Dr. F.: „*Friedrich von Schlegels religiöse Entwicklung*". F. Schöningh, Paderborn 1927. 8°. 287 S. Ln. 9 Mk.

Joerges, Ernst: „*Die weltgeschichtliche Bedeutung des Judentums, und seine Zukunft*". K. Curtius, Berlin 1927. 8°. 80 S. Geh. 2,50 Mk.

Karrer, Otto: „*A. von Padua, Wie man das ewige Leben finde*". Ars sacra, J. Müller, München 1927. Kl.-8°. 200 S. Hlbln. 3,60 Mk.

Kinck, Hans E.: „*Hermann Ek*". H. Haessel, Leipzig 1927. 8°. 518 S. Ln. 9,50 Mk.

Kirch, Konrad, S. J.: „*Helden des Christentums*". I. Teil, II. Band, Glaubensstreiter im Osten. Kl.-8°. 191 S. Ln.

Krausbauer, Theodor: „*Aus meiner Mutter Märchenschatz*". Oranien-Verlag, Herborn 1927. 8°. 155 S. Ln. 5 Mk.

Kriek, Ernst: „*Bildungssysteme der Kulturvölker*". Quelle & Meyer, Leipzig 1927. Gr.-8°. 387 S. Ln. 9 Mk.

Lauff, J.: „*Das ewige Jüngferlein*". (Lyrik.) Vereenigde Drukkerijen, Amsterdam 1927. 8°. 79 S. Geh. 2,50 Mk.

Liebmann, Kurt: „*Das kosmische Werk*". Dion-Verlag, Dessau 1927. 8°. 125 S. Geh. 3,50 Mk.

Liebmann, Kurt: „*Dionysos-Apollo*". Die Idee und Rechtfertigung der jungen Generation. Dion-Verlag, Dessau 1927. 8°. 31 S. Kart. 1,50 Mk.

Lienhard, Friedrich: „*Geschichte der deutschen Dichtung*". Quelle & Meyer, Leipzig 1927. 8°. 139 S. Geh. 1,80 Mk.

Lutterotti, Nikolaus von: „*Altgrüssauer Klostergeschichten*". Kath. Sonntagsblatt, Breslau 1927. 8°. 60 S. 85 Pf.

Marès, Jolanthe: „*Inge, seine Frau*". Internationale Bibliothek, Berlin 1927. 8°. 256 S. Geh. 3,50, geb. 4,50 Mk.

Martens, Herbert: „*Der Dämon des Lichts*". Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1927. 8°. 160 S. Brosch. 3, geb. 5 Mk.

Mönius, Georg: „*Italienische Reise*". Herder, Freiburg 1925. Gr.-8°. 453 S. Ln. 13,50 Mk.

Munk, Georg: „*Die Gäste*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 143 S. Ln. 6 Mk.

„*Musik in Volk, Schule und Kirche.*" Quelle & Meyer, Leipzig 1927. Gr.-8° 227 S. Ln. 10 Mk.

Neumann, Johannes: „*Du und der Alltag*". M. Warneck, Berlin 1927. Gr.-8°. 271 S. Kart. 5,50 Mk.

Obendorfer, Andreas: „*Die Heimat der Seele*". Kösel & Pustet, München 1927. 8°. 60 S. Geh. 2,50 Mk.

Ompteda, Georg von: „*Der jungfräuliche Gipfel*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 307 S. Ln. 6,50 Mk.

Ostenso, Martha: „*Erwachen im Dunkel*". F. G. Speidel, Wien 1927. 8°. 353 S. Ln. 7 Mk.

Perch, P. H.: „*Gennen lo og opgrode*". Nyt Nordisk Forlag, Kjobenhave 1924. 8°. 108 S.

Ponten, Josef: „*Siebenquellen*". Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin. 8°. 354 S. Hlbldr. 3,80 Mk. Nur für Mitglieder.

Poulaille, Henry: „*Die Geburtsstunde des Friedens*". P. Zsolnay, Berlin-Wien 1927. 8°. 243 S. Geh. 3, geb. 5,50 Mk.

Prossinag, Ernst J.: „*Satan Rex*". Drama. Gerold & Co., Wien 1927. 8°. 95 S. Geh. 2,50 Mk.

Pütz, Hermann: „*Du und dein Kind*". Kath. Kirchenblatt, Breslau 1927. 8° 80 S. Kart. 85 Pf.

Rögele, Karl: „*Franz Josef Herr*". Lebensbild. Badenia, Karlsruhe 1927. 8° 277 S. Geh. 3, geb. 4,50 Mk.

Röttger, Karl: „*Das Herz in der Kelter*". Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1927. 8°. 376 S. Hlbldr. 3,80 Mk. Nur für Mitglieder.

Schaffner, Jakob: „*Der Kreislauf*". Lyrik. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1927. 8°. 130 S. Ln. 4,50 Mk.

Schendel, Arthur van: „*Der Berg der Träume*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 269 S. Ln. 5 Mk.

Schenk, Marie M.: „*Renhard der Spielmann*". J. P. Bachem, Köln 1927. 8°. 196 S. Ln. 4,50 Mk.

Schnack, Friedrich: „*Beatus und Sabine*". J. Hegener, Hellerau 1927. 8° 250 S. Ln. 7 Mk.

Scholz, Wilhelm von: „*Das Jahr*". Lyrik. Horen-Verlag, Berlin 1927. Gr.-8°. 70 S. Hlbldr. 8 Mk.

Schüler, Heinrich: „*Unterm Kreuz des Südens*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 641 S. Ln. 10 Mk.

Shaw, Bernard: „*Cashel Byrons Beruf*". Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 19. 8°. 355 S. Hlbldr. 3,80 Mk. Nur für Mitglieder.

Spies, Otto: „*Türkische Erzähler der Gegenwart*". Weltgeistbücher, Berlin 1927. Kl.-8°. 64 S. 0,65 Mk.

Sternaux J. S. J.: „*Sturmflut und Wetterleuchten*". F. Rauch, Innsbruck 1927. 8°. 175 S. Geh. 2,40 Mk.

Digitized by Google

Strobl, Karl Hans: „*Heerkönig Ariovist*". K. F. Koehler, Berlin 1927. 8°. 337 S. L.dr. 7,80 Mk.

Sturm, Waldemar: „*Einer Seele Saitenspiel*". Lyrik. Fredebeul & Koenen, Essen 1927. Gr.-8°. 103 S. L.n. 5 Mk.

Thiel, Johannes: „*Strupp*". Märchenbuch. Herder, Freiburg 1927. Gr.-8°. 63 S. Hlbln. 4,20 Mk.

Thieß, Frank: „*Abschied vom Paradies*". J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1927. 8°. 128 S. L.n. 4,50 Mk.

Voßler, Karl: „*Italienische Literaturgeschichte*". W. de Gruyter, Berlin 1927. (Sammlung Göschen.) Kl.-8°. 148 S. L.n. 1,50 Mk.

Welle-Strand, Edvard: „*Polarmenschen*". Eigenbrödler-Verlag, Berlin 1927. 8°. 306 S. L.n. 6 Mk.

Wenke, Hans: „*Hegels Theorie des objektiven Geistes*". M. Niemeyer, Halle 1927. Gr.-8°. 125 S. Geh. 5,60 Mk.

Wolf, Friedrich: „*Kreatur*". A. Sponholtz, Hannover 1927. 8°. 251 S. L.n. 5,50 Mk.

Zweig, Arnold: „*Die Umkehr*". Schauspiel. G. Kiepenheuer, Potsdam 1927. 8°. 88 S. Geh. 2 Mk.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Was ich in Koblenz gesagt hätte, wenn ... Von Friedrich Muckermann, S. J. / Frühes Erlebnis. Novelle von C. H. Hillekamps / Das Kind. Gedicht von Gottfried Hasenkamp / Nachtgespräch auf der Brücke. Von Edith von Walter / Gekrönte Tage. Von Theodor Seidenfaden / Der Geist des Colleoni. Von Dr. Gert Buchheit / Chronik der französischen Literatur. Von Dr. H. van der Mark / Die Vertreibung. Gedicht von Viktor Meyer-Eckhardt / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Die Kreuztragung. Gedicht von Viktor Meyer-Eckhardt / Das Jesuitendrama als Dichtung des katholischen Glaubens. Von Dr. Edmund Haller / Herbst. Gedicht von Josef Kamp / Der Seelenrealismus im modernen Roman. Von Charlotte Demmig. Gedichte von gestern und vorgestern. Von Heinrich Bachmann / Dichtung und Weltsicht. Von Kurt Bock / Das Görres-Werk. Von Dr. Wilhelm Schulte / Stimmen des Auslandes. Von Charlotte Demmig / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit. / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: Sir Thomas Lawrence: Kind mit Bütte.

21. Jahrgang **heft 12** September 1927

Fredebeul & Koenen + Verlag + Essen

Chrw. Schwester Edmunda Vöhling

Digitized by Google

BÜCHER

aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Romane, Novellen und Erzählungen

Herabgesetzte Preise

Adam, Arbeit und Leben	Mk. 2.–
Fabri de Fabris, Sommerlaub	„ 2.–
Frank, Sietenjahns Söhne	„ 3.–
– Schulte Knefmanns Komplott	„ 1.50
Frentz v. Gemmingen, Schwester Thereſia vom Kinde Jeſu	„ 3.–
Haarhaus, Die Erben von Blankeneck	„ 3.–
Haber, Tagebuch eines Kindes	„ 1.50
Heinrichs, Mit Knotenſtock und Ränzel	„ 4.–
Herbert, Von vieler Liebe und mancherlei Leid	„ 3.–
Janſen, Novellen	„ 3.–
Krane, Sibylle	„ 5.–
Lambrecht, Allſünderdorf	„ 3.–
Marneck, Zwiſchen Tal und Firn	„ 2.50
Oertzen, Der Welt Sünde	„ 2.–
Paſchwitz, Tam Tamen	„ 1.50
Peter, Es war im Böhmerwald	„ 3.–
– Granit und Gneis	„ 3.–
Pfannmüller, Als der Heiland kam	„ 5.–
– Eine Walz zum Balkan	„ 6.–
– Erſtlinge der Wüſte	„ 5.–
– Durchs Land der Toren	„ 4.–
Rockenbach, Rückkehr nach Orplid, 2. verbeſſerte Auflage	„ 4.–
Schedlbauer, Der Stern des Meeres	„ 2.50
Dr. W. Schmidt, Pfefferle, Weg und Geſtaltung	„ 3.50
Spättgen, Farbenſpiele	„ 1.50
Stolzen-Heimbach, Kinder der Induſtrie	„ 3.–
Torrund, Mit Gott und gutem Wind	„ 2.50
– Die Krone der Königin	„ 2.50
– Ein Kuß aus Verſehen	„ 2.50
Wibbelt, Im bunten Rock	„ 1.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlangen Sie gratis und frei unſer reichhaltiges Bücherverzeichnis über praktiſche und Geſchenkwerke

FREDEBEUL & KOENEN

ESSEN (RUHR)

Digitized by Google

Digitized by Google

Sir Thomas Lawrence / Kind mit Bütte

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Einundzwanzigster Jahrgang Heft 12 Essen, im September 1927

Was ich in Koblenz gesagt hätte, wenn...

Von Friedrich Muckermann, S. J.

MIR träumte, ich sei auf der Koblenzer Festtagung der rheinischen Dichter. Wahrscheinlich hatte ich am Abend spät noch die Reden von Jakob Kneip und andern gelesen, die in den Zeitungen mitgeteilt worden waren. Das dramatische Echo in der Presse hatte sich offenbar bis in meinen Traum weitergesponnen. Ich sah auf einmal den Rhein und die Mosel und hörte, wie sie abwechselnd rauschten, einmal dunkel und schwer und dann hell und leicht. Es war, als ob eine große Domglocke anschlüge und dann eine kleine sich immerfort dazwischenmischte. Die alte Festung türmte sich drüben auf, gegenüber winkte irgendein Kaiserdenkmal, und nicht weit davon mußte das Fest sein, weil es so lustig dort zuging. Brentano und Görres kredenzten feurigen Wein, und am Eingang saß Volker, der Spielmann mit der Harfe — sein Schwert hatte er ins Wasser geworfen. Auch Kriemhild schritt dort einher, forderte die Männer zum Tanze und hatte, wie mir schien, einen Bubikopf. Ich weiß nun nicht, wie es kam, aber auf einmal sollte ich reden und stieg auch schon auf eine Art Kanzel, die mit Weinlaub umwunden war. Ich sehe das alles noch ganz genau, weiß sogar noch, daß ich nicht gleich anfangen konnte, denn man sang noch das Lied: Es liegt eine Krone im grünen Rhein .... Dann sagte ich einfach: „Brüder in Apollo!" Es gefiel mir nicht, aber schließlich war man doch auf klassischem Boden, und es hat sich ja die Romantik tief vor der Porta nigra geneigt. Dann wurde es so still, daß man den Schaum auf den Bechern leise zischen hörte ... Und ich begann:

Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, im Namen der „Gral"-Redaktion für die freundliche Einladung. Gewiß haben wir es als selbstverständlich angesehen, daß man auch uns rief. So mancher rheinische Dichter ist von uns schon gefördert worden, und immer waren da die freundlichsten Beziehungen. Aber es ist doch besonders schön, wenn dergleichen auch ausdrücklich ausgesprochen wird, wie denn Liebende endlos sich ihre Liebe erklären, obwohl sie ihrer ganz gewiß sind. Wir können uns in einer Zeitschrift, die in Österreich so gut wie in Schlesien, im Süden so gut wie im Norden, im Osten wie im Westen eine treue, in vielen Schicksalsstürmen erprobte Gemeinde besitzt, gewiß nicht auf eine Provinz nur einstellen, aber der Fall ist hier ja auch ein anderer. In dieser Provinz fließt Deutschlands Strom. Hier ist Deutschland mehr als irgendwo anders. Wenn rheinische

Digitized by Google

Dichter zusammenkommen, wird es gewiß um den Rhein gehen und darum um Deutschland, ja um mehr als Deutschland, um das Abendland sogar mit seinen fernherwinkenden Zinnen. Also noch einmal herzlichen Dank für die freundliche Einladung. Sie wissen ja selbst, wie gerade die deutschen und abendländischen Ideen uns teuer sind.

Soweit ich sehe, beherrscht hier alle ein mächtiger Drang, dem deutschen Volke wieder mehr zu sein. Es geht um die Stellung des Dichters in der Gesellschaft und um die Anerkennung seines Werkes. Der dichterische Geist schwingt sich an dieser Stätte gern in Zeiten zurück, wo es noch eine Ehre und eine Freude war, Dichter zu sein. War es im Mittelalter wirklich besser damit bestellt als heute? Es scheint doch, daß auch damals schon dem Deutschen der Gelehrte über den Dichter ging. Vaganten und spielendes Volk waren nur hoffähig in dem Sinne, daß sie die Hohen Herren bei ihren Festen amüsieren durften. Lesen Sie nur die bewegliche Klage des Walter von der Vogelweide, dem schließlich auf zahlreiche Bettelverse hin der kaiserliche Gönner ein Rittergütchen als Honorar zuwarf, vielleicht mehr für politische als für dichterische Dienste. Auch der berühmte Archipoet konnte sich nicht trösten darüber, daß er „als wesenloser Poet unter Rittern und Pfaffen" (Stapel) lebte. Die Ritter und die Pfaffen! Bestimmt sind beide auch damals schon nicht gut weggekommen, wenn Spielleute unter sich waren. Es steht heute besser darum als einst im Mittelalter, und es gibt ja bei uns sogar bereits eine Akademie der Dichtung. Werden aber Dichter in Deutschland einmal erst zu Akademikern erklärt, dann kann es ihnen bei uns zulande doch nicht mehr fehlen. Was insbesondere die Pfaffen angeht, so wollen wir ihnen danken, daß sie es vor allem sind, die noch am meisten Interesse für unsere Zeitschriften zeigen, die ihre Spargroschen für Bücher anlegen und die zum Teil in vorderster Linie mitgetan haben, wie Mumbauer, der verehrte Jubilar, wie Federer, wie Dörfler, wie Suso Waldeck. Hätten nur die andern Stände so viele wahrhaft für den Geist interessierte Menschen aufzuweisen, es wäre besser um die deutsche Literatur bestellt. Und auch jenes „Pfaffen" wollen wir immer wieder gedenken, der nach und nach die klassischen Werke seiner Bibliothek durch Konservenbüchsen ersetzte, ist doch endlos die Schar der Hilfesuchenden, die vom Herrn Pfarrer nicht ein Bändchen Lyrik erbitten oder einen Liebesroman, sondern ein Stücklein Brot . . . Dichter und Volk, das ist bestimmt keine gesellschaftliche Frage, oder kann man dichten für einen bestimmten Gehalt, Klasse 10, 11 oder 12? Immer würde der wahre Dichter antworten: Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet . . . . . .

Mir scheint, daß Dichter und Volk ähnlich so zusammengehören wie Mensch und Natur. Auch die Natur ist bekanntlich Dichtung und eine gewaltige Harfe, die den Stimmungen des Herzens antwortet und die Gesetze des Geistes versinnbildet. Von Dichtern ist hier natürlich die Rede, nicht von Schriftstellern. Das eine ist eher eine Gabe als ein Beruf, das andere etwas, was man auf die Adresse schreiben kann. Der Schriftsteller arbeitet für bestimmte Zwecke, er komponiert Aufsätze und Romane, er muß ans Geschäft denken, an Konkurrenz, an Trust und Kartell. Er muß sich eben organisieren, für seinen Ruf sorgen, sich an gewerkschaftliches Denken gewöhnen. Der Absatz der Bücher muß gesteigert werden, die Honorare sollen wachsen, der Schwache stärkt sich am noch Schwächeren. Man gibt Anzeigen auf, man bestellt Kritiken, man erweist sich dankbar . . . . Das sind alles höchst anständige Dinge. Jede größere Firma hält dergleichen

Digitized by Google

durchaus für angebracht. Man kann sogar die Arbeit nach und nach rationalisieren, und es wäre auch gut, wenn einige, die fürs liebe Brot Jahr für Jahr ihren Roman schreiben müssen, ein wenig entlastet würden. Aber dies alles nur nebenbei, reden wir doch nicht vom Schriftsteller, den wir übrigens durchaus achten, sondern vom Dichter. Und es war doch ein rheinischer Dichter, der mir einmal sagte, er sagte es strahlend und mit unschuldig seligen Augen: Wissen Sie, ich bin zwar nur ein kleiner, aber ein Dichter bin ich doch!

Der Dichter spricht zum Volk wie die Blume, wenn sie eben ihren Kelch erschließt. In ihm formen sich die Urworte der Wesen, wie einst bei Adam im Paradiese. In seinen Augen blinkt wohl ein Schimmer, der nicht von dieser Welt ist. Urworte zu sprechen in einer Sprache, die schon ganz und gar durchgebildet ist, das ist schwer und wird nach und nach unmöglich. Es ist überhaupt nur wenigen gegeben. Hölderlin war einer, Mörike, Wagner. Es brauchen ja auch nicht nur Worte zu sein, es sind oft Symbole und Visionen, die wie eine verborgene Glut aus scheinbar einfachen Formen hervorbrechen, so wie der Blitz aus blassen Wolken springt. Der große Dichter nimmt in den Strom seiner Dichtung die Schicksale ganzer Völker auf, ist selbst Geschichte im höchsten Sinne des Geschehens. Menschenwerk ist auch sein Werk, gewiß, aber da hatten die Romantiker schon recht, wenn sie im dichterischen Werk die Einheit von Natur und Genie erkannten. Indem die Dichter zu Sinndeutern der Natur werden, tragen sie die Gottesoffenbarung durch die Jahrhunderte, eine Gottesoffenbarung, die in dem Geheimnis ihrer Symbole auch noch das über alle Natur Erhabene der zweiten Offenbarung durch den Sohn erahnen läßt.

Wandelt die Dichtung auf diesem Wege, so wird sie ihren Zusammenhang mit dem Volke niemals verlieren. Es kann ja die Natur ihre Volkstümlichkeit nicht verlieren. Es kann einfachhin nicht geschehen, daß das holdeWechselspiel zwischen dem Bilde Gottes im Menschen und dem Bilde Gottes in den Dingen seinen Zauber verlöre. Volkstümlichkeit in einem oberflächlichen Sinne, der oft genug nicht weit entfernt ist von Mode und Zeitströmung, unterscheidet sich zutiefst von der wahren Volkstümlichkeit, die auch die Dichtung des Gebildeten erreichen kann, dann nämlich, wenn in ihr das letzte Geheimnis des Menschseins wirklich aufleuchtet. Alle Unterschiede der Klassen und der Bildung verschwinden ja vor der Tatsache des menschlichen Schicksals selber. Wie nun die Natur da am gewaltigsten zu sprechen scheint, wo sie am einsamsten ist, so wird auch der Dichter dem Menschen dann am nächsten kommen, wenn er das Geheimnis der Stille in sich hat. Er wird das wunderbare Paradoxon begreifen müssen, daß man niemals dem Menschen so nahe ist als dann, wenn man Gott nahe ist. Lange genug hat Mephisto, die „Dreckgeburt aus Spott und Feuer" das Zepter geführt, Faust sehnt sich wieder nach der einsamen Höhle, wo er spricht:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen . . . . .
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,

Digitized by Google

Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sicheren Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich . . . . . .

Der Menschenstimmen haben wir heute genug, wir tragen Verlangen nach den göttlichen Stimmen. Die menschlichen Stimmen, so individuell, so bunt und interessant sie sind, werden sie nicht schon lange übertönt von dem Surren und Sausen der Menschenwerke, die stärker und lauter geworden sind als ihr prometheischer Schöpfer? Wenn aber aus eines Dichters Gesang wieder einmal offenbar wird, daß unser Dasein heute in all seinen Auswirkungen den Fluch einer von Gott gelösten Ordnung trägt, daß die Laster der einzelnen Menschen noch weit überboten werden von jenem bis zu einem geradezu kosmischen Unglück gewordenen Frevel eines grundsätzlichen Abfalles von der ewigen Offenbarung, daß hier also eine unaussprechliche furchtbare, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende und in immer neuen Verzweiflungen aufbrechende Tragik des Daseins vor uns liegt, dann wird die Seele der Menschen zutiefst davon ergriffen werden. Noch erinnere ich mich einer Szene aus Strindbergs Kronbraut, in der es nicht an menschlichen Leidenschaften fehlte und an schrecklichen Irrungen. So lange es im Psychologischen blieb, konnte man das teilnehmend betrachten und wurde nicht einmal sehr erschüttert. In dem Augenblick aber, wo plötzlich in einer gespensterhaften Szene das mächtige Mühlrad anfing rückwärtszugehen, als wollte es andeuten, daß hier gefrevelt werde gegen die Natur selber und ihre heilige Stimme, da faßte ein unausdenkbares Grauen den Zuschauer. Und so ist es dem Dichter gegeben, fern von den Gerichten der Welt und fern von dem Lärm des Marktes, zu richten und zu verkünden, was nur der Mensch erfährt, der in seinem eigenen Innern dem göttlichen Antlitz begegnet ist.

Gewiß, es soll sich auch die Schar der Kinder des Lichtes um die irdischen Dinge kümmern. Gewiß, es muß Menschen geben, die mit den Mitteln moderner Betriebe dem Ideale dienen. Aber alles schickt sich nicht für jeden, und gerade der Dichter kann nicht dieser Aufgabe dienen. Die Stimme Gottes muß er sein, die Stimme der göttlichen Ordnungen und Gesetze, die Stimme des Ewigen, und wer auch nur einen Hauch, einen schwachen Antrieb von einer solchen Sendung in sich verspürt, der denkt nicht daran, wie er sein von Gott empfangenes Werk in einer Gewerkschaft sichert . . . . .

Hier verläßt mich plötzlich die Erinnerung. Ich weiß nicht, was ich noch gesagt habe von Deutschlands dichterischer Art, vom Abendland und seiner Not. Ich weiß nur noch, daß nach Schluß der Rede ein eigentümliches Schweigen auf den Reihen lag. Ich merkte es erst gar nicht, denn mein Blick wurde gefangen von dem großen Leuchten, das über den Strom und seine Burgen flog. Die Städte und Dörfer, wie sie da um ihre Kirchtürme gelagert, zwischen den Rebenhügeln winkten, schienen mir auf einmal feiertäglich geschmückt. Eine Glocke begann zu rufen und den ganzen Rhein hinunter alle ihre Schwestern zu wecken, als bereiteten sie den Weg für den Sänger der Zukunft, den Dichter am Rhein . . . . Ich wachte dann auf und hielt noch im Wachen deutlich den letzten Gedanken des Traumes fest: Das heimliche Deutschland hat dich verstanden, und das andere — schweigt.

Digitized by Google

Frühes Erlebnis[1]

Novelle von C. H. Hillekamps

ICH war siebenzehn Jahre.
Damals lebte ich in jener merkwürdigen Zeit, wo plötzlich überall Schleier fallen. Jeden Tag entdeckt man Neues, noch nicht Dagewesenes, erstaunt wiederum hell über die Welt wie ein Kind.
Vielleicht war es deshalb — ich schwebte damals in beständiger, mir gleichwohl immer weniger begreiflicher Angst: Ich fürchtete für nichts Geringeres und nichts Größeres als mein Leben; es war quälend, es war zuweilen unerträglich. Irgend etwas zwang mich, auf den Schlag meines Herzens zu horchen, immer wieder; wenn es einmal aufhörte, das klopfende Herz, wenn es stillstand, was war dann? Jeden Augenblick konnte das sein. Ich würde es nicht vorher wissen, kein Mensch wußte es vorher, es war qualvoll. Warum lebte man, wenn man nicht wußte, wann der Tod kam? Man konnte sich nicht einrichten darauf; jede Fahrt mit der Eisenbahn, ja, mit dem Autobus konnte die letzte sein, ach, jeder Atemzug konnte Tod bedeuten. Und wenn ich mich abends schlafen legte, — wußte ich, daß ich am nächsten Morgen wieder aufwachen würde?
Erst viel, viel später lernte ich begreifen, daß der Mensch in Gottes bergender Hand gebettet ruht; und nirgends ist er sicherer als hier. Wer dieses einmal begriff, hat sich aller Sorge und Angst entschlagen. Aber unwissend ging ich damals mit bleichem Gesicht und großen Augen durch die schmalen Straßen unserer Stadt. Ich wußte nichts von der Welt, als was in Büchern stand, darunter litt ich inbrünstig wie unter meiner beständigen Todesfurcht. Im übrigen war ich Primaner, schrieb heimlich Gedichte, die ich in ein schön gebundenes Tagebuch einzutragen pflegte, dessen Deckel der reich verschnörkelte Aufdruck „Poesie" zierte, und sah alle jungen Mädchen mit Ehrfurcht und aus der Ferne an. Ich erinnere mich, darüber nie mit jemandem gesprochen zu haben; ich glaube wohl, daß ich mich schämte. Bescheiden und still lebte ich hin wie eine Pflanze, die im Schatten wächst.
Aber an stummen Abenden, wenn sich die Nebel zärtlich zwischen die Häuser betteten und ich in meiner Stube am Fenster saß, konnte alles ganz anders aussehen; es konnte geschehen, daß mir der Wind verwehte Töne eines Liedes zutrug, oder daß irgendwo ein Grammophon spielte: Dann kam es wie Zwang über mich, ich warf mich hin und weinte vor Lust. Mein Herz schlug härter, und ich atmete schwer. Wenn ich dann die Augen schloß, tanzten große Flecken vor meinem inneren Gesicht, grün und schwarz.
Wer bist du, fragte ich tausendmal und ertappte mich auf grausamen Begierden. Ach, ich hätte mich zerfleischen mögen; wäre mir jemand zu nahe gekommen — ich weiß nicht, was ich getan hätte.
Dunkel war alles. Ich war siebenzehn Jahre.

*

Jenes Jahr brachte einen heißen Sommer. Ich erinnere mich, daß man sogar unsere Ferien ein paar Wochen früher legte, in den Julimonat (sonst begannen sie im August). Ein Tag spannte seinen Bogen leuchtend blau und golden wie der andere, keiner gab Regen.

[1] Die Novelle erscheint Weihnachten 1927 mit drei anderen Erzählungen im Verlag *L. Heege* (Schweidnitz) unter dem Gesamttitel „*Der Phantast*".

Digitized by Google

Da sagte mein Vater eines Abends, als wir nach dem Essen eine Eislimonade im Garten tranken, ich weiß seine Worte noch: „Der Junge könnte doch eigentlich für vierzehn Tage an die See fahren — was soll er sich hier bei uns langweilen?" Mein Vater liebte weder Komplimente noch Umschreibungen. Mein Herz jubelte, ich glaube, daß ich freudenblaß wurde. Ich sah meine Mutter an, sie lächelte und nickte. Da war es beschlossene Sache, daß ich fahren sollte. So waren meine Eltern.

„Übermorgen kannst du reisen", sagte der Vater, streifte die Asche von seiner Zigarre und holte gleichzeitig mit der anderen Hand einen zerknitterten Fahrplan aus der Rocktasche. Herumblätternd murmelte er: „Der Junge könnte ja wohl Personenzug nehmen ..." — mir war alles gleichgültig —, „aber nein," fuhr er fort, „bei der Hitze ist es schon besser, er sitzt im D-Zug; da dauert es nicht gar so lange."

Er bestimmte den Zug, stand auf und wünschte uns Gute Nacht; dann ging er ins Haus, wechselte den Rock und machte sich fertig für den Abendschoppen. Ich hörte seine regelmäßigen, festen Schritte durchs Haus, die Stiegen hinauf und wieder herunter, er winkte uns, zum Ausgehen bereit, die dampfende Zigarre im Munde, noch einmal kurz zu und stand auf der Straße.

In unserem Garten schlug ein Fink; die Stimme überstürzte sich, es klang wie ein singendes Lachen. Ich roch mit einem Male betäubend schwer und süß den Blumenduft, den Nelken, Veilchen und Rosen ausstießen, wie eine Wolke schwang er zu uns, und ich mußte leise schreien vor Glück.

„Mutter, ich darf verreisen", lachte ich in ihre beiden Hände. Sie streichelte mein Gesicht. „Ja, das ist schön", sagte sie. —

Dies war meine erste größere Reise. Gewandert war ich schon öfter, mit dem Vater, mit den Kameraden. Aber jetzt sollte ich ans Meer. An die Nordsee.

Meine Tante wohnte seit Jahrzehnten in einer kleinen Stadt an der Küste. Ihr Mann, Bruder meines Vaters, war Kapitän gewesen und mit Schiff und Mannschaft vor langen Jahren ertrunken. Sein Töchterchen war damals gerade geboren, wir waren gleichaltrig. Ich kannte die Tante noch nicht; sie hatte uns soweit ich denken konnte, nie besucht, weil sie nicht gern reiste, und auch meine Familie war nicht mehr in jener Stadt gewesen, seit der Kapitän tot war. Doch erinnere ich mich, daß die Eltern oft davon sprachen, die Tante habe uns eingeladen, namentlich aber mich; denn ich war ihr Patenkind.

Am Reisemorgen wurde ich mit der Sonne wach.

Die Luft war kühl, wohlig erquickt vom langen Schlaf der Nacht. Auch die Luft, auch der Wind schlafen in den Sommernächten, darum sind sie so still, daß man das Herz der Erde klopfen hört vor tiefer Stille.

Ich stand am Fenster und pumpte die Lungen voll herrlich dünner, wasserheller Luft und freute mich auf den Tag. Über den Himmel flogen die Farben des Sonnenaufganges, das Grüngrau der Dämmerung lichtete sich zu immer klarerem Blau, und dunkelrot stieg aus nebligem Bad im Osten die Sonne. Der runde Mond hing wie eine verlöschende Petroleumlampe am westlichen Himmel.

Wie schön das alles ist, sagte ich halblaut und war mit meinen Gedanken schon auf der Reise, in der grauen Stadt, am Meer, bei der Tante und Gott weiß wo.

Das Anziehen dauerte heute nicht so lange wie sonst.

Ich ging in die Küche, fand aber niemand wach. Es war ganz früh am Morgen. Die Eltern schliefen noch. Die altmodische, geliebte Kuckucksuhr tickte ver-

Digitized by Google

nehmlich überm Schrank. Es war so still im Haus; man konnte Furcht haben vor dem eigenen Atem. Ich setzte mich mit einem Buch ans Fenster und versuchte zu lesen. Es war ein englischer Roman, eine spannende und aufregende Rittergeschichte. Ich las ein paar Seiten, dann legte ich das Buch fort. Ich konnte nicht weiterlesen. Abenteuernde Unruhe war in mir, als hätte ich Sekt getrunken. Ich rannte in der kleinen Küche hin und her, immer um den Tisch herum, irgend etwas mußte ich tun. Plötzlich fing ich vor überströmender Freude an zu beten, ohne im Laufen innezuhalten: „Lieber Gott, wie gut du bist; wie schön hast du das gemacht, daß ich jetzt verreisen kann. Vielen Dank, lieber Gott!" So fuhr ich minutenlang fort.

Als meine Mutter dann in die Küche kam, fiel ich ihr um den Hals, obwohl derlei überschwängliche Zärtlichkeiten sonst in unserem Hause nicht üblich waren.

Meine Mutter richtete das Frühstück an. —

Während der ganzen Reise stand ich im Gange an einem der großen Schiebefenster. Die Fahrt dauerte nahezu den halben Tag. Das Land dehnte sich rings flach hin, wie eine blaue Käseglocke hing der Himmel darüber. Es war drückend warm, nur wenn der Zug auf freier Strecke fuhr, kam durch das offene Fenster ein frischer Luftzug herein und kühlte das heiße Gesicht.

Gegen Mittag schwoll die Erde hügelig auf. Ein schmaler Fluß sprang aus dem kleinen Gebirge und belebte das Bild der Landschaft, der Reisende atmete die Einbildung eines erquickenden Bades. Kühe weideten oder lagen hingestreckt an seinen Ufern. Von einer Dorfkirche läutete es hell und froh; es klang wie eine Kinderstimme, die den Vater vom Feld an den dampfenden Mittagstisch ruft. Der Wind trug die Töne versprengt zu mir her.

Der Zug fuhr weiter. „Jetzt werden sie sich zu Hause an den Tisch setzen," dachte ich, „der Vater hält ja so sehr auf Pünktlichkeit und Ordnung!" Dabei sah ich ihn, er hatte seine Hausjoppe angezogen und das graue Leinenmützchen aufgesetzt. Die Mutter brachte die Suppe und füllte die Teller. Der Vater nahm das Mützchen ab und betete: „Aller Augen warten auf dich!" Dann fingen beide an zu essen. „Der Junge ist jetzt schon halbwegs", würde die Mutter beim ersten Löffel sagen. Ich schloß die Augen.

Wir fuhren durch einen langen Tunnel. Plötzlich wurde es finster. Der Wind pfiff durch das offene Fenster mir ins Gesicht, schwarzer Wind, ich konnte nichts mehr sehen. Ich begriff zuerst nicht, was das bedeute. Wenn wir jetzt entgleisen, dachte ich. Die Angst der letzten Wochen kam wieder. Jeder Schritt, jeder Atemzug konnte Tod sein. Nirgendwo war man sicher. Eine Faust fuhr durch meinen Kopf und packte mein Herz, das rasend schlug. Wenn sie nun zufaßte, die Faust — armes Herz!

Der Zug donnerte über die Schienen, es war, als klopfe immerzu dumpf eine Axt im tiefen Wald gegen einen Baum. Ich zitterte. Wann hörte dieses Dunkel auf? Konnten nicht Tiere, Menschen auf den Gleisen liegen und zerschmettert werden? Krachten nicht Knochen, floß nicht dunkles Blut?

Eine Hand schlug auf meine Schulter. Mit einem Mal ging im Gang und in den Abteilen das Licht an. Ich knickte erschrocken zusammen. Der Schaffner stand neben mir, sah mich mit seinen vom Nachtdienst rotgeränderten Augen über die Brille weg an und sagte: „Wenn wir durch einen Tunnel fahren, müssen die Fenster geschlossen bleiben, junger Herr!"

Da mußte ich lachen. Das also war es? Kein Unglück, kein Mord, kein Blut?

Digitized by Google

Nur das geöffnete Fenster? — Gehorsam zog ich die Scheibe hoch. Da wurde es lichter draußen, der Zug schoß aus dem Tunnel, und vor uns lag wieder das helle Land, mit grünen Hügeln, blauen Bergen in der Ferne und rauschenden, gelben Feldern. „Wie lange sind wir durch den Tunnel gefahren?" fragte ich den Schaffner. Er sah mich verwundert an. „Eine halbe Minute vielleicht", meinte er und ging.
Wir waren um vier Uhr nachmittags in B. Meine Tante und das junge Mädchen standen am Bahnhof.

*

Da wir uns noch nie gesehen hatten, war es nicht leicht, unsere Verwandtschaft festzustellen. Wir hatten einander zwar vorher geschrieben, aber kein Erkennungszeichen ausgemacht. Am Bahnhof standen viele Menschen. Ich strich verlegen um die beiden herum; irgendein Gefühl sagte mir zwar, daß diese wohl die richtigen seien, aber ich wagte zunächst nicht, sie anzureden. Die Frau war groß, schmal, einfach gekleidet; auf dem blonden Kopf, dessen Haar sie im Nacken geknotet hatte, saß ein schlichter, dunkler Strohhut. Auch das Mädchen war lang aufgeschossen, ihr helles Haar kurz geschnitten, aber sie trug keinen Hut; ihr blaues Kleid reichte bis zu den Knien und ließ ihre schmalen, wohlgeformten, noch kindlichen Beine sehen, die in dünnen Strümpfen steckten.
Jetzt wandte das Mädchen mir sein Gesicht zu. Ich spürte den Blick dieser großen, dunkelblauen und sehr klaren Augen wie eine körperliche Berührung. Die Menschen ringsum hatten sich verlaufen; wir drei standen allein auf dem Bahnhofsplatz.
„Wenn dieser es nicht ist, so ist er gar nicht mitgekommen", sagte das Mädchen halblaut zu der Frau, ohne den Blick von mir zu lassen. Ich fühlte, wie ich errötete. Meine Hand fuhr an den Hut; ich setzte den Koffer auf die Erde und tat einen Schritt auf die beiden zu. „Tante Martha?" rief ich fragend. Da erst sah mich die Frau. Auch ihre Augen waren dunkelblau, fast schwarz, wie Stiefmütterchen. Sie lachte. „Gott, der Junge — da ist der ja", hörte ich wie aus weiter Ferne eine Stimme. Zwei Arme hielten mich fest. Ein Mund küßte flüchtig, kühl und gütevoll in einem, meine Stirn. Ich sah nur immer das Mädchen an.
Sie gab mir auch ihre Hand und machte dabei einen Knicks, wie junge Mädchen vor Respektspersonen tun müssen; es sah komisch aus, weil sie so groß war. Da mußte ich lachen und fand auch gleich die Sprache wieder. Ich richtete nun die Grüße der Eltern aus, erzählte von der Reise, kurz, ich sagte alles das, was ein junger Mensch seinen neuen Verwandten nach einer langen Eisenbahnfahrt zu sagen hat. Indes gingen wir durch schmale Straßen, die hohe, graue Häuser mit phantastischen Giebeln einfaßten. Die Stadt war ernst, fast düster, kühl, still und schön. Ich kannte Theodor Storms Novellen und hatte sie mir geradeso vorgestellt. Zwischen den Pflastersteinen wuchs Gras. Möwen flogen in der Luft. Das Meer war nahe. Es roch salzig, hart und frisch.
Die Häuser der Fischer, belehrte mich Marie Luise, die Base, lägen am Strand, sie seien aus Fachwerk und kleiner als die städtischen; dies war der erste längere Satz, den sie zu mir sprach, darum behielt ich ihn genau. Ihre ruhigen, weiten Augen sahen mich dabei an.
Meine Tante wohnte in einem dunklen Haus mit schmalem, hohem Giebel; es war aus grauem Sandstein erbaut, Wind und Regen hatten Furchen und Rillen in diesen Stein gegraben, nun sah das Haus wie der gewaltige Leib eines greisen Menschen aus, alt und gebrechlich, aber durch die geheimnisvolle Kraft des Lebens,

Digitized by Google

durch die Seele zusammengehalten. Wirklich war es, als habe das Haus eine Seele. Sie hauchte in den düsteren Gängen, in denen man nur leise auftreten konnte, sie lebte in den hohen Zimmern, von deren dunkler Tapete die Bilder ernstblickender Männer und Frauen herabsahen. In einem der Zimmer hing ein großes, schwarzumflortes Bild des Kapitäns, daneben eine Kapitänsmütze, an der anderen Seite ein Schiffsanker und andere seemännische Zeichen. Wir gingen, nachdem ich mich vom Reisestaub gewaschen und hergerichtet hatte, in einen Raum neben der Küche, wo der Tisch gedeckt war, tranken Schokolade und aßen dazu das weiße Brot mit jenem gewissen säuerlichen Beigeschmack, wie man es in dieser Gegend zu backen pflegt. Marie Luise versah dabei die Stelle der Hausfrau, schenkte das Getränk in die Tassen, schnitt das Brot und versorgte meinen Teller mit neuem Vorrat, wenn ich leergegessen hatte — bis ich protestierte. Eigentlich habe ich gar keinen Hunger gehabt, meinte ich — nur weil sie den Tisch so schön gedeckt habe, hätte ich gegessen. Das Mädchen errötete leicht und lachte; ihre Zähne standen weiß und ebenmäßig in gerader Linie. Lachen machte ihr Gesicht noch schöner als der stille Ernst, der sonst wie ein Schatten darüberlag. Aber vielleicht, dachte ich, schien ihr Lachen auch nur so lieblich, weil sie selten lachte.

Indes faßte die Tante meine Hand und sah mich lange und gut an. „Das also ist Wilhelm", sagte sie dann, und gleichsam in sich selbst hinein fuhr sie leise weiter: „Habe ich ihn mir so vorgestellt? — Ja, ja, die Zeit vergeht. — Vor siebzehn Jahren war er nur ein Bündel Geschrei, und jetzt beinahe ein richtiger Mann . . . Wer hätte gedacht, daß das so schnell geht." Auch sie lachte jetzt. „Und nun, da du erst einmal mit uns gegessen und getrunken hast," fuhr sie fort, „wollen wir zusammen durch das Haus gehen, und du mußt mir von Vater und Mutter erzählen." Sie sprach leise, ruhig, immer schien es, als denke sie zwischen den einzelnen Worten über etwas nach.

Sie behielt meine Hand in der ihrigen, Marie Luise ging uns voran. Als sie die Tür öffnete, fielen Strahlen der Nachmittagssonne durch eines der buntgemalten Fenster des Flurs auf ihre Gestalt, spielten um ihr kurzes Haar — sie stand ganz im Licht. Durch das feine Gewebe ihres sommerlichen Kleides drang die Sonne und streichelte die zarten Umrisse ihres jungen Körpers. Es währte nur einen kurzen Augenblick, der nächste Schritt brachte sie aus dem Kreis des Lichts in das Halbdunkel des Ganges. Wie schön sie ist, sagte es fassungslos in mir und durchströmte mich tiefinnerlich wie von einem starken Glück.

Wir stiegen eine schmale, steile Treppe hinan, gingen durch hohe, ernste Räume und standen im Arbeitszimmer des Onkels vor seinem schwarzgerahmten, umflorten Bild. „Das war er", sagte Tante Martha mit gedämpfter Stimme, so wie man von Toten spricht. Marie Luise sah das Bild an und mich. „Wilhelm ist ihm ähnlich", meinte sie.

„Ich habe es schon gesehen", entgegnete die Tante.

Ich wurde rot vor Verlegenheit und wußte nichts zu sagen als: „Wirklich? Wie sonderbar!" Die Tante lächelte, wohl wegen meiner Unbeholfenheit. Marie Luise sah mir offen ins Gesicht.

Die Sonne stand hell im Zimmer, durch das hohe Fenster brach ein Kegel von Licht. Dieses weiße, sommerliche Licht spiegelte sich in den dunklen Tönen der Möbel und brach sich an der düsteren Tapete. Es stand fremd in diesem Zimmer, das Licht, denn wo ein Toter ist, muß immer sanfte Dunkelheit sein und gütiges Vergessen.

Digitized by Google

Das Zimmer, in dem ich für die Zeit meines Aufenthaltes wohnen sollte, lag im ersten Stock. Vom Fenster aus sah ich in einen großen Garten, in dem viele Obstbäume standen und weiße Kieswege zwischen grünen Rasen leuchteten. Er streckte sich bis hinter das nachbarliche Haus und gehörte beiden Familien zur Hälfte. Das Zimmer war klein, weiß die Wände und Möbel, auf einem winzigen Bücherbrett lagen ein paar stille Bücher, Storm, Mörike, Eichendorff und Hölderlin. Ob es Marie Luisens Bücher waren? Ich nahm eins in die Hand, blätterte darin und sah den Namen des Mädchens in feinen Zügen auf dem Titelblatt. Es waren Hölderlins Gedichte. Ich schlug von ungefähr „Hälfte des Lebens" auf und las die Verse halblaut. Dann klappte ich das Buch wieder zu und stellte es stumm an seinen Platz.

Ich legte mich schlafen. Morgen würde ich das Meer sehen. Ein dumpfes, starkes Brausen im Ohr, schlief ich ein. —

In der Frühe, schlaftrunken schlug ich die Augen auf, wogten dicke, graue Nebel still vor meinem Fenster. Ich richtete mich im Bett hoch und sah hinaus. Nichts war deutlich zu erkennen, es war weder Tag, noch Dämmerung. Ich schlief wieder ein.

Mir träumte nun, ich läge auf dem Rücken im weiten Wasser und ließe mich hintreiben. Die Wellen schlugen um meinen Leib, ich atmete tief und lang, und über mir strahlte blauer, hoher Himmel. Die Sonne streichelte meinen nackenden Körper wie eine große, warme Hand. Wie wohl das tat! Aus tiefem, wonnevollem Stöhnen kam das Erwachen wie aus einem dunklen Schacht gestiegen. Fern, verschwimmend sah ich noch die Gestalt der Marie Luise, sie schwand über das Wasser hin — da schien die Sonne hell ins Zimmer, der Himmel sah blau herein. Auf der Straße ratterte ein Wagen, und ich hörte das Rufen der Fischer, die ihre Fische zum Verkauf anboten; dazwischen drang das leise, unaufhaltsame Ticken meiner Taschenuhr an mein Ohr; es war halb neun.

Ich sprang aus dem Bett und zog mich eilends an. Um neun wollte ich mit der Tante frühstücken, so hatten wir es am Abend verabredet. Mein Kopf tauchte gewohnheitsgemäß in die große Waschschüssel, kalt rieselte das Wasser über Gesicht und Haar. Ich wurde ganz wach. Während der mechanischen Beschäftigung des Ankleidens wußte ich mit einem Mal wieder klar, daß ich Ferien hatte, daß ich nun in einem grauen Haus am Meer war, daß Marie Luise in diesem Haus lebte, daß ich heute mit ihr über die Dünen gehen würde. Dieses alles wurde mir greifbar deutlich. Ich spürte am Klopfen meines Herzens, am Schlag meiner Pulse, daß ich lebte, daß ich da war. Dann schwand jene Hellsichtigkeit; ich trat auf den Korridor.

Marie Luise begegnete mir. Sie lachte von weitem und rief: „Guten Morgen, Vetter, wie hast du geschlafen?", und gab mir die Hand. Ich hielt sie fest, so gingen wir die Treppe hinunter, in das kleine Zimmer, in dem wir am Nachmittag Schokolade getrunken hatten.

Die Tante wartete schon, wir frühstückten zusammen. Von der Straße herein drangen die heiteren Laute des Morgens, Karrenrattern, Händlerstimmen, die Gemüse, Obst oder Fische ausriefen, das Geplauder der vorübergehenden Hausfrauen und Dienstmägde, die einkaufen wollten, Hundegebell und Klingeln der Straßenbahn. Alle Welt war auf den Beinen, so schien es, und wir drei saßen mitten dazwischen, behaglich essend und trinkend.

„Begleitest du Marie Luise zum Markt?" meinte die Tante, als wir fertig waren

Digitized by Google

und vom Tisch aufstanden; „nachher ist sie frei, und ihr könnt miteinander an die See gehen!"
Ich beeilte mich, dem Mädchen das Einholnetz zu reichen, das in der Küche nebenan auf dem Tisch lag, wir gingen zum Markt.
Am Marktplatz lag das gotische Rathaus mit hohem, schwebendem Turm, einer Kirche nicht unähnlich; der Bau ruhte an der dem Markt zugekehrten Seite wohl zu einem Zehntel auf Säulen, die durch spitz zulaufende Bögen miteinander verbunden waren. Zwischen ihnen und der eigentlichen Grundmauer war so ein überdachter Weg von der Breite eines gutbemessenen Bürgersteiges frei, den man mit dem Fremdwort „Die Passage" benannt hatte. In der Passage hatten die meisten Verkäufer ihren Stand. Dicke Weiber hielten Gemüse, Früchte und allerlei Meertiere feil — die Fische zappelten noch lebendig in den Eimern —, und eine schrie lauter als die andere. Dazu gestikulierten sie, machten jedem klar, daß bei ihnen am vorteilhaftesten zu kaufen sei, und beschimpften, wenn es darauf ankam, den, der nichts kaufte und einander gegenseitig, daß es von den Bögen der Passage widerhallte. Auf dem Platz selber — es war ein großer, viereckiger Platz, den stolze, graue Häuser wie ehrwürdige, strenge Altmänner einfaßten; das Rathaus nahm allein eine ganze Querseite ein — standen kaum Verkäufer, das Hauptgeschäft spielte sich unter den spitzen Bögen des Durchganges ab.
Wir kauften unter Gelächter und Späßen ein, Kartoffeln, Fleisch, Fisch, Erbsen, Mohrrübchen und Kirschen — die Tasche wurde so schwer, daß ich auf dem Heimweg tragen half.
„Bist du eigentlich noch in einer Schule?" fragte Marie Luise, als wir zurück gingen.
Ohne daß ich es mir eingestehen wollte, war mir die Frage peinlich.
„Ja, Primaner", sagte ich.
Sie ging eine Weile schweigend neben mir her.
„Es muß schön sein", sagte sie dann.
„Was muß schön sein?"
„So viele interessante Dinge zu lernen. Jeden Tag etwas Neues."
„Wie man's nimmt."
Darauf sagte sie wieder nichts. Ich beobachtete unsere Schattenbilder, die uns voranliefen. Die Sonne schien gerade in unseren Rücken.
„Wenn ich nämlich dieses alles sehe," fing Marie Luise nach ein paar hundert Schritten von neuem an, „Häuser, die gebaut, Gärten, die angelegt, Früchte, die gepflanzt werden, die Menschen, wie sie sich anziehen, wie sie arbeiten und sich bekämpfen, diese ganze, großartige Fülle der verschiedensten Dinge — ich finde, daß es herrlich sein muß, so etwas zu studieren, zu lernen, wie das alles zusammengesetzt ist, wie es entsteht, sich verändert —, ich glaube, davon könnte ich nicht genug hören."
Ich sah sie zweifelnd an.
„Ja, wenn man das alles in der Schule lernte", meinte ich und mußte lachen.
„Wie, das lernt man nicht? Was lernt man denn sonst in deiner Schule?"
„Rechnen, Zahlen zusammenziehen und teilen, fremde Sprachen, Aufsätze schreiben . . ."
„Aber es ist doch schön, zu wissen, wie ein anderes Volk sich ausdrückt, wenn es etwas sagen will, oder sich selber in seiner Sprache ausdrücken, um etwas mitzuteilen. Wenn ich das doch auch könnte!"

Digitized by Google

„Freilich könnte es schön sein . . . ich habe es noch gar nicht so angesehen. Wenn es bei uns nur nicht so langweilig wäre!" stöhnte ich.
„Das ist langweilig? Wie kann es denn langweilig sein?"
„Ich weiß es auch nicht, ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber es ist so. Freilich, Geschichte habe ich gern."
„Was ist Geschichte?"
Ich wußte im Augenblick keine bessere Umschreibung als: „Alles das, was früher einmal in der Welt passiert ist."
Sie klatschte in die Hände. „Das ist es ja, das müßte man alles wissen. Wie reich wäre man dann! Aber dazu brauchte man sicher ein Leben lang!"
„Jahrhunderte", dachte ich bei mir.
„Warst du denn nie in einer Schule, Marie Luise?", fragte ich laut.
„Nur ein paar Jahre. Dann wurde ich krank. Mutter hat mich unterrichtet, aber auch nicht lange. Ich habe später aus Vaters großem Bücherschrank alles durcheinander gelesen. Reisegeschichten, Abenteuer, am liebsten in ganz fernen Ländern."
„Aber du liest doch auch Gedichte", warf ich ein.
Sie schwieg.
„Ja," meinte sie nach einer Pause, wie zu sich selbst, „mitunter auch Gedichte, ich weiß selber nicht, warum. Es ist immer," sie suchte nach einem Wort. Dann: „. . . als stände man am Meer und sähe hinaus!"
Darauf sprachen wir nicht mehr über die Schule.
Wir waren zu Hause, lieferten das Netz ab und kehrten auf demselben Weg zurück. Zuerst gingen wir schweigsam. Ich dachte über ihre letzten Worte nach und sah sie dann und wann von der Seite an. Sie war ein sonderbares Mädchen. Sie hatte wenig gelernt und war von seltener, so durchschauender Klugheit. Jene Bücher in meinem Zimmer bewiesen mir, daß sie ganz von selbst, ohne irgendwelche Anleitung, einen sicheren Geschmack entwickelte. Ich mußte sie wieder ansehen (sie blickte vor sich hin auf den Boden und schien dabei zu lächeln) und bemerkte nun erst, daß der nämliche Geschmack auch ihre Hand leitete, wenn sie ihre Kleider auswählte, ihren Hut, ihre Schuhe. Heute hatte sie einen Hut aufgesetzt, einen weißen, breitrandigen Strohhut, unter dem das schmale Gesicht und das kurze blonde Haar blumenhaft und wie gehaucht erschien; sie trug ein einfaches, bis zum Halse geschlossenes weißes Kleid, ebensolche Strümpfe und Schuhe; sah sie gestern, als sie am Bahnhof stand, eher kindlich aus, so hatte ihr Anzug heute etwas unverkennbar Damenhaftes. Ich fragte sie deshalb: „Warum ziehst du dich heute ganz anders an als gestern, Marie Luise?"
Sie sah fast unsicher zu mir herüber. Ich meinte: „Wunderst du dich, daß ich frage?", obwohl ich in demselben Augenblick begriff, daß sie erstaunt war, weil mir dieser Unterschied überhaupt auffiel; sie wollte sich aber ihre Verwunderung nicht merken lassen, denn sie spürte wohl, daß darin etwas Geringschätziges gegenüber meiner Person und dem Männlichen überhaupt gelegen hätte.
„Nein, ich wundere mich gar nicht", sagte sie. — „Ich tue es, weil ich heute so aufgelegt bin und morgen anders. Das ist nie gleich."
„Wie warst du denn gestern gestimmt?", konnte ich mich nicht enthalten, ihre Antwort weiterzuspinnen.
„Gestern? Ach," sie lachte, „eigentlich gar nicht. So wie — wie — ein Wochentag."
„Und heute?"

Digitized by Google

Sie wurde rot. „Sonntag", sagte sie, und eine unbewachte, herrliche Sekunde lang war in ihren Augen jener halb versonnene, halb begehrende Schimmer, den Frauen einem fremden Menschen nicht oft zeigen. Nur wenn sie allein sind, sehen sie zuweilen so aus.
Ich griff ihre Hand.
Da standen wir am Meer.
Es war ein großes Glänzen in der Luft, das die Augen blendete. Die Sonne leuchtete tausend- und millionenfach aus jedem Steinchen im Sand, aus jeder Welle im Wasser. Mit einem Mal war die ganze Welt nur Licht, das verschwenderisch aus allen ihren Poren brach. Auch im Gesicht des Mädchens glühte das Licht, sie erschien mir jetzt so schön wie nie vorher.
Wir waren nicht allein am Strand. Menschen in hellen Kleidern gingen an uns vorbei, ich sah sie nicht. Wo das Wasser noch seicht war, planschten Badende. Nahe am Ufer standen viele Liegestühle und Badekarren, da ruhten die Müden aus oder kleideten sich um für das Bad.
Ich hielt immer noch Marie Luisens Hand. Wir gingen, ohne zu sprechen. Ich spürte, daß in ihr etwas Fremdes umging. Der Himmel stand blau und wolkenlos über dem ruhigen, glatten Wasser. Es war Ebbe.
Ob ich sie nicht hätte fragen dürfen? — dachte ich, beinahe ratlos.
Ich wies mit der Hand irgendwohin, in weitem Bogen über die See. Es ist, als höre da drüben, wo der Blick sich verliert, die Welt auf, sagte ich zu mir selber. „Aber," fuhr ich halblaut fort, „die Welt hört nirgends auf."
Da blieb Marie Luise stehen und sagte: „Was für ein merkwürdiger Junge bist du!"
Wir standen nun allein auf dem Deich — so weit waren wir gegangen —, um uns wogte hohes Gras.
„Sollen wir uns nicht hinsetzen?" meinte ich, und meine Stimme zitterte. Sie legte ihren Hut neben sich und schüttelte ihr helles Haar. Wir saßen. Ich sah sie voll an. Es war, als sei ich mit ihr weit fort. Wenn ich die Augen zumachte, glaubte ich, es sei Abend und fern singe eine dunkle Frauenstimme. Ich wußte nicht, was ich tat, ich streckte beide Arme aus und schloß sie um ihren Leib. Sie bebte an meiner Brust und sah mich erschreckt und selig an. Ich preßte mein Gesicht an das ihrige, wie glühten wir, und küßte sie, daß sie leise und zitternd schrie.
Sanfter Wind bewegte das Gras, über uns knisterten Halme.

*

Es kamen nun traumhafte Tage. Die Erde blühte herrlicher und satter unter der heißen Julisonne, kein Regentropfen fiel. Aber die Luft wehte ewig erquickend und frisch vom Meere her.
War es nicht, als blühe auch Marie Luisens schmaler Leib unter dieser Sonne? Wir waren jede Stunde zusammen. Wir badeten im weiten, glänzenden Meer, trockneten unsere Körper im heißen Sand. Ich las ihr vor, Gedichte, Erzählungen, was in ihren Büchern stand. Wir gingen zum Markt, zum Kaufmann, wir lagen im Garten und sonnten uns. Merkwürdig, daß wir eigentlich nicht viel miteinander sprachen! Es konnte sein, daß ich ihr erzählte, wie ich zu Hause lebte, aber es war wohl zumeist verwirrtes und verworrenes Zeug, aus dem sie nicht recht klug geworden ist. Denn in der Tat wußte ich selber nicht, wo ich nun daran war. Ich schwankte zwischen Traum und Wachen, in jenem seligen Zustand, da man nicht weiß, ob man die Augen öffnen oder weiterschlummern soll. Oft überraschte ich sie

Digitized by Google

auch, indem ich ihre Hand faßte und sie bat: „Sag', ob ich jetzt bei dir bin, oder ob das alles nicht wahr ist!" Sie lächelte dann — keineswegs erstaunt —, strich über mein Gesicht und sagte wohl: „Gewiß bist du bei mir, Wilhelm!" und küßte mich. Aber auch sie tat das alles mit einer dunklen, schwebenden Sicherheit, die sie vorher nicht gekannt hatte. Wir waren beide anders geworden seit dem Mittag auf dem Deich, reicher, freier und reiner.
Auch meine Träume waren rein. Das Sonnenlicht, das am Tag auf dem spiegelnden Wasser lag, leuchtete bis in die Nächte und machte alles hell. Ich fragte das Mädchen nie, ob sie mich lieb habe; ich hatte mir früher oft ausgemalt, wie das wohl sein müsse, und jene Frage hatte in allen Situationen, die ich mir vorstellte, eine entscheidende Rolle gespielt. Vielleicht hatte ich deshalb Scheu, sie zu tun. Vielleicht aber, oder gewiß, brauchte dies auch gar nicht gesagt zu werden. Es verstand sich von selbst, wie sich alles von selbst verstand in jenen Wochen. Ich war gekommen, ich war da, wir hatten uns vorher nie gesehen, wir hatten auch vorher nie aneinander gedacht — jetzt waren wir mit einem Schlag in eins gefahren und konnten uns nicht mehr lassen.
Waren wir noch Kinder, die wir gewesen waren? Ach, ich weiß es nicht. Es war alles so unbegreiflich seltsam, neuartig jeden Tag, und doch, als sei es uralt und immer so gewesen.
Die Tante schien von allem nichts zu bemerken. Allerdings sagte sie einmal zu mir, sie freue sich, daß wir, das Mädchen und ich, uns so gut verständen, — und ich glaubte, sie zwinkere dabei ein wenig mit den Augen, und ihre Stimme habe einen gewissen Unterton.
Aber darin kann ich mich auch getäuscht haben.

*

Die Tage vergingen, mir schien an jedem Abend, als sei die Sonne gerade erst aufgegangen. Aber schnell wurde eine Woche voll, schneller die zweite.
Meine Eltern schrieben mir, sie erwarteten mich bald zurück; es klang sogar ein kleiner Vorwurf in Mutters letztem Brief, es hieß da, daß sie von mir ein paar kurze Karten bekommen habe und nichts weiter. Mir stieg das Blut zu Kopf, als ich es las. Sie hatte recht. Ich hätte mehr schreiben können, ich hätte ihr erzählen müssen von unseren Verwandten, vom Haus des Kapitäns, von der grauen Stadt und vom Meer. Dies alles fiel mir jetzt ein, aber nun war dazu nicht mehr Zeit; ich erschien mir undankbar und oberflächlich.
Der Vater hatte ein paar Zeilen unter den Brief geschrieben. Ich erkannte seine große, gerade Schrift. Er erwartet mich, stand da, am Donnerstag mittag mit dem und dem Zuge. Heute war Mittwoch. Einen Augenblick lang überlas ich den Tag. Ich faßte zunächst nicht klar, daß dies schon morgen sein solle.
Da kam Marie Luise ins Zimmer, sie war zum Ausgehen fertig, ich gab ihr den Brief. Sie las und reichte ihn mir zurück. „Sag' bitte der Mutter, ich wäre schuld, daß du nicht soviel geschrieben hast", bat sie nach einer Weile und lehnte sich an meine Schulter.
„Bis morgen ist nur noch ein Tag", sagte sie dann.
„Morgen?" wiederholte ich. „Morgen?"
„Ja, so steht doch in dem Brief."
Ich las noch einmal, da begriff ich erst. Ich streichelte ihr Haar. Auf der Wange, über die der Daumen meiner Hand liebkosend fuhr, spürte ich etwas Nasses. Sie weinte still und offenen Auges. Da sank ich in die Knie und barg meinen Kopf an

Digitized by Google

ihrem Schenkel. Es schüttelte mich, daß ich mich fest an sie preßte. So umschlungen verweilten wir lange.
Den ganzen Tag gingen wir stumm nebeneinander her. Ich hatte Tante Martha erzählt, daß ich am nächsten Morgen abreisen werde; sie nahm mir das Versprechen ab, übers Jahr wiederzukommen. Ach, was galt das — wie lang war ein Jahr! Konnte ich nicht gestorben sein übers Jahr? Konnte nicht die ganze Welt untergehen?
Für uns ging sie unter.
Wir gingen stumm nebeneinander her.
Am Abend packte ich in meinem Zimmer den Koffer. Es war halb dunkel, aber ich hatte kein Licht angezündet. Auf den Straßen brannten schon die Laternen; ich machte das Fenster auf und hielt mein müdes Gesicht in den Wind. Schmerz und Verlangen hatten meine Augen trübe gemacht. Ich drehte mich um und stand neben dem Bücherbrett. Dies waren die Bücher, aus denen ich ihr vorgelesen hatte. Meine Hände fuhren darüber, und es war, als berührten sie ihr Gesicht. So sah der Abschied aus?
Ich legte die Kleider ab und versuchte zu schlafen. Schlaf war das Beste. Aber ich konnte nicht. Draußen erhob sich Wind und schlug die Fensterflügel zu. Ich schloß die Augen, da sah ich ihr Gesicht, blumenhaft unter dem großen, weißen Hut. Das war Marie Luise.
Ich muß sie noch einmal sehen, sagte es in mir; ich stand wieder auf. Ich tastete mich durch das Zimmer — es war inzwischen dunkel geworden — auf den Gang und schlich in der Richtung ihrer Tür. Ich ging ganz leise, kaum berührten meine Zehenspitzen den Boden. Dennoch knarrten die Bohlen bei jedem Schritt. Schien es nicht, als bewege sich das alte Haus? Schoben sich nicht die Wände zusammen, daß ich nur mühsam Luft holen konnte? Rings um mich war alles finster und doch seltsam belebt. Als auf der Straße laut und lang ein Hund anschlug, zuckte ich zusammen und hielt erschreckt im Atmen inne; einen Augenblick war mir, als gelte das Gebell mir und ich würde nun als Einbrecher entlarvt. Schweiß brach aus allen Poren, ich zitterte und fürchtete mich vor mir selber. Zehn Schritte durch das Dunkel über den schmalen Flur waren eine Ewigkeit.
Da stand ich vor ihrem Zimmer. Ich pochte leise, erhielt aber keine Antwort. Ich drückte die Klinke herab, die Tür war nicht verschlossen, und trat ein. Inzwischen mußte der Mond aufgegangen sein, geisterhaft brach sein Licht durch das Fenster. In der Ecke schimmerte weiß das Bett. Stumm wie ein Dieb blieb ich an der Tür und horchte auf die langen, tiefen Atemzüge der Schlafenden. Auf und ab gingen sie in sanfter Regelmäßigkeit. Mich überlief es kalt und warm. Wie nie spürte ich in diesem Augenblick, da ich ein paar Schritte vom Bett des Mädchens stand, was Leben ist — ein wunderbarer Strom, dessen Wellenschlag durch alles hindurchgeht, das atmet wie diese Schlafende, ewiges Auf und Ab in ewiger Folge.
Ich hätte in die Knie stürzen mögen, aber ich hatte Angst, sie zu erwecken. Unhörbar näherte ich mich dem Bett und blieb am Kopfende stehen.
Die Kissen waren zerwühlt, die Decke zu Boden gerutscht, Das Mädchen lag hingestreckt da, nur das zitternde Mondlicht breitete einen hauchfeinen Schleier um ihren ebenmäßigen Körper. Vorhin hatte sie gewiß ebensowenig Schlaf gefunden wie ich, jetzt atmete sie ruhig, langsam und frei. Bei jedem Atemzug hoben und senkten sich ihre kindlichen, zarten Brüste unter der leichten Hülle, und es war wie eine zage Lockung. Die linke Hand hing am Bettrand herab und

Digitized by Google

berührte mit den Fingerspitzen die Erde; die andere lag auf einem der weißen, schimmernden Schenkel. Auch durch diesen Arm ging die Bewegung des Atmens, von der Schulter her stärker auslaufend, und mündete in der festaufliegenden Hand. War es nicht ein Wunder, was ich da sah? Ich stand und wagte keine Bewegung mehr. Ach, es war kein Bild, kein Traum, dies da lebte, ich konnte es greifen, ich konnte ihren Kopf streicheln, ihren Mund küssen — aber dann wäre sie erwacht. Und was würde geschehen, wenn sie erwachte? Ich wußte genau, was geschehen würde. Sie würde mich sehen, erkennen — dann käme der Gedanke an morgen, an Abschied, Trennung, und sie würde begreifen, weshalb ich in ihr Zimmer kam. Ja, jetzt konnte ich es mir eingestehen, warum ich zu ihr gekommen war. Ich hatte ihr Lebewohl sagen wollen — und sie hätte verstanden, was das hieß. Sie hätte es mir auch gegeben, ohne daß ich darum zu bitten brauchte. Lag sie nicht da, selber ein Geschenk, als träume sie, daß ich käme, als warte sie darauf?

Oder — wenn sie es nicht geboten hätte, so hätte ich es genommen, gewiß ... wenn sie erwacht wäre. Dies alles wußte ich jetzt. Ich brauchte nur die Hand zu rühren, um sie aufzuwecken.

Es war lange still. Nur ihr Atem schwang tief und ruhig in sanfter Regelmäßigkeit, und ihre kleinen Brüste bewegten sich im Gleichmaß dieses Atems. Ich horchte und hörte in mir eine Melodie; es sagte immerzu: O Leben, o Leben, o Leben.

Sie ist nicht aufgewacht. Leise, wie ich gekommen war, ging ich nach einer langen stummen Stunde wieder hinaus. An der Tür sah ich noch einmal zurück. Sie lag schlummernd genau so wie vorhin, als ich eintrat.

Traumlos schlief ich in meinem Bett bis zum Morgen.

*

Mein Zug ging früh; ich hatte mich von der Tante schon am Abend verabschiedet, da ich nicht wollte, daß sie meinetwegen ihren gewohnten Tageslauf ändere und früher aufstehe. Insgeheim hatte ich auch gehofft, ich könne die letzte Stunde mit Marie Luise allein sein.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Kaum war ich wach und begann mich anzuziehen, als Marie Luise an die Tür meines Zimmers klopfte und fragte, ob ich auch nicht die Zeit verschlafen habe? Nein, ich sei wach, rief ich zurück. Ich wusch mich, machte mich fertig und nahm den Koffer unter den Arm.

Sie stand an der Treppe und wartete auf mich. Sie streckte mir die Hand entgegen, nahm den Koffer ab, setzte ihn auf die Erde und bot mir, an mich geschmiegt, ihre Lippen. Ich küßte sie auf den Mund, und als ich ihren Leib fühlte, dachte ich an die stumme Zwiesprache dieser Nacht. Was wäre heute morgen, wenn sie — erwacht wäre? Ich hielt sie fest, daß sie leise stöhnte. „Du, Marie Luise", sagte ich nur und wiederholte ihren Namen viele Male. In mir war plötzlich eine leichte, unerklärliche Heiterkeit, wie nach einem Bad im salzigen Wasser des Meeres. Auch sie schien fröhlich, denn sie lachte unter meinen Küssen.

„Ich habe wundervoll von dir geträumt", flüsterte sie mir ins Ohr und errötete leicht dabei, als schäme sie sich, es zu gestehen.

„Was hast du denn geträumt?" fragte ich.

Sie schwieg, als denke sie nach. „Ich habe es ganz vergessen", sagte sie schließlich und lachte wieder. „Aber es war so schön."

Wir tranken Kaffee, den sie bereitet hatte, und aßen ein paar Schnitten Brot.

Digitized by Google

Sie steckte mir noch Obst in den Koffer, ehe ich ihn abschloß. Dann gingen wir. Die Sonne versteckte sich in dichtem Nebel. Man sah nicht zwanzig Schritte weit. In den Straßen war kaum ein Mensch, die Stadt schlief noch. Undeutlich, gespenstisch, verwirrend schwammen die Konturen der grauen Häuser in der grauen Luft. Der Wind wehte kühl und frisch. Wir sagten nicht viel. Einmal griff Marie Luise nach meiner Hand und fragte: „Wirst du mir auch oft schreiben?", aber ich wußte, daß sie es nur tat, um etwas zu sagen. In den letzten Minuten vor dem Abschied gehen uns tausend Gedanken durch den Kopf, und keinen wissen wir auszusprechen.

Ich löste die Fahrkarte, wir standen auf dem Bahnsteig, der Zug kam. Etwas Hartes, Schweres schnürte mir die Brust zusammen, es schmerzte fast körperlich. Der Kopf war benommen, wie weggeblasen jene freie Leichtigkeit der ersten halben Stunde. Unbewegten Gesichtes sah Marie Luise zu mir hinauf, als ich dann das Abteilfenster nach unten zog und mich zu ihr beugte. Sie gab mir die Hand, ich preßte sie fest, daß es ihr weh tun mußte. Irgendwoher tönte ein schriller, kurzer Signalpfiff, die Lokomotive zog an, es gab einen dumpfen Stoß. Ich schloß die Augen. „. . . bald schreiben!", hörte ich, es klang wie ein Hilferuf. Da blickte ich um mich und sah, weit hinten im Nebel, eine kleine winkende Hand. Das war alles. „Wie ein kleiner, weißer Vogel", mußte ich denken, als ich allein im Abteil saß. Die Räder sangen ihren Namen.

*

Das Kind

I

Nun bist du da, mein Kind, mit Lachen und Weinen empfangen,
Fremd noch und herzlich vertraut schon für der Eltern Herz.
Knospe, vom Gärtner gehegt an den Wassern der ewigen Liebe,
Bis deine Mutter zuletzt deiner gewartet im Schoß.
Glücklich in Mühen hat sie des keimenden Lebens geachtet,
Wie es geregt sich zuerst, bis es sich kräftig bewegt.
Nun bist du da, doch zuvor hat deine Mutter in Schmerzen
Bitter verkostet die Frucht, welche uns Eva gereicht.
Seitdem verharret der Tod an der Schwelle unseres Lebens,
Und es umflattert uns gleich dunkel der Geier des Fluchs.
Schreiend hast deshalb auch du mit dem frühesten Laute das Leben,
Kind, vor dem Richter verklagt, weil es die Sünde einst sah.
Klage nicht, trübe dich nicht; wiewohl in Sünden empfangen,
Gleichst einer Kerze du doch, die von unsterblicher Hand
Angezündet am Licht ist der unentzündeten Sonne,
Daß sie den ewigen Tag leuchte zum Lobe vor ihr.
Wisse, es machet dein Licht die Sterne des Himmels erbleichen,
Die auf vergänglicher Spur zeigen die Füße des Herrn.

II

Glänzt auch der Adel so hell des Ursprungs im Willen des Schöpfers,
Daß seine Schönheit niemals ausgelöscht der erbliche Fluch,

Digitized by Google

— Trüber nur scheinet ihr Strahl, vom kostbar gleißenden Schleier
Heiliger Tränen zugleich lüsternen Augen entrückt —
Bist du zu höherem Glück doch und Adel der Gnade berufen,
Welcher dein kindliches Haupt salbt mit urfürstlichem Geist.
Freue dich, heiliges Kind; so hell wie das Kleid deiner Unschuld,
Leuchte nun, golden erblüht, Licht, das sich nie doch verzehrt.
Wunder der Taufe! Seitdem die Wasser des Lebens geflossen
Über den Scheitel dir sind, bist du ein Tempel des Herrn.
Christus wohnet in dir, o liebliche Lade des Bundes,
Und dein Engel schaut an immer des Vaters Gesicht.
Darum entzücket uns auch so unbegreiflich dein Lächeln,
Und deine Augen, sie sind klar wie die Wasser des Herrn.
Deshalb verkosten wir auch wie Honig dein jauchzendes Lallen,
Sündelos bitter nicht sind selbst deine Tränen im Schmerz.
Leidest du aber, mein Kind, so zahlst du den Preis der Erlösung,
Den der Unschuldige selbst, Christus, am Kreuze gezahlt.

III

Doch du mußt pilgern hinauf, deine kleinen Füße ermüden
Einst auf den Straßen der Welt, wenn als ein Engel dich nicht
Gott zu den Thronen zuvor auf den Schwingen der ewigen Weisheit
Hebt, deren Ratschluß dann doch unsere Träne beweint.
Siehe die Menschen, wie sehr ihre Mienen den Masken oft gleichen,
Die zu gefährlichem Spiel Stolz und Verachtung bemalt.
Liebe den göttlichen Gast, der das Zelt deiner Unschuld erleuchtet;
Frieden und Freude trägt er über die Fluten der Welt.
Wenn der Verderber dir einst, das schneidende Lächeln der Wollust
Um den versteinerten Mund, naht und Erkenntnis verspricht,
Wisse, er weiset dir nicht den ruhenden Grund aller Ordnung,
Sondern die Taumel des Nichts zischet die Schlange dir zu.
Halte dann fest, was du hast; wenn wir wie die Kinder nicht werden,
Gehen wir nicht in das Reich Gottes als Miterben ein.
Wahrlich, was bist du, mein Kind? Du bist der Wohlgeruch Christi,
Der die Verwesung der Welt duftend und angenehm macht.
Wisse, du leuchtest als Schild, von Christus im Siege erhoben,
Über den Wunden der Zeit, wenn du die Taufe bewahrst.

Gottfried Hasenkamp

Digitized by Google

Nachtgespräch auf der Brücke

Von Edith von Walter

AM heiligen Abend spät gegen elf Uhr näherten sich der kleinen Neckarstadt auf der vom Regen aufgeweichten Landstraße zwei Gestalten. Die eine — die eines Mannes in verlumptem Rock, kotbespritzten Stiefeln und breitem Schlapphut — bewegte sich ruhig und gleichmäßig vorwärts, mit der Gelassenheit eines Menschen, der weit gewandert ist. Die andere — und diese gehörte einem Weibe an — hatte alle Mühe, dem Vorausschreitenden zu folgen. Immer wieder blieb sie stehen und drückte, nach Atem ringend, die Hand gegen die Brust.

Die Nacht war sehr dunkel, denn der Himmel hing voller Wolken, und Nebel füllte die Täler. In diesem Nebel erschienen die Lichter des Städtchens ungewöhnlich groß. Ein jedes leuchtete gleichsam aus der Tiefe eines Schachtes herauf, silbrigen Dunst ringsum verbreitend, und so mochten sie wohl freundlichen Gestirnen gleichen, die dem Wanderer in der Wüstenei ein tröstliches Ziel vortäuschen.

Dort, wo der Weg zwischen den ersten Häusern des Ortes weiterlief, verlangsamte der Mann seinen Schritt. Mit der Hand den Riemen seines Rucksackes fassend, spähte er die Gasse entlang, die, menschenleer und einsam, durch das aus den Fenstern fallende Licht festlich erhellt schien. Durch den Nebel ward das Rauschen eines Baches hörbar, das lauter wurde, je weiter der Mann der Straße folgte, dann tauchte ein Brückengeländer auf und am jenseitigen Ufer — helle Fenster, spitze Giebel, die Umrisse eines Kirchturmes und darüber die drohende Masse des Berges. Auf der Brücke machte der Wanderer halt, warf einen Blick zurück und einen nach vorn, und während er wartend gegen die Brüstung lehnte, erwog er bei sich die Möglichkeit einer Unterkunft im Städtchen, die keine Ansprüche an seinen leeren Beutel stellte.

Inzwischen war auch das Weib näher gekommen. Sie trug Stock und Bündel. Rock und Jacke waren abgetragen, ja, zerfetzt, die Stiefel durchlöchert. Unter dem grauen Wolltuch hingen ein paar schwarze Haarsträhnen in ein junges, jedoch müdes und harmvolles Gesicht. Ihr Gang war träge, und die unter der dürftigen Kleidung nur schlecht verhüllten Formen verrieten, daß sie schwanger war.

„Ich kann nicht mehr", flüsterte sie und sank erschöpft auf ihr Bündel nieder.

Der Mann, die Worte überhörend, sagte:

„Siehst du den Kirchturm? Ein Gasthof wird nicht weit davon sein; du wirst essen und ausruhen. Es sind doch auch Christenmenschen . . ."

„Ich kann nicht mehr", flüsterte das Weib und wiegte den Kopf zwischen den Händen. „Welch eine Nacht! Es glänzt in den Fenstern und duftet in den Türen . . Die feiern jetzt . . . die haben's gut . . . Und ich muß mich die Straße entlang schleppen! Welch eine Nacht!"

„Laß schon", sagte der Mann barsch. „Kannst du's ändern? Komm, wir müssen eilen."

„Geh du nur!" rief das Weib, den Kopf zurückwerfend und einen haßerfüllten Blick zu ihm emporsendend. „Geh nur ohne mich! Ich habe es nicht nötig, im Schmutze hinter dir dreinzulaufen!"

„Was ist dir?"

Digitized by Google

Das Weib drückte die Hände gegen die Schläfen.
„Ich will nicht!" rief sie mit leiser, gepreßter Stimme, „nein, nein — ich will nicht! Ich habe dies satt — ich verachte dich! . . . Ja, sieh du mich nur so an! Ich bin verwelkt, noch ehe ich geblüht habe, und das ist dein Werk! O wie ich dich hasse!"
„Vor einem Jahr sprachst du anders", sagte der Mann bitter.
„Und du — und du? Was hast du mir nicht alles für Wunderdinge erzählt vom Leben und von der Welt und von dem, was du schaffen würdest — damals —, weißt du es noch? Und nichts, nichts, nichts hast du von all dem gehalten!"
„Klage nicht mich allein an", sprach der Mann mit harter Stimme. „Ich habe dich nicht gezwungen, mit mir zu gehen; du selber hast es so gewollt."
„Weiß man denn, was man will, wenn man nichts kennt als das Elternhaus, wenn man noch nicht weiter war, als der Blick reicht?"
„Weiß man denn, was man will, wenn man liebt?"
„Nie hast du mich geliebt! Du hättest mir das nicht angetan! Oder solltest du dich selber nicht gekannt, nicht gewußt haben, daß du zu keiner Abeit taugst? Oh, hätte ich dir nie geglaubt!"
„Ja — hättest du nur geglaubt!"
Das Weib barg ihr Gesicht in den Händen und schwieg. So kauerte sie, reglos, verhüllt, mit hochgezogenen Knien und gewölbtem Rücken, und über ihrer Gestalt lag die Unerlöstheit eines Steinbildes: die zum Krampf erstarrte Gebärde.
Der Mann wandte sich ab und blickte, die Arme auf der Brüstung, in die Tiefe. In das Schweigen klang vernehmlicher das Sprudeln des Baches, und je länger die Stille währte, um so stärker wurde es, schwoll zum Rauschen, zum Brausen, ergriff alles und hüllte alles ein in diesen gurgelnden, urlebendigen Laut, daß es schien, als ströme die Luft, die Erde löse sich in Wellen, und das Ufer mit seinen Giebeln und Lichtern würde nunmehr zum schwankenden Spiegelbilde, zum zitternden Widerschein auf dem Wasser.
Da fielen vom Turme her zwei Schläge in die rauschende Stille und brachen den Zauber. Der Mann beugte sich herab; er faßte das Weib am Arm und sagte eindringlich und mit verhaltenem Zorn:
„Geh, Marie, sei vernünftig. Es ist halb Mitternacht; willst du auf der Straße nächtigen? Denke an das Kind!"
Das Weib riß die Hände vom Gesicht.
„So, jetzt soll ich an das Kind denken!" rief sie mit gleichsam erstickter Stimme. „Jetzt plötzlich fällt es dir ein, mich daran zu erinnern! Und hast doch all die Monate geschwiegen, wenn ich dich daran erinnern wollte, hast ruhig dein Landstreicherleben weitergeführt, und ich konnte hinterdreinlaufen! Hättest Arbeit genug finden können, wenn du nur gewollt hättest; aber du hast immer nur an dich gedacht . . . ."
So warf sie, des Tragens müde geworden, ihre Last Stück für Stück dem Mann vor die Füße. Je länger sie redete, um so heftiger bebten ihre Nasenflügel, um so härter blickten die Augen, um so bitterer bog sich der Mund, und die Worte, die sie eines nach dem anderen mit unglaublicher Schnelligkeit hervorstieß, waren von einer unbeseelten Schwere. Ihre Hände falteten sich dabei auf eine anklagende und unfromme Weise, hoben sich, frostverkrümmt und steif wie sie waren, und fielen nieder, so wie ein toter Körper fällt und liegenbleibt.
„Das Kind!" rief sie, immer in demselben erstickten Tonfall, als würge sie etwas,

Digitized by Google

„im Schmutz empfangen, im Schmutz geboren — im Schmutz wird's auch umkommen. Schon im Mutterleibe lastet der Fluch auf ihm — der Fluch deiner ruhelosen Füße, deiner arbeitsscheuen Hände. Wer wird es kleiden? Wer es nähren? Sieh meine Brüste," und sie riß sich die Jacke auf, „sind dies die Brüste einer Frau, die Mutter wird? Du hast mich hungern lassen!"

„Still! Schrei doch nicht so! Willst du, daß die Leute zusammenlaufen?"

„So sollen sie deine Schmach sehen und mit Fingern auf dich weisen!" rief das Weib und reckte die Hand zum Brückengeländer auf. „Und wenn ich will, so kann ich dem allen ein Ende machen — verstehst du? Ein Sprung ins Wasser ... du wirst nicht mehr danach schauen, als wenn ein Stein in den Bach fiele . . !"

„Schweig, Weib!" rief der Mann und packte sie an der Schulter, „du weißt nicht, was du redest . . ."

Er hielt inne und wandte aufhorchend den Kopf nach der Seite. Da das Weib verstummte, ward wieder das Rauschen des Baches vernehmbar, wie es gegen die Brückenpfeiler plätscherte, die Ufer umspülte, sich in die Nacht ergoß —, und dahinein drang ein eintöniges Murmeln, das so sehr der Sprache des Wassers verwandt schien, daß es anfangs nur schwer zu unterscheiden war. Allem Anschein nach kam es aus dem geöffneten Fenster eines Hauses am jenseitigen Ufer, der Brücke schräg gegenüber. Es brannte kein Licht darin, und nur aus der Klangfarbe der Stimme — sie war dunkel und ein wenig bedeckt — mochte man schließen, daß sie einer alten Frau angehörte. Nach und nach waren auch die einzelnen Worte zu unterscheiden, und obschon die Stimme sich weder hob noch senkte, sondern im gewohnten Gleichmaß blieb, war es doch so, als würde sie vom Rauschen der Wellen getragen, und dieses bildete gleichsam den Hintergrund dazu — oder: es war wie ein Vorhang, der leise beiseite geschoben wird.

„Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden (murmelte die Stimme im üblichen Gebetston) —

der Herr ist mit dir,
du bist gebenedeit unter den Weibern,
und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus,
den du, o Jungfrau, geboren hast.
Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder,
Jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen . . ."

Und wieder:

„Gegrüßet seist du . . . voll der Gnaden . . . gebenedeit . . . die Frucht . . . Jesus . . . den du geboren . . . Mutter Gottes . . . bitte . . . in der Stunde unseres Todes . . . gegrüßet seist du . . . gebenedeit . . . den du Jungfrau geboren . . . Mutter . . . Stunde des Todes . . . Jungfrau . . . gegrüßet seist du . . . gegrüßet . . . gegrüßet . . ."

In dem Augenblick, da das Murmeln begonnen hatte, war das Weib wieder in sich zusammengesunken und hatte aufs neue das Gesicht mit den Händen bedeckt. Der Wellenschlag des Gebetes strömte über sie hin, und die stete Wiederholung der gleichen Worte vermittelten ihr jenes wunderliche Empfinden, das einen zu befallen pflegt, wenn man lange in fließendes Wasser sieht: alles schien im Gleiten begriffen, jegliche Gestalt löste sich in Bewegung, und es wai, als hätten die Dinge ihren Schatten verloren und gäben nur noch Wiederschein, und zwar um so klarer, je größer ihre Schwere war . . .

Auf der Straße wurde es lebendig; Türen gingen, Schritte erklangen, Kirchgänger mit Laternen zogen vorüber, die Glocke hub an zu läuten. Die Stimme

Digitized by Google

verstummte; der Vorhang rauschte nieder; der Mann faßte nach der Hand seines Weibes und fand sie naß von Tränen.
Da fiel die Turmuhr mit starken Schlägen in das Geläute und rief Mitternacht; die Glocke erstarb. Aus dem Dunkel wuchs eine Gestalt — ein hagerer Geselle in weitem Mantel und zerrissenen Schuhen — ein namenloser Wanderer. Und im Vorüberschreiten wandte er sein Gesicht und rief mit klingender Stimme:
„Gelobt sei Jesus Christus!"
Und der Mann antwortete tief und ruhig:
„In Ewigkeit. Amen."

*

Gekrönte Tage

(Eine Erinnerung)

Johannes Mumbauer zum 60. Geburtstage (27. 7. 27)

Es war um Himmelfahrt. Die Mosel lief
und träumte doch, in Wiesen, denen Klee
und Margareten blühten, Bienen summten
und, silbergrün, Libellen schnurrten. Froh
versanken alle Hänge ihrer Berge
in Rebentrieben, und die Sonne stand
so mild am blauen Himmel. Hin und wieder
schritt ernst ein Bauer mir vorüber, krumm
den Rücken, derbgeschnitten das Gesicht.
Sein Gruß klang mürrisch, doch voll Seele.
Ich aber ging wie durch ein Märchenland.
Mitunter flackte noch des Krieges Not
dem Blut. Sonst schlug das Herz in Flammen, die
zum „neuen Leben" Kraft und Gnade schufen:
Dem Aufbruch aus der Welt des Scheins in die
des Wesens, die erfüllt die Zeugungskraft
der Ewigkeit . . . . .
So schritt ich meinen Weg,
bis plötzlich Piesport vor mir lag, das Ziel
der Fahrt, ein Dorf, unscheinbar fast und doch
gehüllt in Zauberschleier der Natur.
Ich stand und staunte lang . . .
„Hier also wohnt
der Pfarrherr, dem die Sage Lorbeer flicht,
und der trotzdem ein Blitz im Zeitgewitter,
ein Lotse ist auf hohem Turm?"
Die Brücke
trug mich dahin, wo aus den Walnußbäumen
die alte Kirche lugte, neben der —
kaum einen Steinwurf von der Mosel weg —
das Pfarrhaus stand mit grauem Giebel, stumm
und ohne Zeichen seiner innern Fülle,

Digitized by Google

doch nun im Licht der Morgensonne, das
um Himmelfahrt die Welt verklärt. Mir schlug
das Herz; denn moselab und -auf ging wohl
die dunkle Mär, der Pfarrherr zause, so
des Tages Stunden graue Kappen trügen,
dem jungen Volk der Feder Kopf und Schopf,
daß Federn und Papier und aller Mut,
sie wieder kühn zu führen, wie die Spreu
im Winde flögen.
Solch Gewitter lobt'
ich oft im stillen: Blitz und Donnerschlag
tun not, zerreißen Dunst und schaffen erst
geklärten Himmels Segenskraft. — Doch nun:
Wer weiß, ob nicht der nächste Schritt mir selbst
die Stunde bringt, die meinen stillen Traum
vom eignen Wort und seinem Sinn im Bau
der Zeit als Sturm zerstört? (Noch war es nur
Gestammel, das sich schüchtern in die Flut
des Tages wagte.) „Was wird kommen", fragt' ich,
so oft Sekunden mir vorübertanzten,
wie Goldstaub leicht im Sonnenglanze schwanden.
Ein Brief lud mich zwar ein. Doch ja: Was ist
ein Brief? Gewiß: Er hatte mir der Kraft
und Freude mehr gebracht als hundert Briefe,
dazu den Mut zur Fahrt . . . So schoß es auf
und ab durch meinen Sinn, bis plötzlich, eh'
ich's selber wußte, schon der Finger auf
die Klingel drückte und ein heller Klang
im Hause sang.
Da stand ich bald in jener
erfüllten Welt, die jahrelang ein Geist
gebaut, der an der Mosel Wurzel schlug
und doch Jahrhunderte als Heimat sah.
Giorgone, Tiepolesk und Memling grüßten
von stillen Wänden. Bauernmalerei
auf derbem Holzgetäfel, eine Schüssel,
die derb das Haupt des Täufers trug, ein Faun,
aus götterfroher Urzeit hergeweht
und mit Cellinis Glut gemalt, dazu
Apostel und Madonnen: Alte Kunst
und neue, Nord und Süden reichten sich
die Hand. Hier schuf der reifen Ordnung Kraft
den lockend schönen Traum!
Und als der Pfarrherr
nach kurzer Weile kam, den Gast zu grüßen —,
mit warmem Wort geschah's und so, daß ich
mich schnell geborgen fühlte — hub ein Wandern
im Reich des Geistes und der Schönheit an,

Digitized by Google

das mich, im kleinen Moseltal, wie Meer
durchströmte. Ja: Es war ein Fluten, das
ich nie vergesse, ob auch Himmelfahrt
noch oft um mich erblüht . . .
„Mit einer Stunde",
so hatten Freunde ernst gesagt, „wird er
dich wohl entlassen!"
Gefehlt, ihr Trübsalbläser:
Aus Stunden wurden Tage. Scharfer Witz
sprang auf zu mächtigem Gelächter, und
des Spottes Geißeln schwirrten. Dante, Goethe,
Homer und Plato, Weise und Propheten:
Sie traten in die Runde. Streng ging das
Gespräch von Piesports altem Tag, von den
Kohorten, die hier schritten, von den Mönchen,
Prälaten und Baronen, die den Wein
des kleinen Nestes als der Mosel besten
mit feiner Zunge priesen, von dem Wechsel
der Zeiten und dem Rhythmus Gottes im
Geschick der Menschen, dann von Bantles Bildern,
die durch des Pfarrherrn weise Art zu Dhron,
dem Nachbardorf, im neuen „Dom" erstanden,
die Christi Leidensweg, geboren aus
dem Jammer unsrer Zeit, lebendig in
die Gegenwart gestellt, erschütternd stark;
vom eignen Mühen um Geburt des Wortes,
das aus den Trümmern aufersteht zum Licht:
Wer kann die Wege zählen, die sich da
erschlossen, berghoch Wunderziele wiesen,
von Domen träumten, die den Kampf der Zeit,
Entwurzelung, Fabrik und Pflug, gestählt,
zu hohem Sinnbild formten?
Anfang sei,
nicht Untergang, so rauschte es mir zu
und fachte Mut, zu schaffen an dem Bau
der Welt, die immer neu zur Schöpfung wird,
wenn aus dem Chaos steigt der Geist. Mich hob
die Flut aus enggepreßtem Haus hinauf
zu allumspannter Weite und den Tiefen,
die trunk'ne Quellen bergen.
Auch vorher
schon strömten sie durch mein Bemühen um
Gestalt und Form. Ich trank und liebte sie.
Doch jetzt — so schien es mir — ward ich durch sie
geadelt; denn die Freundschaft weiser Männer
führt erst die junge Seele zu sich selbst
und hebt sie, zeugend, in den Geistesstrom
der Väter als ein Glied der gleichen Art.

Digitized by Google

Und abends, als im gold'nen Blütenstrauch
des Gärtchens eine Amsel sang — der Mond
schien durch das bunte Glas der Fenster, und
der blaue Kachelofen stand verklärt —
da einte uns, zum Edelwein, der auf
den Bergen Piesports wuchs und Wunder ist
aus Sonne, Erde, Sternlicht und dem Traum
uralter Geister, tiefstes Wort, das an
die letzten Menschendinge ging und uns
für immer band. Es wurde Mitternacht,
und auch die Amsel schwieg, als wir noch sprachen,
nicht laut, wie sonst beim Weine Sitte ist:
gelassen, in dem Strom der Ewigkeit,
erfüllt von Nacht, Unendlichkeit und Gott . . .

Es war die schöne Zeit um Himmelfahrt.
Die Tage schritten wie die andern auch
mit Sonne, Wein, mit Bauern, Klee und Kühen.
Und niemand ahnte, als ich heimwärts fuhr,
daß sie mir perlgeschmückte Kronen trugen. —

Noch heute — Jahre sind seither verflossen
und steile Schicksalsberge hart besiegt,
dem Pfarrherrn winden dankend wir den Kranz
der Lebenshöhe — leuchten sie als Wunder
und hüten meinem Tage stillen Glauben.
Und was auch kommt: Sie bleiben Himmelfahrt,
gekrönt wie Märchen einer Kinderzeit:
Die *Freundschaft*, die des Geistes gold'nen Ball
dem jüngeren Geschlechte reicht, ist mehr
als Predigt, Buch und Lied, ist Schöpfertat,
Altar im Lichte der Unsterblichkeit.

Theodor Seidenfaden

*

Der Geist des Colleoni

Von Dr. Gert Buchheit

ER stürmt die Marmorstufen hinauf. Stürmt? Er schreitet, stampft, wuchtet in stolzem Auftrumpfen, daß die Hallen des Palazzo ducale widerdröhnen vom klirrenden Eisentritt. Der Page hat kaum Zeit, die Purpurvorhänge zurückzureißen; da steht er schon drinnen im Lichterglanz des Saales — allein unter der Kuppel, die sich über seinem dunklen Haupte wölbt wie ein Dom. Er sieht nicht Venedigs seidenrauschende Gesellschaft, nicht das Prunkgeschirr und die blitzenden Geschmeide. Er steht steil wie eine Flamme und spricht: „Francesco Foscari" — seine Stimme klingt wie Erz —, „ich melde der Republik den Sieg." — Er macht eine Pause, nicht um den Eindruck seiner Worte zu

Digitized by Google

prüfen, er tut's um dem folgenden Satz Gewicht zu geben. „Francesco Foscari, ich klage an." — — — — Ein langes gepreßtes Schweigen. Man glaubt den Herzschlag jedes Einzelnen zu hören. Man spürt, wie die Köpfe der andern stillestehn, wie die Augen zum Dogen starren, der seine Hand um den Sessel krampft. Die Seide verliert ihr Knistern, das Silber sein Gefunkel, das blaue Kristall klirrt nicht mehr. Der Atem des einen hat das Geraune von Hunderten zu Boden geschlagen. Endlich winkt der Doge, nicht mit der Hand, mit dem Auge tut er's und sehr bedachtsam, als suche er erst nach der richtigen Geste. „Bartolomeo Colleoni, Dank. Die Republik weiß. Sie wird Euch lohnen. Doch . . . . sagt, wess' und wen klagt Ihr an." Die letzten Worte rollen fast ängstlich über die Marmorfließen.
Der Colleoni reißt den Eisenhelm in die rechte Hand und drückt die linke auf das breite Schwert. Dessen Länge steht wie ein Schatten im Saal.
„Doge Foscari, der Stadt und euch allen, erlauchter Adel" — sein Mund zuckt etwas spöttisch —, „ist bekannt, daß in derselben Nacht, in der Venedigs Heer den Sieg an seine Fahnen heftete, trotz Wache und verbrieftem Schutz der Friede meines Hauses zerstört wurde. Nicht, als ob dort Schätze gewesen wären . . . . Entführt wurde nicht mehr und nicht weniger als eine Frau. Ich danke der Republik für diesen Dienst."
Spricht's, dreht sich um, reißt den Helm aufs Haupt und die Samtportiere von der Türe und dröhnt hinab in den Hof. Die Tauben fliegen auf, das Meer schäumt; denn in jähem Satze springt der Schwergepanzerte in die Gondel, daß der Gondoliere auf einem Fuß balancieren muß, um nicht ins Wasser zu stürzen.
Im Palazzo ducale erlöschen die Lichter . . . . . Da ist ein kleiner Platz auf einer Anhöhe hinter dem Cortento. Zwei Wegstunden vom Meere entfernt. Zedern und Olivenbüsche umschließen ein Zelt, vor dem die Fahne mit dem Löwen flattert. Der Lichtschimmer, der durch die Türritze fällt, zeichnet runde Flecken auf den grauen Boden. Er vertuscht das Blut nicht, das schon auf diesem Schroffhang geflossen ist, Herzblut oft, um Spiel oder Ehre oder auch nur um Frauen. Heute ist es sehr frisch, viel Wind kommt von der See, und das ist gut so. Denn die leichte Seebrise kühlt die Adern der Soldaten, die zwischen Agaven und Lorbeeren, zwischen Felstrümmern den Schlaf herbeiwünschen.
Nur einer sehnt ihn nicht herbei. Mit kurzen Schritten schreitet er im Zelte auf und ab. Die Sporen klirren. Die Hand fährt erregt über den Tisch, zerknittert die Karte, rückt den Leuchter zur Seite, zerzaust die Feldbinde. „Giulietta, quand viens — tu, mia dolce?" Wie als Antwort schlägt der Wind das Geräusch trappelnder Pferde herein. Die Wache ruft, ein kurzer Befehl. Das Zelt fliegt auf, und herein stürzt eine schlanke, blonde Frau in Reitertracht. Bleich, zusammengeknickt steht sie vor dem jungen Offizier. Die Reitgerte ist der Hand entfallen.
„Bartolomeo ist in Venedig. Er weiß alles. Giovanni, flieh!"
„Ich danke dir, mia dolce. Es ist gut. Einmal mußte es doch kommen. Einmal zerbricht es ihn doch."
„Oder dich, Giovanni."
Ist es die Glut des Südens, der Zauber der Nacht oder die Liebe allein? Sie sinken einander in die Arme. Giulietta, mia dolce figlietta! — — — — — — — —
Ob die Flucht gelang, ob die blonde Frau hat weinen müssen, kein Lied singt davon, keine Sage meldet. Noch heute weht Flugsand über den Schroffhang am Cortento, und die Fischer erzählen, in hellen Sommernächten gehe der Geist des Colleoni dort um.

Digitized by Google

Chronik der französischen Literatur

Von Dr. H. van der Mark, z. Z. Paris

IN dem ersten Teil dieser Chronik werden wir die literarische Persönlichkeit von einigen Älteren flüchtig silhouettieren anläßlich neuerschienener Werke oder Neuauflagen. Am Schluß des zweiten Teiles werden wir dem heutigen französischen Roman der Jüngeren einige Bemerkungen widmen. Pierre L'Ermite, mit seinem eigentlichen Namen Abbé Edmond Loutil, stammt aus einer Arbeiterfamilie der Ardennen. Sein Vater war Eisenbahnschreiner. Er wurde zu Mohon geboren am 17. November 1863 und zum Priester geweiht im Jahre 1888. Nacheinander war er Kaplan zu Clichy, Saint-Roch und Chaillot und Pfarrer der Pariser Pfarreien des heiligen Johannes auf Montmartre und vom heiligen Franz von Sales. So kam er zweimal in Kontakt mit dem proletarischen „Faubourg" und dem aristokratischen „boulevard". Hier lernte er den Pöbel und die Salondamen kennen, welche er in seinen Büchern so meisterhaft skizziert. Der einfache Humor der Ardennen wurde hier auch von feinem Pariser Witz überzogen. Selbst sagt er irgendwo: „Ich habe nichts Außergewöhnliches getan. Ich habe mein Liedchen gesungen an der großen und schönen Natur und ich habe den Menschen die Worte meines Meisters wiederholt: „Liebet einander". Pierre L'Ermite ist populär. In zwei Monaten wurden 100 000 Exemplare verkauft von *La vieille Fille*, und der Erfolg seines neuesten Buches, *La femme aux yeux fermés*, ist wiederum so groß. Dieses Buch wird das junge Mädchen, das durch das gesellschaftliche Elend der ökonomischen Krisis gezwungen ist, allein zu stehen, im rauhen Kampf ums Dasein die nötige Entschlossenheit lehren, das unentbehrliche Anpassungsvermögen an seine neuen Lebensverhältnisse und das Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Wie beinahe alle Romane dieses Schriftstellers sind auch diese ungezwungen im Aufbau, aber doch spannend in der Handlung, sehr rein in der Sprache und scharf in der Charakterzeichnung.

Von René Boylesve erschien eine nachgelassene Novellensammlung; angenehm geschrieben in seinem bekannten, teils humoristischen, teils ironischem Stil. Besonders amüsant ist *Le Comfort moderne*, eine witzvolle Persiflierung unserer modernen Sportmanie. Eine gewisse Person, die in allen Prüfungen durchfiel, die sehr dumm bei der Wahl einer Lebensgefährtin, sehr unbeholfen in der Verwaltung ihres Vermögens, sehr unpraktisch in der sogenannten hygienischen Einrichtung ihres Wohnhauses ist, wird mit einem Schlage berühmt, weil sie der erste Pariser ist, den ein Autounglück trifft. Weil man von Boylesve öfter eine einigermaßen falsche Vorstellung hat, zitieren wir hier einige Sätze, die kurz vor seinem Tode zum Maler Lucien Madrassi gesprochen wurden. „Allzu oft hat man mich dargestellt als einen leichtsinnigen Menschen, als einen oberflächlichen Schriftsteller. Es ist wahr, ich bin der Schriftsteller von *La leçon d'amour dans un parc*, aber ich bin es auch von *Tu n'es plus rien* und noch anderer Bücher, welche man nicht kennt, und welche so voller Bitterkeit sind. — Für das Publikum ist ein ernsthafter Schriftsteller jemand, der sehr langweilige Sachen erzählt, und ein großer Schriftsteller jemand, der Erfolg hat, sachlichen Erfolg, den Leser in die schmutzigen Stadtviertel bringt und mit den Mädeln und Lupanarmietern bekannt macht. Solch ein Publikum und solch eine Literatur haben nicht mein Interesse.

Francis de Miomandre, ein Name, schöner und klangvoller als manches Gedicht,

Digitized by Google

wurde 1880 in Tours geboren. Sein Erstlingswerk war: *Ecrit sur l'eau*; er erwarb hiermit den Goncourtpreis von 1908. Als vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller sieht er das Leben als eine Handvoll Staub an, vom Winde fortgepeitscht und fortgeweht, ist sentimental und wehmütig und kam dadurch bei den Damen der Gesellschaft in hohes Ansehen. Die Phantasie ist seine schönste Gabe, aber sie degeneriert öfters zur Phantasie eines Clown. Seine Haltung gegenüber dem Leben ist falsch, unwahr und unnatürlich, was beinahe allen Schriftstellern seines Schlages eigen ist. Das gewöhnliche Thema seiner Romane ist: die Heirat und die Liebe sind die vornehmsten Quellen jeder Enttäuschung und jeden Leides. Eins seiner letzten Werke, *Le Radjah de Mazulipatam*, ist eine witzvolle, markige und schelmische Parodie auf die indischen Prinzen, welche nach Europa kommen, um dort ihre Erziehung zu vollenden, eine Erziehung, welche fast immer in dem Studium „de l' anatomie comparée du sexe feminin" besteht. Es ist nicht nur der Prinz von Mazulipatam, welcher Geschmack bekommt am Pariser Leben, sondern auch der erste Minister, welcher vom Regenten geschickt wird, um ihn zurückzuholen, und der Agent der Opposition, welcher mit derselben Aufgabe namens des revolutionären Komitees in Paris auftaucht.

Maurice Dekobra wurde 1885 in Paris geboren. Im zwanzigsten Jahre machte er eine Rundreise durch Europa und Amerika. In Berlin war er Konferenzredner an der Hochschule. In Wien und London, in Skandinavien und Neuyork blieb er als Korrespondent. Übersetzte Daniel Defoe, O'Henry und Mark Twain. Als Romanschriftsteller debütierte er mit *Mémoires d'un rat du cave*. Sein obszönes Werk „*La Madonna des Sleepings*" erlebte einen großen Erfolg. Dekobra verfügt über eine reiche Phantasie, eine große Deutlichkeit und Schärfe, einen flotten Stil und eine Dosis Humor. *Prince ou Pitre* ist eine Neuausgabe. Die Erzählung der burlesken Abenteuer eines Prinzen der königlichen Familie von Phrygien, welcher sich ebensosehr dafür bedankt, Regent zu spielen während der Minorennität des Kronprinzen, als er darauf hält, durch die Oppositionspartei zum Präsidenten ausgerufen zu werden. Eine sehr amüsante und spaßige Harmonie. Wegen einer ärgerlichen, durch nichts motivierten Zeichnung gehört sie zu den Romanen, die jährlich in großen Auflagen auf dem Büchermarkte erscheinen.

Joséphine Peladan wurde 1859 in Lyon geboren und starb zu Neuilly sur Seine am 27. Juni 1918. Als Literat ein Schüler Barbey d'Aureville's und als Modenarr ein Nachahmer dessen blumenreicher und vielfarbiger Weisen. Er gab sich aus für einen Nachkommen der Könige von Babel und nahm den Titel von Sar Mérodak an. Sein Bühnenwerk läßt die Grenzen zwischen Musik und Literatur ineinanderfließen. Sein Romanwerk zeigt eine eigentümliche Mischung von Mystik und Erotik. Wir nennen seinen 16teiligen Romanzyklus *La Décadence latine*, wovon der erste Teil, *Le Vice Suprème*, der beste ist. Dieser Titel umfaßt sein nationales oder, besser gesagt, sein antinationales Kredo. Peladan war eher ein Pan-Germane als ein Franzose. Sein Stil ist ohne Klarheit oder Harmonie. Anatole France sagt: „Er ist absurd, wenn du willst, und töricht ebenso, aber er hat Talent." Charles le Goffic sagt: Ich würde für meinen Verstand fürchten, wenn ich mit solchen Büchern leben müßte."

Modestie et Vanité ist ein weitschweifiges und sehr ungleiches Dialogenbuch über die Liebe, aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet und in allen möglichen Verhältnissen. Jede Spur einer eigentlichen Romanhandlung fehlt.

Jean Rameau, mit seinem eigentlichen Namen Laurent Labaight, wurde 1859 in

Digitized by Google

Gaos (Landes) geboren. Er kam schon bald nach Paris, wo er mit klangvollen und formschönen Gedichten debütierte. Er hat das echte Temperament des leidenschaftlichen, begeisterten, in Farben verliebten Freund des Südens. Er wird wenig gelesen, was vom sittlichen Standpunkte aus kein Unglück ist, wenn er auch in seinem ausgearbeiteten Werke ziemlich unschuldige Geschichten bringt. *La Mascarade* erschien in der Sammlung *Les grands Romans*, welche sowohl sittlich wie literarisch verwerflich ist. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, Exseminarist, welcher seinen Glauben verliert, allen Leidenschaften frönt — als Dieb, Mörder, Ehebrecher, Brandstifter, Vatermörder — und schließlich hingerichtet wird. Die Moral ist: tue, was du willst, aber sorge, daß du nicht eingesperrt wirst. Das ekelhafte Kapitel über Lourdes ist eine absichtliche Herabwürdigung heiliger Sachen.
Raymond Escholier (ein Jüngerer, welcher zufällig unter die Älteren geriet) ist Konservator des Hauses von Victor Hugo. Er schreibt leicht und flott, erzählt mit vielem Humor und Witz, und die paar Bücher, welche von ihm erschienen, machten ihn bald bekannt.
Dansons la Trompeuse erhielt in England den Lady-Northcliffe-Preis und *Cantegril* den Prix-Femina im Jahre 1921. Cantegril, bei dem der Einfluß des geistvollen, schelmischen Boylesve sehr gut bemerkbar ist, ist eine Hymnus an den Wein, die Sonne und das Lied, aber auch an die freie Liebe. Das bestgelungene Kapitel ist eine Reise mit der Diligence, ein Meisterstück von köstlicher, ergötzlicher, treffend typisierender Novellistik.
Berthe le Barillier, 1868 zu Bordeaux geboren, verheiratet mit M. Czermivki, schrieb unter dem Decknamen Jean Bertheroy und ist vor einigen Monaten verschieden. Ihre große Kraft bestand in einer treuen Rekonstruktion des täglichen Lebens des Altertums, von schwüler, sensueller Seite betrachtet. *La Danseuse de Pompei* erschien zum ersten Male im Jahre 1899 und beschreibt den Liebeshandel einer Tänzerin von 13 Jahren und eines Flötenspielers von 16 Jahren. Sapienti sat!
Jérôme und Jean Tharaud wurden beide geboren zu Saint-Jumien (Haute Vienne). Der erstere 1874, der zweite 1877. Sie studierten am Lyzeum von Angoulème und am Kolleg Saint Barbe zu Paris, wo Charles Péguy ihr Mitschüler war. Jérôme studierte später an der Universität von Budapest und bereiste Mitteleuropa und den Osten. Er widmete sich der Literatur als Herausgeber des *Cahiers de la Quinzaine*. Das Redaktionsbüro von Péguys Zeitschrift war eine Zeitlang in seinem Hause. Das erste Werk, das die beiden Brüder zusammen schrieben, war: *Dingley, l'illustre écrivain*, gekrönt mit dem Prix Goncourt. Seitdem arbeiteten sie ununterbrochen zusammen. Es sind bedachtsame, gewissenhafte Arbeiter, scharfsinnige Denker, farbige Maler und subtile Fühler des Seelenlebens anderer. Jean ist der sentimentale Träumer und Jérôme der Tatmensch mit dem praktischen Blick. Ihre Bücher scheinen öfters nicht viel mehr als gesammelt, journalistische Reportage, aber künstlerisch tief in der Form, von hoher kultureller Bedeutung und großem Propagandawert für die verteidigte Meinung. *La Bateille de Scutari* ist eine farbige Schilderung der Montenegriner, des Volkes der Schwarzen Berge und der Bewohner der Möncherepublik Athos.
Jacques des Gachons, geboren 1868, ist einer der Meister des regionalistischen Romans, ein Schriftsteller von feiner Vornehmheit, gütiger und sachverständiger Beobachtung und tiefem Einfühlungsvermögen. Kein großes, aber doch ein gesundes und edles Talent. *Chemin de sable*, gekrönt von der französischen Akademie, erschien im Jahre 1920.

Digitized by Google

Dieses Buch möchte man allen denen empfehlen, die im Kampfe ums Dasein den Mut verloren haben und nicht mehr die Kraft finden, sich dem abwärtstreibenden Strome des Lebens entgegenzustemmen. Manchem Schriftsteller aber wird das zähe Aushalten seines Kollegen François Marangel, der Hauptperson des Romans, Antrieb sein, ebenso wie er seine Ideale nicht zu verschachern, sondern in stiller Verborgenheit tapfer weiterzuschaffen, um so auf dem Wege der Pflicht und Ehre seine künstlerische Mission zu erfüllen.
Geniale Bücher müssen den Inhalt unseres Lebens reicher machen, talentvolle Bücher müssen den Rhythmus unseres Lebens beruhigen. Die Lektüre der obenerwähnten Werke wird unsern inneren Reichtum nicht vergrößern und unsere innere Ruhe nur ab und zu vertiefen.

*

Die Vertreibung[1]

Und Adam trug den Fluch und rief Erbarmen
durch die verstürmte schwarze Regennacht,
sein Weib hing kalt auf seinen harten Armen —
nur wenn ein Blitz fiel, fand er sie erwacht.

„O Gott, was tat sie dir?" schrie seine wunde
gewürgte Stimme durch der Feuer Wucht —
da grauten unter ihm die Brunnenrunde
der Augen: vor den seinen auf der Flucht.

Verloren brach er in den Schlamm des Bodens
und riß die Einzige an sein Herz empor —
da flog ein Wort erwärmend nahen Odems
durch tausend Donner in sein taubes Ohr.

Und sieh: ein ander Weib mit lichten Haaren,
dem seinen ähnlich und dem Schöpfer auch,
erleuchtete das Land und wies mit klaren
entbrannten Augen auf den Dornenstrauch:

„Hier bleibe diese Nacht mit deinem Weibe —
und liebet euch! — ihr seid nicht ganz verflucht:
so segnet ihr das Kind in meinem Leibe,
das ihr im Paradies umsonst gesucht."

Victor Meyer-Eckhardt

[1] Aus „Das Marienleben", Eugen Diederichs Verlag in Jena (siehe „Auf der Gralwarte")

Digitized by Google

Dichtung und Leben

Auf der Grabwarte. Von Friedrich Markmann

WIE Witkop ausführt, hat *Hermann Hesse* zum ersten Male in „Peter Camenzind" ein dichterisches Wort gesprochen, das spruchreif auf tausend Lippen lag. Es war der Ausdruck der Sehnsucht nach der Natur im Zivilisationszeitalter vor dem Weltkrieg. Zum zweiten Male gelang Hermann Hesse ein gleiches im „Demian", in dem sich nach den Ereignissen von 1914 und 1918 und mitten im Chaos der „schwere Weg der jungen Seele zum Rhythmus, Schicksal und Dämon des eigenen Ich" mit psychologisch zwingender Gewalt gestaltete. Man darf wohl sagen, daß nun der *„Steppenwolf"* zum dritten Male einen Dichter zeigt, der in seinem leidvollen Antlitz wie kaum ein zweiter das Leid unseres Geschlechtes spiegelt. Wie Dichter später Epochen liebt es Hermann Hesse, hierin Thomas Mann nicht unähnlich, im Kunstwerk selbst über seine Absichten zu reflektieren. Ja, wir erleben es hier sogar, daß Sinn und Ziel des Romans in einem eigens eingefügten psychologischen Essay wissenschaftlich dargelegt werden. Vom künstlerischen Standpunkt aus wird man das bedauern, breitet sich doch von diesem Kapitel her schon ein allzu klares Licht über alles Folgende und wird dadurch also die Illusion zu einem guten Teil aufgehoben und der Schleier des Geheimnisses vorschnell gelüftet. Als meisterlich muß man es demgegenüber dann doch bezeichnen, wenn trotzdem bald darauf die schädlichen Wirkungen eines solchen wissenschaftlichen Verfahrens zu einem guten Teile im Strom des Erlebens untergehen. Der Steppenwolf ist ein Mann, der die bekannten zwei Seelen in sich spürt, ein Schulfall der Schizophrenie, der Bewußtseinsspaltung. Wolf und Mensch liegen in seinem Inneren fortgesetzt in schwersten Kämpfen, und nur zuweilen einen sie sich in einem geradezu rätselhaft schönen Glücksgefühl. Indem sich dieser Steppenwolf geradezu krankhaft aus dem Zustande eines solchen Zwiespaltes heraussehnt, kann man ihn zu der Klasse der „Selbstmörder" rechnen, die vielleicht nie Hand an sich legen, die aber nicht im Leben, sondern „im Tode ihren Erlöser sehen". Nachdem er sich hierüber einmal klar geworden ist, erträgt er das Leben in Wirklichkeit um so standhafter, weiß er doch, daß ihm jener „Notausgang" jederzeit offensteht. Der bürgerlichen Welt steht dieses Individuum mit seinen gewaltig aufbegehrenden Naturen fremd gegenüber, kann sich aber doch nicht aus allen Bindungen lösen und bleibt also irgendwie „an das schwere mütterliche Gestirn dieses Bürgertums gebannt". Mit etwas sentimentalem Humor fügt sich Harry in das Unvermeidliche, ohne doch den Trieb zu verlieren, einmal Schluß zu machen mit allen Kompromissen und hinauszustreben in die Welt Mozarts, zu den Unsterblichen, fort aus dieser widerlichen Mischung von „common sense, Demokratie und bürgerlicher Bildung", hinein in das Reich aller „magischen Möglichkeiten", die dem Menschen, der eine Aufgabe ist oder eine Brücke zwischen Natur und Geist, in kosmischen Reichen noch aufbewahrt sind. Tatsächlich führt dann der Roman den Helden bis zu diesem magischen Theater, reißt ihn durch alle Wirbel unseres Großstadtlebens, führt ihn zusammen mit Menschen einer glühend geschilderten Halbwelt, die doch in ihrem Menschentum den Unsterblichen soviel näher ist, bringt ihn zu dem Augenblick, wo Wolf und Mensch einander nackt

Digitized by Google

ins Auge blicken, vollendet in ihm wenigstens ein kleines Stück in entsetzlichem Leid erkauftes neues, wahres Menschentum, und mehr wollte Hermann Hesse nicht in diesem Buch. Er macht die verschiedenen Seiten der menschlichen Persönlichkeit bewußt und löst diese selbst auf in den ewigen Wandel aller Gestalten, hierin dem Geiste Indiens verfallen und den Mären von immer neuen Inkarnationen auf der Seelenwanderung in die Ewigkeit. Hermine spricht: „Das, was ich Ewigkeit nenne. Die Frommen nennen es Reich Gottes. Ich denke mir: Wir Menschen alle, wir Anspruchsvolleren, wir mit der Sehnsucht, mit der Dimension zuviel, könnten gar nicht leben, wenn es nicht außer der Luft dieser Welt noch eine andere Luft zu atmen gäbe, wenn nicht außer der Zeit auch noch die Ewigkeit bestünde, und die ist das Reich des Echten . . . . Die Frommen haben doch am meisten davon gewußt. Sie haben darum die Heiligen aufgestellt, und das, was sie ‚die Gemeinschaft der Heiligen' heißen. Die Heiligen, das sind die echten Menschen, die jüngeren Brüder des Heilands. Zu ihnen unterwegs sind wir unser Leben lang, mit jeder guten Tat, mit jedem tapferen Gedanken, mit jeder Liebe . . Es ist das Reich jenseits der Zeit und des Scheins. Dorthin gehören wir, dort ist unsere Heimat, dorthin strebt unser Herz, Steppenwolf, und darum sehnen wir uns nach dem Tod. Dort findest du deinen Goethe wieder und deinen Novalis und den Mozart, und ich meine Heiligen, den Christoffer, den Philipp von Neri und alle . . . . Ach, Harry, wir müssen durch so viel Dreck und Unsinn tappen, um nach Hause zu kommen! Und wir haben niemand, der uns führet, unser einziger Führer ist das Heimweh."

Das ist wirklich das Fühlen so vieler heute, die ihrer Anlage nach zu den Edelsten gehören, einerlei, ob sie in Bürgerhäusern oder in andern verkehren. Gerade auch die Halbwelt, die sogenannte, von heute, ist nicht mehr die von früher. Es sind tausend und tausend Existenzen da hinabgesunken, wenn man den Abstieg aus einer hohl gewordenen Bürgerlichkeit in eine unbürgerliche Höhle so benennen will. Man mag solche ergreifenden Aussprüche, die man ja auch außer den Romanen wohl hört, durchaus ernst nehmen. Dennoch wirken sie in diesem Buch nicht befreiend, sondern gleichen Meteoren, die nach wunderbarem Leuchten in eine schier ewige Nacht versinken. Es ist nicht das, daß eine ganze Kultur, an die doch Millionen geglaubt haben, hier in ihr Nichts zurückanalysiert wird. Was macht es auch, wenn ein Kartenhaus zusammenbricht, das der große Spieler Schicksal eben auch nur als vergängliches Gebäude gewollt hat? Der Mensch aber, was ist es mit dem? Es wird mit Urkraft von seiner tiefsten Sehnsucht in dem gleichen Atemzuge gesprochen, der doch wieder die Persönlichkeit auflöst. Auflösung der Persönlichkeit und Unsterblichkeit, Hermann Hesse, wie reimt sich das zusammen? So wie das Nirwana, wie man es gemeiniglich auffaßt, mit dem Himmel der Christen! Wenn auch das Wesen selbst, die Substanz, in den Wandel gezogen wird, was bleibt dann noch? Wenn das Grab, das ungeheuere kosmische Grab des schweigenden Universums das Letzte ist, wo wird denn diese höchst persönliche Sehnsucht ihre Erfüllung finden? Alles analysierst du dieser betrogenen Menschheit fort, alles, selbst ihr persönliches Sein, und wo du diesen Tod, der ein ganz absoluter, ein unaufhebbarer, ein endgültiger ist, verkündigst, da sprichst du von der Sehnsucht nach einer seligen Ewigkeit. Das ist beinahe Sadismus, und es muß alles werden, wie es tatsächlich in diesem Buche wird, ein Bild, ähnlich dem, wie es Winkler an den Schluß seines grauenhaften chiliastischen Pilgerzuges gesetzt hat. Der Tanz der wild Verzweifelnden um Siwa,

Digitized by Google

der Totentanz einer untergehenden Welt. Es schrieb vor nicht langer Zeit einer: „Durch die analytische Wissenschaft . . . . werden die unbewußten Triebkräfte bewußt, und dadurch brechen die Kultursublimierungen zusammen . . . Ja, das kann so weit gehen, daß der Trieb zur Analyse, zur Wissenschaft überhaupt durch diese selbst weganalysiert wird und sich die Triebe wieder ihren vegetativen Zielen zuwenden, Kulturlosigkeit, Genußsucht, Flachheit, primitives Glück der Monisten." Das gibt ungefähr die wissenschaftliche Erklärung des Steppenwolfes und seiner berauschenden Kapitel. Aber Hermann Hesse, ich bitte um Verzeihung, der Mann, der dieses eingesehen hatte, sprach dann nicht mehr von der ewigen Sehnsucht, sondern er ging und hängte sich auf . . . . . Von ihm soll nun die Rede sein.

*

Hans *Prinzhorn* gebührt Dank, daß er die Schriften des jungen *Seidel* nicht nur herausgegeben hat, was bei der Notwendigkeit vielfacher Neubearbeitung keine leichte Aufgabe war, sondern daß er sie auch in ausgezeichneter Weise erklärt und in das Zeitbild einordnet. Es liegen diese Schriften ja auch ganz in der Linie, auf der sich Prinzhorns eigenes Denken bewegt, nämlich der Befreiung der Psychoanalyse von ihren verheerenden Wirkungen und der Nutzbarmachung ihres echten Kernes für die Kultur der Zukunft . . . . Es ist übrigens ein grauenhaftes Buch. Grauenhaft schon wegen der tragischen Geschicke jenes jungen hochbegabten Menschen, der sich nicht mehr aus den Fesseln vererbter Gemütsstimmungen und namentlich psychoanalytischer Methoden frei machen konnte und in ihnen buchstäblich hängen blieb. So furchtbar ist das Verhängnis einer grüblerischen Natur, daß sie nur wieder grübelnd sich aus der Grübelei zu retten versucht, um dann grübelnd über das Grübeln unterzugehen. Prinzhorn hat in einer vorbildlichen Analyse Werk und Persönlichkeit des Verfassers herausgearbeitet. Seidel war kein Anhänger Freuds und sah seinen Feind nicht gerade in dieser Schule. An die Stelle des Sexualtriebes setzt er den Machttrieb, und so bekämpft er ihn. Gut wird der Kern seiner Anschauungen in die Sätze zudammengedrängt: „Hypertrophie des Sexualtriebes und (damit zusammenhängend) des Machttriebes zeichnet den Menschen vor dem Tiere aus — der hieraus folgende sichere Untergang wird abgewendet durch Kulturgestaltungen, in denen sublimierte Triebenergien blühen und denen zu Ehren direkte Triebentladungen verdrängt werden müssen — Wissensdrang, aus Machtmitteln genährt, hypertrophiert von neuem und führt auf seinem Gipfel als analytisches Bewußtmachen des Triebgrundes wiederum zum Untergange." Der Trieb an und für sich ist gesund, aber der Mensch ist triebkrank, ein triebkrankes Tier im Gegensatz zu den Tieren, bei denen der Trieb geregelt ist nach festen Gesetzen. Soll sein Träger nicht dem wuchernden Triebleben erliegen, so muß er das Zuviel verdrängen — abtöten, sagten die christlichen Asketen — und diese freiwerdende Kraft sublimieren, d. h. in Kulturleistungen verwandeln. Einmal gelingt es Seidel, diese seine Grundanschauungen in einem Bilde zu verdeutlichen: „Denken Sie an einen Wagen auf einer schiefen Ebene, d. i. das Leben. Die Gewichte auf der andern Seite der Rollen sind die illusionären transzendenten Weltanschauungen, auf die allein der Schwerpunkt gelegt wird, dadurch wird dem abrollenden Leben ein Gegengewicht gegenübergestellt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt, wenn nicht bei Entstehung einer neuen Religion der Wagen ‚Leben' etwas hochgezogen wird. Je mehr aber von den transzendenten Gewichten abgetragen wird, oder je mehr

Digitized by Google

Gewicht auf den Wagen des Lebens selbst in der Form der Lebensbejahung gelegt wird, desto mehr rollt das Leben in den grausigen Abgrund . . . . . "
Seidel kämpft nicht gegen das Bewußtsein überhaupt, sondern nur gegen ein Bewußtsein, das sich Selbstzweck geworden ist, das aufgehört hat, Diener einer höheren Idee zu sein. Er fühlt sich in seinen Gedankengängen vielfach verpflichtet Goethe, Hegel, Dostojewski, Nietzsche, George, Klages, Alfred Adler, James, Simmel, Max Weber, Jaspers und Spengler. Ein reiches Erbe war damit übernommen, aber auch ein gefährliches, besonders, was die Idee der Religion betrifft. Ein gewisses Gegengewicht schuf hier ein Einblick in den Katholizismus, den er in Frankfurt in dem Kreise um P. Browe, S. J., in so sympathischer Weise kennenlernte, daß er einst äußerte: „Ich würde das einzig Positive unserer Zeit noch in dem Katholizismus sehen, so brüchig er auch sein mag und so wenig ich persönlich an seinen Inhalt glauben kann." So trifft er denn ausgezeichnet den Unterschied, der zwischen der psychologischen Behandlung in der Beichte und einem psychoanalytischen Verhör obwaltet. Besonders anziehend und lehrreich gestaltet sich die Behandlung der modernen Zeit mit ihren vielfaltigen Bewegungen, besonders der sozialistischen, die mit großer Wucht ad absurdum geführt werden, so daß nur der Edelkommunist übrigbleibt.
Der letzte Brief des Unglücklichen lautet: „Wenn Sie diesen Brief erhalten — Prinzhorn ist der Adressat —, lebe ich nicht mehr. Das Buch ist vollständig fertig, mein Lebenssinn, für den ich seit Jahren unter größten Qualen lebe, ist erfüllt . . . . Nicht ich, sondern der Weltgeist, das Schicksal dachten in mir. Ich weiß, welche teuflische Aufgabe ich zu erfüllen hatte. Aber dies alles mußte gesagt werden in dieser Zeit, es ist der Beginn der großen Verzweiflung der abendländischen Kultur, wie es mit Schopenhauer und Max Weber eingesetzt hat . . . Ist es Verrat, mein Werk zu verlassen? Aber wer es gelesen hat, wird selbst sagen, daß damit kein Mensch mehr leben kann . . . Es ist letztlich die einzige Konsequenz, mich selbst zu nihilisieren. . . ." Und er tat es, der arme Alfred Seidel, der nicht die Vitalität in sich hatte, die etwa bei Schopenhauer es verhinderte, daß der Mensch die Konsequenzen aus der Philosophie zog, die er als Denker aufgestellt hatte. Ganz logisch genommen, hätte auch Alfred Seidel eine solche Folgerung nicht zu ziehen brauchen, denn wie kommt eine Folgerung zu absolutem verpflichtendem Zwang, wenn sie aus relativistischen Prämissen fließt? Alfred Seidel hat darum gewußt. Er spricht im Schlußkapitel von dem Verhältnis eines gläubigen Menschen zu seinem Buche: „Er wird diese ganze Analyse als richtig, aber für sich als unwesentlich anerkennen. Er wird darüber lächeln, und das wäre die schönste Anerkennung." Man könnte darüber lächeln, wüßte man nicht, daß dieser Galgen, an dem zuckende Jugend grausig verendet, sich riesengroß über das Leichenfeld der Gegenwart aufreckt. Diejenigen, die sich die Schlinge ziehen, sind am Ende noch weniger zu bedauern als jene, die mit dem geistigen und sittlichen Bankerott im Innern den Mut haben, weiter zu leben. Noch einmal weniger zu bedauern, als die widerliche Herde der Lebensbejaher, die die Frommen, die Himmel und Erde, Weltflucht und Weltverzicht um eines Ideales und um des Lebens willen bejahen, verlachen, obwohl sie doch wissen, daß das Leben, das sie fortfahren in ihrer Art zu bejahen, nur die bequeme Fahrt in den Abgrund ist. Und wieder auch weniger zu bedauern als die wahrhaft Tragischen — es gibt deren wohl nicht zu viele, die es wahrhaft sind —, die glauben möchten und nicht glauben können, die wissen, daß man einen absoluten Wert anerkennen

Digitized by Google

muß, wenn nicht alle anderen versinken sollen, und die dieses Wissen doch nicht ins Wirkliche zu überführen vermögen. Wie Ausgestoßene irren sie um die grauen Kirchenmauern, und wie Verbannte lauschen sie dem wundersamen Lied der Osterglocken. Alfred Seidel hat recht: Wer sein Buch gelesen hat, wird selbst sagen, daß damit kein Mensch mehr leben kann ... Unbedachter junger Mensch, armer Toter, warum hast du es denn geschrieben in einer Zeit, da wir der Selbstmörder schon so viele haben? Die Seelenmörder, jene Vertreter einer glaubenslosen Wissenschaft, werden ja doch nicht die Folgerung ziehen, die der menschlichen Gesellschaft nur zum Nutzen gereichen könnte ... Sie leben gut, und noch in der Totenrede, die sie am Fuße deines Galgens halten werden, werden sie nicht unterlassen, von den „weltbeherrschenden und segensreichen Wirkungen der modernen Wissenschaft" zu sprechen. Am Ende richten sie deinen Galgen zu einer Radioempfangsstation ein ...

*

Auch ein Kind der Zeit ist *Oskar Maria Grafs „Wir sind Gefangene"*. Wir bewundern das Erzählertalent eines Dichters, der Krieg und Revolution mitgemacht — in seiner Weise mitgemacht — hat und diese ganzen Erlebnisse in eine Reihe von Kapiteln drängt, die sich teilweise zu balladesker Wucht gestalten. Dem hervorragenden Epiker ist es gelungen, die eigene Person und ihre Entwicklung im Mittelpunkt zu halten, höchst persönliche Teilnahme für sie zu wecken und dennoch sie mehr zum Spiegel der Geschehnisse zu nützen, die mehr sind als das Schicksal eines Menschen, die Schicksal der Zeit sind, symbolischer Ausdruck breitester Schichten. Um das zu können, mußte er diese Persönlichkeit frei von aller Eitelkeit mit all ihren Schwächen und Vorzügen zum kindlich objektiven Bekenntnis zwingen, was denn auch gelungen ist, so sehr, daß man gelegentlich an die naive Art des ehrwürdigen Simplizissimus erinnert wird. Zustatten kam dieser Persönlichkeit dabei der ihr eigentümliche Zug, mehr seelisch erlebend bei allem dabei zu sein als wirklich aktiv, also schon der Anlage nach als eine Art Homer Miterlebender zu werden. Diese Persönlichkeit hat immerhin die Weite und Tiefe, daß sie in den Werken der Menschen vor allem den Menschen sieht und so etwa zu der Erkenntnis kommt, daß die verschiedenen Regierungssysteme so viel und so wenig wert sind wie die in ihnen herrschenden Menschen. Da aber dieser Persönlichkeit die tiefere Bildung fehlt, ist doch schon der Jugend das empfängliche Herz verkümmert, und wurde auch später durch hartes Schicksal so vieles zerstört, so ist das Bild der Zeit in einen sehr begrenzten Rahmen gefügt worden. Viel Kraft ist in dem Buch, viel Ursprünglichkeit, viel urwüchsigste Natur, viel Humor auch und viel ergreifende Stimmung; sein Mangel liegt in der versagenden Durchgeistigung, und darum ist kein Kunstwerk hohen Ranges entstanden. Die Zeit ist zwar autobiographisch typisiert, aber nicht im Lichte von Ideen gedeutet worden, umgekehrt wie es etwa in der Politeia des Fürsten Wrede der Fall ist. Zu viel von der Zeit und zu wenig von der Ewigkeit ist darin, und der Sprung zu Gott im etwas kitschigen Epilog kann nach siebenhundert Seiten ideellen Versagens nicht mehr überzeugend wirken.

Hesse, Hermann: „Der Steppenwolf". S. Fischer, Berlin 1927. 8°. 289 S. Ln. 7.— Mk.

Seidel, Alfred: „Bewußtsein als Verhängnis". Aus dem Nachlasse herausgegeben von Hans Prinzhorn. F. Cohen, Bonn 1927. Gr.-8°. 224 S. Geh. 6.— Mk., geb. 7.50 Mk.

Graf, Oskar Maria: „Wir sind Gefangene". Drei-Masken-Verlag, München 1927. 8°. 745 S. Geb. 15.— Mk.

Digitized by Google

Das *Überlinger Passionsspiel* von *Alois Johannes Lippl* atmet den Geist einer Jugend, die sich wieder dem Metaphysischen zuwendet, all den psychologistischen Wust der Überkultur von sich wirft und im Sein und im Geheimnis webt. Gegen den alten Dom führt der Teufel, der Widersacher Gottes, seine kreatürliche Armee, den Machttrieb, die Habsucht und die Sinnenlust. Unmächtig aber ist dieser Satan, der nur in einer gottfremden Zeit zu solcher Bedeutung kommen kann, wie er sie in den neueren Literaturen erhalten hat. Durch den Sieg des Johannes und durch seine reine Hingabe wird Gottes Haus gerettet und eine schönere Zukunft erschaut. Eine höchst eigentümliche Sprache entsteht durch die Verbindung von modernem, verhältnismäßig erweichtem Gefühl mit den kernigen Wahrheiten der mittelalterlichen Weltanschauung. Gerade die Lyrik des ergreifenden Stückes ist von unvergleichlichem Zauber. Wir können diesem Werke nur wünschen, daß es sich die Bühnen erobert und durch seinen starken dichterischen Anruf an die tiefsten Gefühle des Menschen unser Theater wieder der Zone echter Schönheit zurückgebe, der es sich so sehr verschlossen hat.
In diesem Zusammenhange sei aufmerksam gemacht auf das umfangreiche Buch von *Hans Brandenburg*, das ein mit tausend Erkenntnissen und Erlebnissen befruchtetes Bekenntnisbuch darstellt. Es ist unmöglich, die einzelnen Teile, die aus einer gewissen Verworrenheit noch nicht erlöst wurden, kritisch zu würdigen. Man kann auch bestimmt dem Ergebnis nicht voll beipflichten, wenn das Charakterdrama, das meines Erachtens das deutsche Drama der Zukunft bleiben muß, wie es das stärkste der Vergangenheit war, so gut wie ganz ersetzt werden soll durch das kultische Spiel. Was aber hier zu hoffen ist, das liegt in der Richtung des Überlinger Münsterspieles. Alles, was sich an die neue Bewegungskunst knüpft, leidet an einem empfindlichen Mangel im Geistigen und Metaphysischen. Hier weiter gehen, heißt die Bühne in einen Tanzsaal verwandeln und die Sprache ihrer königlichen Herrschaft im Drama berauben. In Verbindung mit einem wahrhaft religiösen Ideengehalt aber mag sich das Beste von Brandenburgs Hoffnungen verwirklichen. Selbst ein Dichter, wird er sich kaum solchen Erkenntnissen verschließen. Bei allen Einwendungen aber müssen wir doch gestehen, daß für alle das Theater mit wärmerer Liebe umfassenden Freunde Brandenburg ein starker Anreger zu sein vermag.

Lippl, Alois Johannes: „Das Überlinger Münsterspiel". St.-Jürg-Werkbücher, München 1924. Gr.-8°. 126 S.

Brandenburg, Hans: „Das neue Theater". H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 588 S.

*

Zu schönstem Danke hat uns *Wilhelm Stapel* verpflichtet durch seine Neuübersetzung der noch erhaltenen Gedichte des *„Archipoeten"* und nicht zuletzt für die klassische Einführung, die er dazugefügt. Wie tief hat sich doch dieser gelehrte Protestant in den Geist des Mittelalters versenkt. Wie hat er die Vermählung von klassischer und deutscher Art so feinsinnig geschildert und überhaupt herrliche Blicke in deutsches Wesen getan. Wir dürfen wohl sagen, daß es ihm wirklich gelungen ist, seinen Helden den „Philologen" zu entreißen und ihn dem lebendigen Strome der Kultur zurückzugeben. Der *Hanseatischen Verlagsanstalt* werden gerade die Katholiken sich dankbar erweisen, indem sie es begrüßen, daß Katholizismus und Protestantismus sich hier die Hand reichen in einem gemeinsamen Bekenntnis zu einem ritterlichen und heldischen Deutschtum. Man braucht kein Schulgelehrter zu sein, um dieses Buch verstehen zu können, und wie dem

Digitized by Google

auch sei, man darf wohl hoffen, daß gerade aus der „Gral"-Gemeinde dem schön ausgestatteten Werklein treueste Unterstützung zuteil werde.

*

Mit Staunen wird man auch die Gedichte von *Viktor Meyer-Eckardt* lesen, das Marienleben. Gewiß merkt man aus dieser und jener Strophe und Auffassung, nicht zuletzt aus dem menschlich tiefsinnigen Gedicht über Judas, daß der Verfasser Protestant ist. Ohne daß das Göttliche der ihm eigentümlichen Hoheit entkleidet würde, wird es doch stärker in die Sphäre des Naturhaften und des Kosmischen gerückt, als es in der katholischen Auffassung zu geschehen pflegt. Gerade dies aber befreit die Dichtung vom Zwange der Konvention und macht alles wundersam lebendig. Wirklich gute Lyrik ist sehr selten; hier aber finden sich Perlen. Und rührend ist die Sehnsucht nach der Mutter mit den Farben weiß und rot, den jungfräulichen und den mütterlichen. Tröstend auch der Gedanke, daß es doch so manches gibt, was Katholiken und Protestanten auf die gleichen Wege führt. Nicht einig in so mancher rauhen Wirklichkeit begrüßen wir um so inniger die Einheit in der Sehnsucht, die Einheit im Bekenntnis zu den unaussprechlichen Schönheiten der christlichen Welt. Wir bringen einige Proben in diesem Heft und fügen hier die Strophe des „Schreibers" an, der singt:

Würdig bin ich nicht, von dir zu sagen,
Sonnenschwester, unversehrte Frau —
doch aus meinen reinsten Knabentagen
trag' ich noch ein Tröpflein Morgentau:
keine fand ich, daß ich mit so süßen
Farben mochte malen ihr Geschick —
darum gib dem Knecht zu deinen Füßen
seine Kindheit für sein Werk zurück ...

*

In einer Ausgabe und Auswahl, die in jeder Hinsicht mustergültig genannt werden kann, bietet uns der *Hochweg-Verlag* einen Sammelband mit den wichtigsten Werken *Sören Kierkegaards*. Wir weisen die Freunde des genialen Mannes darauf hin und verhehlen uns nicht, daß jeder wahrhaft religiöse Mensch, wenn es ihm um Ernst und Tiefe geht, Unermeßliches daraus entnehmen kann. Aber alles schickt sich nicht für jeden, und das muß in diesem Augenblicke gerade von Sören Kierkegaard betont werden. Ein starkes Urgefühl hat sich hier allzusehr in feinste Dialektik verschlungen, und das ist für unser psychoanalytisch gefährdetes Geschlecht nicht gut. Man sollte sich jedenfalls bemühen, bei Sören Kierkegaard unter der Dialektik das starke Gefühl, den Glauben und den Sinn für die unaussprechliche Größe des Göttlichen zu suchen. Das wäre für eine Lektüre geboten, die schon manchen mehr niedergedrückt als erhoben hat. Hinzu kommt die starke Übertreibung in der Bekämpfung des Kirchlichen, das bei Kierkegaard ganz anders zu verstehen ist als bei jenen heute, die nicht müde werden, Religion gegen Kirchlichkeit auszuspielen. Zeitgeschichtliches spielt da ebenfalls hinein, hatte doch der nordische Prophet Grund genug, allerlei gegen gewisse satte Pastoren zu sagen. Selbst im innersten Kern ist Kierkegaard noch gespalten, und wieder ist es verhängnisvoll, in die Netze von Paradoxien zu geraten, die die schon so zu weit aufgerissene Kluft zwischen Glauben und Wissen ins Hoffnungslose verbreitern. Diese Warnungen und Mahnungen meinen wir einer herzlichen Empfehlung mitgeben zu müssen.

*

Digitized by Google

Eine kurze Bemerkung noch zu dem Sonderheft der *C. V. Zeitung* über die Mitarbeit des Judentums an der deutschen Kultur. Indem wir den Geist über das Blut stellen, können wir bei aller Würdigung rassiger Elemente keine Antisemiten sein. Auf der Ebene des Geistes aber wird man gerade heute einsehen, daß der dualistische Grundzug des Judentums ein starkes Gegengewicht gegen den übersteigerten germanischen Monismus darstellt. Hier sehen wir eine bedeutende Ergänzung. Ferner verliert sich diese ganze Frage für uns in ihren Wurzeln ins Geheimnis. Es webt mehr zwischen Judentum und Christentum, als sich mancher Knüppelantisemit einbildet. Schon die Geschichte, wie sie vor jedermanns Augen liegt, läßt erahnen, was durch die Offenbarung Gewißheit wird, daß nämlich Altes und Neues Testament die Angeln der Welt und der Menschheitsentwicklung sind. Sicher lassen sich in Deutschland Wege finden, um aus der Judenfrage etwas Fruchtbares für unser Volk zu gewinnen.

„Des Archiepoeten erhaltene Gedichte". Herausgeber W. Stapel. Lat. u. Deutsch. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1927. Kl.-8°, 223 S. Ppb. 3.50 Mk.
Meyer-Eckhardt, Viktor: „Das Marienleben". E. Diederichs, Jena 1927. 8°. 77 S. Ln. 5.50 Mk.
Kierkegaard, Sören: Erster Teil. „Die Werke". Ausgewählt und übersetzt von Hermann Ullrich. Band 9/10 der Quellen. Hochweg-Verlag, Berlin 1927. 533 S. Ln. 13.— Mk.
Central-Vereins-Zeitung. Blätter für Deutschtum und Judentum. Wöchentlich erscheinend. Einzelnummer 20 Pfennig.

*

Die Kreuztragung[1]

Sie stießen auf die menschentolle Straße
den Dulder aus der Stätte des Gerichts,
und sieh: des Kreuzes ungeheure Masse
verdeckten ihm den Raum des Angesichts.

Den Himmel suchend: sah er nur die Mauer
des breiten Schaftes auf- und niedergehn:
ihn überwandelten des Todes Schauer,
er brach ins Knie und konnte nichts mehr sehn.

Und als die Stimme sprach: „Du sollst dies tragen
auf deinen Schultern aufwärts zum Schafott!"
begann er sacht zum erstenmal zu klagen
und flüsterte verlassen: „Gott, o Gott!"

Doch aus dem Wirbel, der ihn dumpf umtoste,
flog schwacher Anruf von der Mutter Mund:
Ton seiner Drossel, die den Nestling koste —
da hob er sich verwundert aus dem Grund,

umfing den Balken wie der junge Schreiner
von Nazareth: „Nun bin ich ausgeruht!"
und lachte wie dereinst der kleine Weiner
der Mutter zu: „Es ist schon wieder gut."

Viktor Meyer-Eckhardt

[1] Aus „Das Marienleben", Eugen Diederichs Verlag in Jena (siehe auch „Auf der Gralwarte")

Digitized by Google

Das Jesuitendrama als Dichtung des katholischen Glaubens

Von Dr. Edmund Haller

NORDWÄRTS zogen die Jünger Ignatii, Sendboten des Glaubens, erfüllt vom allumfassenden Bekehrungseifer ihres Stifters und Meisters, begeistert für die Glaubensideale und zu deren Verwirklichung bereit, alles einzusetzen. Sie kamen an die Donau und den Rhein, in die bayerischen und schlesisch-polnischen Lande, tief hinein bis in die Mitte Deutschlands und fanden überall das gleiche Leid: Die Glaubensspaltung hatte die ohnehin schon arg zerklüftete Volkseinheit nun vollends auseinandergerissen und Volksteile geschaffen, deren einer mit dem anderen in Fehde lag. Kunst und Wissenschaft waren heimatlos geworden, höchstens, daß man ihnen zum Zwecke des tendenziösen Mißbrauches ein kurzes, vorübergehendes Refugium bot, beide mitten in die Gemeinheiten des Alltags hineinstellend.

In den Theatern haben die Jesuiten der tragischen Muse frühzeitig eine dauernde Heimat geschaffen und so lange erhalten, bis der Orden selbst den äußeren Einwirkungen zum Opfer gefallen ist. Vergangenes ward hier sorgsam aufgelesen und bewahrt, Neues ins Leben gerufen und beides dann geeint der Nachwelt überliefert. Bewußt und unbewußt lebt es fort und hat sich in seinen Wirkungen noch nicht erschöpft, als längst schon der letzte Jesuit sein Ordenskleid abtun mußte.

Das Drama der Jesuiten ist die Offenbarung und Verherrlichung der Gottesidee, universal wie diese zieht es alles in seinen Bannkreis, das Hohe wie das Niedrige in gleicher Weise souverän beherrschend und verwertend, es stellt den an seiner Seele Aussätzigen neben den Reinen, einen Lazarus neben den Schlemmer. Das reale, irdische Geschehen verkettet sich mit dem Transzendentalen und Wunderbaren, beide Welten wogen ineinander, streben voneinander diametral ins Unendliche und einigen sich nach verschlungenen Kurvenläufen letzten Endes wieder im gläubigen Staunen und Verehren der höchsten Mysterien. Zwei Welten glauben wir, wie in jedem Drama, so auch in dem der Jesuiten zu sehen; und doch ist es nur eine einzige Welt; was sich uns offenbart, ist nicht Spiel und Widerspiel im Alltagssinne, nicht Beweis und Gegenbeweis in landläufiger Bedeutung. Das Jesuitendrama ist religiöse Kunst im höchsten Sinne, geboren aus dem Glauben, sichtbarer Ausdruck einer unsichtbaren Idee. Und diese ist der Brennpunkt der gesamten Wertung, Maßstab der Beurteilung, ist das allzeit und überall Geltunghabende.

Das Reale, nichts als ein Ausfluß des Ewigen und unbestritten Geltenden, gewertet je nach Stellung und Abhängigkeit zu diesem, tritt trotz aller bedeutungsvollen Hervorhebung zurück und löst sich in seinem Urgrunde, im Ewigen, raum-, zeit- und gestaltlos auf, ein Teil des Ewigen, des Universums, fließt es dorthin nach vollbrachtem Erdenlaufe zurück. Wo es im Drama zu Tage tritt, sei dies nun im vollsten Gleichklang mit der Glaubensidee oder in ihrer boshaft-verblendeten Verneinung, das Reale ist nur Stützung, Versinnlichung des Übersinnlichen, selbst ohne jede Fähigkeit des Wertes und der Bewertung, empfängt es den Grad seiner Beurteilung, die wertbemessende Einstellung nur aus seiner Stellung zum Ewigen. Als religiöses Spiel schafft sich das Drama der Jesuiten auch ein eigenes Sitten-

Digitized by Google

gesetz dadurch, daß es den Glaubenskanon dazu erhebt, und darin ist der tiefe Unterschied gegen die weltliche Bühne gegeben.
Die sogenannte tragische Schuld erhält im Jesuitentheater ihre feste Gestalt durch die bewußte Abkehr des Helden vom Göttlichen, durch eigenmächtige Nichtbefolgung des göttlichen Willens, der sich ihm zu wiederholten Malen deutlich und in unverkennbarer Form (Prophezeiungen, Magiersprüche, Visionen usw.) bekundet. Dadurch aber wird auch die Schuld eine größere, die über das enggezirkelte Erdendasein hinausreicht, deren Nachwirkung und Folge mit dem Abschluß des irdischen Seins nicht nur kein Ende findet, sondern eigentlich erst dann beginnt. Daher auch die Gepflogenheit der Jesuitendichter, das Schicksal jenseits dieser Welt des untergegangenen Helden durch einen Chor oder ein Nachspiel darstellen oder zumindest verkünden zu lassen.
Fassen wir nun das Jesuitendrama als religiöse Dichtung auf, deren Inhalt und Wesen genau durch die Glaubenslehre von vornherein umschrieben ist, ergibt sich daraus auch die eigenartige Stellung jenes Helden, der mit dem „Sittengesetz" nicht in Widerspruch gerät. An ihm vermissen wir das kraftvolle Ringen des Menschen gegen Tod und Untergang, und an dessen Stelle bemerken wir eine tiefinnere Ergebenheit und ein frohes Untergehen in der Vernichtung des Seins. Schuld und Seelengröße offenbart sich im Jesuitendrama erst außerhalb des irdischen Geviertes, das Gericht setzt mit dem Augenblicke des Todes ein, und der Urteilsspruch vollzieht sich durch eine Ewigkeit.
Tod und Vergehen, Leid und Schmerz, Armut und Sorge sind im Jesuitendrama rasche vergehende irdische Zustände, gesandt von Gott und von ihm wieder heimberufen, wenn es seinem Willen gefällt. Man nennt den Helden des Jesuitentheaters mit Vorliebe „passiv", allerdings von unserem heutigen Standpunkte aus. Betrachten wir aber das Ordensspiel von seiner religiösen Seite her, wird diese vermeintliche Passivität als aktiv im Sinne des Glaubens erscheinen. Darin liegt ja das Eigenartige und Erhabene dieser Dichtungen, daß sie abseits der breiten Heerstraße sich eine Welt aufbauen, deren Maßstab das Dauernde und Ewige ist, daß die wechselnden Bewertungen des Zeitlichen ohne Beachtung bleiben und über allem die Gottesidee strahlt, in ungestörter Stille Geschicke lenkend, Taten richtend und vergeltend.
Der Mensch der Jesuitenbühne und mit ihm zugleich all sein Tun und Lassen geht im Universum der Gottheit auf. Die unendliche Tiefe der Glaubenslehre, der Gedanke, daß alles aus Gott und alles in Gott ist, nirgends wirkt's sich in der Kunst lebensvoller und freudiger, nirgends verwirrend schöner aus als im Drama der Jesuiten. Im bunten Reigen ziehen Engel und Satan, Erdenlust und -leid, Tod und Sein und Werden, Gottespriester und Götzendiener, Propheten und dämonische Wahrsager, branden Meere aus den Küsten, trocknen Flüsse und bersten Berge.
Aus des Ewigen Willen heraus geschieht alles, die logische Folgerung des Menschenverstandes fällt vor diesem Satze armselig in sich zusammen, und in einer Kunst, die geradewegs nach dem Ewigen zielt und von dort aus verklärt und geläutert zurückströmt, alles umfassend und aufwärtstragend zum Mittelpunkte des Seins und Geschehens, wird die straff gespannte Folgerung des Handelns wie des Zuständlichen aus jener Erkenntnis heraus aufgelöst, Raum und Raumloses, die Zeit und das Zeitlose, gegenwärtige und versunkene Welten folgen unvermittelt aufeinander oder treten gleichzeitig vor unser Auge.

Digitized by Google

Das naive Hingeben an den Glauben und sohin an die Allmacht, das inbrünstige Verehren der ewigen Gewalten und Mysterien, deren Tiefen unergründlich sind, das demütige Beugen vor dem höchsten Willen schließen aus dem Jesuitendrama die Schlüsse menschlicher Folgerungen aus. Wohl bemüht sich der Theoretiker, die logischen Gesetze auf das Drama angewendet zu wissen, doch kaum, daß die erste Szene über die Bühne rollt, ist alle Theorie begraben. Der Gottesgedanke des barocken Jesuitentheaters ist zu groß und zu gewaltig, zu vielseitig und zu weit, als daß er sich in strenger Regeln enge Schnürbrust fassen ließe. Die Theaterkunst des Jesuitenordens schafft bewußt ein Universum im kleinen, eine Welt, in der für menschliche Berechnung kein Raum gegeben. Welten eröffnen sich, Wunder vollziehen sich, das Leben in seiner vielfachen Färbung und Gestalt, der Tod mit seinen Schrecken, jubelnder Sieg und klagende Verzweiflung, die Gegensätze der unüberwindlichsten Art, an deren Einigung und Behebung die berechnende menschliche Vernunft niemals glaubt, sie tritt im Drama der Jesuiten ein, mühelos und ungezwungen im freien Spiele einer außerweltlichen Lenkung.

Die zentral gerichtete Einstellung des Geschehens, die daraus sich ergebende Befreiung von den Fesseln hemmender Konsequenz, das volle und restlose Aufgehen in der Idee, ihre Betrachtung von den verschiedensten Seiten, der ununterbrochene Wogengang von der lastenden Wucht zur tändelnden Leichtigkeit, vom Unterliegen zum Siege, vom Sterben zum Leben sind nur möglich aus der Gesamtauffassung des Dichters, der das Um und Auf seines Werkes auf dem Gottesgedanken aufgebaut hat.

Im Jesuitendrama spiegelt er sich wider, klar und strahlend, die Dinge werten sich durch ihre Distanz vom Zentrum aller Ideen; wild bewegt und doch in sich beruhend, reich an wechselnder Folge und wiederum unverändert, tausendfacher Ausdruck eines einzigen Gedankens, so rollt an uns Menschen von heute die Kunst der alten Jesuiten vorbei.

Den Glauben aufs neue zu wecken, mit diesem Vorsatze waren die Väter in ihr Theater geschritten; die Kunst aus den Niederungen kampfesfroher Wirren gerettet zu haben, das ist das Ergebnis.

*

Herbst

Die letzten Ernten reifen,
schwer wiegt die Frucht am Baum,
die Nebelfrauen greifen
schon in den Sonnenraum.

Mir wird das Herz so bitter,
mir wird das Herz so schwer,
im Felde gehen Schnitter,
die mähen alles leer.

Das Weh der Sensenlieder
dringt mir durch Mark und Bein,
es brechen Halme nieder
und letzte Blümelein.

Mir wird das Herz so bitter,
mir wird das Herz so schwer,
im Felde gehen Schnitter,
die mähen alles leer.

Die Tage kommen und gehen,
sie haben nicht Rast noch Ruh,
und ehe wir uns versehen,
fall' ich und fällst auch du.

Josef Kamp

Digitized by Google

Der Seelenrealismus im modernen Roman

Von Charlotte Demmig

MAN kann in unserm psycho-analytischen Zeitalter heute kaum noch einen bedeutenderen Roman zur Hand nehmen, der nicht mehr oder weniger eine psycho-analytische Studie ist. Die Sachlichkeit, mit der hier seelische Erforschung und Zergliederung betrieben wird, grenzt einseitig betonend oft so stark an das Gebiet des Wissenschaftlichen, daß man bereits angefangen hat, darin eine Gefahr für die ursprüngliche künstlerische Form des Romans zu befürchten. Ernstere Besorgnis aber muß es hervorrufen, wenn man dieses Analysieren allmählich in einen Seelenrealismus hineingleiten sieht, der — nicht weniger als die heutige Kleidermode — die Frage aufsteigen läßt: Was bleibt hier noch verborgen, was zu erahnen, zu erträumen, zu erfühlen? Was bleibt noch Heimliches, Intimes, Eigenes im individuellen Seelenleben, das sicher davor ist, seiner Reize, seines Zaubers, seiner Poesie, seiner Mystik beraubt zu werden durch diesen Unsinn der Triebanalysierung, durch diese Sucht, zu profanieren, zu vulgarisieren? Wo ist dieser psychologischen Zergliederung eine Grenze gesetzt, diesem oft lächerlich wichtig nehmenden Ertüfteln, Erforschen, Enthüllen, Sezieren von Sexualkomplexen, von Empfindungen, Gefühlen und Gefühlchen, Trieben und Triebchen? Merkwürdigerweise scheint es, als ob die Frau im Überschreiten jeder Grenze noch kühner sei als der Mann. Bei dem krassesten Realisten auf erotischem Gebiet werden wir im allgemeinen immer noch die Spur einer ehrfurchtsvollen Scheu — oder sagen wir Schamhaftigkeit? — feststellen können, mit der er in tiefsten Seelenregionen Ruhendes vor der Wahrnehmung durch fremde Sinne, der Berührung mit dem gemeinen Alltag schützt und bewahrt. Sollten wir den Grund hierfür im Metaphysischen zu suchen haben und damit die Ansicht bestätigt finden, daß das metaphysische Gefühl im Manne stärker ist als in der Frau? Die Unerschrockenheit, die z. B. eine *Sigrid Undset* in ihrer Seelenrealistik zeigt, wird kaum von einem Mann übertroffen werden. Vielleicht auch nicht von einer deutschen Frau. Vielleicht könnte man dies Tiefwühlende, dessen Kühnheit uns in dem letzterschienenen Roman „*Jenny*" geradezu erschauern macht, der nordischen Eigenart zuschreiben. Als Rechtfertigung der Künstlerin. Denn eine Künstlerin spricht auch aus diesem Jugendwerk, wenn zwar noch nicht in der vollen Reife ihres Meisterwerkes „Kristin Lawranstochter". Wie weit und bedeutsam der Weg bis dahin war, das führt anschaulich und überzeugend der vorliegende Erstlingsroman vor Augen. Abgesehen aber von diesem gewiß höchst interessanten Gesichtspunkt ist es zu bedauern, daß man ihn in Neuauflage dem Meisterwerk folgen ließ. Wird in diesem eine allzu weit gehende Kraßheit der Darstellung durch die Fülle vielseitiger Werte in ihrer Wirkung abgeschwächt und gemildert, so läßt das Unausgereifte des Jugendwerkes sie in oft abstoßender Weise zutage treten. Mitten im heftigsten Emanzipationskampf entstanden, ist das Thema dieses Hohenliedes der Liebe das einseitige Betonen des triebhaften Lebeninstinktes der Frau als Sinn und allbeherrschende Gewalt ihres Wesens und Lebens. Zwar verbindet sich hier dieser Instinkt mit der dumpfen Ahnung von einer Liebe, die gut ist und schön; heiß, aber rein und fleckenlos; das Recht der Leidenschaft und das Evangelium des

Digitized by Google

Blutes veredelnd. Doch darum ist die Enttäuschung um so niederdrückender, wenn die Frau mit diesem hohen Liebesbegriff nach 28 Jahren stolzer bitterer Einsamkeit schließlich doch dem heißen Drang ihres Blutes unterliegt; und zwar nicht dem Idealmann verfällt, sondern, durch Ort und Gelegenheit begünstigt, dem ersten besten, einem Jungen, Unreifen, Unfertigen. Diesem ersten Fehltritt folgt nach allzu raschem Erwachen ein zweiter, bedeutend bewußter, aber wiederum in zielloser Triebhaftigkeit, ohne Liebe und seelische Hingabe. Mit soviel Haltlosigkeit söhnt uns dann auch ein noch so stark scheinender, alle Folgen trotzig tragender Heroismus nicht aus. Ein sensationelles Ende: Öffnen der Pulsadern nach körperlicher Vergewaltigung durch den ersten betrogenen Geliebten, kann schwerlich unser Mitleid mit der Heldin wecken, sondern vielmehr etwas wie Abwehr gegen eine Künstlerin, die uns an Tragik glauben machen will, wo wir nur die notwendige Entwicklung eines auf die sinnlichen Instinkte aufgebauten Daseins sehen. Ein Kampf, der nur ein Ringen ist mit dem eigenen Ich, ein Kampf ohne Gott, ohne Wahrheit, ohne Glauben, in dem es also nicht um das Lebensganze geht, ist niemals ein heroischer, ein tragischer Kampf. Es kann daher auch nicht zu einem heroischen, zu einem tragischen Untergang führen, sondern nur zu einem feigen Lebensbankrott, wenn man mit 13 Jahren in vollbewußtem Unglauben die Religion als etwas Verächtliches, Feiges abgetan hat und seither über die Schranken des eigenen Ichs hinaus keinen Weg mehr fand, keine Beziehung zu irgendeiner höheren Einheit, weder zu Gott, noch zur Welt, noch zur Menschheit. Die ungeheure Erlebniskraft der nordischen Künstlerin fesselt auch in diesem Roman. Aber es ist eine Kraft ohne Maß, eine Kraft, der nicht die Fähigkeit eignet, aus dem Sinnlichen ins Geistige überzugehen. Es ist ja nicht Tiefstes, Letztes gesagt, wenn die Kraßheit der Realistik hemmungslos auch dort noch profane Worte findet, wo es sich um Gefühle, Dinge, Erlebnisse handelt, die uns in ihrer Zartheit und Heimlichkeit unaussprechlich dünken. Maßlosigkeit einer Kraft ist nicht identisch mit ihrem Reichtum und ihrer Tiefe. Maßhalten, diese künstlerische Grundbedingung, ist Sigrid Undset fremd.

Die Existenz einer Welt außerhalb des ringenden Ichs wird also in „Jenny" vollkommen ignoriert. Dagegen sehen wir einen andern Vertreter des psycho-analytischen Romans bemüht, dieses Ich der im Emanzipationskampf erwachten Frau in das Weltgeschehen hineinzustellen. *Romain Rolland*, der uns in den beiden ersten Bänden seiner Romantrilogie „Verzauberte Seele" einen rein psychologischen Entwicklungsroman gegeben hat, verknüpft im dritten hier vorliegenden Band, *„Mutter und Sohn"*, das Schicksal einer Frauenseele mit dem Weltenschicksal, dem Menschheitsschicksal, trägt den Kampf einer Seele in den Kampf einer Welt hinein. Seine ursprüngliche Idee, den Mythos des Weibes, sein Urgeheimnis zu gestalten, führt er hinüber zu seinen pazifistischen Ideen, zum Europagedanken. Als Botschafterin der Liebe wird das Weib zur Bezwingerin des Völkerhasses, zur Überwinderin der Kriege. Eine gewaltige Idee, diese Verschmelzung des psychologischen Romans mit dem europäischen! Diese Idee erscheint uns um so verheißungsvoller, wenn sie von einem Mann ausgeht, den wir als einen der größten kennen, als Dichter sowohl wie als Friedensapostel. Zweifellos gehört die Gestalt, die der Verwirklichung dieser Idee dient, in die Reihe jener heroischen Figuren seiner Dichtkunst, die als Einzelerscheinung jeweils Träger eines Ideals sind. Der Heroismus des Glaubens, des Leidens, der Tat sind bereits besungen worden. Der Heroismus des Blutes soll hier nun gegeben werden: ein Heroismus, den ein Mangel

Digitized by Google

an ethischer Größe uns fragwürdig erscheinen lassen muß zur Verwirklichung einer so gewaltigen und weltbedeutenden Idee wie der pazifistischen. Denn in der Gestalt der Annette, deren Seele wir glücklich befreit wähnten von den dunklen Gewalten ihrer Nächte, finden wir auch hier nur wieder das Triebwesen. Triebhaft auch ist die Mutterliebe dieser Frau, tierhaft, ohne geistiges und moralisches Element, eine irdische Liebe, in der nichts Göttliches ist. Liebe ohne Güte. Heroismus ist ihr Kampf um das tägliche Brot des Sohnes; aber ein Heroismus, der nur hart ist, nicht stark. Denn er ist ohne Gewissen und Verantwortlichkeit, ohne Glauben an die geistigen Werte des Daseins. Die Unausgeglichenheit und Ziellosigkeit ihres eigenen Wesens läßt sie hin- und herschwanken zwischen hochfahrender Strenge, ungerechtem Mißbrauch ihrer Gewalt und maßloser Verzärtelung. Er, der typische Vertreter der jüngsten Generation, ebenso zynisch, revoltierend und ungerecht wie schwärmerisch, idealistisch, sehnsuchtsvoll, fühlt sich zu Wut und Gehässigkeit gereizt durch diese Mutter, deren innerstes Geheimnis er unermüdlich immer wieder sucht — immer wieder zurückgestoßen von ihr, sobald ihr Blut ruft. Ein ewiger Kampf ist dieses Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, ein Kampf, von dessen letzten quälenden Einzelheiten uns ein fast grausamer Realismus nichts ersparen zu dürfen glaubt. Wüste Szenen, in denen rohes Ungestüm aufschreit, wilde Bosheit der Instinkte tobt, wirken um so abstoßender, hysterischer, als sie mit allzu leidenschaftlicher Liebe begründet und entschuldigt werden! Ein Triebwesen wie diese Frau, der jedes Weltgefühl, jede Gläubigkeit, jedes Gemeinschaftsgefühl abgeht, die unfähig ist, sich je über sich selbst zu erheben ins Überpersönliche, Übermenschlich-Ewige, wird, ins Weltgeschehen hineingestellt, auch nur sich selbst erleben können. Annette nimmt den Krieg hin wie eine naturnotwendige Tatsache. Überschreitet sie einmal den innerlichen Abstand, den sie diesem tragischen Rätsel gegenüber bewahrt, so ist dieses Eingreifen, dieses Hineinspringen in ein Drama nach langem fieberhaftem Erlauern der passenden Gelegenheit nichts wie ein impulsives Aufwallen der Instinkte, ohne bewußte Absicht, ohne bewußtes ethisches Wollen. Die ganze riesige Welttragödie sieht sie schließlich in der Gestalt der persönlichen Pflicht, zwei Freunde zu retten, eine von dem unverstandenen Gesetz des Blutes, dem einzigen, höchsten des Trieb-Ichs, vorgeschriebene Pflicht. Auch hier Heroismus. Aber auch diese Wiedervereinigung der Vertreter zweier ringender Völker, diese verwegene tollkühne Tat der Liebe, bleibt wiederum eine rein persönliche, individuelle. Ohne zum Menschheitsschicksal verallgemeinert zu werden, nicht einmal zum Begriff der Freundschaft, bietet diese Tat der Triebhaftigkeit keine Rechtfertigung für das gewaltsame Losreißen von allen Abhängigkeiten, für die Verletzung aller bestehenden Gesetze, für die Zurücksetzung aller Rücksichten gegen Familie, Gesellschaft, Staat. Wie groß und gewaltig die mythische Vision des Weibes als Allmutter, als Trägerin des Weltfriedensideals darum auch sein mag, so bleibt sie in ihrer ethischen Größe und Wirkung doch bedingt und begrenzt, um so mehr, als das Weltkriegsbild die gleiche Bedingtheit zeigt. Groß und gewaltig die mythische Vision des Krieges als Abbild der finstern Gewalten des menschlichen Ichs! Aber vom einseitigen Standpunkt hinter der Front geschaut, einem Standpunkt, in dem nicht das ganze Herz der Nation pulsiert, wird diese Vision einseitige Verzerrung. Fanatischer Haß sieht nur das Blutbad, nicht aber eine überzeitliche, übersinnliche, unendliche Bedeutung des Weltgeschehens. Eine Vision, die nur geißelt, verurteilt, verdammt, kann keine Hoffnung wecken, keinen Ausblick öffnen, keine

Digitized by Google

Neuordnung bieten als Ersatz für die zertrümmerte; bleibt also bedingt, begrenzt in ihrer ethischen Größe und Wirkung. Das Vorhandensein großer künstlerischer Schönheiten in diesem Werk steht außer Frage. Aber stärker als je tritt hier der Künstler, besonders der Musiker, der uns in Romain Rolland stets so ganz besonders entzückt, hinter dem Ideologen zurück. Und tiefer denn je müssen wir hier dies bedauern, weil die Enttäuschung im Ethischen noch größer ist als im Künstlerischen. Wurzelte des Dichters Weltanschauung auch nie in einem positiven Kirchenglauben, so zeigte sie doch starke Annäherung an das Christentum. Hier aber versagt dieser christliche Geist vollkommen. Auf die Angriffe eines fanatischen Hasses gegen alle bestehenden Gesetze und Ordnungen soll hier nicht näher eingegangen werden, ebensowenig auf die oft diskutierte Fragwürdigkeit eines Pazifismus, dessen ethischer Wert durch die fehlende religiöse Grundlage ein bedingter ist. Heftige Abwehr aber fordert das Umsichgreifen einer Bewegung heraus, die das Ewige des Weibes, Sinn und Wert seines Wesens und Lebens, in seinen ohne Zielbewußtheit, ohne ethische Absicht handelnden Urinstinkten sehen will, deren tiefsten, ursprünglichsten aber, den religiösen, das ewige ethische Bedürfnis einer Einordnung in das Weltganze, ausschließt. Man kann es doch schwerlich als einen Triumph der weiblichen Selbständigkeit und Freiheit gelten lassen, wenn die um ihr Ich ringende Frau aus einer Abhängigkeit, nämlich der vom Manne, sich löst, um dafür ihren Trieben untertan zu werden; wenn ein gewiß heroisch zu nennendes Zurückdrängen ihrer Begierden ihr ganzes geistiges Leben zerrüttet und ihre Verstandestätigkeit zerstört. Denn — ehrlich gesagt — werden jene beiden Frauen doch niemals fertig mit ihren Instinkten und enden schließlich mit einem jämmerlichen Fiasko, weil sie den Mann nicht gefunden haben, den sie glaubten beanspruchen zu dürfen, und weil die sich selbst nicht eingestandene Hörigkeit gegenüber dem Triebleben ihre ganze heroische Lebensmoral der Wahrhaftigkeit zu einer Scheinmoral macht. Endet also die Befreiung aller Instinkte mit einem so kläglichen Sich-nicht-Bewähren, so ist es wohl zum mindesten nicht ganz logisch, ganz gewiß nicht überzeugend, von ihrem schrankenlosen, gewaltsamen elementaren Auswirken eine Erhebung, Genesung, Rettung der Menschheit zu erwarten. Was die in sich gänzlich unzulängliche Bewegung zu einer Gefahr macht, ist, daß Künstler sie vertreten und verfechten, die kraft ihrer künstlerischen Gaben das Schädliche in einer Form zu reichen verstehen, die nicht durch Derbheit und Gemeinheit von selbst abstoßend wirkt, sondern vielmehr mit den Lockreizen eines süßen Giftes das Ideal-Ich zurückzustoßen sucht, um alles, was dem Trieb-Ich entgegenkommt, als berechtigt, weil natürlich bedingt, hinzustellen. Dichterische Kraft verleiht ihren Gestalten eine kaum zu widerstehende Wirksamkeit; aber was da wirkt, ist nicht Macht der Persönlichkeit, sondern Kraft der Triebe. Und ist dieses entfesselte, vollkommen entgeistete Triebleben denn das Seelenleben? Die Ganzheit des Seelenlebens? Gewiß, wundersam ist die Macht, die Frauenleidenschaften eignet, dem eingeborenen Gefühl, dem überschwenglichen Herz. Aber darin allein liegt nicht das „Ewig-Weibliche" beschlossen. Jenen Urkräften nimmt man ihren wahrsten Sinn, indem man sie aus der Allverbundenheit löst. Ihre tiefsten Geheimnisse zu erschließen, eignet sich die Methode moderner Seelenrealisten schlecht. Denn weit entfernt ist sie von jener Tiefenschau, die an die Mystik grenzt. Wohl vermag sie Heiliges der Seele zu entweihen, indem sie ihr einen Schleier nach dem andern entreißt und sich bei dieser Bloßstellung möglichster Sachlichkeit befleißigt. Die tiefsten Geheimnisse der Seele

Digitized by Google

aber liegen im Unaussprechlichen, dem Ausdruck zu verleihen jedes Wort, auch das zarteste, zu grob und plump ist. „Spricht die Seele, dann spricht leider die Seele nicht mehr." Dieses Schillerwort hat heute keinen Klang mehr. Wenn aber peinlichste Analyse bezweckt, unsere Sympathie für eine Seele gewinnen zu wollen, die uns ethisch abstößt, so dürfte dies kaum gelingen. Nicht einmal unser Verständnis läßt sich auf diese Weise erzwingen. Und nur wenn wir verstehen, d. h. erfühlen, wird uns ein Seelenleben zum eigenen Erlebnis.

Wie dieses Ziel, das allein die Erfüllung des künstlerischen Zweckes bedeutet, leichter zu erreichen ist durch Nichts-Sagen als durch Alles-Sagen, das zeigt uns kaum ein anderer Künstler in größerer Vollendung als *John Galsworthy*. Es ist hier bereits so ausführlich über ihn berichtet worden, daß bei der soeben erfolgten Herausgabe des Schlußbandes seines großen Romanwerkes „*Der silberne Löffel*" kaum noch etwas zu ergänzen ist. Dieser Schlußband, der uns den körperlich und geistig ungebeugten Soames in hohem Alter zeigt, Fleur als glückliche Mutter, ihren Gatten als Politiker und Menschenfreund, alle verstrickt in einen widerlichen Gesellschaftsprozeß, ist ein Spiegelbild des nachkrieglichen Englands, stark ins Politische und Soziale hineingreifend. Verglichen mit den vorangegangenen Bänden, fällt dieser letzte stark ab. In der Kunst der Seelenschilderung aber ist er wie jene vorbildlich. Auch Galsworthy zeigt Triebe und Leidenschaften in ihrer ganzen Größe und Schönheit — aber auch mit all den verhängnisvollen Folgen ihrer Schwächen und ihrer Schrankenlosigkeit. Auch seine Darstellungsweise ist eine sachliche, fast photographische. Aber nur in betreff der Handlung. Das seelische Geschehen bleibt unter der Oberfläche, unsichtbar, verhüllt, unausgesprochen, In einer Bewegung, einem Schweigen, einem Blick tut es sich kund. Gleichfalls aus leidenschaftlichem Herzen kommend, strebt es doch über das Sinnliche hinaus in das Geistige, aus der Erdgebundenheit in eine Allverbundenheit, in ein Ewiges. Auch hier kämpft Extrem-Individuelles. Aber hinter dem Individuum steht der Mensch, der Typ.

Auch ohne die blendende dichterische Wirkungskraft, wie sie durch obige Namen vertreten ist, kann der psychologische Roman seinen Zweck erfüllen, wenn mit schlichter Anspruchslosigkeit und wohltuender Zartheit wirklich Tiefenschau verbunden ist. Das beweist uns *Walther von Hollander* mit seinem Ehebuch „*Auf der Suche*". Er hat nicht den Ehrgeiz, Elitemenschen zu schaffen. Seine Gestalten erheben sich kaum über den alltäglichen Durchschnitt, auch ihr Denken und Fühlen kreist im wesentlichen um die Probleme: Ich — Liebe — Ehe. Aber ihr Ahnen geht darüber hinaus, ein sehnendes Suchen, von dem sie wohl wissen, daß es nicht gestillt wird, indem man klar ausspricht, was man fühlt. In dumpfer Melancholie schwebt dieses Unerreichbare über der Ehe der jungen Landowski, die widerstandslos teilnehmen am Zeittotschlagen, sich lieben und doch nicht zu einander finden, weil jeder, im Tiefsten vereinsamt, nicht fertig wird mit sich selbst, das heißt mit jenem Etwas, das ihnen alles Lebendige seltsam in Gespenstisches wandelt. Vereinsamt und doch unsichtbar verbunden durch die Gleichheit des inneren Kampfes, kommt jeder für sich zu der Erkenntnis, daß die erste Notwendigkeit zur Überwindung eines sinnlosen, ziellosen Lebens diese ist, einfach „wesensanders" zu werden. Es gibt nichts Aufwühlendes in diesem Buch, nichts Erschütterndes, nichts Hinreißendes. Die müde Melancholie, die jede Seite, jede Gestalt atmet, nimmt auch den Leser gefangen. Aber der gemeinsame, gleichgute, gleichfeste Willen dieser beiden Menschen, das gemeinsame Bewußtwerden einer unge-

Digitized by Google

heuren, fast erstickenden Aufgabe, das stille Sich-Finden ihrer Seelen, läßt auch uns etwas Tröstendes, Befreiendes in jener Hoffnung sehen, auf der sie ihr Leben neu aufbauen: „Vielleicht kommen wir hin . . ." Es fallen keine großen pathetischen Worte zwischen ihnen, sie vermeiden sorgfältig jede Aussprache, ja, jedes allzu viele Zusammensein. Wenn sie meinen, sich unendlich viel zu sagen zu haben, legt er stumm den Kopf in ihren Schoß. Und diese Bewegung, dieses Schweigen sagt alles. Diese beiden Menschen kennen die Gefahr unserer Generationskrankheit, das Totschlägerische zwischen den Groben, das Totquälerische zwischen den Feinen, diesen Fluch der modernen Welt, alles zur Wirklichkeit machen zu wollen, alles Geheimnisvolle, Unbekannte, Unaussprechliche. Diesen Fluch, der Selbstmord ist: denn wovon werden sie leben, auch jene Seelenrealisten, wenn sie das letzte Geheimnis verwirklicht haben?

Undset, Sigrid: *„Jenny"*. Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin. Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Thyra Dohrenburg. 366 S. 8°. Brosch. 4,50, Ln. 6,50, Halbln. 10,— Mk.

Rolland, Romain: *„Mutter und Sohn"*. Kurt Wolff, Verlag, München 1927. Übertragen von Paul Amann. 8°. 573 S. Geh. 3,50, geb. 7,50, Halbln. 10,— Mk.

Galsworthy, John: *„Der silberne Löffel"*. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien 1927. Übersetzt von Leon Schalit. 8°. 408 S.

Hollander, Walther von: *„Auf der Suche"*. Ullstein-Verlag, Berlin 1927. 8°. 349 S. 3,— Mk.

*

Gedichte von gestern und vorgestern

Von Heinrich Bachmann

VON jedem Handwerker erwartet man, daß er sein Material kennt, daß er es aber auch anzuwenden versteht, je nachdem, was er herstellen will. Versteht er das nicht, so wird sich jeder Laie berechtigt fühlen, ihm den Pfuscher auf den Kopf zuzusagen. Nur unter den Bücherschreibern, heute der Stand der gemeinsten Allgemeinheit, glaubt jeder beliebig daraufzu schreiben zu können. Ein besonderes Kapitel sind die Versemacher. Jeder Backfisch, jeder Kaufmannslehrling, der sich gerade noch den plattesten Paarreim und den klapperndsten Jambus von der Schulzeit her nicht aus den Ohren gewaschen hat, meint Dichter zu sein. Solange sich diese Ansicht noch darauf beschränkt, in Liebesbriefen und Tagebüchern zu fungieren, ist nichts dagegen einzuwenden. Wo sie sich aber in der Öffentlichkeit, in Zeitungen und gar in Büchern einzunisten versucht, rückt sie ein in die Reihe jener Erscheinungen, die entweder der Allgemeinheit nützen — und dann darf uns nichts abhalten, sie zu pflegen — oder ihr schaden, und dann soll uns jedes Mittel recht sein, ihr die falsche Luft abzustellen. Vielleicht rechnen einmal die Soziologen aus, wieviel Schaden am Leibe der menschlichen Gesellschaft angerichtet wird mit dieser Pseudokunst. Jedenfalls steht fest, daß wirklich Wertvolles nicht ans Licht kommen kann, weil sich zuviel Auch-Schreiber an der Oberfläche breitgemacht haben. Und weiter: Dieses Gezücht von Afterskribenten findet leider immer Gemeinschaft und Nachbarschaft bei allen, denen die Gefühls- und Gedankenfaulheit ebenso zur Art gehört. So finden sich denn auch stets neue Verlegerlein, die diesen gereimten Unsinn und Stumpfsinn zu Hunderten und Tausenden herstellen, vertreiben und absetzen. Man mag gegen *Heinrich Lerschs „Mensch in Eisen"* dies und jenes ein-

Digitized by Google

zuwenden haben; daß es aber Dichtung ist, wird keiner ernstlich bestreiten wollen. Und von diesem Buch liegt noch der überaus größte Teil in den Gestellen der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, schon seit 1926, und obwohl das Buch selten gute Kritik gefunden hat. „Lyrik ist ein schlechtes Geschäft!" sagt jeder große Verleger. Eine der Ironien des Lebens, daß es wieder den Unschuldigen trifft: die wirklichen Leser sind durch die schlechten Auchdichter mißtrauisch geworden und lesen kaum noch Lyrik; und die schlechten Leser schlürfen weiter das fade Zeug, je mehr, desto lieber. Es gibt sogar Verlage, die sich den Druck ihrer Bücher vom Autor bezahlen lassen. Das hat ein Gutes: es bestraft einer den anderen.

Leider gibt es keine gesetzliche Handhabe, um gegen die Entlehnung und Beraubung von Gefühlen und Gefühlsformulierung vorzugehen. Dichtung ist nicht nur nach Verlauf der Schutzfrist abdrucksfrei, sie ist schon vorher nachahmefrei in jeder beliebigen Gedankenlosigkeit. Vielleicht wirft es einmal eine Reihe Dissertationen ab, festzustellen, bis wohin sich ein wirklich dichterischer Gedanke und ein schöpferisch geprägtes Wort verlaufen und verästeln kann. Jedenfalls herrscht allgemein noch die Ansicht, es genüge, die Vulgärsprache einfach in Reim und Rhythmus zu bringen, und man habe ein Gedicht. Oder aber man lese so lange die Verse irgendeines wirklich Großen, bis man ihren Tonfall auch mit dem blödesten Humbug wiedergeben kann. So dichtet einer nach Goethe:

Der du oft, nach Ost gekehrt,
Jedes Aug im Glanz verschönest,
Den, der zehnfach mehr begehrt,
Zehnfach mit Valuta krönest:
Deiner Kaufkraft, Wundervoller,
Wünscht ich eine Probe mir;
Ernster Dollar, großer Dollar,
Komm, ach komm in mein Revier[1].

Nicht immer nimmt die Imitation so schlimme Formen an. Auch soll mit all dem kein Wort gegen die Gesinnungstüchtigkeit dieser Leute gesagt sein; denn die meisten ahnen gar nicht, was sie anrichten. Sehr oft sind es gerade die religiös empfindsamsten Gemüter, die in diesen lauen Versen schwingen. So mag das Gedicht:

Bist von uns gegangen,
Treues Mütterlein,
Ließest voller Bangen
Uns im Schmerz allein.
In die Heimat droben
Schwangst du dich empor,
Jubelst nun voll Loben
In der Sel'gen Chor,

das sein Verfasser[2] „An die Mutter" überschreibt, und von dem hier die beiden ersten Strophen stehen, aus den besten Absichten stammen und den Autor wirklich gerührt haben. Sonst aber keinen; „Quellen der Freude" sind diese „neuen Gedichte" nicht. Vorsicht, daß sie nicht Quellen der Lächerlichkeit werden; denn

[1] *Dr. Karl Gengnagel*: „*Neue Frankfurter Verse*". Frankfurt a. M. 1926. Selbstverlag des Verfassers, Praunheimer Straße 10, p.

[2] *Ernst Schreiner*: „*Quellen der Freude*". Morgensternverlag und Buchhandlung der Brüdergemeinde Korntal.

Digitized by Google

hier versucht wieder einmal das Unzulängliche das Erhabene zu fassen; statt eines stummen Schmerzes, der zu Achtung und Anerkennung zwingt, werden geschwätzige Alltagsgedanken überlaut, beste Gelegenheit, auch den abgegriffensten religiösen Empfindungen Unterschlupf zu geben.

In diese Kategorie ordnen sich von selbst noch einige andere Neuerscheinungen, auf die nicht eingegangen werden kann.

Echter spricht schon Franz Langheinrich[1] an, der noch einmal, nachdem man ihn schon totgesagt hatte, seine Gedichte in einem umfangreichen Band hinausschickt, wenn sie auch in Form und Gefühlsschwingung offensichtlich Erbe des vorigen Jahrhunderts sind, so ist die Erbschaft doch echt geblieben. Dicht neben ihn gehört Anton Wildgans, der „Wiener Gedichte" mit Zeichnungen von Ferdinand Schmutzer herausbringt, voller echter Wehmut und Heimat- und Kindheitserinnerungen.

Noch vollkommener ist die Verskunst *Ludwig Bätes*[2], des Niederdeutschen, der neue Gedichte unter dem Titel *„Weg durch Wissen"* herausgebracht hat, bei denen man heimlich wünscht, auch sie hätten eine zeichnerische Ergänzung gefunden. Bätes Stärke liegt in der Rundung seiner Gedichte; er führt sie geschickt in den Ausgangspunkt zurück, darum sind seine Gedichtschlüsse auch so stark. Im „Naumburger Dom" streift ihn sogar die Empfindungswelt der auf ihn folgenden Generation:

Du entrinnst ihm nicht.
Von allen Wänden
starrt er dich an,
mit wehrenden Händen
stemmst du dich gegen den Bann.
Tempel krachen zusammen,
Nacht graut um jonisches Licht.
Aber aus berstenden Flammen
äugt deines Volkes Gesicht.

Weitere illustrierte Gedichtbände sind das in der Reihe „Bücher der Heimat" (als Band 2) erschienene „Stift Neuburg"[3], eine lyrische Beschreibung des alten Bauwerkes im Neckartal vom jetzigen Besitzer, mit guten Holzschnitten und einer gediegenen Geschichte des früheren Klosters ausgestattet. Dann das vom Pandora-Verlag mit viel Sorgfalt als Blockbuch im Großformat herausgebrachte „Lob der Stille", ein Gedicht von Kurt Benndorf mit Bildern von Friedrich Preuß[4], die leider beide nicht durchgängig ihren Gehalt in Gestalt zu zwingen vermögen. Immerhin weht aus einigen Versen der hymnische Atem wirklicher, festlicher Stimmung. Ebenso wie aus der Übertragung der sufischen Ghaselen aus dem Diwan-i Schems-i Täbrizi, die Hanns Meinke als „Chymische Hochzeit Merlins und Rumis"[5] ins Deutsche übersetzt hat, Glut und Bildhaftigkeit orientalischer Dichtung hineingerettet sind. Aber auch diese Ausgabe, sorgfältig in der

[1] *Franz Langheinrich*: *„Gedichte"*. Verlag von Heinrich Hugendübel. München 1924.
[2] *Ludwig Bäte*: *„Weg durch Wiesen"*. Heimatverlag der F. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf i. W. 1926.
[3] *Alex. von Bernus*: *„Stift Neuburg"*. Mit zehn Holzschnitten von Joachim Lutz, Mannheim. Verlag Gengenbach & Hahn.
[4] *Kurt Benndorf*: *„Lob der Stille"*. Mit Bildern von F. Preuß. Pandora-Verlag, Dresden 1926.
[5] *Hanns Meinke*: *„Chymische Hochzeit Merlins und Rumis"*. Übertragung von sufischen Ghaselen. Buchdruckerei W. Adam, Chemnitz 1926.

Digitized by Google

Mendelssohn-Schrift auf besonderes Papier gedruckt und sorgsam geheftet, ist mit den vorgenannten Ausgaben eben mehr eine Angelegenheit der Bibliophilie denn der Dichtung an sich. — In den Grenzen wirklicher treffender Illustration hält sich die Ausgabe von *Erik Richters „Sinngedichten"*[1], die der Euphorion-Verlag mit fünfzehn Vignetten des Verfassers veranstaltet. Die schlichten Vierzeiler haben wirkliche Potenz.

Überhaupt hat die Übertragung von Versen aus fremden Sprachen oder fremden Zeiten immer ihr Doppelgesicht. Es gibt wenige Übersetzer, die in dem, was sie übersetzen, und in unserer Zeit zugleich zu Hause sind. Und so mag auch Heinar Schillings „Königslied"[2], das in seinem ersten Teil den Skiöldungen-Heldenliedern, wie sie in den lateinischen Chroniken des Saxo Grammaticus vorlagen, nachgedichtet ist, als geglückter Versuch gelten, den Mythos der Edda und die Welt des urgermanischen Menschen auferstehen zu lassen. Daß es aber in der Schriftenreihe der deutschen Bauernhochschule programmatische Aufgaben erfüllen soll, scheint mir ein Grundirrtum. Unser Bauerntum hat heute schon Mühe, ein lebendiges Verhältnis zu Sage und Legende des Mittelalters wachzuhalten. Was Grimm und Wagner nur zum Teil gelungen ist, die beide die alten Formen in ihre Zeit hineinzuerwecken suchten, gelingt sicher nicht in Volkshochschulen, denen ganz andere Aufgaben und Interessen zukommen. So wird auch dieser Versuch einer Erneuerung mit Edda-Vers und Edda-Stabreim nichts bleiben als interessantes Objekt philologischer Untersuchung.

Ähnlich geht es den immer wieder liebevoll von allen Seiten gewagten Erneuerungen alten Legendengutes. Ein ganzes Buch füllt sicher allein die Aufzählung aller Übertragungen und Umdichtungen der Legende um den Heiligen von Assisi. Auch Emil Ronigers „Bruder Franz"[3], eine umfangreiche Darstellung des großen Verwirklichers der heute wieder so brennenden Gemeinschaftsprobleme, hymnisch, in freien Rhythmen und mit guter Einfühlung gestaltet, wird aus der Fülle der anderen Jubiläumserscheinungen kaum herausragen.

Überhaupt dichtet man in unseren Tagen viel zu sehr nach. Auch die ewige Verwechslung der Prädestination der Stoffe macht sich unerfreulich bemerkbar. Fritz Alfred Zimmer versucht in seinen „Fackelträgern der Menschheit"[4], lyrische Bildnisse von fünfzig verschiedenen Köpfen aus Literatur, Kunst und Geschichte zu schaffen. Nicht ohne Talent. Aber bei jedem ist durchzuspüren, wo und woher die Quellen der Gedanken in das Bild einströmen, und bei vielen wäre zu wünschen, das Ganze hätte sich in einfacher Feuilleton-Prosa ausgedrückt.

Die gleiche Schwäche hat *Ernst Lissauer* in seinen *„Ewigen Pfingsten"*[5], in denen er Gesichte von Menschen zu gestalten versucht, sicher visionärer und sicher auch von höherer dichterischer Qualität als Zimmer, aber eben auch geschöpft aus zweiter Hand. Auch das, was er über den Pfingstgedanken und Gott den Geist und in den Psalmen über Gott überhaupt sagt, hallt wider von gedanklichen Kühnheiten, die wohl Richtiges aussagen in These und Antithese, ohne aber selbst

[1] *Erik Richter*: *„Sinngedichte"*. Euphorion-Verlag, Berlin 1926.
[2] *Heinar Schillings*: *„Das Königslied"*. Erster Teil: Skiöldunge. Im Verlage des Hochstiftes deutscher Art. Hellerau 1925.
[3] *Emil Roniger*: *„Bruder Franz"*. Ein Gedicht in 15 Bildern. Rotapfel-Verlag, Zürich 1926.
[4] *F. A. Zimmer*, *„Fackelträger der Menschheit"*. Lyrische Bildnisse. Erich Kunter, Verlag Heilbronn 1925.
[5] *Ernst Lissauer*: *„Ewige Pfingsten"*. Gedichte und Gesänge. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927.

Digitized by Google

bis in die Tiefen erlitten zu sein. Lissauer ist gewandter Redner in Versen. Sein Erlebnis kommt immer aus dem Verstande. — Auch *Ina Seidel*, die mit einem Band *„Neue Gedichte"*[1] in die Öffentlichkeit tritt, schreitet nur selten in die Bezirke des wahrhaft Dichterischen vor, der Lyrik an sich, wo die Stimmung das Herz in sich aufsaugt, wo der Dichter im Innersten die Schöpfung erfährt, ohne in sie einzubrechen. „Weltinnigkeit" wäre schon der richtige Name für diese Hingabe. Aber Ina Seidel, die so ihre früheren Gedichte benannte, läßt es im Grunde an diesem Letzten fehlen. Ihr Vers ist zu fest begrenzt und schließt die unendlichen Ahnungen, die jedes vollendete Gedicht vermittelt, aus sich aus, ihre Welthaltung ist die der Antike. Das gibt ihr starke Naturnähe, aber wenig Einsicht in die Nähe Gottes. Ihre vollkommensten Verse, die der Kleinen Mythen, dringen bis in die Nachbarschaft Rilkescher Wortkunst vor, nicht ohne daß die dieser Dichterin angeborene Schlichtheit sich übersteigert. Vielleicht ist ihr Wissen um das Frauentum immer noch ihr ehrlichster Ausdruck.

Auch Ina Seidels Gedichte sind gestrig. Wie es überhaupt heute nur ganz wenige Lyrik gibt, die der Gegenwart ins Herz sieht, Gedichte, welche den Augenblick, unseren vibrierenden Augenblick wiedergeben, wiedergeben aus tiefster Begegnung mit Gottes geheimer Weltabsicht zu dieser Stunde, und die doch schön sind.

*

Dichtung und Weltsicht

Von Kurt Bock

DAS Erlebnis, Angelpunkt romantischer Weltanschauung, ist die seelische Folge eines äußerlich Gegebenen. Aus dem erhabenen Geheimnis eines göttlichen Zentrums, das Anfang und Ende und unaussprechliche Ewigkeit in sich birgt, quellen die Wasser des Lebens und unerschöpflichen Entstehens. Aus der Fülle des Weltensinns erblüht heilige Schönheit aller Wunder: Zarte Linie des Hügels schmiegt sich gegen den blauen Horizont — weiche Süßigkeit eines Vogellieds verfließt in den Lenzwind — hinreißender Schwung menschlicher Gebärde offenbart unendlichen Reichtum der Seele — zärtlicher Blütenduft erfüllt verwirrend sommerliche Dämmerung — Antlitz des Mondes bebt in der stillen Flut trägen Flusses — Liebe atmet stürmisches Gebet und sieghaftes Lied — ein inniger Vers, ein dunkles Wort öffnet jäh goldne Tore deines Herzens! Gehe aus, suche und erlebe!

Erfasse das Wesen eines verwehten Blattes, erfühle es, wie jeder Baum verwurzelt ist in Erde und Himmel und in dir!

Trinke durch alle Poren die Köstlichkeit der Landschaft in dich ein, daß sie ein Thule deiner Träume werde! Umspanne jeden Menschen mit deiner Sehnsucht, lausche seiner Stimme in Liebe, ermiß die edle Kraft seines beschwingten Ganges mit Staunen. Seinen Blick und den festen Druck seiner Hand nimm als Geschenke, unvergeßlich gut!

Ein Buch lies als Behältnis der Verklärung, als schmerzensreiche Tat lebenslangen Sehnens deines Bruders. —

Werde du — ganz du! Und wesentlich! Dann aber gib dich hin, ganz Freundschaft, ganz Liebe! Daß ein Hauch des Göttlichen die verwirrte Menschlichkeit erwecke.

[1] *Ina Seidel*: *„Neue Gedichte"*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927.

Digitized by Google

Das allerkleinste Einzelne muß dir Erlebnis sein, dann erkennst du allüberall Teilchen des Ganzen, Funken der einen Sonne, Tropfen des einen Blutes, Töne der einen Hymne. Deine Liebe formt aus dumpfen Disharmonien eine beseligte Welt, die zauberhaft schön und gut sich dir darbietet, ein trunkner Kelch, die Welt mache untertan deinem Geiste, erfülle sie mit Vernunft, und durch die Macht deiner Phantasie wölbe dir über dem Lärm der Städte, dem Wälderrauschen, über Wogen und Wolken die himmelhohen Pfeiler eines kristallenen Domes, in dem unendlich fern der dunkle Mund einer Glocke mit deiner Seele Zwiegespräch hält zu geweihter Stunde.

Denn Vielheit der täglichen Gesichte ist in Wahrheit Fülle eines Erlebnisses: Zentrum, All-Einheit, Gott!

Aus den nächtigen Schatten, die den Beginn deiner Wanderung bedrohen, tritt zu dir der getreue Eckart und warnt:

Nie pflücke die dir blaue Blume des Erlebnisses zu flüchtiger Freude, lebe nicht dem enteilenden Genuß des treulosen Augenblicks — o du, erkenne jede Sekunde als Atemzug der maßlosen Ewigkeit, liebe deinen Gott in jedem Zeichen der Güte und der Schönheit, das dir wird auf deinem Pfade. Denn nicht das herrliche Ich ist der Herrgott, sondern die Liebe, die Chaos gestaltet, und der Geist, der aus Schauen und Deuten Taten zeigt — Taten, die Hilfe bedeuten und dich und die Welt fördern gen Gott!

Denn mit dem Haschen und Auskosten, dem völligen Einswerden der Erlebnisse im rasenden Leben ist's nicht getan; wahrhaft gut und schön ist im tiefsten Wesen nur der geistige Wert deines Erlebens, das ist: der fruchtbare Kern der Anschauungen, der Same, aus dem Brot erwachsen kann für die ganze Welt. Das Erlebnis also ist einzig notwendig und berechtigt, das Keime zur tätigen Weltverbesserung, zur Verklärung des Endlichen birgt!

Wie im Kunstwerk der Tand äußerlicher Umwelt und der Verkettungen im alltäglichen Leben unwesentlich ist — die Idee muß wie Melodie aus ewigem Psalm erklingen, muß auf göttliche Firne verlocken und nutzbar werden zur Verwirklichung des Unendlichen auf Erden!

Chaos und Gottheit, vermählt zum All-Einen in geheimnisvoller Liebe — die beseelte, durch Fühlen, Erkennen, Sehnsucht und Phantasie in dir wiedergeborene Welt muß ein schöpferisches Selbsterlebnis sein, sonnenhaft dein ganzes Sein erleuchten, bis du dich hingibst dem tätigen Geiste und in jedem deinem Erlebnis Säemann wirst, der durch köstliche Morgenfrühe schreitet und schaffend kommender Zeit und Menschen gedenkt, in sorgender Liebe und hilfreichem Mitleid. —

So muß die Summe der Erlebnisse dir als tiefer Born einer Weltanschauung sprudeln — oder jeder deiner Blicke und Herzschläge ist unserer Erde vergebens gewesen.

Die seelischen Werte haben harte Faust, finde sie, und sie kneten dein geistiges Wesen zu Ethos und Pflicht.

Lausche dem ernsten Wort dieser Zeit, das dich zum Wirken aufruft — und folge ihm nach!

Daß du zu Recht beglückt bist von Schönheit und Güte unendlich seligen Erlebens.

*

Digitized by Google

Das Görres-Werk

Von Dr. Wilhelm Schulte

DAS vorjährige Görres-Jubiläum zeitigte endlich die Verwirklichung des von dem preußischen Ministerialrat Dr. Wilhelm Schellberg bereits 1912 vorgelegten Planes, die Schriften und Briefe des „Großen vom deutschen Eck" gesammelt neu herauszugeben. Schellberg, der zurzeit beste Görres-Kenner, konnte ja am ehesten dartun, wie sehr die „Unkenntnis von Görres' Wesen und Werk und das Fehlen einer umfassenden wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe seines Gesamtwerkes sich gegenseitig bedingen", was eine solche aber auch für die Erkenntnis des Geisteslebens in der letzten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeuten wird. Umspannte Görres doch universal nahezu das ganze geistige Leben seiner Zeit, so daß ein Hebbel am 27. September 1846 in sein Tagebuch schreiben konnte, das Antlitz seines Lehrers sei „eine Wahlstatt erschlagener Gedanken; jede Idee, die seit der Revolution den Ozean deutschen Geistes mit ihrem Dreizack erschütterte, hat ihre Furchen darin gezogen". Leider sind gerade die, die Görres als den wuchtigsten Vorkämpfer für den deutschen Katholizismus dankbar verehrten, selbst mit schuld geworden an der späteren durchaus einseitigen Auffassung, die Treitschke mit dem bösen Wort vom „Jakobiner in der Mönchskutte" brandmarkte. So wissen heute die wenigsten noch etwas von diesem nach Luther sprachgewaltigsten Deutschen, von dem Friedrich Gentz meinte, es habe „nach Jesaias, Dante und manchmal Shakespeare nicht leicht jemand erhebender, furchtbarer und teuflischer geschrieben" als dieser erste und bis jetzt noch größte Publizist der Neuzeit, den „wegen seiner oft erschrecklichen Courage", nach dem Ausspruch des geistreichen Franzosen Benjamin Constant, „die Hälfte der Könige Europas verfolgte". Doch wie sollte man diesen „genialsten Rheinländer", wie Gneisenau ihn feierte, diesen „Säkularmenschen" wie Goethe ihn genannt haben soll, kennenlernen, wenn seine Tochter *Marie Görres* und *Franz Binder* seine Werke der Nachwelt nur in einer so verhängnisvoll einseitigen Ausgabe zugänglich machten? Sie boten nur die politischen Schriften und nicht einmal diese vollständig dar; sie gingen hinweg über die Frühzeit, die Heidelberger Jahre sowie die Zeit nach 1822 und machten so selbst den Fachmännern unmöglich, die eigentümliche Entwicklung von Görres zu verstehen. Gleich unbrauchbar ist ihre Sammlung von Görres' Briefen, nicht deshalb, weil sie die erst später wiedergefundenen Stücke noch nicht bringen konnte, sondern weil sie zahlreiche Briefe nur verstümmelt oder sonstwie irrtümlich wiedergibt. Und diese Ausgabe von Görres' Werken war die umfassendste bis auf den heutigen Tag!

Hiernach vermag auch der weniger Eingeweihte abzuschätzen, was es besagt, wenn nun — nach lebenslanger Forschung und trotz entmutigender Hemmnisse, nicht allein durch die Zeitverhältnisse — das Monumentalwerk einer auf etwa 20 Bände berechneten historisch-kritischen Ausgabe von Görres' Werken zu erscheinen beginnt. Im Verein mit Max Braubach, Adolf Dyroff, Karl d'Ester, Heinrich Finke, Philipp Funk, Joseph Grisar, Leo Just, Willibald Kiefel, Sebastian Merkle, Günther Müller, Karl Alexander v. Müller, Hans A. Münster, Franz Xaver Seppelt, Robert Stein, F. Tillmann, Paul Wentzke und Günther Wohlers gibt *Wilhelm Schellberg* das Werk im Auftrage der Görres-Gesellschaft heraus mit

Digitized by Google

der Geldhilfe sowohl der Stadt Koblenz, wie von den zuständigen Reichs- und Landesministerien von Preußen, Bayern und Hessen, dem Provinzialausschuß der Rheinprovinz und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Der 3. Band, „Geistesgeschichtliche und literarische Schriften" I (1803—1808), bearbeitet von *Günther Müller* erschien soeben zuerst (im Gilde-Verlag, Köln. Mit vielen Bildern, Faksimiles usw., 524 Seiten, 7 Mk.) Nicht zuletzt mit der weitsichtigen Einleitung und den auch die jüngsten Forschungsergebnisse noch berücksichtigenden, ja, sie stellenweise noch erweiternden Anmerkungen liefert dieser Band den Beweis, daß das Gesamtwerk in jeder Hinsicht nach den Forderungen der neuzeitlichen Literaturwissenschaft aufgeführt wird.

Er bezeugt ferner, wie wenig es sich hier um ein Unternehmen nur für die enge Fachwissenschaft handelt. Mit seiner eigentümlichen Arbeitsweise steht Görres allen heute bei der Grundlegung der „geisteswissenschaftlichen Methode" besonders nahe: mit „der phantasievollen Erfassung des Gegenständlichen, der Verknüpfung weit auseinanderstrebender Dinge und der Vermengung aller Anschauungen, die noch gesteigert erscheint durch Bilder, die er aus allen Gebieten holt, aus der Physik, der Physiologie, Medizin und Mathematik", wie Schellberg in seiner noch immer maßgebenden *Görres-Biographie* darlegt. (Köln 1926, Gilde-Verlag, 3. Auflage, 4 Mk.) So gehen selbst die Beiträge für die bayrische Zeitschrift „Aurora" u. a. über antike und moderne Poesie, Goethe, Klopstock, Herder, Jean Paul, Lessing, Kleist, Novalis, Klinger, Hölderlin, Schiller weit über das nur Literarisch-Ästhetische hinaus, das einem Görres ja überhaupt im Verhältnis zu den Werten des Lebens nebensächlich war. Auch die so stark zeitbedingten „*Peter Hammer*" und „*Bogs*" sind mehr als bloß genial-launische Personal- und Zeitsatiren: sie messen wesentliche Lebenshaltungen am Maß des ewigen Ethos. Beispielhaft für uns im Suchen nach dem Sinn und den Werten des geschichtlichen Lebens sind selbst noch solche Kapitel wie über die „*Deutschen Volksbücher*". Als damals wie heute „der Schatten des gewaltigen Schicksals auf die Erde gefallen .. und das Strahlenauge der Vorsehung sich . . . geschlossen hatte, während die furchtbaren Schatten über die Erde liefen" (S. 91), da wandten sich die Wackenroder, Tieck, Novalis, Schlegel von der Gegenwart ab, um das Phantom eines lebensschwächend romantisierten Mittelalters als die „gute alte Zeit" zu umschwärmen. Görres dagegen verlor bei all seiner Liebe für unsere große Vergangenheit nie den Blick auf die lebendige Gegenwart: „Der ganze Himmel des Mittelalters", so erklärt er den Romantikern entgegen, „liegt, wir können es nicht verhehlen, abgeblaßt im verglimmenden Strahlenschein hinter uns zurück . . . Nimmer mögen die Dinge zu ihrem Ursprung kehren. Es wirken aus der Ferne andere, die fordern die vereinte Kraft des Geschlechtes, das länger nicht in unnützen Bestrebungen sich verzehren soll: Scheiden wir von dem, was der Strom mit sich dahin genommen, und eilen wir mit ihm den neuen Ufern zu, denen er uns entgegenführt." Für diesen „niederrheinischen Tatsporner" war also die Wiederbelebung der altdeutschen Literatur im Gegensatz zu Brentano, Arnim und den anderen romantischen Sammlern nur Mittel zum Zweck eines gesteigert tätigen Lebens. Das betonen aphoristisch auch die „Aurora-Beiträge", das entwickelt großartig die das Heidelberger Schaffen krönende Abhandlung vom „*Wachstum der Historie*".

Diese nun endlich vollständig vorliegenden Kapitel zusammen mit der mehr spekulativen Kosmologie „Glauben und Wissen" sind uns von ganz besonderem

Digitized by Google

Wert fernerhin deshalb, weil wir nun nach dem Zusammenbruch des geschichtsphilosophischen Positivismus — auch der Troeltsch'schen Verfeinerung — darangehen müssen, die *christliche Geschichtsphilosophie* neu zu begründen. Und zwar ist da Görres nicht zuletzt wieder vorbildlich durch sein auch hier nicht aufgegebenes niederfränkisches Erbteil in der ausdrücklichen Wendung auf das pulsierende Leben. Ihm neue Kraftquellen zu erschließen, ist das höchste Ziel all seines Sinnens. Er bahnt es dadurch an, daß er die lähmende Auffassung von der Gegenwart als sinnlosem Chaos lichtet durch die Erkenntnis vom ontologischen Sinn des Jetzt. Dieser enthüllt sich ihm aus dem Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft, aus der Aufeinanderfolge allen Geschehens, die gesetzhaft da ist, nicht so, daß sie alle Willensfreiheit aufhöbe, aber doch in dem Sinne, daß Geschichte mehr ist „als ein Aggregat bloß zufälliger Willkürlichkeiten, als ein Infusorium bloß beweglicher Gestalten, die ohne Ziel und Zweck nur zur Lust und Unlust durcheinanderwirbeln . . . Sollen die Atome bloß in senkrechtem Falle zufällig sich begegnend, in großen Erscheinungen zusammentreten, und nicht viel mehr Weltkräfte in den besonderen Kräften lebend, sie erst in Massen binden? Alle Willkürlichkeiten müssen in einem höheren sein, sie werden dabei unbeschadet ihrer eigenen Freiheit nur in die höhere Freiheit aufgenommen; sie sind Elemente dieser Freiheit, wie die Elemente der schweren Materie als die Atome der Naturnotwendigkeit erscheinen" („Wachstum der Historie", S. 367). Deshalb „suchen wir einen Weltgeist auch in der Geschichte; wir verfolgen die bildende Natur auch in der neuen Gestalt, die sie angenommen; wir forschen nach den Ideen, die sie in den Begebenheiten angedeutet, und glauben nicht, daß sie, heraustretend aus dem Reiche ihrer unorganischen Schöpfungen, im Gebiete des Lebens ferner nimmermehr nach der Totalität gestrebt, sondern in ein leeres, gedankenloses Fermentieren sich verloren" (368). Der sogenannte „Verfall" eines Volkes ist hiernach nichts anderes als der Zustand, in den es gerät, wenn es sich eigensüchtig gegen diesen Geist des Geschehens wendet. Diese Selbstschuld muß es erkennen und anerkennen, nur dann öffnet sich ihm wieder der Weg zum Aufstieg: „Keiner halte sich frei und rein, alle, die wir leben, haben wir unseren Teil der Schuld hinzugeliefert, tragen wir denn auch ruhig ohne viel Geschrei und Murren unsern Teil der Strafe . . . . Wir scheuen uns nicht, ein ernstes, festes Auge auf unsern eigenen Zustand hinzuwerfen, und wollen unsere Erniedrigung nicht beschönigen, daß wir uns glauben machen, wir hätten uns als Sühnopfer für das Wohl einer besseren Zukunft hingegeben; wir kennen unsern Egoismus selbst zu genau, als daß wir nur wagen wollten, dergleichen der Geschichte anzuheften. *Alle Notwendigkeit ist der Menschen eigen Werk oder vielmehr Nichtwerk*; es ist sein Unterlassen, was sie herbeiführt, sie wird ihm zugerechnet, und die Verantwortung liegt auf ihm" (S. 404).

In diesen philosophischen Kapiteln ist schließlich auch das sogenannte „mythische" Denken Görres' von ganz eigenartiger Bedeutung für unsere Zeit. Dem geschichtlichen Mythos kommt hier nämlich eine wesenhaft andere Bedeutung zu, als etwa noch Hefele jüngst (im Hochland 23, II, 299 ff.) von seinem besonderen Blickpunkt aus anzuerkennen vermochte: er ist keine Tatsachenfälschung zu ethischen Zwecken, sondern gerade das Gegenteil: eine Schau der tieferen Schichten des Seins. „Er möchte", so sagt Görres von sich, „nachsinnen schweigend dem großen Geiste, der durch das Ganze in heimlichem und doch so offenbarem Wirken geht; er möchte die großen Perioden der geistigen Welt, den ewigen Kreislauf der Dinge

Digitized by Google

in seinen Phasen in etwa erkennen" (S. 365). Was Görres dazu ausführt, ist nicht ohne weiteres begrifflich zu fassen, weil alle unsere geschichtswissenschaftlichen Begriffe von einer wesentlich anderen Art des Denkens, der dialektischen, herkommen. Was aber Alfons Paquet einmal von den Görres-Schriften der Spätzeit sagt (Frankfurter Zeitung 1926, 686), das gilt auch von diesen geschichtsphilosophischen der Heidelberger Zeit: Manche der Görres eigentümlichen Fragestellungen seien dem gewöhnlichen Katholiken ebenso entlegen, wie dem Protestanten der Aufklärung in ihrer im Tiefsten poetischen, universalen und schöpferischen Art bis heute ungelöst geblieben; „der Sinn mancher seiner berühmten, ‚dunklen' Stellen lichtet sich erst in einer Zeit, die sich der vergleichenden Kulturforschung zuwendet. Vielleicht wird er einmal als einer ihrer ersten Vertreter gelten dürfen". Sicher ist Görres im Ringen um diese neue Denkform ein wesentliches Glied zwischen Herder und Bachofen. Auf diesen weist er auch durch seine bahnbrechende Einführung indischen Gedankengutes in das deutsche Geistesleben; deshalb feiern ihn die jüngsten Vorkämpfer Bachofens als „den geistigen Führer des romantischen Zuges nach der mythischen Heimat im Osten". In einer Zeit, wo man unseren höheren Schulen den deutschen Idealismus als das beste Gedankengut der Neuzeit aufzwingen will, möge man nicht übersehen, daß Görres sich hier klar gegen die Klassiker wandte in einem „neuen" Mignon-Liede: „Kennt ihr das Land, wo die jugendliche Menschheit die frohen Kinderjahre lebte, wo die Feuersäule stand, in der die Götter zu ihren Lieblingen niederstiegen und sich in ihre munteren Spiele mischten? Kennt ihr das Land, wo die junge Phantasie zuerst in den Blütendüften sich berauschte . . . wo die schönen Bilder lebten und wandelten, die tief in unserer Seele wie ferne Schatten schweben und in ihrer Ferne noch uns mit unendlichem Reize an sich ziehen und als Ideale über allem unserm Tun und Bilden stehen und ein unnennbares Sehnen wie nach der fernen Liebe in uns wecken? Nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und des Indus hin, da fühlt unser Gemüt von einem geheimen Zuge sich hingezogen, . . . dahin, wo die Götter unter den Ambrablüten wandelten, dahin möchten wir wieder ziehen, wenn ein tieferes Sehnen und ein unendliches Gefühl uns in seine Äthertiefen lockt." (Glauben und Wissen, S. 8.)

Wenn wir so durch diesen dritten Band auf das weitere Gedeihen der Gesamtausgabe gespannt sind, so nicht zuletzt auf die Herausgabe des „Rheinischen Merkur". Durch ihn wurde Görres eine europäische Gestalt. Deshalb hat er nicht nur für die Erkenntnis des Görresschen Genius seine besondere Bedeutung, es kommt ihm vielmehr darüber hinaus, und zwar in mehrfacher Hinsicht, Eigenwert zu. Man wird sich also hoffentlich nicht damit begnügen, nur die Beiträge von Görres selbst wieder herauszugeben, und die oft recht wertvollen Arbeiten der anderen Männer wegfallen lassen. Dies um so weniger, als Görres' Aufsätze nicht einmal genau feststellbar sind, während die Arbeiten aus den anderen Federn schon aus dem Grunde nicht übergangen werden dürften, weil sich Görres oft darauf bezog. Ganz und gar unberücksichtigt bliebe aber — und das in der Zeit der anhebenden Zeitungswissenschaft! — die Arbeit, die Görres als Redakteur des „Rheinischen Merkurs" geleistet hat. Aus alledem ergibt sich: Der beste Neudruck dieses die Zeiten überragenden Werkes wäre ein Faksimiledruck. — Daß auch der „Christlichen Mystik", dem großen Alterswerke von Görres, eine solche Bedeutung im Rahmen des Gesamtwerkes zukäme, so daß es ungekürzt in die Gesamtausgabe wieder mit aufgenommen werden müßte, wie Professor Muth

Digitized by Google

(im Hochland 24, I, 485) verlangt, muß verneint werden. Die 5 bis 6 Bände, die der ungekürzte Neudruck erforderte, stünden — ein Viertel des Ganzen! — in keinem Verhältnis zu den übrigen. Noch weniger ist zu verstehen, weshalb Muth den (das Unternehmen sicher nicht fördernden) Anschein erweckt, als ob die Herausgeber „die Schriften aus Görres Frühzeit mit ihren Ausfällen gegen Kirche und Pfaffen" bänglich unterschlagen wollten. Ihnen ist doch nach dem seit langer Zeit veröffentlichten Plan der ganze erste Band gewidmet. Es ist also nicht ersichtlich, warum und wem „auch nachträglich noch eine Darlegung und Motivierung des Editionsplanes und die Begründung der Notwendigkeit, ihn durchzuführen", gegeben werden soll. Im übrigen wäre es sicher dem Charakter gerade eines Görres zuwider, durch das Überholte und Tote an seinem Werk seine lebendige Wirkung zu vereiteln. „Nur bei dem Leben will ich lernen, sagte er einmal nicht bei dieser Stubenweisheit, die im bestaubten Winkel ihren Laich bebrütet: Was ihr im dünkelhaften Hochmute bei der mageren Tranlampe eures Aberwitzes erzeugt, das ist alles vergänglich und sterblich wie ihr selber; nur das, was immer bleibend in allen Zeiten wiederkehrt, was nicht erfunden, sondern gefunden wird, was, wie der helle Tag, vom Himmel in den Menschen kommt, der sich der Strömung nicht verschließt, das allein ist ewig, weise und unsterblich, das gemeinsame Erbe aller vergangenen und zukünftigen Geschlechter."

*

Stimmen aus dem Auslande

Von Charlotte Demmig

DIE Künstler", schreibt Tristan Bernard in den „*Cahiers du Théâtre*", könnten mit ein wenig gutem Willen die besten Dolmetscher der Völker sein. Sie könnten jenes Gefühl innerster Brüderlichkeit auslösen, das, der Macht der Böswilligen zum Trotz, die Rassen bindet. Aufgabe der Schriftsteller ist es, die Wahrheit zu suchen und die Teufel zu demaskieren, die, als Engel verkleidet, mit flammenden Worten die Mißverständnisse der Nationen schüren."

*

Rückblickend auf die Winter- und Frühjahrssaison der Pariser Boulevard-Theater veröffentlicht Benjamin Crémieux in der „Nouvelle Revue Française" einige Äußerungen, die reichlich pessimistisch klingen. Von neun Uraufführungen hatten die drei bedeutendsten keinen oder nur teilweisen Erfolg. Drei aber, die einen unbestrittenen Erfolg zeitigten — das eine von einem Engländer, das zweite von einem Russen, das dritte ein reines Dekorationsstück —, verdankten diesen Erfolg einer ausgezeichneten Regie und einem vorherrschenden romantischen Element. Die Folgen dieser Tatsache müssen um so verhängnisvoller erscheinen, als sie das Publikum leicht verleiten können, in solchen Erfolgen eine „Erneuerung des Theaters" zu sehen. Die Rolle, die heute der Regisseur spielt, scheint dem Kritiker das untrügliche Zeichen der Dekadenz der dramatischen Kunst. Crémieux sieht das Theater von dem gleichen Schicksal bedroht wie eine Architektur, die Bildhauer und Maler sich untertan machen. In jeder zusammengesetzten Kunst gibt es eine fundamentale Kunst, die man sorgfältig unterscheiden muß, um ihr alle andern unterzuordnen. Bei der modernen Komödie und dem modernen

Digitized by Google

Drama kann man sich nur mit einiger Schwierigkeit daran erinnern, daß der Text das Fundament ist. Es wird sich beim Theater aber niemals darum handeln, eine Einheit aller Künste zu verwirklichen, sondern, z. B. bei der Oper, nur darum, die Poesie, den Tanz, die Plastik in den Dienst der Musik zu stellen, beim Drama dagegen, die Musik, den Tanz, die Plastik in den Dienst der Poesie. Immer muß es eine tonangebende Kunst geben, die das Zentrum, das Wesentliche des Ganzen sein soll. Das Eigene des Theaters besteht darin, die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln und sie auf die Handlung, die Helden, die Gefühle zu konzentrieren, während wir — im Gegensatz hierzu — vom Schauspiel (Zirkus, Varieté, Kino) erwarten, daß es unsere Aufmerksamkeit zerstreut, spazierenführt, auf immer neue Motive lenkt. Genügt sich das dramatische Werk nicht in sich selbst, so ist Zweck, sogar Aufgabe der Regie: Ablenkung des Interesses. Diese Ablenkung aber kann zum Untergang des Theaters führen.

*

In Ergänzung der im vorigen Heft an dieser Stelle gegebenen Bemerkung über den Begriff einer „Irischen Nationalliteratur" bringen wir hier einige Ausführungen aus einer Darstellung über die *„Irische dramatische Kunst"*. In der „Edindurgh Review" versucht Andrew E. Malone die Tatsache zu erklären, daß bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ein Nationaldrama in Irland weder im Irischen noch im Englischen bestand, daß also eine der ältesten Zivilisationen Europas, deren Kultur und Literatur lückenlos bis in die vorchristliche Zeit zurückreichen, niemals den Versuch machte, ihren Hoffnungen und Ängsten im Drama Ausdruck zu geben. Selbst der großen Bewegung der Renaissance gegenüber blieb Irland ungerührt, wofür der Grund nicht in einem Mangel an Bildung zu suchen ist, sondern vielmehr in einem Mangel an Interesse für europäisches Leben und an Konkurrenzgeist. Die sozialen und politischen Verhältnisse können hierfür kaum verantwortlich gemacht werden. Auch die Ansicht, es sei die bekannte Verträumtheit der keltischen Rasse ihr ein Hemmnis gewesen, die Mechanik der Bühne zu meistern, ist insofern hinfällig, als zu Beginn der dramatischen Kunst, die aus religiösen Gebräuchen hervorging, von einer Mechanik keine Rede war. Als einzige Erklärung kommt das Bardensystem in Frage, das mit den Bardengesängen begann und Ende des 19. Jahrhunderts in ein öffentliches Vorlesen von Zeitungen ausgeartet war. Die Rezitation also ersetzte die Schaustellung, die Phantasie der Zuhörer die dramatische Handlung. Nur das Wort wurde geschätzt, nicht nur dem Sinn nach, sondern auch in der Form des Vortrags. Das Publikum wollte im Innern bewegt, fortgerissen werden. Bis heute, wo eine irische Rede ein künstlerischer Hochgenuß sein kann, ist diese Redekunst in Geltung; von der uralten Tradition, die in ihr lebt, haben die irischen Politiker, in deren Reden das Volk heute wie ehemals künstlerische Unterhaltung sucht, allerdings nur noch ein instinktives Ahnen. Die auch in Irland gepflegten Mysterien hatten wenig Einfluß, da sie nicht national, sondern englisch waren. Die aus England herübergekommenen englischen Schauspielertruppen wurden im Geist und Aussehen niemals irisch. Als äußerst schwerwiegendes Moment verhinderte die Glaubensspaltung ihre Verschmelzung mit dem irischen katholischen Volk, das kalt und interesselos die protestantische Bühne als etwas Fremdes, Aufgezwungenes empfand. Im 18. Jahrhundert gewann das Dubliner Theater einige Bedeutung. Als rein englische Kolonie wurde es vollständig von der kleinen, heftig angegriffenen Klasse der anglo-irischen Landaristokratie unterhalten, der es jedoch zu danken ist, daß Irland überhaupt eine

Digitized by Google

Theaterentwicklung zeigt. Sie gab dem englischen Drama eine lange Reihe bedeutender Schriftsteller, Farquhar, Goldsmith, Sheridan, Wilde, Shaw, die Träger der Tradition der englischen Komödie. Die Vollkommenheit des Dialogs und der satirische Witz, zwei ihrer Hauptwesenszüge, sind durchaus irisch, aber auch nur sie; denn niemals irisches Leben wurde gestaltet, nur englisches, mit mißbilligendem Lächeln. Nachdem das Dubliner Theater seine Bedeutung wieder verloren hatte, brachten erst die großen Kulturkämpfe, die ganz Irland neu belebten, auch eine Renaissance der irischen Literatur. Der Kampf, den die drei großen Iren: George Moore, W. B. Yeats, Bernhard Shaw für das nordische Drama in England führten, brachte sie auf die Idee, auch Irland ein Nationaltheater zu geben. So wurde das „Irish Literary Theatre" gegründet, mit der Aufführung des ersten irischen Dramas in Dublin 1899 die Welt um eine Nationalkunst bereichert und mit dem ersten Drama in irischer Sprache 1901 der Bühne eine neue, uralte Sprache gegeben.

*

Zu unserer Kunstbeilage

Von Dr. Gert Buchheit

Von englischer Porträtkunst. — Eines berückt uns, wenn wir in der National Gallery in London vor den Peers, Lords und Heroen der englischen Geschichte stehen: die absolut unpathetisch wirkende Formenklarheit. Selbst in den Parerga und Paralipomena in dem Nebenbeigesagten, Skizzenhaften zerbricht kein Räsonnement, keine gedankliche oder gefühlsmäßige Übertreibung die kühle Einheit. Wir erleben den Menschen in seiner rein menschlichen Größe oder Kleinheit, ohne Beziehung zur Geschichte, die ihn emporgeführt, ohne heroischen Hintergrund, ohne sinnliche Atmosphäre. Alle Dinge, die es außerhalb seiner gibt, Lärm und Musik der Welt, Duft der Natur Erotik und Schicksal, sind nichts, da nur das Gewicht der äußeren Erscheinung sprechen soll, durch die allein die seelische oder geistige Verfassung greifbar ist.

Diese echt englische, *diplomatische Vorarbeit* hinter den künstlerischen Kulissen, dieses großartige und beharrliche Aus-dem-Weg-Räumen aller Hemmungen macht den englischen Maler zum aufrichtigsten Menschengestalter. Dabei ist es gleichgültig, ob Mann, Frau oder Kind in Frage stehen. Das vom Zufall der Leidenschaft, vom Gewitter des Alltags befreite Rein-Menschliche, das *Zeitlose* am Menschen spricht zu uns. Mit einem Wort: der Mensch als Mensch. Selbstbewußtes Engländertum. Persönlichkeit. Darum wird auch niemals ein anekdotisches, andeutend erotisches oder idyllisches Figurinenstück die Wucht des Porträts abschwächen. Die Darstellung will eine Lösung vom eigenen Ich sein, ein Vergessen, eine unerhörte Objektivation, wie sie in deutscher Kunst unter den Porträtisten *nur* Hans Holbein dem Jüngeren geglückt ist. Weshalb, ist kein Zufall, Denn gerade Holbein, der Freund des Kanzlers Thomas Morus, der Hofmaler Heinrichs VII., verdankt einen Großteil seiner menschlichen und künstlerischen Erfahrungen seinem Umgang *mit* Engländern *in* England.

Thomas Lawrence (1769—1830), von dem unsere Kunstbeilage A Child with a Kid bringt, ist ein elegant weichlicher Vertreter dieser illusionslosen englischen Porträtkunst. Er war letzten Endes der Modemaler seiner Zeit und als solcher ein kluger Geschäftsmann. So malte er die Mitglieder des Aachener Kongresses von 1818 und die regierenden Häupter von Italien und Wien.

Neue Bücher

Philosophie

Freudenthal, J.: „*Spinoza*". Leben und Lehre. I. Teil: Das Leben Spinozas. 2. Auflage. Herausgegeben von Carl Gebhardt. II. Teil: Die Lehre Spinozas. Auf Grund des Nachlasses von J. Freudenthal bearbeitet von Carl Gebhardt. Carl Winter, Heidelberg 1927. Lex.-8°. XVI, 350, VI, 270 S. 30,—, geb. 33,— Mk.

Als Ganzes ist das Werk eine bedeutende Leistung; was bislang in Spezialabhandlungen

Digitized by Google

oder philosophiegeschichtlichen Gesamtdarstellungen über Spinoza gesagt wurde, ist gegenüber diesem Werke, das erst als Frucht jahrzehntelanger, mühsamer Spezialforschung — wie viele Quellen sind hier überhaupt erst Freudenthal als allererstem zugänglich gewesen? — reifen konnte, als veraltet und überlebt zu betrachten. Der Bedeutung des Werkes geschieht auch durch die warme Begeisterung, die Freudenthal für Spinoza hegt, und der er auch unverhohlen Ausdruck verleiht, kein Abbruch. — Spinoza ist bekanntlich einer der Väter des neuzeitlichen Freidenkertums; seine geistesgeschichtliche Bedeutung kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Auch wer ein Gegner seines an Atheismus grenzenden Pantheimus ist, wird seiner Gestalt, die der menschlich gewinnenden Züge gewiß nicht entbehrt, die Sympathie nicht versagen können. Spinozas Leben ist reich an Tragik; über alle Schicksalsschläge, alle herben Erfahrungen tröstete ihn die Philosophie hinweg, Philosophie, die ihm jenen ruhigen Gleichmut verlieh, der seinen Gegnern so unverständlich war. So floß sein Leben in eins mit seinem Werk. Die schweren und schmerzlichen Kämpfe, die er durchzumachen hatte, ehe er zu dem wurde, was er uns erscheint, läßt Freudenthal, der zur Einfühlung in die Psyche seines Rassegenossen besonders berufen war, lebendig nachfühlen. Dem Spinoza, der hier vor uns ersteht, kann man weder die Achtung noch die Sympathie versagen. Doch fehlt Freudenthal, der als Historiker vorzüglich ist, die Kritik. Der unerfahrene Leser durchschaut nicht, wie Spinozas Denken doch auf Irrwegen ging. Und auch jene Tragik, die, gerade wegen des Unbefriedigenden seiner Lösungen, über seinem Leben schwebt, kann man bei Freudenthal nur zwischen den Zeilen ahnen. Wie konnte es kommen, daß dieser durch und durch lautere, ehrliche, nach Wahrheit suchende Geist sein starkes, warmes Leben an diesen kalten „Deus sive natura" kettete? — Nur in Umrissen finden wir bei Freudenthal eine Antwort auf diese Frage, die vielleicht gar nicht zu beantworten ist, weil diese letzten Geheimnisse der Persönlichkeit, die den Keim, hier der tiefsten furchtbarsten Tragik, dort der höchsten, begnadetsten Seligkeit bergen, sich fremdem Geist niemals enthüllen.

Manfred Ferneberger.

Lærsen, J. Anker: *„Bei offener Tür"*. — Mein Erlebnis. 8°. 80 S. Kart. 2,50 Mk. Grethlein & Co., Leipzig, 1926.

Die *formale* Seite dieses kleinen Buches ist — milde gesagt — von so biederer Konventionalität, daß man zunächst eher bereit ist aufzuhören als weiterzulesen. Aber — weil der Autor in diesem Falle wohl gar nicht um artistische Reize bemüht war — sollte man den toten Punkt möglichst überwinden, also: weiterlesen, auch wenn man anfänglich enttäuscht ist und um so lebhafter darauf ausgehen, den einigermaßen verborgenen *gegenständlichen* Sinn zu fassen. Kurz gesagt, liegt nämlich hier jene Eigenart des Erlebens vor, die schon bei Marcel Proust frappierte. Das Weltbild des Mannes zerfällt mit einem Male. Die Wirklichkeit oder — besser — jene faktische Gegebenheit der gewohnten Zusammenhänge, die man gemeinhin als „Wirklichkeit" begriffen und also definiert hat, wird plötzlich durchbrochen und unter eigentümlichen Überraschungen nahezu problematisch. Kindheitserlebnisse zucken mitten hinein in die Gewohnheit des Sehens, des Wollens. Seltsame Bilder, kaum begreifliche Zwischenwirkungen aus ungeahnten Verborgenheiten werden wach, treten in geheimnisschweren Stunden unter die regulären Bilder des Tages, verwirren die Augenblicke zu einem mystischen Gemenge von Gegenwart und Zukunft, zerfetzen bald die feste Gefügtheit der normalen Anschauung, verlieren mehr und mehr das Zufällige des ersten Auftretens und runden sich vollends zu einer zweiten, greifbar, glaubhaft dichten Wirklichkeit, zu einer Wirklichkeit ganz anderer Ordnung, völlig unbekannter Prägung und Wesenheit, zu einer Wirklichkeit oberhalb des Raumes und der Zeit, jenseits der gewohnten Zerteilung in dies und das. Die Spannungen des Tatsächlichen, das bislang so handgreiflich sicher war — jene verdrießlichen Spaltungen der mechanischen Welt erscheinen als offenkundige Oberfläche der Dinge, hinter der sich eine neue glückdurchdrungene Einheitlichkeit erbaut. Alles fließt beinahe in ein Absolutum zusammen, dessen Sinn offenbar lebendig und wesentlich ist. ..... So etwa ist — grob reproduziert, der Grundzug dieses Larsenschen „Erlebnisses": die Wüste der relativen Werte unserer Existenz, alle Bitternis des Zwiespältigen ist wie überwunden. Die klaffenden Gegensätze schmelzen wieder in eins kraft der synthetischen Magie kindhaften Blickvermögens .....

Natürlich ist dies alles zunächst Behauptung, dazu Behauptung einer Mystik, die so privat ist, daß sie nicht kontrolliert werden kann. Zugegeben auch, daß gerade dies — private Mystik — allemal stutzig machen darf. Aber — selbst wenn man diese Vorsicht klugerweise übt, bleibt einmal jene interessante Spezialität, daß solche Regeneration des platten Wirklichkeitsgegriffes impressionistischer Formung aus der Tiefe einer plötzlich erinnerten anderen Anschauung nachgerade so häufig wird, daß man sich allmählich interessiert — und zweitens die andere Tatsache, daß man die Pro-

Digitized by Google

duktion Anker-Larsens notwendig nur aus diesem „Erleben" begreifen kann. Gründe genug, dieses Buch trotz aller formalen Mängel und zweifelhaften Mystik scharf im Auge zu behalten.

Dr. Jost Terhaar.

Kunst

Nückel, Otto: „*Schicksal, eine Geschichte in Bildern*". Delphin-Verlag, München 1926. 8°. 7,—, geb. 9,50 Mk.

Dieses Buch erzählt in einer fortlaufenden Bilderfolge von etwas über 200 Metallschnittzeichnungen die durch alle Dunkelheiten der Sünde und des Großstadtelendes hindurchführenden Lebensabschnitte eines jungen Weibes — ein Thema also, das schon an sich wie auch in der auf jeglichen Begleittext verzichtenden, rein bildlichen Bearbeitung sehr stark an gewisse Kinofilme gemahnt, mit dem Unterschied freilich, daß statt photographischer Momentbilder eine zwar nicht unmittelbar kontinuierliche, doch auch recht enggefügte Abfolge charakteristischer Szenen und Situationen in prägnanter graphischer Darstellung vor dem Betrachter entlangzieht. Bilder, die vermöge ihrer künstlerisch geläuterten Formgebung aller Trivalität des im üblen Sinne kinohaften weit entrückt sind und in der geistigen Durchbildung des Vorwurfs über dessen äußerliche Sensationsmöglichkeiten bedeutsam hinausführen. Es ist wirklich ein „Schicksal", dessen tragische Peripathien der Bilddichter uns aus eigener tiefster Einfühlung miterleben läßt; als graphisches Gesamtwerk aber ein bezeichnendes Zeitdokument nach Form und Inhalt, das in dieser zwiefachen Hinsicht als modernes Gegenstück gelten darf zu den stofflich verwandten graphischen Zyklen eines Hogarth, Genelli u. a.

Prof. Martin Wackernagel.

Uhde-Bernays, Hermann: „Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk". Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst. Neunte vermehrte Auflage. München, Delphin-Verlag, 1927. 4°. 190 S. Mit 149 Abbildungen auf Tafeln und zahlreichen Textillustrationen.

Das Bildnis Spitzwegs, das Uhde-Bernays auf dem breiten und reich bewegten Hintergrunde des biedermeierlichen München zeichnet, gehört gleicherweise als schriftstellerische Leistung wie als anschauliche, wissenschaftlich gut fundierte Darstellung einer der bedeutsamsten Epochen des Münchner Kunstlebens zu den besten Künstlermonographien in deutscher Sprache. Das Buch hat seinen Erfolg — in sieben Jahren neun Auflagen — verdient und bedarf heute kaum noch einer besonderen Empfehlung. Die buchtechnische Ausstattung ist gegen frühere Auflagen nicht unwesentlich verbessert.

H. Eckstein.

Waser, Maria: „Wege zu Hodler". Verlag Rascher & Cie., Zürich o. J. 8°. 95 S. Brosch. 3,80 Mk.

Diese empfindsame Apologie berichtigt zweifellos manchen Fehler, der im unruhigen Streit über den künstlerischen Sinn Hodlers unterlaufen sein mag. Aber letzten Endes stiftet sie mehr Verwirrung als Nutzen. Maria Waser sieht nur die Vorzüge Hodlers, die keiner bestreitet, und begeistert sich an ihnen so weitgehend, daß sie in überschätzendem Enthusiasmus das eigentliche Problem Hodler aus den Augen verliert. Leider muß daher ihrer liebevollen, herzlichen und durchaus symphatischen These von der ungefähren Genialität ihres Landsmannes entgegengehalten werden, daß Hodler unbedingt keine malerische Potenz war — daß seine illustrative Monumentalität in der Tat nicht ohne kunstgewerblichen Akzent ist —, daß sein linearisierender Naturalismus den Gegensatz von Natur und Stil nicht überbrückt, sondern verwischt hat, und daß die ihm nachgerühmte „Gotik" so häufig in der plumpen Schwere seiner Linie, in der Härte seiner Mittel unterging, daß von irgendwelcher Vorbildlichkeit seines Stils nicht gesprochen werden kann. Wenn man Hodler aus einigem Abstand sieht und ihn, was nottut, mit der Zeitgenossenschaft der van Gogh, Cézanne, Leibl, Corinth und vor allen Dingen mit Marées vergleicht, zwingt die einfache Verpflichtung zur Gerechtigkeit dazu, der durch Burger inaugurierten Überschätzung Hodlers entgegenzutreten — auch wenn sie so angenehm und aufrichtig propagiert wird wie im vorliegenden Falle.

Dr. Jost Terhaar.

Literaturwissenschaft

‚Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte'. Herausgegeben von Paul Merker und Wofgang Stammler. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin 1926, II. Band, 3., 4. und 5. Lieferung. Lexikon-8°. Preis der Lieferung 3,50 bis 4,— Mk.

In der dritten Lieferung setzt G. Ebermeyer seinen Aufsatz „Kunst und Literatur" fort. E. kommt es weniger auf die äußeren Zusammenhänge als auf die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Kunstgattungen an. H. Heckel bringt anschließend eine Zusammenstellung der bekanntesten Romane und Novellen, die Künstler über Künstler geschrieben haben. Eine Darstellung der Entwicklung der Legende gibt P.

Digitized by Google

Merker in ziemlich erschöpfender Weise und mit gutem Bedacht auf den Adel der Herkunft dieser Dichtungsart, der durch den hohen Wert des jeweiligen Stoffes bedingt ist. „Das Lied" wird von Th. W. Werner inhaltlich erläutert und begrifflich abgegrenzt. Die Phasen seiner Entwicklung bezeichnet er als Marienlied, Minnesang, als höfisches Bildungslied, als Spiellied, als erotisches Distanzlied, als klangvirtuoses Lied und endlich als religiöses Erlebnislied und als empfindsames Seelenlied. Sterilisierung des Bildungsliedes nennt er die Lieddichtung unserer jüngsten Generation — eine sehr zutreffende Bezeichnung.

Die vierte Lieferung beginnt mit einem Aufsatz von Markwardt über den literarischen Geschmack, eine Arbeit, die in Anbetracht ihres für die Literatur grundlegenden Charakters weiter hätte ausgesponnen werden können. Wir vermissen insbesondere ein Urteil über den Geschmack der jüngeren und jüngsten deutschen Literaturrichtung. Dagegen ist der Aufsatz von H Naumann über „Literatursprache" trotz seiner Kürze außerordentlich instruktiv. In den Ausführungen J. Gotzens über die Liturgie wäre hingegen ein näheres Eingehen auf die Zusammenhänge zwischen katholischer Dichtung und Liturgie am Platze gewesen. Das Wiederaufleben der Mysterienspiele ist nur eben erwähnt. Den Schluß der Abhandlungen unter dem Buchstaben L bildet ein Aufsatz über die Lyrik von B. Markwardt. Nach ihm ist das Wesen der Lyrik Erlebnis und Stimmung. Der seelisch oder geistig ergriffene Dichter bleibt der zentrale Wirkungspol, von dem die Lyrik, nach Witkop „die dichterische Auslösung der Welt im Subjekt", ihre Wellen ausstrahlt. (S. 313.) Nach einer Betrachtung über die Gesetze der Zuständlichkeit und der Metrik geht Markwardt zu den einzelnen Gattungen der Lyrik über, zur Lyrik des Intuitiv-Seelischen, des Geistig-Visionären und zu der des Naiv-Herzlichen. Eine sehr gute Zusammenstellung der einschlägigen Literatur beschließt diesen trefflichen Aufsatz.

Die besonders inhaltreiche fünfte Lieferung bringt zunächst eine Zusammenstellung der Arten der metrischen Behandlung der Sprache von P. Habermann. Nach einem Aufsatz von G. Rosenhagen über den Minnesang folgen zwei Arbeiten, die vorwiegend literargeschichtlichen Stoffen zugewandt sind: H. Schneider, Mittelhochdeutsche Dichtung, und K. Strecker, Mittellateinische Dichtung in Deutschland. *Dr. Keulers.*

Kosch, Wilhelm: „Deutsches Literatur-Lexikon". Biographisches und bibliographisches Handbuch. Verlag von Max Niedermeyer, Halle a. d. Saale 1927. Erscheint in 10—12 Lieferungen. Subskriptionspreis für jede Lieferung 2,40 Mk.

Das bisher bis zur 5. Lieferung erschienene Lexikon soll lediglich als Nachschlagewerk dienen. In streng alphabetischer Reihenfolge führt es Namen und Sachen auf, gibt bei Personen kurz die wichtigsten Lebensdaten und läßt ihre Werke folgen mit der Jahreszahl ihres Erscheinens; bei Sachen gibt es eine kurze Definition unter Beifügung des Wissenswerten aus der Literaturgeschichte. Werturteile werden nicht abgegeben. Die Stoffanordnung ist klar und übersichtlich. Chronologisch scheint das Werk bis 1925 zu gehen, da spätere Erscheinungen noch nicht berücksichtigt sind. *Dr. Keulers.*

Romane

Braun, Felix: „Die Taten des Herakles". Roman. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien, Leipzig, München 1927. 8°. 458 S. Brosch. 6,—, Ganzleinen 9,— Mk.

Auf der Zeitgrenze zwischen niedergehender Antike und aufkeimendem Christentum steht inhaltlich Felix Brauns Roman „Die Taten des Herakles", ein Werk, das Beachtung verdient, aber diese Beachtung wohl nicht in dem Umfange finden wird, wie das vielleicht wünschenswert wäre. Obgleich es dem Roman an der bunten Fülle der Begebenheiten nicht fehlt, läßt doch die etwas schwere Art, in der Felix Braun stellenweise zu erzählen pflegt, den Leser nur mit wechselnden Gefühlen und nicht ohne manche Hemmung den Ereignissen folgen. Gut und anregend beginnt das Buch in seinen ersten Kapiteln, aber je mehr es zur Mitte geht, desto stockender wird die Erzählung, um erst gegen den Schluß hin wieder flüssiger und lebendiger zu werden. Das ist gewiß ein Nachteil des Romans, der allerdings in ziemlichem Umfange dadurch wieder behoben wird, daß Braun Zeit- und Kulturbilder erstehen läßt, die an unerhörter Farbenpracht ihresgleichen suchen können. Im Aufbau ist das Werk als solches durchsichtig gehalten, nur der Held Heraklius selbst hätte im Charakter eine noch größere Schärfe der Zeichnung vertragen können, um nicht zu sehr als verschwommene Erscheinung dazustehen. Zwischen Wirklichkeit und symbolhaftem Mystizismus schwankt dieser Heraklius dauernd hin und her, ohne sich mit aller Kraft für eins von beiden zu entscheiden, so daß es dem Leser nicht ganz leicht wird, über diesen janusköpfigen Charakter voll ins klare zu kommen. Sprachlich verrät der Roman geschliffenste Kultur und sorgsamste Prägung des Wortbildes, Vorzüge, die man gern hervorhebt, um bei der Beurteilung dem Werke in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Selbst wenn Brauns Buch allen Anforderungen nicht zu genügen vermag, so bleibt es trotzdem die Gabe eines echten Dichters an Leser mit Geist und Gefühl für die Schönheiten einer welthistorisch großen und bedeutenden Epoche. *Dr. Wilh. Heising.*

Digitized by Google

Colerus, Egmont: „*Weiße Magier*". Roman. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien, Leipzig, München 1927. 8°. 502 S. Brosch. 6,50, Ganzleinen 8,— Mk.

Probleme der Geschlechtsmoral und Erotik im Roman zu behandeln, ist auf der einen Seite ein mißliches und heikles, auf der anderen ein meist fruchtloses Beginnen. Das gilt auch von den Werken, an deren Ernst nicht gezweifelt werden kann. Die im Roman vorhandenen Möglichkeiten sind doch viel zu beschränkt, um Raum zu geben für die ungeheure Weite und Tiefe all dieser Probleme. Der Dichter wird immer da haltmachen müssen, wo die Tiefe der Problematik beginnt; er wird immer mit Rücksicht auf die künstlerisch-ästhetische Form und mit Rücksicht auf den Leser des Werkes nur an der Oberfläche des Geschlechtlichen und Erotischen bleiben können, und er wird stets gebunden sein, wenn es gilt, letzte Dinge zu sagen und letzte Konsequenzen zu ziehen. So bleibt das Ende nach wie vor dem Anfange gleich, und ein Schritt vorwärts wird nicht getan, auch dann nicht, wenn — wie bei Egmont Colerus — der beste Wille, um zu einer Überwindung der Schwierigkeiten zu gelangen, vorhanden ist. Man liest diesen Roman „Weiße Magier" mit hoher Spannung und starker Anteilnahme, man bewundert die trotz aller Offenheit saubere Art, mit der Colerus die erotischen Erlebnisse der Mitglieder des Bundes der „Weißen Magier" schildert, man ist ergriffen von dem Schicksal dieses oder jenes Mitgliedes, man schenkt gern dem einzig standhaften Romuald Hördalun seine Sympathie, indessen der Abschied vom Buche sich doch nur mit einem gemischten Gefühl von Achtung zwar, aber auch von Zweifel vollzieht, da ein weiter, befreiender Ausblick fehlt. Egmont Colerus' Versuch, eins der schwierigsten Probleme seiner Lösung näherzubringen, ist nicht gelungen, weil die Mittel dazu nicht ausreichten. Und trotzdem, will mir scheinen, muß man dem Roman um des sittlichen Ernstes willen, der aus ihm spricht, und auch um der ausgereiften künstlerischen Form willen, in der das Werk dem Leser sich darbietet, Anerkennung zollen.

Dr. Wilh. Heising.

Höfer, Anton: „*Peter Zwiesewind*". Ein Dorfroman. Herder & Co., Freiburg 1927. 8°. 146 S. In Leinen 3,40 Mk.

Ein frisches, gesundes Stück Bauerntum steht in diesem Buche auf. In der Mitte der Hof, der behäbig im schwäbischen Land liegt. Die Alten müssen ihn, da sie kinderlos sind, an Verwandte geben. Zwischen denen entsteht bitterer Streit, den der eigentliche Held des Buches edelmütig still, freilich auch oft gutmütig töricht kämpft. Das geliebte Mädchen unterstützt ihn, vermag aber nichts gegen den Bruder, den Intriganten, der durch Betrug den Hof an sich bringt. Mühsam bauen sich die Liebenden ein neues Glück und eine neue Heimat auf. Die einfache, dem Leben abgelauschte Fabel ist schlicht und warm erzählt. Anton Höfer geht den Weg wahrer Epik, die ruhevoll, ohne Rankenwerk und störendes Nebenher, zum Ziele schreitet. Schade, daß der gerühmte schwäbische Humor in diesem Buche kaum einmal seine hellen Lichter über das dunkle Geschehen wirft.

Dr. H. Luhmann.

Hruschka, Annie: „*Der Tote aus Brasilien*". Kriminalroman. Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln 1927. 8°. 234 S. Leinen 5,— Mk.

Die Wiener Schriftstellerin Hruschka versucht auch hier wieder wie in ihren früheren Werken, dem Kriminalroman ein künstlerisches Gepräge zu geben. Das Gewebe der Handlung wird weniger aus List und Verschlagenheit denn aus den Fehlern und Schwächen der Menschen, besonders aber aus Halluzination und mancherlei Selbsttäuschung gewoben, und zwar so lückenlos und psychologisch so vertieft, daß man geneigt ist, den Roman für „eine wahre Geschichte" zu halten. Hruschka faßt das Leben so wie es sich bietet, ohne sich mit langen Situationsschilderungen aufzuhalten. Alle Spannung fließt aus der Handlung, über der Handlung aber steht auch hier wieder der Detektiv Silas Hempel, ein Meister in seinem Fach. Der fließend geschriebene Roman ist ohne politische oder weltanschauliche Färbung.

Dr. Bruno Knauff.

Grieg, Nordahl: „*Und das Schiff geht weiter*". Roman. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Gustav Morgenstern. Grethlein & Co., Leipzig-Zürich 1927. 8°. 280 S. Ganzleinen 6,50 Mk.

„Das Leben eine Reise" — wer hat als Gymnasiast diesen Aufsatz nicht geschrieben? Grieg machte daraus einen Roman — einen wertvollen. Das Eisenschiff, das unbekümmert um Sturm, um Glück und Leid, um Qual und Pein seine bestimmte Reise fortsetzt, wurde diesem jungen Norweger, dessen Namen man sich merken muß, zum verpflichtenden Symbol des harten Lebens, das trotz allem mit zusammengebissenen Zähnen gelebt werden muß, dessen Sinn in heroischer Selbstbehauptung besteht. Ein Buch ohne Relativität, aber voll Gerechtigkeit, ein Buch vom Fallen und von Wiederaufrichtung; sehr erzieherisch überdies — doch ganz ohne Schulgeruch und erhobenen Zeigefinger. Dem Übersetzer volles Lob.

Dr. Ernst Alker.

Gunnarsson, Gunnar: „*Die Leute auf Borg*". Roman. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von J. Sandmeier. Albert Langen, München 1927. 8°. 466 S. Brosch. 7,50, geb. 10,— Mk.

Digitized by Google

Das erfolgreichste Werk dieses in Skandinavien hochgeschätzten isländisch-dänischen Dichters liegt nun in vorzüglicher Übersetzung vor, dem man gern wünscht, es möge bei uns ebenso viele verstehende Leser finden wie im Norden. Kraft und wahre Männlichkeit erfüllt diesen Roman dreier Generationen einer isländischen Großbauernfamilie, in deren späten Nachfahren etwas vom Königsgedanken lebt, die im Guten und Schlechten geborene Herrschernaturen sind. Von der Größe und herben Majestät isländischer Natur und isländischen Menschentums wird berichtet, ohne daß das Pathos das ewig Allzu-Menschliche wegzaubert. Die innere Verwandtschaft dieses modernen psychologischen Romans mit den Sagas ist deutlich; daß die Form deswegen innerlich gebrochen anmutet, ist notwendige Konsequenz und nicht Fehler dieses echten Dichters, der das Werk uns gab. *Dr. Ernst Alker.*

Richter, Hans: „Fonti, der Erbe eines Chaos". Roman. Verlag Ernst Keils Nachfolger (Aug. Scherl) G. m. b. H., Berlin 1927. 8°. 232 S. Broschiert 4,80. Ganzleinen 5,50 Mk.

Fände in diesem Roman die geistige Struktur der Inflationszeit mehr Berücksichtigung, dann könnte man das Werk gelten lassen als Dokument der Zeit, die es schildert. Die mitteleuropäische Inflationsperiode hatte in der Tat einen ganz eigenartigen Charakter, wie er vorher noch nie zu finden gewesen war, und es hätte sich schon gelohnt, diesem besonderen Charakter in einem größeren Ideenroman einen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Aber dazu scheint Hans Richter nicht die Kraft in sich gefühlt zu haben, denn was er dem Leser aufzeigt, ist nur etwas Äußerliches an dieser Zeit, nur etwas Formales, ist nur Oberfläche, aber nichts Wesenhaftes und Innerliches. Daher kommt es auch, daß die Begebenheiten in diesem Roman nur flächenhaft und filmartig an dem geistigen Auge des Lesers vorbeiziehen, ohne tieferen Eindruck zu hinterlassen. Man liest, nachdem man einmal begonnen, aus einem Bedürfnis nach Unterhaltung weiter und kommt schließlich zu einer Befriedigung dieses Bedürfnisses, da Hans Richter die Technik des Unterhaltungsromans bis zu einem gewissen Grade wohl beherrscht und deshalb dem nicht allzu anspruchsvollen Leser das gibt, was dieser verlangt. Aber darüber hinaus mit dem Ziel auf das Herausschälen eines geistigen Kernes und auf den Entwurf eines vertieft gesehenen Zeitbildes bleiben alle Wünsche unerfüllt. *Dr. Wilh. Heising.*

von Schelver, Hugo: „Sonnwend-Feuer". Roman aus den österreichischen Bergen. Badenia, Aktien-Gesellschaft für Verlag und Druckerei, Karlsruhe i. B. 1926. 8°. 216 S. Leinen geb. 4,- Mk.

Die Geschichte, die sich fälschlich Roman nennt, geht zurück in die Zeit der Christianisierung Österreichs. Held ist ein Knabe, der im Baldurdienste aufgezogen wurde, dann aber für Christus stirbt und durch seinen Tod dem lange widerstrebenden Bruder und Großvater den Weg zum neuen Glauben zeigt. Die Erzählung will keinen Anspruch auf dichterischen Wert machen. *Dr. H. Luhmann.*

Weitz, Hans Philipp: „Der tönende Turm". Eigenbrödler-Verlag, Berlin W. 8°. 1926. 291 S. Leinen 6,— Mk.

Ein phantastischer Roman, der aus dem Flugzeug und Radio letzte Möglichkeiten herauszuholen sucht. In Physik nicht gerade sehr bewandert, sonst dürfte Valerio nicht behaupten, daß die mit dem Gas Nebulium gefüllte Gasflasche durch Bleiplatten gesichert werden müßte, da sie sonst „infolge der Leichtigkeit des eingeschlossenen Gases mit jäher Vehemenz gegen die Decke sausen und dort zerschellen würde". (!) Auch sonst finden sich allerhand Dummheiten, Banalitäten, gegen Schluß sogar etwas kitschige Erotik, und doch sind Stellen in dem Roman, die aufhorchen lassen und vielleicht ein werdendes Talent verraten; dies gilt besonders von dem prachtvoll geformten Durst-Traum, den Erika von Damm in der Wüste erlebt. *Dr. Johannes M. Fischer.*

Lyrik

Hartmann von Aue: „Der arme Heinrich". W. Gerstung, Offenbach a. M. 1926. 8°. 56 S. Geb. 5 Mk.

Die Perle der Dichtungen Hartmanns, „eines der gediegensten und anmutigsten Gedichte des Mittelalters", wird hier in einer dem Wortlaut der Dichtung sich möglichst anschmiegenden Prosabearbeitung und in einer typographisch mustergültigen Form auf gelblichem Büttenpapier geboten. Die dem Geist der Entstehungszeit des Gedichtes angepaßten kolorierten Holzschnitte von Willi Harwerth verstärken und erhöhen den Eindruck des Altertümlichen, den die schöne große Schwabacher-Schrift macht. *Dr. A. Kahle*

Janßen, Albrecht, und Schräpel, Johannes: „Hausbuch niederdeutscher Lyrik". D. W. Callwey, München 1926. 8°. 312 S. In Ganzleinen 8,— Mk.

Das Buch ist besonders für den Nicht-Niederdeutschen eine Offenbarung. So mag vor 150 Jahren Percys Sammlung gewirkt haben. Da ist man nun Deutscher und ahnt gar nicht, welche Schätze noch im eigenen Lande ruhen und Jahr für Jahr weiter aufgehäuft werden, denn das ist besonders beglückend an der Sammlung, daß die lebende Generation mit reichen, ja, besten Gaben vertreten ist. Die literarische Einstellung von Professor Dr. Borch-

Digitized by Google

ling ist klar und umfassend. Der Verlag hat dem Buch eine im Verhältnis zum Preis außerordentlich gute Ausstattung gegeben und so mit dem vor Jahresfrist erschienenen Band, dem „Niederdeutschen Balladenbuch", seiner bewährten Tradition zwei neue Ruhmesblätter beigefügt.

Dr. Johannes M. Fischer.

Kindermann, Rolf: „Meinem Glauben — meinem Volke". Gedichte. Volksbundverlag, Wien 1926. 8°. 69 S.

Diesem jungen Dichter erwachsen seine Vorwürfe aus der unmittelbaren Lebendigkeit, der „katholischen Aktion". Mitten im Leben der Politik stehend, entdeckt er sozusagen ihr geheimeres Räderwerk, findet mit klarem und treuem Blick die seelische Herzkammer, von der aus sich allein die Neugestaltung der Nation vollziehen kann. Manches ist auch schon formal geglückt, über allem liegt Frische und Schwung der Jugend. Noch überwiegt der menschliche Reiz den absoluten dichterischen Wert, aber manche Anzeichen sprechen dafür, daß sich dieses für den Beginn gar nicht unerwünschte Verhältnis auch anders gestalten kann und aus dem reinen und strebenden Menschen sich einmal ein Dichter erhebt, der nicht nur Gutes und Wahres, auch Eigenes zu sagen weiß.

Dr. Schreyvogl.

Konrad von Würzburg: „Die goldene Schmiede". Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen 1926. 8°. 88 S. 3,— Mk.

Der Göttinger Germanist bietet hier das bekannteste Gedicht eines der fruchtbarsten Dichter des Mittelalters in gereinigter Gestalt und typographisch möglichst der ursprünglichen Erscheinung der Originalausgabe entsprechend in einer kritischen Ausgabe ohne den Ballast des textkritischen Apparates. Er konnte sich dabei auf 24 Handschriften stützen, während Wilhelm Grimm nur 18 zur Verfügung standen. Wünschenswert wäre ein erklärendes Verzeichnis der schwer verständlichen Wörter, wodurch dieser Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau Maria einem größeren Kreise der Verehrer der Gottesmutter zugänglich gemacht würde.

Dr. A. Kahle.

Müller, Elis.: „. . . und wenn es im Leben köstlich gewesen, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen". Verlag Fr. Borgmeyer, Hildesheim 1926. 8°. 133 S. 2,— Mk.

Die Verfasserin, welche selber lange Jahre mit Erfolg in sozialer Frauenarbeit tätig gewesen ist, faßt hier ihre reichen Erfahrungen kurz und klar zusammen. Sie hat dabei die uneingeschränkte Anerkennung hoher Kirchenfürsten und kluger Praktiker gefunden. Wer selber in einem sozialen Berufe steht, greife zu dem Büchlein. Er wird sich dadurch in seinem Bemühen manchen Umweg und manche bittere Erfahrung sparen können.

Dr. Kamp.

Nüdling, Ludwig: „Für junge Herzen". Kindergedichte, mit Zeichnungen von Balduin Aistermann, München-Gladbach 1926. Volksvereinsverlag. Geb. 1,20 Mk. 12°, 80 S.

Der gute alte Rhönpfarrer weiß, wie man mit Kindern sprechen muß, er trifft in seinen Gedichtchen für die Kleinen und ganz Kleinen den echten Struwwelpeterton, was man nicht gerade häufig von „Kinderbüchern" behaupten kann. Auch ernste Worte finden ihren Platz. Die Jungen sind etwas reichlicher bedacht als die Mädel, weil der freundliche Mahner wohl aus dem Gedenken an seine eigene Kinderzeit schöpft. Von Balduin Aistermann, dem früh im Kriege Gefallenen, stammen hübsche Zeichnungen zu den Versen. Auch die Erwachsenen werden ihre Freude an dem Büchlein haben.

Dr. Toni Weber.

Poggel-Degenhardt, M.: „Wenn deine Seele in Blüte steht". Verlag Franz Borgmeyer, 55 S. 1,80 Mk.

Von der Güte spricht das warme Büchlein, wie sie beschaffen sein soll, woher sie erfließt, wie sie den Menschen erhebt und adelt und wie sie dem Nächsten dient. Es ist ganz im Lichte übernatürlichen Glaubens gesehen und zugleich mit viel menschlicher Anteilnahme geschrieben. Darum wird es sicherlich Güte zu wecken imstande sein.

Dr. A. Kamp.

Samhaber, Eduard: „Ausgewählte Dichtungen". Joseph Feichtinger, Linz 1926. 8°. 327 S. Lw. Österr. Schilling 10,—.

Diese von Franz Berger herausgegebene Auswahl des oberösterreichischen Dichters läßt seine Bedeutung klar erkennen. Samhaber ist im wesentlichen ein fein nachempfindendes Talent und daher besonders zur Nachdichtung berufen. Seine Übersetzungen Walters von der Vogelweide und des Kürenbergers, des Heliandliedes und der Nibelungen, auch aus Tibull und Horaz zählen zu den erfreulichsten Leistungen. Auch wo er eigene Dichtungen gibt, ist er am glücklichsten, wenn er im Tone eines andern dichtet, etwa in seinen Frühlingsliedern im Tone Uhlands oder in der epischen Dichtung, „Der kleine Däumling", im Geiste der Sage und des Hexameterepos. Wo er hingegen versucht, völlig frei zu fliegen, gelingt es ihm nicht, gleichwertige Wirkungen zu erzielen, so zarte und keusche Gedanken seine Lyrik verkündet, wenn auch die leichtbegeisterte Handel-Mazzetti an einem seiner Epigonendramen, „Die Wiedertäufer", allerlei zu loben fand. Und so muß man anläßlich der Auswahl des 70jährigen, dem christlich-germanischen Kulturkreis angehörenden Dichters im Grunde bedauern, daß Samhaber das Gebiet der Nachdichtung mit seiner freien Nachempfindungsgabe nicht noch intensiver und ausgiebiger gepflegt hat.

Oskar Katann.

Digitized by Google

„Volkslieder der Serben". Übersetzt von Talvy. Ausgewählt von Dr. Alfons Margulies. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1925. 126 S. 7,50 Mk.

Wenn man in diesem Buche die urkräftigen Heldengedichte vom Königsohn Marko liest, wenn immer wieder die Schlacht am Amselfelde als Hintergrund zahlreicher Romanzen begegnet, wenn man die Stärke, Gesundheit und Keuschheit des Empfindens und den Erdgeruch der Liebeslieder in sich aufgenommen hat, dann wird man die Vorstellung nicht los, daß nur aus einer Orientierung der Volkspoesie unsere Dichtung wieder gesunden kann. Und dabei läßt die Übersetzung von Talvy — die ja schon 1825 zuerst erschienen ist — manches zu wünschen übrig. Der Trochäus liegt unserer Sprache nicht besonders, und so begegnen Elisionshärten oder Silbenfüllsel. Aber vielleicht ist dies das geringere Übel: denn andererseits paßt der Trochäus zur männlichen Hartheit dieser Dichtungen so, daß man sich kaum eine andere Versart vorstellen könnte. Im übrigen hat Goethe in den Aufsätzen „Serbische Lieder 1824" und „Serbische Gedichte 1827" über die Sammlung des Fr. Jacob (Talvy ist Deckname) so viel gesagt, daß sich jedes weitere Wort des Rezensenten erübrigt. *Oskar Katann.*

Film

Im Kulturbild unserer Gegenwart ist die Existenz des Films nicht mehr zu übersehen. Sie fordert zwingend und unbedingt zur Teilnahme heraus, verlangt Stellungnahme: Anerkennung oder Ablehnung.

Und das sei offen zugegeben: Gerade in den Schichten unserer Gebildeten erfährt heute der Film noch immer eine scharfe Ablehnung und Abwehr, die weniger auf sachlichem Urteil beruht als vielmehr in einer aus den Kindertagen des Films überlieferten Anschauung der Gesellschaft wurzelt.

So ist es doppelt zu begrüßen, daß sich langsam eine Filmliteratur entwickelt, die weniger den Film reklamemäßig zu propagieren als vielmehr auf Grund wissenschaftlich-ästhethischer Untersuchungen die Eigenständigkeit des Films nachzuweisen sucht, ohne dabei im sachlichen Urteil über den Film vorzugreifen. —

Dem entgegengesetzt melden sich natürlich auch die grundsätzlichen Gegner des Films zu Wort, um meist wenig sachlich und mit mehr oder minder schlagenden Argumenten die Konsolidierung des Films zu sabotieren und an Einzelerscheinungen das künstlerische Nonsens und seine demoralisierende Wirkung nachzuweisen.

Zwei typische Werke für diese Strömungen innerhalb der Filmliteratur — wenn man von einer solchen überhaupt schon sprechen will — sind Rudolf Harms' „Philosophie des Films" und Curt Morecks „Sittengeschichte des Kinos". Harms sucht auf wissenschaftlicher Basis (die Grundlage seines Werks bildet seine Leipziger Doktordissertation) die künstlerischen Grundprinzipien des Films festzulegen und daraus seine künstlerische Entwicklungsmöglichkeit nachzuweisen, während Moreck alle Register einer recht dilettantenhaften Polemik zieht, um gegen den Film anzukämpfen. Dabei begeht er — wohl bewußt — den Fehler, zur Unterstützung seiner Polemik nur Filme der Vorkriegszeit oder der demoralisierten, unmittelbaren Nachkriegsjahre heranzuziehen. Damit schon verlieren seine Argumente sachlich stark an Wert. Daneben aber verliert sich Moreck in eine geradezu erschreckende Hemmungslosigkeit, man möchte fast sagen in einen Haß gegen Film und Kino, daß ihm tatsächliche Kritik, mit der man sich auseinandersetzen müßte, unmöglich wird. Bewußt sucht er nur das Negative in der Erscheinungsform des Films und seiner Wirkung auf die Massen und zeichnet nur das Bild des oberflächlichen, stark sexuell vergifteten Spielfilms der Inflationsjahre. — Die wissenschaftliche Bedeutung des Films bei Forschungsexpeditionen und seine pädagogische Wirkung im Schulkino unterschlägt Herr Moreck in seiner „Sittengeschichte" frischweg. Seine Polemik gefällt sich in Wendungen, die den unbefangenen Leser vielleicht staunen, den sachkundigen aber nur lächeln lassen. So sagt er:

„Mütter entziehen ihrer jungen Brut (!) die nährende Milch, um die paar Groschen für das Kino zu erübrigen . . ."

Oder an einer anderen Stelle:

„Vom Standpunkt der Kultur aus ist diese Schaulust etwas Negatives . . ., ein Überbleibsel des uns als Erbteil unserer tierischen (!) Vergangenheit anhaftenden Blutdurstes!"

Cäsar, Napoleon und andere Heroen der Weltgeschichte werden unter Herrn Morecks Feder zu „genialen Hochstaplern", und in seiner Hemmungslosigkeit versteigt er sich sogar zur objektiven Unwahrheit, wenn er behauptet: „Ein zugkräftiges Kinodrama ohne Ehebruch ist heute geradezu unbekannt."

Wo wird in unseren großen Kunstfilmen der Ehebruch verherrlicht? — Man weise nur eine Stelle in den größten und erfolgreichsten Filmen der letzten Jahre nach, in Chaplins „Goldrausch", in Jannings „Letztem Mann", in „Ben Hur" oder einem der großen Russenfilme, die den Ehebruch zum Vorbild macht . . . Nein, mit solchem Buch kann man dem Film nicht schaden, von solcher „Kritik" hat er nichts zu fürchten. Nur bleibt es unbegreiflich,

Digitized by Google

wie die Filmgesellschaften für solche Zwecke das zum Teil ausgezeichnete Bildmaterial des Buches zur Verfügung stellen konnten. Man muß fast annehmen, daß sie einer Täuschung zum Opfer gefallen sind.

Um so mehr an Wert gewinnt neben solchem Buch das Werk Rudolf Harms': „Philosophie des Films."

Mit einer auch den Gegner überzeugenden Sachlichkeit und ohne jemanden ein Urteil aufdrängen zu wollen, gibt er einen Überblick über die Entwicklung des Films in technischer und künstlerischer Hinsicht. Er zeigt dann im Hauptteil seines Buches die optischen, ästhetischen Grundlagen des Films auf, kommt zur Bejahung des „Kunstfilms". Auf Grund der vorher aufgezeigten Grundprinzipien des Films formuliert er nun die künstlerischen Gestaltungstypen, definiert den Unterschied zwischen filmischer Komik und filmischer Tragik, spricht schließlich im Schlußkapitel seines Buches über die Metaphysik des Films und klingt aus mit den Worten: „Im rein Optischen berühren sich Mensch und Kosmos gegenseitig. Der Film setzt also direkt den Menschen mit dem Kosmos in Beziehung, ... er verknüpft ihn mit dem Meer, den Gräsern, den Tieren ... Kunstschein und Naturschein fließen eng zu einem Bild zusammen. Kosmos und Mensch reagieren aufeinander mit denselben Ausdrucksmitteln. Die Gebärde wird zum großen Bindemittel organischer Einheit." Hier wird die Bedeutung des Films in weitester metaphysischer Perspektive gezeigt. Dies Schlußkapitel ist bei weitem das interessanteste des Buches, dem man nur wünschen kann, daß es in die Hände all der Gebildeten fällt, die gegenwartsaufgeschlossen sind und die Seele des Films suchen. *Paul A. Schmitz.*

Moreck, Curt: „*Sittengeschichte des Kinos*". Paul-Aretz-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 312 S. 32 Tafeln.

Harms, Rudolf: „*Philosophie des Films*". Verlag Felix Meiner, Leipzig 1926. 8°. 191 S.

Kleine Anzeigen

Bartsch, Rudolf Hans: „*Das Glück des deutschen Menschen*". Verlag Staackmann, Leipzig 1927. 8°. 113 S. 3,— Mk.

Bartsch, Lessing, Theodor, Rudolf, Hans: „*Ein letztes deutsches Naturdenkmal*". Verlag Staackmann, Leipzig 1927. 8°. 113 S. 3,— Mk.

Das ist also der Weisheit letzter Schluß: Verzehre dein Käsebrot mit Andacht und Erinnerungen an die Schweiz, werde Kleingärtner, richte dir eine „deutsche Stube" im Mansardenstock ein und erziehe dich zum „germanisch-arischen Allgefühl"; so wirst du das Glück finden, du deutscher Mensch, und zugleich die wahre Religion. Das ist zwar Spatzenweisheit, aber die Spatzen sind ja viel gescheiter als die erfolgreiche Affenrasse, die man homo nennt. So und ähnlich liest man's bei Bartsch im oben bezeichneten Werk, und er hat sich früher schon oft genug in demselben Sinne geäußert. Gedankenführung und Stil sind feuilletonartig, und selbst wenn von Gott gesprochen wird, geschieht das in einer Weise, die am besten für den behäbigen Genießer nach dem Täßchen Kaffee paßt. Tändelnd werden Christus, Eucharistie, Papsttum, Dogma, Kultus und alles, was über der triebhaften Natur steht, erledigt. Das „Glück des deutschen Menschen" ist nach Bartsch nur erreichbar, wenn er darauf verzichtet, sich höher zu bewerten als das Tier! Dabei kommt Bartsch fortwährend selbst unwillkürlich in höhere geistige Ebenen. — Auch Bartschs Beurteiler Lessing hat erkannt, daß die Gleichsetzung von Natur und Geist unmöglich ist; um aber seinen Dichter in den Mittelpunkt eines Vergleichs mit allen literarischen Größen der Gegenwart stellen zu können, erhebt er Bartsch auf den Kothurn einer höchst subjektiven Wertschätzung; sonst wäre der Dichter nicht überragend. Stil und Form sind offenbar an Bartsch geschult. Die Abhandlung geht in erfreulicher Weise über ihr eigentliches Ziel, die Würdigung einer einzelnen Persönlichkeit, beträchtlich hinaus. *Dr. Toni Weber.*

Ponten, Joseph: „*Die Luganesische Landschaft*". Mit 12 Bildern von Hermann Hesse und Julia Ponten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 4°. 42 S. Leinen 8,— Mk.

Ein erlebender Dichter und zugleich denkender, zergliedernder Philosoph hat dieses Buch geschrieben. „Mit den Augen der Wissenschaft künstlerisch zu sehen", schreibt er einmal gegen Ende seiner „Griechischen Landschaften". Dieses Wort ist Programm und Basis für das vorliegende Buch. Während in den „Griechischen Landschaften" aber mehr der Dichter in den Vordergrund tritt, ist es in der „Luganesischen Landschaft" mehr der Philosoph, der redet und ordnend, abstrahierend und einfühlend die Seelandschaft als die „reichst instrumentierte Landschaft" beweisen will. Farbenfrohe, zu einheitlicher Stimmung komponierte Aquarelle von Hermann Hesse und Julia Ponten sind erquickende, wertvolle Beigabe. *Rademacher.*

Ponten, Joseph: „*Die letzte Reise*". Mit vier achtfarbigen Offsettafeln von Julia Ponten und Hermann Hesse. Verlag von Otto Quitzow, K.-G., Lübeck 1926. 8°. 71 S. Halbleinen 4,80 Mark.

Digitized by Google

Er hat sich ins Menschenlose zurückgezogen, schwermütig, leer, vom Leben enttäuscht; *sie* lebt noch „in der Wahlnähe von Menschen, sozusagen auf Horchposten vor der Kultur". Da reißt sie ihn heraus aus der Versunkenheit, hinauf in die Welt der Gletscher. Eine letzte Reise wollen sie machen, ehe sie ihrem Leben ein Ziel setzen. Aber diese Reise, die das Ende sein sollte, wird der Anfang zu einem neuen Dasein. Freilich, wer einen Sturm auf dem Bodensee, die meergleiche Monotonie eines Bergregens, die Majestät der Alpenwelt so erleben kann wie Hermenegild und Rose und so im Wort und Farbe festhalten kann wie die drei Schöpfer dieses Büchleins, kehrt von einer solchen Reise immer wieder zurück, um gestärkt und verjüngt das Leben anzufassen.

Dr. Keulers.

„Strupp." Ein Märchenbuch mit lustigen Bildern und Versen von *Johannes Thiel.* Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Johannes Thiel, der die köstlichen Bilder zu Wilhelm Matthiessens im gleichen Verlag erschienener, seitdem zum Liebling vieler Kinder gewordenen Märchendichtung „Karlemann und Flederwisch" geschaffen hat, hat sich in diesem Märchenbuch als Dichter und Zeichner zugleich versucht. Der Versuch ist ausgezeichnet gelungen. Thiel ist hier wirklich so was wie ein Wilhelm Busch für die Kinderwelt. Er ist von dem großen Humoristen nicht bloß gelegentlich beeinflußt, sondern er hat auch etwas von dessen launiger Schaffensfreude, von dessen Reichtum der Erfindung, Schlagkraft der Linie und lustiger Wirkung.

Hermann Preindl.

Cölln, Detlef: „Klaus Groth". Sein Leben und sein Werk. Westholsteinische Verlagsdruckerei, Heide in Holstein o. J. 8°. 120 S. 2,— Mk.

Ein treffliches Buch, dem man bei seinem billigen Preis weiteste Verbreitung in Haus und Schule wünschen möchte. Die mit Geschick ausgewählten Proben geben einen guten Überblick über Groths Werk. Die Einführung schildert warmherzig des Dichters Leben und wird durch ihren feinen pädagogischen Takt auch einfachen Menschen den Weg in die Tiefen von Groths Lyrik weisen können.

Dr. Johannes M. Fischer.

Stein, Robert: „Görres". Velhagen & Klasings Volksbücher 164. Bielefeld und Leipzig 1926, Velhagen & Klasing. 8°. 68 S. 54 Abbild. Kart. Halbleinwand 2,50 Mk.

Der Verfasser gibt eine durch die Abbildungen bestens veranschaulichte populäre Darstellung von Görres' Leben, die ihre Absicht, das Andenken des Mannes in weitesten Schichten des deutschen Volkes wachzurufen, hoffentlich nicht verfehlen wird. Daß die Darstellung vor allem dem dämonischen Redner, „dem die Feuerstrahlen prophetischer Warnung von den Lippen flammen", gleicherweise dem Mahner zur nationalen Einheit wie dem Kämpfer des Glaubens gilt, ist durch die Bestimmung des Buches gerechtfertigt. *H. Eckstein.*

Heeß, Wilhelm: „Raabe". Seine Zeit und seine Berufung. Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G., Berlin-Grunewald o. J. 216 S.

Dies ist endlich wieder einmal ein Buch, für das die Kritik Herold sein darf und muß. Lest das Buch! Wenn euch Langbehn und Nadler, Spengler und Gundolf bereichert haben, wird Heeß es auch tun. Nicht mehr Literaturgeschichte, sondern Geistesgeschichte. Daß Raabe dabei außerordentlich gewinnt, ist schließlich Nebensache. Aber das unsichtige 19. Jahrhundert beginnt sich allmählich zu lichten, und über dem Trümmerfeld des großen Krieges röten sich wieder einmal die Zeichen einer neuen Zeit. *Dr. Johannes M. Fischer.*

von Müller, Karl Alexander: „Görres in Straßburg 1819/20." Eine Episode aus dem Beginn der Demagogenverfolgungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 275 S. Leinwand 6,50 Mk.

„Ein historisches Genrestück, mit dem heutzutage etwas altmodischen spitzen Pinsel gemalt" — so charakterisiert der Verfasser selbst diese bildhaft verdichtete Darstellung von Görres' Flucht und Straßburger Exil. Es ist nur eine historische Episode, aber die Heilige Allianz bildet ihren bedeutenden Hintergrund. Der Mann, den Napoleon mehr gefürchtet hatte als preußische Heere, mußte vor dem egoistisch-partikularistischen Machtwillen der deutschen Fürsten und ihrer rohen Polizeigewalt nach der Beschlagnahme seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" fliehen. Metternich sandte ihm einen Spion nach Straßburg nach, den Polizeikommissar Dominik Rother, der unter dem Vorgeben, selbst ein politischer Flüchtling zu sein, in Görres' Wohnung Aufnahme fand und dort den gefürchteten Revolutionär Tag und Stunde aufs genaueste beobachten konnte. Aber Rother war kein Spion gewöhnlicher Art — nicht nur hinsichtlich seiner von Franz I. und Metternich geschätzten Geschicklichkeit, sein offener Sinn für menschliche Würde und seelische Größe hätte seine hohen Auftraggeber beschämen können. — Die meisterhafte Erzählung liest sich wie ein spannender Detektivroman; und doch beruht sie ganz auf sorgfältigster historischer Einzelforschung, von der die vierzig Seiten Anmerkungen und die im Anhang mitgeteilten, die Beschlagnahme von „Teutschland und die Revolution" betreffenden amtlichen Auslassungen usw. Zeugnis ablegen. Die kunstvoll detaillierte Zeichnung des Milieus,

Digitized by Google

der äußeren Umstände und Ereignisse läßt Görres' Gestalt außerordentlich lebendig werden — aber auch die Gegenspieler, vor allem den preußischen Staatskanzler Hardenberg und den mächtigen Metternich. Und über den Einzelfall hinaus fällt Licht auf das verwickelte System der Demagogenverfolgung im Metternichschen Polizeistaat. *H. Eckstein.*

Müller-Rüdersdorf, Wilh.: „*Das Füllhorn*". 4 Bände. 250, 306, 238, 256 S. Fr. Seybold, Leipzig 1927. 8°. 12,— Mk. Bd. I: Jugendliebe. Geschichten aus des Lebens Lenz. Bd. II: Bunter Zerrspiegel und lustige Narrenpritsche. Heitere Geschichten und Anekdoten. Bd. III: Schnurrige Leute. Geschichten von Käuzen, Sonderlingen und Narren. Bd. IV: „Der Gespensterfahrer". Seltsame und gruselige Geschichten. — Müller-Rüdersdorf hat uns schon manche wertvolle Sammlung geschenkt: „Mit Herz und Hand", „Deutschland über alles", „Wenn am Baum die Lichter brennen", „Aus der Jugendzeit". Sein Geschick in der Auswahl entspringt seinem feinen Gefühl für das literarisch Wertvolle und das dem jeweiligen Leserkreise Angenehme. Diesmal hat er sich wohl etwas zu viel vorgenommen: 4 Bände auf einmal aus verschiedenen, nicht einmal scharf voneinander getrennten Gebieten. Daß da nicht alles erstklassig ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Aber die einzelnen Bände sind so reichhaltig, daß man auch das eine oder andere Stück oder Stückchen, das nicht ganz gefällt, ruhig mit in Kauf nehmen kann.

Dr. A. Kahle.

Zu den in der vorigen Nummer des „Gral" angezeigten und besprochenen Übersetzungen griechischer Schriftwerke ist noch ein schmuckes Bändchen hinzugekommen: „*Das Geschichtswerk des Herodotos von Halikarnassos*". Übertragen von *Dr. Theodor Braun*. Inselverlag, Leipzig. 8°. 810 S. Geb. 12,— Mk. Braun liefert eine fließende Übersetzung in gutem Deutsch, die nicht nur den Gedanken wiedergibt, sondern auch den Ton des Originals gut trifft und so dieses, soweit es überhaupt möglich ist, ersetzt. Eine knappe, gut orientierende Einleitung, ein sorgfältiges Register der Eigennamen und eine klare Inhaltsübersicht erhöhen den inneren Wert des Buches. Der klare Druck auf feingetöntem Dünndruckpapier und der geschmackvolle Einband in rotem Kaliko machen das Bändchen auch äußerlich zu einer Zierde der Bücherei.

Dr. A. Kahle.

Notiz

Als Ergänzung zu dem Aufsatz Hubert Razinger, Carl Hauptmanns religiöser Weg (Juli-Heft 1927), wird uns mitgeteilt, daß Carl Hauptmanns sämtliche Werke in den Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, übergegangen sind. Ebenso werden die vergriffenen Werke des Dichters vom Horen-Verlag neu verlegt und weiterhin von demselben Verlage ein Band Briefe Carl Hauptmanns noch in diesem Jahre zum ersten Male an die Öffentlichkeit gebracht.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Muckermann, S. J., Münster i. W., Königstraße 36a / Schriftleiter: Josef Hachmann, Münster i. W. / Für Ausland und Rezensionswesen: Joseph Schmitz / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine redtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher[1]

Adolph, Heinrich: „*Die Philosophie des Grafen Keyserling*". Strecker & Schröder, Stuttgart 1927. 8°. 202 S. Leinen 5,30 Mk.

Amori, Graf: „*Die Gasse der tausend Schmerzen*". Weltbücher-Verlag, Berlin 1927. 8°. 281 Seiten.

Anet, Claude: „*Kleinstadt*". C. Weller & Co., Leipzig 1927. 8°. 271 S. Pappbd. 4,80 Mk.

Bensinger, Karl: „*Was bedeutet die Goethesche Faustdichtung dem Menschen und der Menschheit?*" Allgemeine Verlagsanstalt, München 1927. 8°. 418 S. Hlbln. 4,50 Mk.

Berg, L. Dr.: „*Neue religiöse Wege des russischen Geistes*". Mathias-Grünewald-Verlag, Mainz 1927. 8°. 207 S. 4,— Mk.

Beyer, Oskar: „*Die Katakombenwelt*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1927. 8°. 170 S. 9,—, geb. 11,50 Mk.

Birt, Theodor: „*Roxane*". Quelle & Meyer, Leipzig 1927. 8°. 243 S. Ln. 4,— Mk.

Brandes, Georg: „*Urchristentum*". E. Reiß, Berlin 1927. 8°. 149 S.

Brey, Henriette: „*Heiliger Frühling*". H. Rauch, Wiesbaden 1927. 8°. 147 S. Ln. 4,— Mk.

Bubnoff, Nicolai von: „*Kultur und Geschichte im russischen Denken der Gegenwart*". H. Sack, Berlin 1927. 8°. 57 S. Brosch. 3,50 Mk.

Bühner, Karl-Hans: „*Hermann Hesse und*

[1] Für *unverlangt* eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung weder die Verpflichtung zur Besprechung noch zur Rückgabe.

Digitized by Google

Gottfried Keller". A. Bonz Erben, Stuttgart 1927. 8°. 59 S. Geh. 1,50 Mk.

Cassou, Jean: „*Schloß Esterhazy*". Herz, Wien 1927. 8°. 161 S. Ln. 4,50 Mk.

Chesterton, K.: „*Das Paradies der Diebe*". Musarion-Verlag, München 1927 8°. 348 S. Brosch. 4,80 Mk.

Chiesa, Francesco: „*Märzenwetter*". Orell Füßli, Zürich 1927. 8°. 360 S. Geh. 3,60, geb. 4,80 Mk.

Christiansen, Hans: „*Der Frauenstaat*". H. Staadt, Wiesbaden 1927. Großoktav. 114 S. Geh. 3,50 Mk

Couperus, Louis: „*Der verliebte Esel*". Ph. Reclam, Leipzig 1927. Kl.-8°. 202 S. Ln. 2,— Mark.

Diers, Marie: „*Die Kinder des Gestürzten*". M. Seyfert, Dresden 1927. 8°. 260 S. Geh. 4,—, Ln. 6,— Mk.

Doré, Gustav: „*Meine Herren . . .*" P. List, Leipzig 1927. Gr.-8°. 60 S. Geh. 1,80 Mk.

Dörfler, Anton: „*Der Weg aus der Brunnenstube*". Volksverband der Bücherfreunde, 1927. 8°. 264 S. Nur für Mitglieder.

Dürer, Albrecht: „*Gedichte*". Neudeutsche Bücherstube, Nürnberg 1927. Kl.-8°. 23 S. 0,50 Mk.

Duun, Olav: „*Die Juwikinger*". Rütten & Loening, Frankfurt 1927. 8°. 573 S. Geh. 7,50, geb. in Ln. 10,— Mk.

Fehr, Bernhard: „*Englische Prosa*". B. G. Teubner, Berlin-Leipzig 1927. Gr.-8°. 228 S. Geh. 6,— Mk.

Fels, Dr. J.: „*Begriff und Wesen der Nation*". Aschendorff, Münster 1927. 8°. 147 S. Geh. 4,—, geb 5,— Mk

Fischer, Kurt E.: „*Deutsche Briefe*". G. D. W. Callwey, München 1927. Kl.-8°. 202 S. Geh. 2,— Mk.

Fröschel, Georg: „*Der Priester und die Frau*". Weltbücher-Verlag, Berlin 1927. 8°. 281 S. Kart. 3,— Mk.

Fulda, Ludwig : „*Bunte Gesellschaft*". J. G. Cotta, Stuttgart 1927. 8°. 280 S. Kart. 4,80 Mk.

Gentges, Ignaz: „*Tanz und Reigen*". Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin 1927. 8°. 112 S. Kart. 4,20.

Haeseler, Caesar Georg: „*Was aber sagt der Akt*". Dioskuren-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 56 S. Geh. 4,— Mk.

Häfker, Hermann: „*Auswahl aus den Propheten des Alten Testamentes*". G. D. W. Callwey, München 1927. Kl.-8°. 112 S. Geh. 1,— Mark.

Heer, Gottlieb Heinrich: „*Der Getreue*". J. J. Meier, Zürich 1927. 8°. 119 S. Geb. 4,20 Fr.

Heiler, Friedrich: „*Die Wahrheit Sundar Singhs*". E. Reinhardt, München 1927. 8°. 300 S. Geh. 6,40 Mk.

Heyk, Ed.: „*Das Ende der Flittermonde des Heiho*". M. Schauenburg, Lahr 1927. Kl.-8°. 32 S.

Holtze, Friedrich: „*Die Rache ist mein!*" O. Liebmann, Berlin 1927. 8°. 234 S. Geh. 3,50, geb. 4,50 Mk.

Honecker, Martin: „*Logik*". F. Dümmler, Berlin 1927. 8°. 194 S. Kart. 3,80 Mk.

Hugo, Viktor: „*Ein Gerechter*". G. D. W. Callwey, München 1927. Kl.-8°. 86 S. Geh. 1,— Mark.

Kaiser, Hugo: „*Geschichte der Philosophie in Versen*". E. Luther, Hadmersleben 1927. Groß-8°. 51 S. Geh. 3,— Mk.

Kisch, Egon Erwin: „*Der rasende Reporter in Rußland; Zaren, Popen, Bolschewiken*". E. Reiß, Berlin 1927. 8°. 314 S. Geh. 4,50 Mk.

Klabund: „*Die Romane der Leidenschaft*". E. Reiß, Berlin 1927. 8°. 342 S. Geh. 4,50 Mk.

Koeniger, A. M.: „*Zum Kapitel Kirche und Staat*". Haas & Grabherr, Augsburg 1927. 8°. 60 S. Brosch. 1,50 Mk.

Kröger, Timm: „*Eine stille Welt*". G. Westermann, Braunschweig 1927. Kl.-8°. 310 Seiten. Ln. 4 — Mk.

Lafontaine: „*Fünfzig Fabeln*". Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1927. 8°. 125 S. Geh. 4,50 Mk.

Lawrence, D. H : „*Liebende Frauen*". Insel-Verlag, Leipzig 1927. 8°. 637 S. Ln. 8,50 Mk.

Leonhard, Rudolf: „*Tragödie von Heute*". Verlag „Die Schmiede", Berlin 1927. Gr.-8°. 243 S. Geh. 2,80, geb. 4,— Mk.

Lindworsky, Johannes: „*Experimentelle Psychologie*". Kösel & Pustet, München 1927. 8°. 275 S. Halbln. 8,50 Mk.

Luschnat, David: „*Kristall der Ewigkeit*". Selbstverlag, 1927. Kl.-8°. 20 S. Geh. 0,50 Mk.

Man de, Hendrik: „*Der Kampf um die Arbeitsfreude*". E. Diederichs, Jena 1927. 8°. 290 S. Ln. 10,50 Mk.

Maeterlick, Maurice: „*Das Leben der Termiten*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 194 S. Ln. 7,— Mk.

Merimée, Prosper: „*Die Venus von Ille*". G. Müller, München 1927. 8°. 208 S. Hlbln. 2,— Mk.

Merker, Paul: „*Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts*". Bd. II. Hans Sachs. W. de Gruyter, Berlin 1927. (Göschen.) Kl.-8°. 144 S. Ln. 1,50 Mk.

Molnar, Franz: „*Die Dampfsäule*". P. Zsolnay, Wien 1927. 8°. 125 S. Ln. 4,90 Mk.

Moog, Otto: „*Drüben steht Amerika*". G. Westermann, Braunschweig 1927. 8°. 142 S. Kart. 3,50 Mk.

Müller, Erich Siegfried: „*Flut*". (Drama.) Gralsburg-Verlag, Kaiserslautern 1927. 8°. 54 S.

Müller, Erich Siegfried: „*Die Legende vom hl. Gral und der moderne Mensch*". Gralsburg-

Digitized by Google

Verlag, Kaiserslautern 1927. Gr.-8°. 15 S. 0,50 Mk.

Oesteren, F. W.: „*Die Pflicht, zu schweigen*". G. Hackebeil, Berlin 1927. 8°. 262 S. Ln. 5,— Mk.

Paland, Marianne: „*Harfenklänge*". E. Pierson, Dresden 1927. 8°. 172 S. Geb. 4,— Mk.

Pastor, Ludwig, Freiherr von: „*Geschichte der Päpste*". Bd. XII. Herder, Freiburg 1927. Gr.-8°. 700 S. Ln. 24,— Mk.

Raab, Julius: „*Wissenschaft, Philosophie und Kultur*". Meyersche Hofbuchhdl., Detmold 1927. 8°. 124 S. Geh. 4,— Mk.

Rebiczek, Franz: „*Menschheit*". C. Konegen, Wien 1927. 8°. 273 S. Geh. 4,—, geb. 6,— Mk.

Reimer, Thomas Wilhelm: „*Sonette und Terzinen*". K. Bock, Berlin 1927. 8°. 50 S. Halbl. 4,— Mk.

Reinmichl: „*Zu seinem 60. Geburtstage*". Tyrolia, Innsbruck 1927. 8°. 135 S. Kart. 1,50 Mark.

Rieneck, Konrad: „*Bürgerschreck*". Eigenbrödlerverlag, Berlin 1928. 8°. 288 S. Ln. 6,— Mark.

Roberts, G. D. Charles: „*Die Burg im Grase*". Universitas, Berlin 1927. 8°. 197 S. Geh. 3,— Mk.

Saar Ferdinand von: „*Rosen im Zypressenhain*". Hesse & Becker, Leipzig 1927. 8. 410 S. Ln. 2,85 Mk.

Saaz, Johannes von: „*Der Ackermann aus Böhmen*". G. D. W. Callwey, München 1927. Kl.-8°. 88 S. Geh. 1,— Mk.

Sartorius von Waltershausen: „*Weltwirtschaft und Weltanschauung*". G. Fischer, Jena 1927. Gr.-8°. 172 S. Brosch. 9,— Mk.

Schilgen, Hardy: „*Im Dienst des Schöpfers*". J. Bercker, Kevelaer 1927. 8°. 93 S. Kart. 1,80 Mk.

Schoenfeldt, Hildegard von: „*Umflorte Kristalle*". O. Neugebauer, Wien 1927. 8°. 88 S. Ln. 4,— Mk.

Sievert, Elisabeth: „*Rettungen*". G. D. W. Callwey, München 1927. Kl.-8°. 82 S. Geh. 1,— Mk.

Schmoll von Eisenwerth: „*Die Kunst und die Gegenwart*". A. Bonz Erben, Stuttgart 1927. 8°. 23 S. Geh. 1,— Mk.

Schojer, Dr. Josef: „*Ein Vergißmeinnicht auf ein Bischofsgrab*". Badenia, Karlsruhe 1927. 8°. 109 S. Ln. 2,80 Mk.

Süskind, W. E.: „*Tordis*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. 8°. 256 S. Ln. 5,50 Mark.

Stevenson, Robert Louis: „*Der schwarze Pfeil*". J. C. C. Bruns, Minden 1927. 8°. 352 S. Ln. 4,50 Mk.

Strauß, Ludwig: „*Ruf aus der Zeit*". L. Schneider, Berlin 1927. Gr.-8°. 14 S. 0,50 Mk.

Strindberg, August: „*Historische Miniaturen*". G. Müller, München 1927. 8°. 217 S. Halbln. 2,— Mk.

Valery, Paul: „*Eupalinos*". Inselverlag, Leipzig 1927. 8°. 208 S. Halbln. 6,— Mk.

Valery, Paul: „*Herr Teste*". Inselverlag, Leipzig 1927. 8°. 123 S. Halbln. 5,50 Mk.

Vigny Benno: „*Nell John*". Weltbücher-Verlag, Berlin 1927. 8°. 363 S. Geh.

Vitt, Emmy: „*Anneruth*". Wellersberg-Verlag, Lindenberg 1927. Kl.-8°. 36 S. Geb 2,— Mk.

Wahnes, Günther H.: „*Freundliches Begegnen*". F. Frommann, Stuttgart 1927. 8°. 272 S. 32 Tafeln. Ln. 6,50 Mk.

Wendling, E.: „*Achilleus. Das homerische Urepos*". Verlag Boltze, Karlsruhe 1927. 8°. 106 S. 3,— Mk.

Zuckmayer, Karl: „*Ein Bauer aus dem Taunus*". Propyläen-Verlag, Berlin 1927. Kl.-8°. 160 S. Ln. 2,20 Mk.

Digitized by Google

Bekritteln

verrät wenig Sachkenntnis, wenn man irgendeine Sache nur als „gut" oder „schlecht" oder dergleichen bezeichnet.

Wenn Sie die Eigenschaften irgendeines Weines in den verschiedenen Abtönungen klar bezeichnen wollen, so beachten Sie die heutige Beilage der Weingutsbesitzer Heinrich Haupt & Co. in Trier, welche ihre Freunde in diesem Sinne zu unterrichten suchen. Die täglich einlaufenden begeisterten Zuschriften beweisen, daß hier der Versuch einer Aufgabenlösung unternommen wird, wozu man größten Erfolg wünschen kann.

Damen oder Herren, welche in den besten Kreisen eingeführt und bereit sind, die stille Vertretung dieser Firma zu übernehmen, werden um vertrauliche Mitteilung gebeten.

810

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

1. Dichtung

Seite

B . . . . l, H., Am Weihnachtsabend (Gedicht) 135
— Gedicht 285
— Nebellandschaft (Gedicht) 310
— Mein stilles Zelt (Gedicht) 340
— Heideblume (Gedicht) 436
— Schöpfungsmorgen (Gedicht) 472
— Tiefe Stellen (Gedicht) 541
— Nur keine Träne jetzt 685
Balzac, Honoré de, Über den Erfolg (Zitate) 502
Behn, Siegfried, Das fromme Kind (Gedicht) 165
Bittrich, Max, Sahara (Gedicht) 307
Bley, Wulf, Stille (Gedicht) 219
Breuer, Jörg, Das Kind (Novelle) 406, 475, 542
Buchheit, Gert, Simonetta (Skizze) 18
— Die Mouche (Erzählung) 151
— Der Geist des Colleoni 763
Capellmann, Heinrich, Wie Ritter Reinart von Eynendael zu St. Cornely Gnade fand . 138, 205
Christians, H. F., Dankbarer Ich (Gedicht) 429
Dietmar, Wolf, Zwischen Tag und Traum (Gedicht) 6
Ehrhart, Otto, Geburt der Libelle (Skizze) 284
— Das verlassene Haus (Erzählung) 621
Euringer, Richard, Das Gebet (Skizze) 85
Grazie, M. E. delle, Die Zwei (Erzählung) 7, 77
— Im Volkston (Gedicht) 109
Habersack, Sophie, Die Wetterhexe (Skizze) 430
Hadina, Emil, Tod und Leben (Gedicht) 299
Hall, Hermann, Die Flucht aus Venedig (Erzählung) 216
— Verklärung (Erzählung) 282
— Die letzte Feier (Erzählung) 489
Hasenkamp, Gottfried, Das Kind (Gedicht) 755
Hengstenberg, Mädchen bei Nacht (Gedicht) 42
Hillekamps, C. H., Frühes Erlebnis 743
Holzamer, Karl, Vom plumpen Berg und dem spitzen Kirchturm (Skizze) 550
Hohlfeld, Dora, Die lustige Frau auf Schaudichum 693
Kamp, Joseph, Herbst (Gedicht) 779
Karaiskakis, Sitsa, Die Insel des großen Friedens (Erzählung), Übertragung von Peter Hein aus dem Neugriechischen 148
Kederer, Ernst, Weltgrund (Gedicht) 215
Korningen, Erich, Maria Theresias letztes Gebet 220
Kuhr, Alexander, Gedichte 618
Lichtenberg, Franz Joseph, Venedig 721
Luschnat, David, Rainer Maria Rilkes Tod (Gedicht) 618
— Am endlichen Ziel (Gedicht) 630
Marwitz, Roland, Grauen (Gedicht) 633
Matthies, Kurt, Das alte Manuskript (Gedicht) 244
Mayer-Eschenbacher, Ferdinand, Michelangelos Flucht ins Gebirge 15
— Die Bergpredigt (Gedicht) 164
— Mariens Stern (Gedicht) 321
— Das Heilandskreuz (Gedicht) 383
— Das Ende am Wannsee (Skizze) 557
Mayrhofer, Johannes, Der Mann aus Java (Erzählung) 183

Digitized by Google

Meyer-Eckhardt, Die Kreuztragung (Gedicht) . . . 776
— Die Vertreibung (Gedicht) . . . 768
Menghin, Oswald, Weltverloren (Gedicht) . . . 491
— Das Leben — ein Traum (Gedicht) . . . 496
Moens, Wies, Gedicht, übersetzt von Dr. Decroos . . . 488, 560
Nobre, Antonio, Ich klag' (Gedicht) Aus dem Portugiesischen von L. Ey . . . 549
Puschkin, Alexander, Der Prophet (Deutsch von Henry v. Heiseler) . . . 24
Rader, Mathäus, Ein Lied vom Tod (Gedicht) . . . 69
Rotter, Kurt Erich, Dämmerungen um Gott (Gedicht) . . . 448
Ruoff, Gert, Der Sämann (Gedicht) . . . 483
Sachse, Margarethe, Oktober (Gedicht) . . . 51
Sagebiel, Franz, Erwachen (Gedicht) . . . 627
Schliepmann, Hans, Libelle (Gedicht) . . . 576
Schrönghamer-Heimdal, F., Herbstweihe (Gedicht) . . . 92
— Erste Flocken (Gedicht . . . 152
Schmitt, J, St., Der Jäger aus Kurpfalz (Novelle) . . . 420
Schmitz, Paul A., Puschkins Tod (Erzählung) . . . 348
Schneider, Betty, Ave, vita (Skizze) . . . 223
Schuster, Rudolf, Erlösung (Novelle) . . . 608
Seidel, Ina, Trost (Gedicht) . . . 347
Seidenfaden, Theodor, In den Nordseedünen (Gedicht) . . . 114
— Gekrönte Tage . . . 760
Silesius, Angelus, Sie hält ihn, daß er soll bei ihr bleiben (Gedicht) . . . 363
Singdahlsen, O. Lie, Der Elchochse und die Mäuse . . . 484
Steguweit, Heinz, Kanzleigasse Nr. 8 (Skizze) . . . 89
Suso-Waldeck, Heinrich, Sieben Vögel (Gedicht) . . . 443
— Für Maria (Gedicht) . . . 445
— Heute war nichts mein (Gedicht) . . . 455
Thielen, Gertrud, Kelche . . . 676
Ursina, Charlotte, Meister Sebastian (Erzählung) . . . 272, 341
— Abi Sacha (Erzählung) . . . 627
Walter, Edith von, Nachtgespräch auf der Brücke (Skizze) . . . 757
Wolff, Leonhard, Der geigende Poet (Erzählung) . . . 686

2. Aufsätze

Alker, Ernst, Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit . . . 364, 431
Arns, Karl, Zeitgenössische englische Lyrik und moderne Präraffaeliten . . . 700
Bachmann, Heinrich, Erinnerung an Georg Trakl . . . 110
— Gedichte von gestern und vorgestern . . . 785
Bock, Kurt, Des Gedichtes Wille . . . 520
— Gotik, Romantik, Expressionismus . . . 652
— Dichtung und Weltsicht . . . 789
Buchheit, Gert, Neue Romane . . . 582, 646
Bücker, Hans, Das ewig ungestillte Herz . . . 308
Demmig, Charlotte, Marcel Proust . . . 286
— Der Seelenrealismus im modernen Roman . . . 780
Ebel, Georg Das Satirische im slawischen Volkslied . . . 631
Eckardt, Andreas, Koreanische Volkspoesie . . . 179
Fischer, Johannes Maria, Euphrat . . . 355
Forst de Battaglia, Otto, Stefan Zeromski . . . 561
George, Walter, Zur Magdeburger Theaterausstellung . . . 722
Graetzer, Franz, Ein unerkannter Dramatiker . . . 322
Gurian, Waldemar, Léon Bloy . . . 160
Hachmann, Joseph, Neue Lyrik . . . 47, 119, 318, 387
— Auferstehungsgedanken . . . 403
Haller, Edmund, Das Jesuitendrama als Dichtung des kath. Glaubens . . . 777
Hasenkamp, Gottfried, Die österlichen Mysterien . . . 444
Karp, Joseph, Das Droste-Problem . . . 585
Keulers, P. H., Verwirrung der Gefühle . . . 316

Digitized by Google

Keulers, P. H., Neue Romane 446, 518
— Lebensromane großer Tondichter 718
Kjerbüll-Petersen, Lorenz, Theater und Drama 245, 378, 449, 513, 577, 641, 713
Leitich, Ann Tizia, Die Revolte der amerikanischen Intelligenz 696
Mark, H. van de, Die neueste französische Romanliteratur 20
— Chronik der französischen Literatur 765
Meisels, S, Das geflügelte Wort 52
Menke, Benitius, Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit 33, 93, 133
Meridies, Wilhelm, Der Erzähler Hans Franck 248
Möhlig, Karl, Strindberg und sein Weltbild 224
Muckermann, Friedrich, Auf der Gralwarte . . 25, 103, 166, 232, 300, 369, 437, 503, 569, 634, 703, 769
— Ein Gespräch mit Thomas Mann 72
— Deutsche Weihnacht 136
— Zu Franz Werfels „Paulus" 201
— Die Nacht ohne Sterne 267
— Sedes Sapientiae 471
— Pfingstrosen 538
— Trau, schau, wem 603
— Paul Claudel 671
— Was ich in Koblenz gesagt hätte, wenn 739
Preindl, Hermann, Die „Antlitzgedichte" von Suso-Waldeck 454
— Wander- und Pilgerfahrten 677
Razinger, Hubert, Carl Hauptmanns religiöser Weg 649
Renner, Gustav, Kultur und Karikatur 442
Reuter, Hubert de, Die neue Gestalt und der neue Gehalt des modernen Romanes 43
— Neue Romane 115, 176, 311, 384
Schaffran, Emerich, Der hl. Franz v. Assisi und die Not der gegenwärtigen Kunst 1
Schamoni, Wilhelm, J. K. Huymans 497
Schmitz, Paul A., Ausblicke auf die Entwicklung des Films 54
— Filmdämmerung 121
— Filmeuropa — Filmamerika 251
— Filmoper und sprechender Film 521
Schreyvogl, Friedrich, Rainer Maria Rilke 337
Schulte, Wilhelm, Das Görreswerk 791
Sturm, Hans, Schwester Hadewych 240

3. Mitteilungen

Notizen 64
Via sacra 182
Kalenderschau 194
Kleine Mitteilungen 400
Demmig, Charlotte, Stimmen des Auslandes . . 130, 195, 262, 332, 399, 456, 523, 589, 653, 724, 795
Zu unseren Kunstbeilagen 56, 123, 185, 253, 324, 390, 459, 526, 591, 656, 727, 797

4. Bildbeilagen

Friedrich C. D., Sturzacker . . . . . vor Seite 1
November . . . . . „ „ 65
Weyden, Rogier van der, Anbetung der hl. 3 Könige . . . . . „ „ 133
Rodin, Auguste, Johannes der Täufer . . . . . „ „ 201
Colla, Hettore, Beethovenbüste . . . . . „ „ 267
Corot, Landschaft . . . . . „ „ 335
Rubens, Peter Paul, Der ungläubige Thomas . . . . . „ „ 403
Moortgat, Achilles, Rosa mystica . . . . . „ „ 471
Schaffran, Emmerich, Inneres von St. Stefan . . . . . „ „ 537
Tardos-Krenner, Viktor, Portiunkula und Stigmatisation des hl. Franz v. Assisi . „ „ 603
Fünf Bilder von der Deutschen Theaterausstellung in Magdeburg . . . . . „ „ 671
Lawrence, Thomas, Kind mit Bütte . . . . . „ „ 738

Digitized by Google

5. Besprochene Bücher

Adler, Fritz, Waldemar Bonsels, sein Weltbild und seine Gestalten . . . 575
Altmann, Otto, Unter Segelpyramiden und Tropensonne . . . 666
Ammer-Cüller, Jovan, Die Frauen der Coornvelts . . . 530
Amoretti, G. V., Hölderlin . . . 254
— An heiligen Quellen . . . 261
Andersen, H. Ch., Märchen und Geschichten . . . 190
Andersen, Melville, Best, Karl G. Rendtorr, Frank Angeli, William Briggs, „Ewald Flügel" . . . 254
Anet, Claude, La fin d'un monde . . . 23
Anheißer, Roland, Mein Köln . . . 392
Andler, Charles, Nietzsche und Jakob Burckhardt . . . 256
Apulejus, Der sogenannte goldene Esel (Übertragung von Albrecht Schaeffer) . . . 330
Arnold, Erna, Goethes Berliner Beziehungen . . . 58
Baader, Franz von, Die Herdflamme . . . 31
Bab, Julius, Goethe und die Juden . . . 376
Baberadt, Karl Friedrich, Das Haus zum Landsknecht . . . 128
Bacon, Francis, Neu-Atlantis . . . 533
Baeseke, Georg, Reinhard Fuchs . . . 331
Ball, Hugo, Die Flucht aus der Zeit . . . 637
Barclay, L. Florence, Die Scheidewand . . . 396
Barthel, Max, Die Mühle zum Toten Mann . . . 888
Bartsch, Rudolf Hans, Nur ein Lied . . . 708
— Das Glück des deutschen Menschen . . . 805
Bashkirtseff, Marie, Confessions . . . 24
Bäte, Ludwig, Weg durch Wiesen . . . 787
Batzer, Maria, Im grünen Wagen . . . 129
— Müslin . . . 192
Bauer, Peter, Die Gotteswiese . . . 60
Baumann, Emilie, Der hl. Paulus . . . 271
Baur, Ludwig und Decker, Franz, Schaffenslust und Lebensfreude . . . 597
Bech, Joseph, Alarm . . . 396
Becker, Julius Maria, Gestürzte Cherubim . . . 60
Becker, Bernhard, Goethes Reise nach Hamburg und Helmstedt . . . 708
Beitz, Egid, Cäsarius von Heisterbach und die bildende Kunst . . . 593
Benkard, Lorenzo Bernini . . . 728
Benndorf, Kurt, Lob der Stille . . . 787
Bergemann, Fritz, Bettinas Leben und ihr Briefwechsel mit Goethe . . . 60
Bergengruen, Werner, Das Brauthemd . . . 60
— Das große Alkahest . . . 125
Berger, Louis, Der alte Harkort . . . 465
Bernanos, Georg, Die Sonne Satans . . . 271
Bernus, Alexander von, Stift Neuburg . . . 787
Betsch, Roland, Der blinde Tod . . . 117
Beyer, H. W., Die Religion Michelangelos . . . 256
Bie, Oskar, Das deutsche Lied . . . 394
Bier, Justus, Tilmann Riemenschneider . . . 123
Biese, Alfred, Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten . . . 31
Bilabel, Dr., Aus Küche und Keller der Alten . . . 665
Binding, Rudolf, Reitvorschrift für eine Geliebte . . . 466
Bittrich, Max, Der Sünder . . . 321
Bloch, Jean Richard, Simmler & Co. . . . 660
Bloem, Walter, Mörderin . . . 595
Blume, Bernhard, Fahrt nach der Südsee . . . 449
— Bonaparte . . . 449
Blunk, Hans Friedrich, Kampf der Gestirne . . . 661
Böhm, Gustav, Zwanzig Gedichte . . . 121
Boie, Margarete, Moiken Peter Ohm . . . 193
Boehn, Max von, Antike Mode . . . 665
Bonin, Elsa von, Borwin Lüdekings Kampf mit Gott . . . 386

Digitized by Google

Seite

Bonsels, Waldemar, Der Wanderer zwischen Staub und Sternen 575
Bornhausen, Kurt von, Wir heißen's fromm sein 708
Bordeaux, Henri, Le chemin de Roselande 23
— Les jeux dangereux 23
Borrmann, Martin, Der Don Juan der halben Dinge 329
Boßhart, Jakob, Auf der Römerstraße 663
Bourget, Paul, L'envers du décors 24
Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen 716
Bradl, Emil, Das unsichtbare Gesicht 463
Brandenstein, Bela Freiherr von, Grundlegung der Philosophie 659
Brandenburg, Hans, Das neue Theater 774
Braun, Johannes, Vom Wesen und Wollen katholischer Bücherarbeit 512
Braun, Felix, Die Taten des Herakles 800
Braun, Theodor, Geschichtswerk des Herodotos 807
Brausewetter, Arthur, „Und hätte der Liebe nicht . . ." 730
Breme, M. J., Vom Leben getötet 235
Brenner, Heinz, Märchen 190
Brennert, Hans, Die Stadt ohne Schlaf 398
Brey, Henriette, Die blaue Stunde 599
Briel, Rosa, Im Banne des Blutes 128
Bronnen, Arnolt, Dramatische Werke 378
Brosin, Maria, Aus dem Jugendlande einer alten Frau 666
Brüggemann, G. A., Wortschatz und Sprachform 255
Brust, Alfred, Die verlorene Erde 386
Buchhorn, Joseph, Student sein 331
Buchner, M., J. v., Görres in Vergangenheit und Gegenwart 708
Burdach, Konrad, Goethe und sein Zeitalter 708
Busch, Gertrud, Wundersame Dinge 190
Busch, Andreas, Die Kreuzzüge in den Bildern von Gustav Doré 186
Carus, C. G., Werke 727
Cartellieri, Otto, Am Hof der Herzöge von Burgund 529
Castle, Eduard, In Goethes Geist 376
Castle, Eduard, Deutschösterreichische Literaturgeschichte 728
Catull, Gedichte 261
Central-Vereins-Zeitung 776
Chamberlain, H. St, Goethe 708
Chesterton, G. K., Der Mann, der zu viel wußte 193
— Menschenskind 665
Christaller, Helene, Tagebuch der Annette 169
Claudel, Paul, Der Bürge 714
— Der erniedrigte Vater 676
Cohausz, Otto, Jesus Christus, der König der Welt 261
Colerus, Egmont, Weiße Magier 801
Cölln, Detlef, Klaus Groth 806
Conrad, Joseph, Jugend, der Geheimagent, Spiel des Zufalls, Schattenlinie 327
Corinth, Lovis, Selbstbiographie. 186
Couperus, Louis, Iskander 259
Creutz, Max, Heinrich Nauen 59
Damman, W. H., Der Schlotbaron 396
Darboven, A. M., Schillers sittliche Forderungen 573
Das Siegel. Jahrbuch katholischen Lebens 28
Dehio, Georg, Geschichte der deutschen Kultur 124
Dehmel, Richard, Bekenntnisse 508
Dempf, Alois, Die Ethik des Mittelalters 592
Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor 107
Des Archipoeten erhaltene Gedichte, Herausgeber W. Stapel 776
Dessauer, Friedrich, Philosophie der Technik 371
Deutsche Jugendbücher 191
Deutsche Jugendbücherei 532
Deutschmann, Maria, Spes unica 734

Digitized by Google

Didring, Ernst, Inseln des Sturmes . . . 530
Dickmann, Alois, La Cathédrale d'après les études de Ch. Morice, Aug. Rodin, I. K. Huysmans, Maurice Barrès . . . 324
Dietrich, Rudolf, Lateinische Sprüche . . . 255
Dilzer, Amalie, Elisabeth Löns . . . 331
Dobschütz, E. von, Der Apostel Paulus . . . 658
Dolezich, Gabriele, Die Mystik Jan van Ruysbroeks des Wunderbaren . . . 658
Dörfler, Peter, Die Braut des Alexius . . . 633
Dornau, C. von, Nipperchen . . . 466
Duhamel, Georges, La Pierre d'Horeb . . . 23
Dvorak, Max, Geschichte der italienischen Kunst im Zeitalter der Renaissance . . . 593
Dwinger, Edwin Erich, Korsakoff . . . 466
Ebermayer, Erich, Kaspar Hauser . . . 516
Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift vom Jahre 1326 . . . 658
Edschmid, Kasimir, Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein . . . 649
Ehl, Heinrich, Die norddeutschen Feldsteinkirchen . . . 459
Eidlitz, Walter, Die Gewaltigen . . . 129
Eisgruber, Tilde, Von Pechvögeln und Glückspilzen . . . 190
Emerson, Ralph Waldow, Lebensführung . . . 325
Engel, Eduard, Goethe, der Mann und das Werk . . . 373
Enzinger, Alfred, Deutschlands jüngste Vergangenheit . . . 129
Epiktet, Was von ihm erhalten ist . . . 331
Erbse, Walter, Nachtschatten . . . 60
d'Ester, Karl, Rheinsagen . . . 61
Faber, Hans-Georg, Die letzte Liebe des Kaisers Hüan-Dsung . . . 734
Falk, Minna, Ehe . . . 466
Färber, Otto, Krieg dem Frieden . . . 665
Fechter, Paul, Der Ruck im Fahrstuhl . . . 328
Federer, Heinrich, Das deutscheste ABC . . . 262
Federn, Etta, Christiane von Goethe . . . 376
Federn-Kohlhaas, Goethes Faust . . . 708
Feiten, Joseph, Bunte Fracht . . . 262
Feldigl, Ferdinand, Der Weg übers Moor . . . 649
Ferling, Robert, Glühende Ketten . . . 598
Feuchtwanger, Lion, Die häßliche Herzogin Maultasch . . . 187
Fichte, Johann-Gottlieb, Politische Fragmente . . . 574
Finkh, Marianne, Die goldene Gans. Rumpelstilzchen . . . 191
Fischer, Paul, Dostojewski . . . 143
Flaubert, Gustave, Herodias . . . 193
Fleuron, Svend, Sigurd Torleiffons Pferde . . . 466
Fliegel, Alice, Liebe . . . 599
Francé, Raoul, Ewiger Wald . . . 130
Forest, Ellen, Yuki San . . . 730
St. Francisci Blütengärtlein . . . 527
Franck, Hans, Minnermann . . . 584
Frankenberger, Julius, Walpurgis . . . 105
Frenßen, Gustav, Otto Babendiek . . . 315
Freudenheim, Hans, Der graue Weg . . . 47
Freudenthal, J., Spinoza . . . 797
Freytag, Gustav, Das Nest der Zaunkönige . . . 192
Friedländer, Max, J., Der Holzschnitt . . . 460
Fuchs, Rudolf, Ein Erntekranz aus 100 Jahren tschechischer Dichtung . . . 594
Gachons, Jacques des, Gens de France du labeur . . . 24
Gaheis, Gaukler im Altertum . . . 665
Galsworthy, John, Der silberne Löffel . . . 785
Geiger, S., Der Intuitionsbegriff in der katholischen Religionsphilosophie der Gegenwart . . . 391
Geißler, Willi, Der Bauernkrieg . . . 460
Genevoix, Maurive, Raboliot . . . 23
Gengnagel, Karl, Neue Frankfurter Verse . . . 786
Geefken, Johannes, Griechische Literaturgeschichte . . . 665

Digitized by Google

Seite

Gerard, Dorothea, Krumme Pfade 60
Ginzkey, Franz Karl, Der Kater Ypsilon 533
Giraudoux, Jean, Bella 23
Gnauck-Kühne, Goldene Früchte aus dem Märchenland 109
Görres, Joseph von, Briefe an seine Braut und Familie 257
Goethe, J. W. von, Werke (Bibliographisches Institut, Leipzig) 708
Große Meister, Goethe, I. Band 376
Goethekalender für das Jahr 1927 376
Goethes Werke (Bibliographisches Institut, Leipzig) 105
Goethes Werke (Bibliographisches Institut, Leipzig) 238
Götz, Heinrich, Breslauer Kirchen 324
Goetz, Wolfgang, Neidhardt von Gneisenau 513
Goyau, Georg, Friedrich Ozanam 597
Grabmann, Martin, Die Kulturwerte der deutschen Mystik des Mittelalters 108
Grabowsky, Adolf, Der Herzog von Westminster 517
Graf, Oskar-Maria, Finsternis 398
— Wir sind Gefangene 773
Grambow, Otto, Das grüne Licht 60
Gratowsky, Paul, Sächsisches Dichterbuch 327
Grazie, Marie Eugenie delle, Unsichtbare Straße 511
Grazie, M. E., Gruhner, E., v. Stockhausen, J., Heimlich bluten Herzen 510
Grieg, Nordahl, Und das Schiff geht weiter 801
Grillparzer, Franz, Der arme Spielmann 511
Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen 180
Grimm, Hans, Volk ohne Raum 259
Gröber, Karl, Palästina, Arabien und Syrien 325
Grogger, Paula, Das Grimmingtor 328
Gruehn, Werner, Religionspsychologie 261
Günther, L., Von Wörtern und Namen 255
Gunnarsson, Gunnar, Die Leute auf Borg 801
Hadina, Emil, Himmel, Erde und Frauen 321
Hafischer, Karl, Der Wanderer nach Niemandsland 127
Hagemann, Walter, Das erwachende Asien 598
Haller, Johannes, Das altdeutsche Kaisertum 32
Hammerstein, Hans, Die Ungarn 262
Hamsun, Knut, Der wilde Chor 594
Handel-Mazzetti, Enrica von, Das Blutzeugnis 503
Hankamer, Paul, Jakob-Böhme-Lesebuch 30
Hantsch, Hugo, Jakob Prandtauer 727
Hardy, Thomas, Teß von d'Urbervilles 125
Harms, Rudolf, Philosophie des Films 804
Hartunger, Alfons, Lumpazius Erdenfahrt 533
Hartmann von der Aue, Der arme Heinrich 802
Hauptmann, Gerhart, Dorothea Angermann 301
Hauptmann, Karl, Tantaliden 638
Hausbuch niederdeutscher Lyrik 802
Havemann, Julius, Der Barbar und andere Novellen 596
Hecker, Max, Jahrbuch der Goethegesellschaft 105
Heeß, Wilhelm, Wilhelm Raabe 806
Heinrich, Karl Borromäus, Religiöse Erzählungen 663
Heise, Karl Georg, Lübecker Plastik 258
Hegeler, Wilhelm, Die zwei Frauen des Valentin Key 595
Heinen, Anton, Feierabende mit jungen Staatsbürgern 735
Heller, Nikolaus, Des Mystikers Heinrich Seuse Deutsche Schriften 31
Hémon, Louis, Battling Malone 23
Heraklit: Fragmente 664
d'Herbigny, Michel, Das Kreuz unterm Sowjetstern 709
Herm, Heinrich, Dome im Feuer 128
Hermann, Paul, Nordische Heldensagen 331
Herwig, Franz, Die Eingeengten 315

Digitized by Google

Seite

Herwig, Franz, Willi siegt . . . 731
Herz, Hermann, Peter Schwabentans Schaffen und Träumen . . . 734
Herzfeld, Marie, Lionardo da Vinci . . . 257
Hesse, Hermann, Geschichten aus dem Mittelalter . . . 130
— Der Steppenwolf . . . 773
Heynike, Kurt, Kampf um Preußen . . . 515
Hildebrand, Rudolf, Geist . . . 326
Hiltbrunner, Hermann, Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen . . . 130
Hirschberg, Leopold, Reliquienschrein des Meisters K. M. v. Weber . . . 735
Hohlbaum, Robert, Die deutsche Passion, der Weg nach Emmaus, die Pfingsten von Weimar 661
Höfer, Anton, Peter Zwiesewind . . . 801
Hofmann, Anton Adalbert, Der schwarze Jobst . . . 328
Hofmannsthal, Hugo von, Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften . . . 574
Hohenheim, Theophrast von, Sämtliche Werke . . . 326
Holden, Nelly, Elisabeth Chryssanthis . . . 126
Hölderlin, Oedipus . . . 665
Hollander, Walther von, Auf der Suche . . . 785
Holtei, Karl von, Christian Lammfell . . . 331
Hosie, Dorothea, Menschen in China . . . 730
Hruschka, Annie, Der Feind aus dem Dunkel . . . 532
— Der Tote aus Brasilien . . . 801
Hull, E. M., Der Scheich . . . 599
Hutschinson, A. S. M., Das Kartenhaus . . . 464
Jacobi, Heinrich, Schriften . . . 391
Jacques, Norbert, Der Feueraffe . . . 596
Jahrbuch 1927 . . . 237
Jahresbericht der Görresgesellschaft . . . 708
Jaloux, Edmond, Le coin des Cyprès . . . 23
Janetschek, Der Titan . . . 721
Jansen, Werner, Geier auf Marienburg . . . 448
Janßen und Schräpel, Niederdeutsches Balladenbuch . . . 327
Ifert, Wilhelm, Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit . . . 574
Ilg, Paul, Der rebellische Kopf . . . 533
Jubiläums-Almanach . . . 238
Jungnickel, Max, Lichter im Wind . . . 188
Kafka, Franz, Das Schloß . . . 583
Kahle, Karl, Hermann Löns und die Frauen . . . 331
Kalckreuth, Dunbar von, Dreitausend Jahre Rom . . . 523
Kälin, Karl, Der Sieger auf Futuna . . . 192
Kallen, Gerhard, J. Görres und der deutsche Idealismus . . . 392
Kamnitzer, Ernst, Shakespeare, Der Londoner verlorene Sohn . . . 579
Kampf um München als Kulturzentrum . . . 302
Kaergel, H. Ch., Das Hermann-Stehr-Buch . . . 507
Kaergel, Hans, Wolkenkratzer . . . 262
Karwath, Juliane, Marie Duchanin . . . 596
Kautz, Heinrich, Im Schatten der Schlote . . . 461
Katann, Oskar, Grillparzerstudien . . . 511
Keller, Paul, Marie Heinrich . . . 596
Kersten, Hans, Goethes Bremer Freund Dr. Nik. Meyer . . . 708
Kesser, Hermann, Straßenmann . . . 597
— Die Peitsche . . . 597
Kierkegaard, Sören, Die Werke, Erster Teil . . . 776
Kiesgen, Laurenz, Der Märchenvogel . . . 191
Kieslinger, Franz, Die mittelalterliche Plastik in Österreich . . . 393
Kinck, Hans, E., Renaissance . . . 597
Kindermann, Rolf, Meinem Glauben — meinem Volk . . . 803
Kipling, Rudyard, Das Licht erlosch. Dunkles Indien . . . 732
Kircher, Rudolf, Engländer . . . 598
Kiß, Edmund, Der Weg aus der Nacht . . . 386
Klee Gotthold Deutsche Literaturgeschichte . . . 185

Digitized by Google

Kleinschmidt, Beda, St. Franziskus von Assisi in Kunst und Legende 393
— Geschichte der christlichen Kunst 593
Kliutschewskij, W., Geschichte Rußlands 32
Klug, I., Die Tiefen der Seele 512
Kneip, Jakob, Hampit der Jäger 640
Knies, Richard, Härassa und Siebenguldenkäs 533
Kofler, Franz-Josef, Die Leiden der Forelle Finga 128
Kohlenegg, Viktor von, Der Gast auf Juchhee 464
Köhler, Willibald, Hermann Stehr 507
Köhler, F., Metaphysische Psychologie und ihre Beziehungen zur Religion 727
Kohne, Gustav, Jugendsehnen, Mannesstreben, Heldenleben 396
Kollbrunner, Oskar, Treibholz 329
König, Eberhardt, Thedel von Wallmoden 448
Konrad von Würzburg, Die goldene Schmiede 803
Kosch, Wilhelm, Deutsches Literatur-Lexikon 800
Köster, B., Schwedenchronik. Clemenswerth 61
Krane, Anne Freiin von, Blätter von meinem Lebensbaum 130
Kubczak, Viktor, Ostwartjahrbuch 170
Lagarde, Paul de, Schriften für das deutsche Volk 271
Lagerlöff, Selma, Charlotte Löwensköld 259
Lambrecht, Nanny, Der Raub auf der Königsburg 598
Landor, A. H., Der wilde Landor 465
Langheinrich, Franz, Gedichte 787
Larsen, Anker J., Bei offener Tür 798
Lauff, J. v., Der Prediger von Aldekerk 649
Le Corbusier, Kommende Baukunst 392
Leicher, Richard, Die Totenklage in der deutschen Epik 729
Lessing, Theodor, Rudolf Hans Bartsch 805
Lersch, Heinrich, Manni 398
— Mensch in Eisen 785
Level, Maurice, Entsetzen 532
Lewin, Ludwig, Die Jagd nach dem Erlebnis 254
Lewin, Samuel, Dämonen des Blutes 262
Lewis, Sinclair, Die Benzinstation 731
Leyen, Friedrich von der, Geschichte der deutschen Dichtung 185
Lhande, Pierre, Bilbilis 23
Lieb, Fritz, Franz von Baaders Jugendgeschichte 107
Lienert, Meinard, Das Mark im Bergholz 533
Liertz, Rhaban, Über Seelenaufschließung 326
Liesenberg, Carl, Peter Joseph Löllgen 465
Ljeskow, N., Die Domherren 188
Lill, Georg, Deutsche Plastik 258
Lindner, Tilly, Die Alpenschilderung bei den deutschen Dichtern und Erzählern 186
Linzen, Karl, Die gefrorene Melodie 117
Lippl, Alois, Das Überlinger Münsterspiel 774
Lissauer, Ernst, Ewige Pfingsten 778
London, Jack, Lockruf des Goldes 731
Löwenstein, Das Schwabenfräulein 188
Loewy, Siegfried, Das Burgtheater im Wandel der Zeiten 462
Lübbe, Axel, Der Kainsgrund 386
Luhmann, Heinrich, Vogel Wunderlich 582
Luckenbach, Hermann und Ortwin, Geschichte der deutschen Kunst 186
Luther, Arthur, Dostojewski, Briefe 443
Lux, Joseph August, Beethovens unsterbliche Geliebte 117
Mahrholz, Werner, Deutsche Dichtung der Gegenwart 512
Mann, Heinrich, Liliane und Paul 129, 318
— Mutter Marie 339
Mann, Thomas, Pariser Rechenschaft 76
— Lübeck als geistige Lebensreform 76
Mann, Ernst, Die Überwindung des Christentums durch den aristokratischen Gedanken . . . 705

Digitized by Google

Marti, Hugo, Rumänisches Intermezzo 734
Martin, Alois, Ein religiöses Kunstbuch 393
Matthiesen, Wilhelm, Das Totenbuch 130
Maxis, Emil, Burzelmanns spaßige Reise und andere Märlein für große und kleine Leute . . 61
Maxwell, W. B., Die späte Trauung 532
Meinke, Hanns, Chymische Hochzeit Merlins und Rumis 787
Meißner, Carl, Morgen 390
Melander, Richard, Die Brigg. Zwei Brüder 332
Mentz, Dr., Antike Stenographie 665
Metz, Ernst, Menschliches und Allzumenschliches 332
Metzler, Rudolfina, Kleine Leute 192
Meyer-Eckardt, Viktor, Die Gemme 329
— Das Marienleben 776
Michaelis, Viktor-Emanuel, Spanisch-deutsches Wörterbuch der Warenkunde 61
Michelangelo, Die Decke der sixtinischen Kapelle 187
Michels, Thomas, Des hl. Zeno von Verona österliche Ansprachen 444
Mikkel, Fönhus, Der Troll-Elch 61
Misch, Georg, Der Weg in die Philosophie 461
Modes, Theo, Goethes Fausttragödie für jede Bühne 462
Molo, Walter von, Im ewigen Licht 530
Moltke, Adam von, Akkorde des Lebens 127
Moreck, Kurt, Sittengeschichte des Films 804
Möschlin, Felix, Die Vision auf dem Lofot 386
— Wir wollen immer Kameraden sein 530
Mose der Gottsucher; Mose der Volksführer 63
Muckermann, Friedrich, Das geistige Europa 169
Mühsam, Paul, Sonette aus der Einsamkeit 121
Müller, Günther, Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft 169
Müller, Karl Alexander von, Görres in Straßburg 806
Müller, Elisabeth, „. . . und wenn es im Leben köstlich gewesen" 803
Müller-Rüdersdorff, Das Füllhorn 807
Muron, Johannes, Die spanische Insel 328
Muschler, Reinhold Conrad, Der Weg ohne Ziel 189
Muszynski, Franz, Unsere Leidenschaften 600
Nabor, Felix, Das Mädchen aus der Fremde 467
— Mysterium crucis 734
Nef, Karl, Geschichte unserer Musikinstrumente 394
Neumann, Alfred, Der Teufel 315
— Der Patriot 377
Neuner, Kassian, Wahre Franziskuskinder 62
Niebuhr, Barthold Georg, Briefe 733
Nord, F. K., Die Sichel 396
Nüdling, Ludwig, Für junge Herzen 803
Nückel, Otto, Schicksal 799
Oberkofler, Josef Georg, Sebastian und Leidlieb 178
Odebrecht, Rudolf, Grundlegung einer ästhetischen Werttheorie 592
Odermatt, Esther, Frau Menga 61
Öhler, Heimerdingen, Das Frauenherz 127
Ohnesseit, Wilhelm, Unter der Fahne schwarz-weiß-rot 193
Ollendorf, Oskar, Liebe in der Malerei 187
Otto, Joseph-Albert, Der Fischer von Karange 192
Otto, Rudolf, West-östliche Mystik 30
Pagés, Helene, Rodrigo, der Schiffsjunge des großen Kolumbus 330
Panait, Istrati, Onkel Angiel 664
Pannier, Karl, Das Volksbuch von den Lalenbürgern 194
Paludan, Jakob, Vögel ums Feuer 396
Paquet, Alfons, Sturmflut 594
Paul, Jean, Ein Taschenbuch für Deutsche 598
Paulsen, Rudolf, Der Mensch an der Wage 592
Perch, P. J., En dansk Karmelit 512

Digitized by Google

Seite

Peteeconi, H., Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870 255
Philips, E., Der fremde Prinz 599
Pinder, W. und Hege, W., Der Bamberger Dom und seine Bildwerke 460
Platon, Gastmahl 664
Plutarch, Moralische Schriften 660
Poggel-Degenhardt, Wenn deine Seele in Blüte steht 803
Pöhlmann, Tobias, Goethes Naturauffassung 376
Polgar, Alfred, Ja und nein 462
— Orchester von Oben 463
Pöllmann, Olga, Hans Kleeberg 467
Ponten, Joseph, Luganesische Landschaft 805
— Die letzte Reise 805
Prager, Hans, Die Weltanschauung Dostojewskis 443
Prellwitz, Gertrud, Sonne über Deutschland 530
Presber, Rudolf, Haus Ithaka 189
Prestelgesellschaft, 12. Veröffentlichung der 527
Prévost, Marcel, Seine Geliebte — und Ich 512
Rabitz, Michael, Kentaurenschlacht 192
Raff, Helene, Laurins Rosengarten 192
Rasmussens Thulefahrt 332
Ratzka, Klara, Das Bekenntnis 464
Raynal, Maurice, Picasso 527
Raynal, Paul, Das Grab des unbekannten Soldaten 641
Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 799
Recke, Ludwig, Geknechtet Volk 61
Redslob, Edwin, Deutsche Volkskunst (Schlesien) 526
Reinke, Elisabeth, Die Truhe 666
— Jungheit 666
Reinmichl, Lustige Bücher 193
— Esau und Jakob 200
Reinacher, Eduard, Runold 332
— Waiblingers Austrieb 533
Reiners, Heribert, 1000 Jahre rheinische Kunst 325
Reinhart, Joseph, Heimwehland 61
Renker, Gustav, Der See 532
Reuter, Gabriele, Töchter 649
Richter, Erik, Sinngedichte 788
Richter, Elise, Wie wir sprechen 255
Richter, Hermann, Das wilde Herz 520
Richter, Hans, Fonti, der Erbe eines Chaos 802
Rinkefeil, Rudolf, Schlierilei 398
Rintelen, Fritz, Joachim von, Pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart 461
Roer, Viktoria, Blauhöschen und Rotröckchen 192
Röhl, Hans, Geschichte der deutschen Dichtung 185
— Abriß der deutschen Dichtung 185
Rolland, Romain, Musiker von Ehedem 395
— Aert 645
— Mutter und Sohn 785
Roniger, Emil, Bruder Franz 788
Rose, Felicitas, Die Erbschmiede 467
Rößler, Karl, Die drei Niemandskinder 398
Rotter, Kurt Erich, Sterbende Träume 121
Rümann, Arthur, Rembrandt, der Radierer 594
Rusty, Friedrich, Unter dem Baume des Lebens 665
Salten, Felix, Martin Overbeck 730
Samhaber, Eduard, Ausgewählte Dichtungen 803
Sandt, Emil, Die Schmiede 531
Sailer, J. M., Glückseligkeitslehre 108
Saitschick, Robert, Paulus 304
Seemann, Margarete, Hörende Herzen 599

Digitized by Google

Seidel, Alfred, Bewußtsein als Verhängnis 773
Seidel, Ina, Neue Gedichte 789
Seidl, Arthur, Neuzeitliche Tondichter 395
Sesselmann, Celida, Die Moorhexe 188
Sieber, Dorothea, Stifters Nachsommer 729
Sigerist Dr., Antike Heilkunde 665
Smith, Adam, Theorie der ethischen Gefühle 659
Spann-Reinsch, Vor attischen Grabmälern 124
Springer, Brunold, Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben 105
Sudermann, Hermann, Der tolle Professor 178
Sünte-Marie, Die Wolfenbütteler Marienklag und Osterspill 594
Suso-Waldeck, Heinrich, Antlitzgedichte 454
Svensson, Jon, Abenteuer auf den Inseln 640
Swarzenski, Niccolo Pisano 728
Szittya, Emil, Klaps oder wie sich Ahasver als Saint Germain entpuppt 62
Schaeffer, Albrecht, Homers Odyssee 664
Schaeffler, Julius, Das Mundartenbuch 225
Schaffner, Jakob, Das große Erlebnis 520
Scharl, Severin, Auf einsamen Wegen 62
Schauwecker, Franz, So war der Krieg 735
Schelver, Hugo von, Sonnwendfeuer 802
Schenkel, Gotthilf, Die Freimauerei im Lichte der Religions- und Kirchengeschichte 31
Schickele, René, Das Erbe am Rhein 731
Schiestl, Rudolf, Fränkische Wanderungen 393
Schillings, Heinar, Das Königslied 788
Schlegel, Friedrich, Signatur des Zeitalters 106
Schlözer, Kurt von, Amerikanische Briefe 733
Schlözer, Karl von, Menschen und Landschaften 735
Schmidt, Ferdinand, Die Kunst der Gegenwart 325
Schmidt, Werner, Erwin Pfefferle, Weg und Gestaltung 258
Schmidt-Voigt, Hans Heinrich, Platz Hermann, Deutsche Kultur 170
Schmidt, Expeditus, Magnalia Dei 592
Schmidtbonn, Wilhelm, Die siebzig Geschichten des Papageien 533
Schmitz-Cardauns, Lilli, Gottes Mühle, der Schatten 129
Schmücker, Else, Die tausend Schritte 47
Schnack, Friedrich, Sebastian im Walde 329
Schneider, Arthur, Van Dyk, der Meister des Portraits 594
Schneider, Arthur, Albertus Magnus, sein Leben und seine wissenschaftliche Bedeutung . . . 593
— Else, Die schöne Maria 399
— Maria, Hölderlins Schicksalsweg 531
Schnerich, Alfred, Der Dom zu Gurk 394
Schnitzler, Arthur, Traumnovelle 318
Schnürer, Gustav, Kirche und Kultur im Mittelalter 32
Scholz, Wilhelm von, Lebensdeutung 62
— Das Suso-Buch 108
— Perpetua 315
Schreiner, Ernst, Quellen der Freude 786
Schröer, Gustav, Gottwert Ingram und sein Werk 117
— Der Brockhof und seine Frauen 662
Schrönghamer-Heimdal, F., Am Sonnenbühl 666
Schrott-Fiechtl, Hans, Das linke Pfarrerle 397
Schulenburg, Werner von der, Der junge Burckhardt 257
Schullern, Heinrich von, Kleinod Tirol 732
Schultheß, Johannes, Die Trösterin von Gräfintal 128
Schulz, Elisabeth, Afrikanische Nächte 62
— Otto Th., Goethe und Rom 376
Schuster, Mauriz, Altertum und deutsche Kultur 665
Schweizer, Eugen, Was sie reden und fühlen 126
Schwers, Paul und Friedland, Martin, Das Konzertbuch 395
Steffen, Albert, Die Krisis im Leben des Künstlers 236

Digitized by Google

Stehr, Hermann, Der Heiligenhof 507
— Der Geigenmacher 507
Stein, Robert, Görres 806
Steinen, Wolfram von den, Vom hl. Geist des Mittelalters 304
Steinmüller, Paul, In Allmutters Garten 62
— Der Weg nach Heilisoe 188
Stemplinger, Dr., Buchhandel im Altertum 665
Stenz, Hermann, Das steinerne Meer 667
Stern, Bolko, Stunden mit Richard Dehmel 508
Stern, Egon von, In die Freiheit 534
Sternberg, Leo van, Teufelsgeschichten 262
Sternheim, Carl, Die Schule von Uznach oder Neue Sachlichkeit 236
Stevenson, R. L., Das Flaschenteufelchen 194
— Dr. Jekyll und Mr. Hyde 194
Stjernstedt, Marika, Die von Sneckenström 187
— Die von Sneckenström 448
Stockert-Meynert, Dora von, Euphorion 663
Stoeßl, Otto, Adalbert Stifter 106
Strachwitz, Hubertus-Kraft von, Die Edeltanne. Die Großmutter vom Plattenhof 399
Strasser, E. E., Neuere holländische Baukunst 528
Stratton-Porter, Gene, Füchslein 666
Stuckert, Franz, Das Drama Zacharias Werners 58
Taube, Otto von, Das Opferfest 260
Tetzel, Karl, Karl Maria von Weber 721
Theilhaber, Felix A., Dein Reich komme 126
Thérive, André, Georges Duhamel 23
— La révanche 23
Thiel, Johannes und Matthiessen, Wilhelm, Karlemann und Fiederwisch 192
Thiel, Johannes, Strupp 806
Thieß, Frank, Das Tor zur Welt 193
Thodi, Henri, Der Ring des Frangipani 329
Thomé, Marga, Die Herbergsmagd 129
Thrasolt, Ernst, Die Witwe 262
Tischleder, Peter, Die Staatslehre Leo XIII. 461
Tolstoi, Leo, Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi 733
Trebitsch-Stein, Marianne, Irische Märchen 191
Triebnigg-Pirkhert, Ella, Goldene Heimat 399
Tschechow, A. P., Komisches — Tragikomisches 262
Uhde-Bernays, Hermann, Carl Spitzweg 799
Undset, Sigrid, Kristin Lavranstochter 260, 397
— Frühling 531
— Jenny 785
Unger, Eckhard, Sumerische und akkadische Kunst 258
Unruh, Fritz von, Bonaparte 377
Venner, Normann, Der falsche Arthur 533
Verdi, Guiseppe, Briefe 395
Vermeersch, Der Muttergottestag 261
Vesper, Will, Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten 127
Vetterli, Paul, Wolf 63
Viertel, Berthold, Die Bacchantinnen 577
Vogel, Traugott, Ich liebe, du liebst 520
Volkslieder der Serben 804
Vorländer, Karl, Von Machiavelli bis Lenin 598
Voß, A. von, Einer Seele Not 448
Waag, Albert, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes 256
Wackernagel, Martin, Max Slevogt 728
Wackernell, Joseph Eduard, Adolf Pichler, Leben und Werke 306
Wagner, Georg, Romfahrt deutscher Jugend zum hl. Jahr 62
Wagner, Max, Leopold, Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen . . 327
Wagner, Julius, Einführung in die Pädagogik als Wissenschaft 392

Digitized by Google

Waldmann, Emil, Französische Maler des XIX. Jahrhunderts 259
Wallace, Edgar, Der Frosch mit der Maske 63
Wallraf, Max, Aus einem rheinischen Leben 466
Walter, Feri, Phantasien der Nacht 262
Ward, Wilfried, Zur unrechten Zeit 666
Warns, Hans, Aus dem Wunderland der Tiere 192
Waser, Maria, Wege zu Hodler 799
Wasserzieher, E., Hans und Grete 256
Weber, Peter, Der Brudermord 189
Weber, Leopold, Dietrich von Bern 467
Weber, Die Hegelingen 467
Weber, Franz, Laurins Rosengarten 534
Weber, Gottwald, Unge Pulei 597
Weinberger, Martin, Deutsche Rokokozeichnungen 528
Weingartner, Joseph, Das kirchliche Kunstgewerbe der Neuzeit 460
Weise, Oskar, Wanderungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte und Wortbedeutung 255
Weismantel, Leo: Lionardo da Vinci 580, 640
— Die Geschichte des Richters von Orb 640
Weiß, Ernst Felix, Albertus Dürenkrutz 520
Weitz, Philipp-Hans, Der tönende Turm 802
Wells, Herbert-George, Der Traum 595
Werdeborg, Erwin, Geburten aus dem Chaos 128
Werfel, Franz, Der Tod des Kleinbürgers 511
Werner, Heinz, Die Ursprünge der Lyrik 186
Werner, Ernst, Blütenlese der älteren spanischen Literatur 327
Wichert, Paul, Befreiung 464
Wichert, Ernst, Der große Kurfürst in Preußen 735
— Der Knecht Gottes Andreas Nyland. 464
Wieden, Klaus, von der, Der Mäuseturm 397
Wilamowitz-Möllendorf, Die Heimkehr des Odysseus 665
Wilke, Edwin, Deutsche Wortkunde 256
Willam, Franz-Michel: Die sieben Könige 128
Witte, Carl, Die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf 259
Wittgenstein, Werner, Thiele Vorsings Uhr 662
Wolff, Johann, Der liebe Gott auf Urlaub 599
Wolters, Friedrich, Der Deutsche 59
Woermann, Karl, Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen 394
Wrede, Friedrich Fürst, Politeia 28
Wukadinovic, Sp., Goetheprobleme 376
Wulf, Joseph, Der Waldjörg 332
Wundt, Theodor, Das Diadem, Ideale und Illusionen 531
Wyneken, Gustav, Der europäische Geist 705
Zahn, Ernst, Die schönsten Erzählungen 534
— Die Hochzeit des Gaudenz Orell 732
— Der Liberi 732
Zapletal, Vinzenz, David und Saul 63
Zech, Paul, Ich bin du (Die Begegnung mit dem Unsichtbaren) 46
— Das törichte Herz 330
Zickel, Reinhold, Das Lirileirapodagrü 130
Zimmer, F. A., Fackelträger der Menschheit 788
Zöller, Michael, Schwerter und Geigen 62
Zotz, Kurt, Gedichte 390
Zurkinden, Odilo, Wo der Adler haust 667
Zweig, Stefan, Verwirrung der Gefühle 318
— Volpone. 716

Digitized by Google

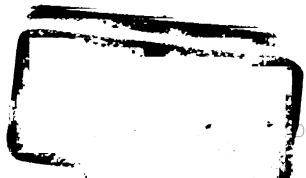
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

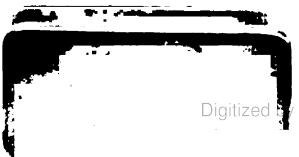
A P4
.G74
v.21
no.7-12



Digitized by Google

Digitized by Google

A P4
.G74
v.21
no.7-12



Digitized by Google

3 0000 093 402 083

Digitized by Google